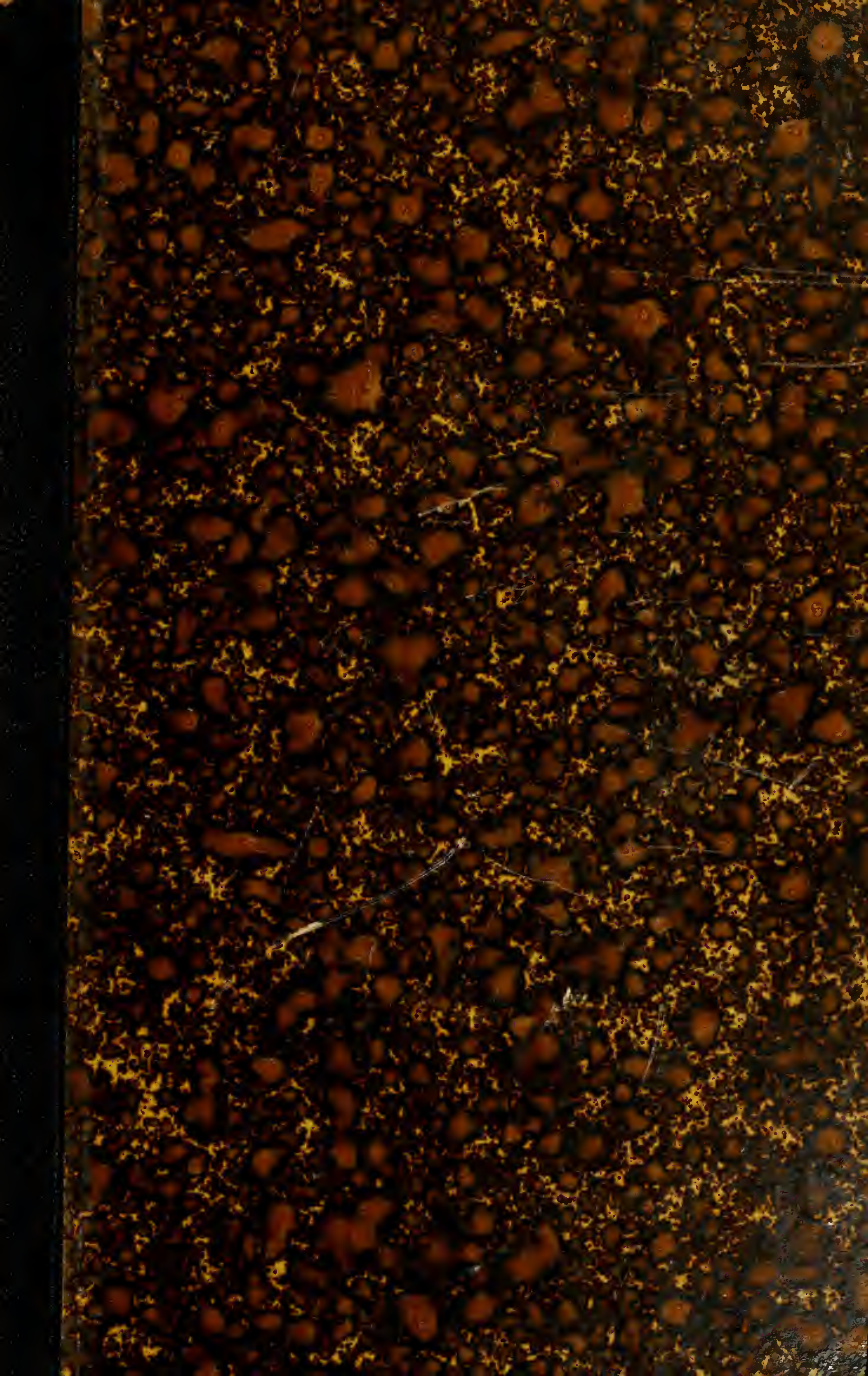
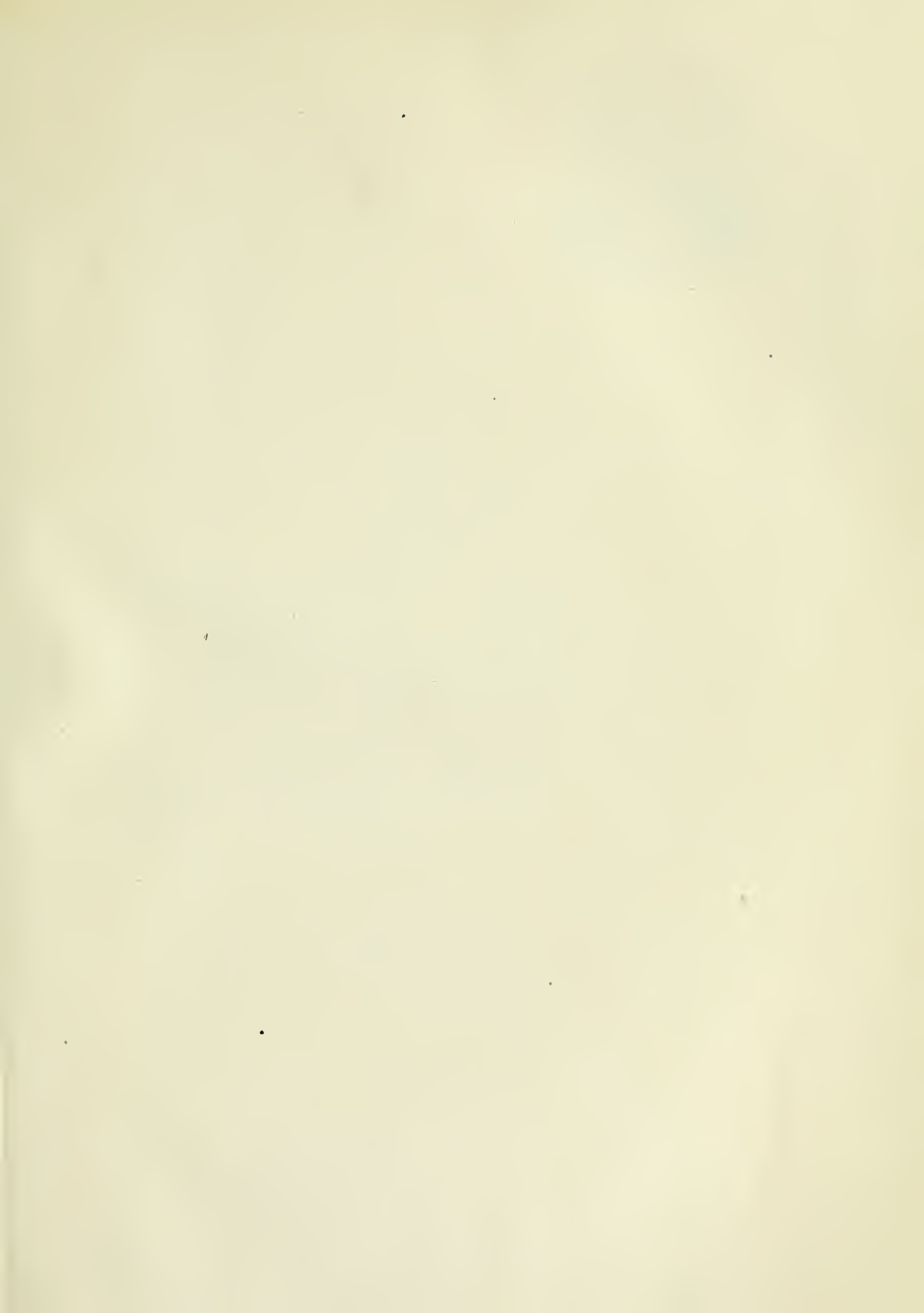












Die neue Rundschau

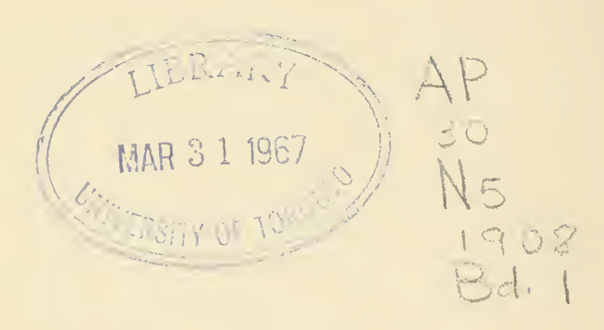
XIXter Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1908



Berlin / S. Fischer / Verlag





Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:







Politische Ängste eines unpolitischen Mannes

or ein paar Jahren saßen in einem Kaffeehaus junge Leute, die mit Eifer und Leidenschaft, mit vielen Feuer und einiger Sachkenntnis über die Dinge stritten und sich einigten, sich fanden und mißverstanden, die ihnen offenbar die wichtigsten ihres Lebens waren: Probleme der Kunst, der Dichtung und, wie sie meinten, der Kultur. Da trat ein älterer Mann auf sie zu und brachte, erregt, mit einer Zeitung, auf die er schlug, die Nachricht von einer großen Niederlage der Buren gegen die Engländer. Einen Augenblick wurde es ruhig am Tisch; dann erhoben sich die lärmenden Stimmen, und man verwies den bestürzten Pfahlbürger mit Nachsicht, Mitleid, Verachtung und Entrüstung in das Gefühl seines banausischen Nichts. Alles das geschah nicht ohne Affektation; man tat sich etwas darauf zugute, über den flüchtigen, vieleicht unwahren, jedenfalls unwesentlichen Erregungen des Tages zu stehen, und man sprach weiter von Kultur: il verso è tutto.

Und warum sollte nicht, das bißchen Dünkel gern gegönnt, eine Gesinnung zu loben sein, die, ihrer besonderen Aufgaben bewußt und voll Hoffnung sie zu lösen, sich vor Vermischungen zu bewahren und von der leeren Anteilnahme an fremden Pflichten und Sorgen rein zu halten suchte! warum sollte nicht, trotzdem jeder Deutsche mit der Anwartschaft auf einen Stimmzettel und auf ein Kleid aus zweierlei Tuch geboren wird, der Dichter, der Künstler in seiner Wolke wandeln, unbekümmert darum, wie der Staatsmann das Land aufteilt und der Soldat es schützt! Konnte man doch an die berühmte, um ein kleines zu sehr pointierte Anekdote zwischen Soret und Goethe erinnern und mit Genugtuung ausmalen, wie der von den Pariser Juliereignissen aufgeregte Politikus zu dem greisen Meister ins Zimmer stürzt und auch ihn in lebhafter Bewegung trifft, aber, wie er mit Verblüffung und Beschämung erkennt, nicht über Barrikadenkämpfe und Revolution, sondern über den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß heute noch jüngere Leute so sicheren Gewissens bleiben würden, und auch ohne politischen Instinkt spüren sie allerorten, daß die seltsame, überall wahrnehmbare Behinderung und Stockung der Seele mit einer Behinderung und Stockung des politischen Lebens in Zusammenhang stehe. Der Dichter braucht mit Fug um einen durch kräftigen Puls belebten Staat sich nicht zu kümmern; von einem mattherzigen, tückischen, verlogenen Zustand wird er trotz äußersten Widerstrebens Wirkungen eines tiefen Unbehagens, einer lähmenden Kälte und Gleichgültigkeit verspüren.

Diesen Zustand abzuleugnen werden viele Menschen umso eifriger sein, als wir ja im allgemeinen der Zeit, die uns umhüllt und trägt, so wenig inne werden, wie der Luftsäule über unserm Haupt; sie werden sich darauf berufen, daß, wenn die Verminderung des politischen Lebens überhaupt zu beklagen, sie durch eine sichtlich vertiefte und verfeinerte Kultur mehr als ausgeglichen sei.

Aber aus der zoologischen Gefangenschaft der Menschheit ist Kultur, wie sie gemeinhin verstanden wird, keineswegs die Pforte, die ins Freie führt; diese Pforte ist einzig und allein Religion. Die Zufälligkeit der Geschichtsschreibung, ihre Eitelkeit, ohne die es garnicht möglich wäre, aus dem va et vient des Lebens Tatsachen herauszuretten, hat einen zu hohen, das ist einen falschen Begriff von der Kultur geschaffen.

Doch dieses beiseite gesetzt, steht es denn in Wahrheit um unsere Kultur — das Wort im abgeschwächten Sinne — so, daß wir ihrer froh sein dürften? Vor einem Menschenalter haben die Fortgeschrittensten darüber zu klagen gehabt, daß die Deutschen keiner andern als einer papiernen Bildung mächtig wären; daß selbst diejenigen unter ihnen, deren Wissen und Meinen, deren Denken und Deuten mit Hartnäckigkeit um die Adelsnamen des menschlichen Geistes bemüht wäre und sich am liebsten bei Plato, Dante, Kant und Goethe zu Hause fühlte, sich ohne Haltung und Form, zwischen pöbelhaft geschmacklosem Hausrat und im Dampf von schlechtem Tabak zufrieden bewegten. Das hat sich freilich bis auf den Knopf der elektrischen Klingel geändert; und wenn wir in ein Warenhaus gehen oder auf einem Stuhl niedersitzen, ein Buch zur Hand nehmen und Thee trinken, können wir uns einbilden, in Schönheit zu leben. Nichtsdestoweniger wird in der Untergrundbahn geraucht, in die Theater kommt man zu spät, aus den Konzerten geht man zu früh, man applaudiert der Sängerin den Schluß der Begleitung weg, und der Bürgersmann führt seine halbentblößte Frau zu Festen, die nicht gerüstet sind, einem heimkehrenden Krieger das Blut zu erfrischen. Nichtsdestoweniger ist das Ideal des Weibes die große Kokotte und das des Mannes der gewinnreiche Bankier, beide, versteht sich, mit psychologischen Hintergründen und mit Sammlungen von Gemälden und alten Drucken. Nichtsdestoweniger war es unserer Zeit vorbehalten, den heimlichen Kaiser Mammon sogar offenbar zu machen und alle Werte so sehr in Waren zu verwandeln, daß ein Leben außerhalb von

Erfolg und Münzbarkeit und jenseits der Sinnlichkeit überhaupt nicht verstanden wird. Selbst das Sittliche wird in kürzester Frist zur Verfeinerung der Sinne zerarbeitet und zur Bereicherung jenes Genießens, das, nach Goethes Wort, gemein macht. Der Geschmack, von der Mode in Sklaverei gehalten, läßt sich, wie eine sentimentale Dirne, trotz aller Verfeinerung leichter betrügen als je. Ideen wurden geboren, sie verflüchtigten im übermächtigen Rauschen des Papiers zu Theorien und wurden von betriebsamer Popularisierung in erneuter Konsistenz als Handhaben zum ordinärem Kampf der Interessen wieder dargereicht. Auf diese Weise konnten Adelslehren Anhänger finden, ohne daß Pflicht und Stolz gestärkt worden wären; Kredit und Debet lösten Ormuzd und Ahriman ab; und während man durch Versicherungen, Fürsorge und Hygiene für das Volk sorgte, begab man sich der Macht, dieses selbe Volk und sich dazu vor dem schlimmsten Unfall, dem Krieg, zu bewahren.

Es ist mit unserer Kultur seit dreißig Jahren in Wahrheit nicht besser, sondern schlechter geworden. Der Gegensatz zwischen dem, was man glaubt, und dem, was man zu glauben vorgibt, mit einem Wort: die Stillosigkeit ist heimlicher und größer. Es gab eine deutsche Kultur, als es kein Deutschland gab: die Kultur war das Vaterland; Schulmeister haben sie gegründet, wir waren stolz auf diesen Ursprung, aber der Übermut hat ihn zur Fehlerquelle gemacht; die Nationalität unsrer großen Lehrer wurzelte im Humanismus und nicht im Staat, und als der Staat, brutal wie eine Tatsache, sich hingemauert hatte, mußte sie ohnmächtig draußen bleiben. In den sechziger Jahrgängen der Gartenlaube ist mehr Kultur, das ist mehr Einheit zu spüren als in heutigen, mit ihrer Überlegenheit an Geist und Realität prunkenden Bekundungen. Nirgendwo als bei uns sind die Talente so ins Private exiliert und so wenig zur unmittelbaren Wirksamkeit und Herrschaft zugelassen. Diese geringe Schnittfläche des Talents und der Herrschaft ist schuld daran, daß das eine an Spannung, der andere an Geist und beide an Ethos einbüßen.

Als der deutsche Humanismus vor den Mauern des Reiches zusammenbrach, unfähig, seinem Ursprung nach, zum Sturmlauf, unfähig, entgegen seinem Ursprung, zum Flug, wichen die Genien überraschend schnell von ihm. Was sie aber verjagte, das war nichts anderes als die große Revolution in der Gedankenwelt der Menschheit, die man als Darwinismus so ungefähr wie zwingend bezeichnet, dieses Darwinismus, der die Moral in die Naturwissenschaft versetzt, der alle qualitativen Maße zerbricht und statt ihrer die quantitativen, unsicheren, gefahrbringenden aufzwingt und einen neuen Mut verlangt. Er ist es, der die zwei großen Mächte unserer Zeit legitimiert hat, die Macht der Massen und die Macht des Erbes; die eine in ihrer naiven Unmittelbarkeit, die andre noch in der durch Ehrgeiz herbeigeführten Übertreibung der Nietzscheschen Formel. Sie beide, Konservativismus und Sozialismus, nein: Konservative und Sozialisten sind die großen Wirklichkeiten unserer Zeit; sie allein können sich rühmen, daß ihr öffentliches Tun und Denken nichts

anderes als ihr zusammengefaßter Alltag sei. Das dürfen mit soviel Wahrheit nicht einmal die politischen Katholiken sagen; mit noch weniger die Männer, die den vernutzten Namen des Liberalismus zu neuen Ehren bringen und zu einer neuen Einheit formen wollen.

Der Liberalismus glaubt seine Zeit gekommen. Er glaubt, zwischen die beiden realen und eben durch diese ungeheure, wachsende Realität bei unversöhnbarer Feindschaft kulturerstickenden Mächte sich entscheidend einschieben zu können, — und nie ist uns mehr bange um ihn gewesen, als in diesem Augenblick, wo ihn das parlamentarische Zufallsgleichgewicht verführt, sich als das Zünglein an der Wage wichtiger vorzukommen als was in den Schalen steigt und fällt. Er wollte auch einmal auf Bismärckische Weise Realpolitik treiben; aber er hat dabei den Platz im Schmollwinkel mit einer Gefolgschaft vertauscht, deren Bitterkeit er sich mit nutzlosem Eifer zu verhehlen trachtet. Einer Politik zustimmen, heißt nicht Politik treiben. Und in allem, was den Elan jenes 13. Dezember 1906 ausmachte, hat der Liberalismus nichts zu tun gehabt, als zuzustimmen. Wenn er es jetzt unternimmt, seine Forderungen zu präsentieren, so ist für vieler ernster Männer Augen seine Gebärde nicht schöner als die eines Verräters, der um seinen Lohn trotzt.

Was ist eine Realpolitik ohne wahre, unmittelbare Macht? Nicht viel mehr, als das, was man in dem abscheulichen Jargon unserer Parlamente einen Kuhhandel nennt. Der Sozialist hat den Streik, der Konservative den Krieg; jener ist fast das ganze Volk, dieser ist fast der ganze Staat. Der Liberale ist das Zünglein an der Wage, die nichts zu wägen hat.

Einer Partei, die nicht die Macht besitzt, tun nicht Programme not, sondern Ideen. Wenn das Bürgertum den ernsten Willen hat, sich nicht aufzugeben, kann es immer wieder die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten seiner Stellung zu einer Tugend und aus dem Unbestimmten seines Lebensgefühls seine Kraft machen.

So weit im Leben, wie Konservativismus und Sozialdemokratie, ist vielleicht zu nah an dem Punkt, wo ihre Ideen an dem unausbleiblichen Cynismus aller Realität sterben. Von Tag zu Tag wird es weniger möglich, die Herrschaft der Herrschenden romantisch zu verklären und die Augen davor zu verschließen, daß sie mehr als zur Hälfte eine generationenweise wiederholte Usurpation und mehr als zu drei Vierteilen eine roture ist, die, statt im fünfundzwanzigsten oder fünfunddreißigsten Lebensjahr, schon im fünften zu Sicherheit und Haltung kommt. Und welche Kultur ist vom Sozialismus zu erwarten, solange er alle Errungenschaften des Kapitals und der Macht annimmt und nur das Odium davon schadenfroh und pharisäisch in die andern Konduitenlisten schreibt!

Der Liberalismus darf wirklich seine Zeit gekommen glauben: hätte er sie doch nie verfehlen sollen. Ohnehin fast mehr eine Form als ein Inhalt der Politik, könnte er am ehesten den Geist aus der Gebundenheit lösen, in der

Materialismus und Historie ihn halten. Sein Wesen könnte die Freiheit sein, die unbestimmte, schwache, die stärker ist, als die Gesetze. Ein Fehler im Denkfühlen läßt uns historische Notwendigkeit mit ideeller verwechseln und wähnen, Tatsachen seien Götter; wähnen, daß es nicht anders hätte werden können, als es geworden ist. Aber für unsere Phantasie muß selbst die Vergangenheit flüssig sein; sonst wird für unsern Willen auch die Gegenwart starr. Von dieser starren Gegenwart befangen, wagt der Liberalismus nicht mehr, rückwärts über das Gebirge Bismarck hinweg und auf seine vorgeblichen Ahnen, die Humanisten, die Philosophen, die Historiker und Essayisten, mit mutholendem Blick zu sehen. Aber ein Staatsmann schafft keine Ideen, sondern führt sie aus; und noch wenn er sie verachtet, ist er nichts anderes, als ihr Vollstrecker. Sie zu schaffen, die namenlosen, sie zu pflegen, die schwachen unwiderstehlichen, wessen Aufgabe hat das zu sein? Des Volkes? Und glaubt der Liberalismus Volk sein zu können, in höherem Maße als andere Parteien Volk sein und Kultur wirken zu können, wenn er eitel in höherem Maße Partei zu werden trachtet? —

Mit dem allem ist, wer wollte es bestreiten, nichts gesagt; aber es ist damit, und ernsten Sinnes, gefragt. Von Antworten schwirrt die Luft, der Lärm wächst täglich; wieder fragen können, heißt wieder der Ruhe, der Fruchtbarkeit fähig sein. Antwort ist Programm; Frage — beinahe — Idee.

Aus einer griechischen Reise / von Gerhart Hauptmann

Ich befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Triest. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klasse noch Platz gefunden. Es ist ziemlich ungemütlich. Allmählich läßt jedoch das Laufen, Schreien und Rennen der Gepäckträger nach und das Arbeiten der Krane. Man beginnt sich zu Hause zu fühlen, fängt an sich einzurichten, seine Behaglichkeit zu suchen.

Eine Spießbürgerfamilie hat auf den üblichen Klappstühlen Platz genommen. Mehrmals ertönt aus ihrer Mitte das Wort „Phäakenland". Erfüllt von einer großen Erwartung, wie ich bin, erzeugt mir Klang und Ausdruck des Wortes in diesem Kreis eine starke Ernüchterung. Wir schreiben den 26. März. Das Wetter ist gut: warme Luft, leichtes Gewölk am Himmel.

Ich nahm heute morgen im Hotel hinter einer sehr großen Fensterscheibe mein Frühstück ein, als, mit einem grünen Zweiglein im Schnabel, draußen eine Taube aus den Masten des Hafens heran und nach oben von links nach rechts vorbeiflog. Dieses guten Vorzeichens mich erinnernd, fühle ich Zuversicht.

Wir entfernen uns nach einem seltsamen Manöver der „Salzburg" von Triest. Die Gegenden sind ausgebrannt. Alle Färbungen der Asche treten hervor. Der Karst erscheint wie mit leichtem Schnee bedeckt. Viele gelbe und orangefarbene Segel ziehen über das Meeresblau. Die Maler sind entzückt und beschließen, zu längerem Aufenthalt gelegentlich zurückzukehren.

Es ist jetzt fünf Uhr. Seit etwa zwei Stunden sind wir unterwegs. Beinweiß zieht die nahe Strandlinie an uns vorüber. Wir haben zur linken das flache dalmatinische Land, ausgetrocknet, weit gedehnt, in braunrötlichen Färbungen. Beinweiß, wie von ausgebleichten Knochen errichtet, zeigen sich hie und da Städte und Ortschaften, zuweilen bedecken sie sanftgewölbte, braungrüne Hügel oder liegen auf dem braungrünen Teppich der Ebene. Mit scharfem Auge erkennt man fern weiße Spitzen des Velebitgebirges.

Allmählich werden diese Bergspitzen höher und der ganze Bergzug tritt deutlich hervor. Er ist schneebedeckt. Den Blick hinter mich wendend, bemerke ich: die Sonne steht noch kaum über dem Wasserspiegel, ist im Untergang. Der Mitreisenden bemächtigt sich jene Erregung, in die sie immer geraten, wenn die Stunde herannaht, wo sie die Natur zu bewundern verpflichtet sind. Bemühen wir uns, wahrhaftig zu sein! Der großartige, kosmische Vorgang mit seinen starken Effekten hat wohl die Seelen der Menschen von je mit Schauern erfüllt, lange bevor das malerische Naturgenießen zur Mode geworden ist, und ich nehme an, daß selbst der naturfremde Durchschnittsmensch unserer Zeit, und besonders auf See, noch immer im Anblick des Sonnenunterganges auf ehrliche Weise wortlos ergriffen ist. Freilich hat sein Gefühl an ursprünglicher abergläubischer Kraft bis auf schwächliche Reste eingebüßt.

Nach durchaus ruhiger Nacht setzt heut gegen fünf Uhr vormittag nord-

östlicher Wind ein. Ich merke, noch in der Kabine, bereits das leichte Stampfen und Rollen des Schiffes. Als erster von allen Passagieren bin ich an Deck. Ein grauer Dunst überzieht den Morgenhimmel. Das Meer ist nicht mehr lautlos: es rauscht. Schon überschlagen sich einzelne Wogen und bilden Kämme von weißem Gischt. Im Südosten beobachte ich eine düstere Wolkenbank und Wetterleuchten.

Die „Salzburg" ist ein kleines, nicht gerade sehr komfortables Schiff. Die Matrosen sind eben dabei, das Deck zu reinigen. Sie spritzen aus einer „Feuerspritze" Wassermassen darüber hin, so daß ich fortwährend flüchten muß und auch so jeden Augenblick in Gefahr bleibe, durchnäßt zu werden. Es ist kein Tee zu bekommen, trotzdem ich, wärmebedürftig wie ich bin, mehrmals darum ersuche. Die Einrichtungen hier halten einen Vergleich mit dem norddeutschen Lloyd nicht aus.

„O, Tee, in eine Minute fertig", wiederholt der Steward eben wieder, nachdem etwa anderthalb Stunden Wartens vorüber sind.

Jetzt 7½ Uhr; volle Sonne und Seegang. Unter anderen Wohltaten einer Seereise ist auch die anzumerken, daß man während der Fahrt die ruhige und gesicherte Schönheit der großen Weltinseln wiederum tiefer würdigen lernt. Das Streben des Seemanns geht auf Land. Statt vieler auseinanderliegender Ziele bemächtigt sich seine Sehnsucht nur dieses einen, wie wenige notwendig. Daher noch im Reiche des Idealen glückselige Inseln auftauchen und als letzte glückselige Ziele genannt werden.

Allerlei Vorgänge der Odyssee, die ich wieder gelesen habe, beschäftigen meine Phantasie. Der schlaue Lügner, der selbst Pallas Athene belügt, gibt manches zu denken. Welche Partien des Werkes sind außer den eingestandenermaßen erlogenen wohl noch als erfunden zu betrachten, vom Genius des erfindungsreichen Odysseus. Etwa die ganze Kette von Abenteuern, deren unsterbliche Schönheit unzerstörbar besteht. Es kommen zweifellos Stellen vor, die unerlaubt aufschneiden; so diejenige, wo die Charybdis das Wrack des Odysseus einsaugt, während er sich in das Gezweige eines Feigenbaumes gerettet hat, und wo eben dasselbe Wrack von ihm durch einen Sprung wieder erreicht wird, als es die See an die Oberfläche zurückgibt.

Die Windstärke hat zugenommen. Hie und da kommt ein Sprühregen über Deck. Regenbogenfarbene Schleier lösen sich von den Wellenkämmen. Rechts in der Ferne haben wir italienisches Festland. Ein kleines, scheinbar flaches Inselchen gibt Gelegenheit, das Spiel der Brandung zu beobachten. Zuweilen ist es, als sähen wir den Dampf einer pfeilschnell längs der Klippen hinlaufenden Lokomotive. Weiße Raketen schießen überall auf, mitunter in so gewaltigem Wurf, daß sie, weißen Türmen vergleichbar, einen Augenblick lang stillstehen, bevor sie zusammenstürzen.

Ich lasse mir sagen, daß es sich hier nicht, wie Augenschein glauben macht, um eine Insel, sondern um eine Gruppe handelt: die Tremiti. Der freund-

liche Schiffsarzt führt mich ins Kartenhaus und weist mir den Punkt auf der Schiffskarte. Auf den Tremiti halten die Italiener gewisse Gefangene, die im Inselbezirk bedingte Freiheit genießen.

Ein Dampfer geht zwischen uns und der Küste gleichen Kurs.

Allmählich sind wir dem Lande näher gekommen, bei schwächerem Wind und stärkerer Dünung. Das Wasser, wie immer in der Nähe von Küsten, zeigt hellgrüne Färbungen. Es gibt schwerlich eine reizvollere Art Landschaft zu genießen, als von der See aus, vom Verdeck eines Schiffes. Die Küsten, so gesehen, versprechen, was sie nie halten können. Die Seele des Schauenden ist so gestimmt, daß sie die Ländereien der Uferstrecken fast alle in einer phantastischen Steigerung, paradiesisch sieht.

Vieste, Stadt und malerisches Kastell, tauchen auf und werden dem Auge deutlich. Die Stadt zieht sich herunter um eine Bucht. Den Hintergrund bilden Höhenzüge, die ins Meer enden: zum Teil bewaldet, zum Teil mit Feldern bedeckt. Durch das Fernglas des Kapitäns erkenne ich vereinzelt gestellte Bäume, die ich für Oliven halte. Eine starke, alte Befestigungsmauer ist vom Kastell aus um die Bucht herunter gezogen. Es ist eigentümlich, wie fremd und unwirklich der Anblick des ganzen anmutet. Man erinnert sich etwa alter Miniaturen aus Prachtcodices; man denkt an Schiffe von phantastischer Form im Hafen der Stadt, an Mauren, Ritter und Kreuzfahrer in ihren Gassen.

Jene, nicht allzuferne, uns Heutigen doch schon völlig fremde Zeit, wo der Orient in die abendländische Welt wie eine bunte Welle hineinschlug, jene unwiederbringliche Epoche, vielfältig ausschweifender abenteuerlicher Phantastik — so ist man versucht zu denken — müsse in einer dem Gegenwartsblick so gespenstischen Stadt noch voll in Blüte stehen. Wetterwolken sammeln sich über dem hochgelegenen Kastell. Die See wogt wie dunkles Silber. Der Wind weht empfindlich kalt.

Homer in der Odyssee läßt den Charakter des Erderschütterers Poseidon durchaus nicht liebenswürdig erscheinen. Er ist es auch nicht. Er ist unzuverlässig; er hat unberechenbare Tücken. Ich empfinde die Seekrankheit, an der viele Damen und einige Herren leiden, als einen hämischen Racheakt. Der Gott übt Rache. In einer Zeit, wo er, verglichen mit ehemals, sich in seiner Macht auf eine ungeahnte Weise beschränkt und zur Duldung verurteilt sieht, rächt er sich auf die niederträchtigste Art. Ich stelle mir vor, er schickt einen langen, aalartig schleimigen, grünen Wurm aus der Tiefe herauf, und zwar unsichtbar, mit dem Kopf zuerst durch den Mund in den Magen des Seefahrers; aber so, daß der Kopf in den Magen gelangt, dort eingeschlossen, der Schwanz mittlerweile ruhig im Wasser hängen bleibt. Der Seefahrer fühlt diesen Wurm, den niemand sieht. Obgleich er ihn aber nicht sieht, so weiß er doch, daß er grün und schleimig ist, und endlos lang in die See hinunterhängt, und mit dem Kopfe im Magen festsitzt. Die schwierige Aufgabe bleibt

nun die: den Wurm, der sich nicht verschlucken und auch nicht ausspucken läßt, aus dem Inneren herauszubekommen.

Seltsam ist, daß Homer diesen göttlichen Kniff Poseidons unbeschrieben läßt, zumal er doch sonst im Gräßlichen keine Grenzen kennt; und von den vielerlei Todesarten, die er zur Darstellung bringt, abgesehen, einen verwandten Zustand, der dem Zyklopen Polyphem zustößt, so schildert:

„. . . dem Rachen entstürzten mit Weine
Stücke von Menschenfleisch, die der schnarchende Trunkenbold ausbrach."

Eine Gesellschaft von Tümmlern zeigt sich hie und da augenblicksschnell überm Wasser in der Nähe des Dampfers. Es ist ein Delphin, vom Seemann als Schweinfisch bezeichnet, der im Mittelmeer wohl fast bei jeder Tagesfahrt gesichtet wird. Er ist ausgezeichneter Schwimmer und sehr gefräßig.

Wir verlieren die italienische Küste wieder mehr und mehr aus den Augen. Der Nachmittag schreitet fort durch monotone Stunden, wie sie bei keiner Seereise ganz fehlen. Regenböen gehen zuweilen über Deck. Ich finde einen bequemen Sitzplatz, einigermaßen geschützt vor dem Winde. Ich schließe die Augen. Ich versinke gleichsam in die Geräusche des Meeres. Das Rauschen umgibt mich. Das große, das machtvolle Rauschen, überall her eindringend, unwiderstehlich, erfüllt meine Seele, scheint meine Seele selbst zu sein.

Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter sind solche, die ich mit beklommener Seele habe machen müssen. Viele Einzelheiten stehen vor meinem inneren Gesicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zustand. Damals warf der große Ozean unser stattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernste Gesichter. Was ich selber für ein Gesicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals stürmische Wochen auf zwei Meeren und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unserem bremensischen Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen sollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.

Ich erwäge plötzlich mit einem gelinden Entsetzen, daß ich mich nun doch noch auf einer Reise nach jenem Lande befinde, in das es mich schon mit achtzehn Jahren hyperion-sehnsüchtig zog. Zu jener Zeit erzwang ich mir einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italienischen Halbinsel verhinderten mich, mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich, das Versäumte nachzuholen, in 26 Jahren: zuweilen gehofft, zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünscht, zuweilen auch nicht mehr gewünscht; einmal die Reise geplant, begonnen und liegen gelassen. Und ich gestehe mir ein, daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernstlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu sehen. Noch jetzt, indem ich diese Notizen mache, bin ich mißtrauisch!

Ich kenne übrigens keine Fahrt, die etwas gleich unwahrscheinliches an sich hätte. Ist doch Griechenland eine Provinz jedes europäischen Geistes geworden; und zwar ist es noch immer die Hauptprovinz. Mit Dampfschiffen oder auf

Eisenbahnen hinreisen zu wollen, erscheint fast so unsinnig, als etwa in den Himmel eigener Phantasie mit einer Leiter steigen zu wollen.

Es ist sechs Uhr und die Sonne eben im Untergehen. Der Schiffsarzt erzählt mancherlei und kommt auf die Sage vom grünen Strahl. Der grüne Strahl, den gesehen zu haben Schiffsleute mitunter behaupten, erscheint in dem Augenblick, ehe die Abendsonne ganz unter die Wasserlinie tritt. Ich weiß nicht, welche Fülle rätselhaften Naturempfindens diese schöne Vorstellung in mir auslöst. Die Alten, erklärt uns ein kleiner Herr, müßten den grünen Strahl gekannt haben; der Name des ägyptischen Sonnengottes bedeute ursprünglich: grün. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, aber ich fühle in mir eine Sehnsucht, den grünen Strahl zu erblicken. Ich könnte mir einen reinen Toren vorstellen, dessen Leben darin bestünde, über Länder und Meere nach ihm zu suchen, um endlich am Glanz dieses fremden, herrlichen Lichtes unterzugehen. Befinden wir uns vielleicht auf einer ähnlichen Pilgerfahrt? Sind wir nicht etwa Menschen, die das Bereich ihrer Sinne erschöpft haben, nach andersartigen Reizen für Sinne und Übersinne dürsten?

Jedenfalls ist der kleine Herr, durch den wir über den grünen Strahl belehrt wurden, ein seltsamer Pilgersmann. Das putzige Männchen reist in Schlafschuhen. Sein ganzes Betragen und Wesen erregt zugleich Befremden und Sympathie. Wohl über die fünfzig hinaus an Jahren, mit bärtigem Kopf, rundlicher Leibesfülle und kurzen Beinchen, bewegt er sich in seinen Schlafschuhen mit einer bewunderungswürdigen, stillvergnügten Gelenkigkeit. Ich habe ihn auf der Regenplane, von der die verschlossene Öffnung des Schiffraums überzogen ist, in wahrhaft akrobatischen Stellungen bequem seine Reisebeobachtungen anstellen sehen. Zum Beispiel: er saß wie ein Türke da; indessen die Gleichgültigkeit, mit der er die unwahrscheinlichste Lage seiner Beinchen behandelte, hätte Theodor Amadeus Hoffmann stutzig gemacht. Übrigens trug er Wadenstrümpfe und Kniehosen, Lodenmantel und einen kleinen, verwegenen Tirolerhut. Mitunter machte er mitten am Tag astronomische Studien, wobei er, das Zeißglas gegen den Himmel gerichtet, die Knie in unbeschreiblicher Weise voneinander entfernt, die Fußsohlen glatt aneinandergelegt, auf dem Rücken lag. Man gewann zu diesem Manne aber keineswegs nur in akrobatischer Hinsicht und seines freundlichen, gütigen Angesichtes willen Zutrauen und unter einigen wirklichen Wallfahrern erschien er mir als einer der fröhlichsten und auch würdigsten.

Wir gleiten nun schon geraume Weile unter den Sternen des Nachthimmels. Ein Schlag der Glocke, die vorn auf dem Schiff angebracht ist, bedeutet Feuer rechts. Der Leuchtturm von Brindisi ist gesichtet. Nach und nach treten drei Blinkfeuer von der Küste her abwechselnd in Wirkung. Drei neue Glockenzeichen des vorn wachthaltenden Matrosen ertönen. Sie bedeuten: Schiff in Fahrtrichtung uns entgegen. Ich habe mich so aufgestellt, daß ich die Spitze des großen Vordermasts über mir feierlich schwanken und zwischen den Sternen

unaufhaltsam fortrücken sehe. Erst gegen zehn Uhr erreichen wir die enge Hafeneinfahrt von Brindisi, durch die wir an einem Gespensterkastell vorüber im vollen Mondlicht langsam gleiten. Die Bewohner der Stadt scheinen schlafen gegangen zu sein. Die Hafenstraßen sind menschenleer. Treppen und Gäßchen zwischen Häusern, hügelan führend, sind ebenfalls ausgestorben. Kein Laut, nicht einmal Hundegebell, ertönt. Wir erkennen im Mondlicht und im Scheine einiger wenigen Laternen: Säulen, Reste antiker Bauwerke. Brindisi war der südliche Endpunkt der via Appia.

Unglaublich groß wirkt das Schiff in dem kleinen, teichartigen Hafen. Aber, so groß es ist, macht es mit vieler Vorsicht am Kai fest, und erst als es fast ganz ruhig liegt, ist es bemerkt worden. Jetzt werden auf einmal die Straßen belebt. Und schon sind wir nach wenigen Augenblicken vom italienischen Lärm umgeben. Die Polizei erscheint an Bord. Wagen mit Passagieren rasseln von den Hotels heran. Drei Mandoline zupfende, alte Kerle haben sich auf Deck verpflanzt, die den Gesang einer sehr phlegmatischen Mignon begleiten.

Die Nacht liegt hinter mir. Es ist sechs Uhr früh und der 28. März. Wir sind dicht unter Land und die Sonne tritt eben hinter den ziemlich stark beschneiten Spitzen über die höchste Erhebung des Randgebirges von Epirus voll hervor. Wenig Stratusgewölk liegt über der blauen Silhouette der Küste. Übrigens hat der Himmel Sciroccocharakter. Streifen und verwaschene Wolkenballen unterbrechen das Himmelsblau. Das Licht der Sonne scheint blaß und kraftlos. Die Luft weht erkältend, ich spüre Müdigkeit.

Ich betrete den Speisesaal der „Salzburg". An drei Tischen ist für das Frühstück vorbereitet. Dazwischen, auf der Erde, liegen Passagiere. Einige erheben sich, noch im Hemd, von ihren Matratzen und beginnen die Kleider anzulegen. Ein großes Glasgefäß mit den verschmierten Resten einer schwarzbraunen Fruchtmarmelade steht in unappetitlicher Nähe. Der Löffel steckt seit Beginn der Reise darin.

Es ist hier alles schon Asien, bedeutete mir ein Mitreisender. Ich kann nicht sagen, daß ich besonders von diesen Übelständen berührt werde, weiß ich doch, daß Korfu, die erste Etappe der Reise, nun bald erreicht ist. Außerdem flüchtet man, nachdem man in Eile etwas Kaffee und Brot genossen hat, wieder an Deck hinaus. Die Berge der Küste, nicht höher als die, von denen etwa Lugano umgeben ist, sind noch mit einigem Schnee bestreut und ähneln ihnen, braunrötlich und kahl, durchaus. Durch diese Gebirge erscheint das Hinterland wie durch einen gigantischen Wall vor dem Meere geschützt. Es ist das Epirus der Alten.

Man hat jetzt nicht mehr das Gefühl, im offenen Meere zu sein, sondern wir bewegen uns in einer sich mehr und mehr verengenden Wasserstraße. Überall tauchen Küsten und Inseln auf, und nun zur Rechten bereits die Höhen von Korfu. Noch immer schweben mit Gelächter oder Geläut begleitende Möven über uns.

Je länger und näher wir an dem nördlichen Rande von Korfu hingleiten, um so fieberhafter wird das allgemeine Leben an Deck. In schöner Linie langsam ansteigend, gipfelt das Eiland in zwei Spitzen, sanft darnach wieder ins Meer verlaufend. Wieder bemächtigt sich unser jenes Entzücken, das uns Landschaftsbilder bereiten, die man vom Meere aus sieht. Diesmal ist es in mir fast zu einem inneren Jubel gesteigert, im Anblick des schönen Berges, den wir allmählich nach Süden umfahren, und der seine von der Morgensonne beschienenen Abhänge immer deutlicher und verlockender ausbreitet. Ich sage mir, dieses köstliche fremde Land wird nun auf Wochen hinaus — und Wochen bedeuten auf Reisen viel! — für mich eine Heimat sein.

Was mir bevorsteht, ist eine Art Besitzergreifen. Es ist keine unreale, materielle Eroberung, sondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauscht von schönen Erwartungen, denn ich habe von dieser Insel, solange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt.

Was soll ich sagen? Es ist zehn Uhr. Wir befinden uns nun in einer wahrhaft phäakischen Bucht. Drepane, Sichel, hieß die Insel im ältesten Altertum, und wir sind in dem Raume der inneren Krümmung. Aber das Jonische Meer ist hier einem weiten, paradiesischen Landsee ähnlich, da auch der offene Teil der Sichel durch die epirotischen Berge hinter uns scheinbar geschlossen ist.

Ich vermag vor Kopfneuralgien kaum aus den Augen zu sehen. Ich bin insofern ein wenig enttäuscht, als unser Hotel rings von den Häusern der Stadt umgeben ist, und es nicht leicht erscheint, zu jenen einsamen Wegen durchzudringen, die mich vom Schiff aus anlockten, und die für meine besondere Lebensweise so notwendig sind. Ein kurzer Gang durch einige Straßen von Korfu, der Stadt, zwingt mich, die Bemerkung zu machen, daß hier viele Bettler und Hunde sind. Eine bettelnde Korfiotin, ein schönes Weib in griechischer Tracht, das Kind auf dem Arm, geht mich um eine Gabe an, und ich vermag den feurigen Blicken ihrer beiden flehenden Augen mein hartes Herz nicht erfolgreich entgegenzusetzen.

Ich sehe die ersten griechischen Priester, die in ihren schwarzen, hohen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen jener Vorstellung ähneln, die man sich von Magiern macht, auf Plätzen und Gassen herumstreichen. Sie machen in ihren schwarzen Talaren und langen Bärten einen gepflegten Eindruck. Die nicht sehr zahlreichen Fremden gehen mit eingezogenen Köpfen umher, es ist ziemlich kalt. Im oberen Stock eines Hauses wird Schule gehalten. Die Kinder, im Innern des Zimmers, singen. Die Lehrer gucken lachend und lebhaft schwatzend zum Fenster heraus. Die Stimmen der Singenden haben mehr einen kühlen, deutschen Charakter und nicht den feurigen italienischen, an den man im Süden gewöhnt ist. Zuweilen singt einer der Lehrer zum offenen Fenster heraus lustig mit.

Die Stadt Korfu ist in ihrem schöneren Teil durch einen sehr breiten, ver-

grasten Platz von der Bucht getrennt. Es ist außerordentlich angenehm, hier zu lustwandeln. Ein Capodistria-Denkmal und ein marmornes Rundtempelchen verlieren sich fast auf der weiten Grasfläche. Nach dem Meer hin läuft sie in eine Felszunge aus, die alte Befestigungen aus den Zeiten der Venezianer trägt. Ich begegne kaum einem Menschen. Die Morgensonne liegt auf dem grünen Plan, ein Schäfchen grast nicht weit von mir. Ein Truthahn dreht sich und kollert in der Richtung der langen Hausreihe, deren zahllose Fenster geöffnet sind und den Gesang von ich weiß nicht wie vielen Harzer Rollern in die erquickende Luft schicken.

Wir unternehmen am Nachmittag eine Fahrt über Land; es liegt in der Luft eine außerordentlich starke Helligkeit. Vigi d'India Kakteen säumen mauerartig die Straße. Wir sehen seltsam violette Anemonen unten am Wegrand, Blumen von neuem und wunderbarem Reiz. Warum will man den Blumen durchaus Eigenschaften von Tieren oder von Menschen andichten und sie nicht lieber zu Göttern machen! diese kleinen göttlichen Wesen, deren köstlicher Liebreiz uns, als hätten wir einen seltenen Schatz erblickt, Ausrufe des Entzückens entlocken, zeigen sich in um so größeren Mengen, je mehr wir uns von der Küste entfernen, ins Innere des Eilands hinein.

Der Blick weitet sich bald über Wiesen mit saftig grünen, aber noch kurzen Gräsern, die fleckweise wie beschneit von Margueriten sind. In diesen fast nordischen Rasenflächen stehen Zypressen vereinzelt da und eine südliche Bucht, der Lago di Caliciopolo lacht dahinter auf. In der Straße, die eben diese Bucht mit dem Meere verbindet, erhebt sich ein kleiner von Mauern und Zypressen gekrönter Fels. Die Mauern bilden ein Mönchskloster. Ponticonisi oder Mausinsel heißt das ganze, wovon man behauptet, es sei das Phäakenschiff, das, nachdem es Odysseus nach seiner Heimat geleitet hatte, bei seiner Rückkehr, fast schon im Hafen, von Poseidon zu Stein verwandelt worden ist.

Wiesen und umgeworfene Äcker begleiten uns noch. Vollbusige griechische Frauen in bunter Landestracht arbeiten in den Feldern. Kleine zottelige unglaublich ruppige Gäule grasen an den Rainen und zwischen Olivenbäumen an steinigen Abhängen. Auf winzigen Eselchen, die an Mäuse erinnern, sind große Lasten gelegt und der Treiber sitzt auf der Last oder hinter der Last noch dazu.

Wir nähern uns mehr und mehr einem Berggebiet. Die Ölwälder geben der Landschaft einen ernsten Charakter. Die tausendfach durchlöcherten Stämme der alten Bäume sind wie aus glanzlosem Silber geflochten. Im Schutze der Kronen wuchert Gestrüpp und ein wildwachsender Himmel fremdartiger Blüten auf. Das Achilleion der Kaiserin Elisabeth ist auf einer Höhe errichtet, in einer Eiland und Meer beherrschenden Lage. Der obere Teil des Gartens ist ein wenig beengt und kleinlich, besonders angesichts dieser Natur, die sich um ihn her in die Tiefen ausbreitet. Und jener Teil, der zum Meere hinuntersteigt, ist zu steil. Großartig ist die Achillesverehrung der edlen Frau, obgleich

dieser Zug in ihr durch die Künstler der Gegenwart, die ihm im Garten sowie im Innern des Hauses Rechnung zu tragen hatten, würdigen Ausdruck nicht gefunden hat. Das Denkmal Heines, eine halbe Stunde entfernt, unten am Meer, können wir, weil es bereits zu dunkeln beginnt, nicht mehr besuchen.

Die unvergleichlich Edele unter den Frauengestalten jüngster Vergangenheit, die nach ihresgleichen in unsrer Epoche vergeblich suchend, einsam geblieben ist, vermochte natürlicherweise den kunstmäßigen Ausdruck ihrer Persönlichkeit nicht selbst zu finden. So schufen denn öde Handlangernaturen um sie auch hier nur wieder im ganzen und großen zu ihrem Wesen den Gegensatz. Den Ausdruck dessen, dem sie entfliehn wollte. Und nur der Platz, die Welt, der erhabene Glanz und Ernst, in den sie entfloh, legt von diesem Wesen noch gültiges Zeugnis ab.

Wir schreiben den 30. März. Helle, warme Sonne, blendendes Licht überall. Der Morgen ist heiter, erfrischend die Luft. Die Stadt ist erfüllt vom Geschrei der Ausrufer. Viele Menschen liegen jetzt, gegen 9 Uhr früh, am Rande eines kleinen, öffentlichen Platzes umher und sonnen sich. Eine ganze Familie kann ich beobachten, die sich an eine Gartenmauer gelagert hat, in einem sehr notwendigen Wärmebedürfnis wahrscheinlich, da die Nächte kalt, und die Keller, in denen die Armen hier wohnen, nicht heizbar sind. Sie genießen die Strahlen der Sonne mit sichtlichem Wohlbehagen wie Ofenglut. Dabei zeigt sich die Mutter insofern ganz ungeniert durch die Öffentlichkeit, als sie gleich einer Äffin in den verfilzten Haaren ihres Jüngsten herumfingert; sehr resolut, obgleich der kleine Gelauste schrecklich weint.

Am Kai der Kaiserin Elisabeth, das in einem schönen Bogen gebaut ist, steigert sich der Glanz des Lichtes noch, im Angesichte der schönen Bucht. Das Kai ist eine englische Anlage und die Nachmittagspromenade der korfiotischen Welt. Es wird begleitet von schönen Baumreihen, die, wo sie nicht aus immergrünen Arten gebildet sind, schon zartes Grün überzieht. Junge Männer haben Teppiche aus den Häusern geschleppt und auf dem Grase zwischen den Stämmen ausgebreitet. Ein scheußliches, altes erotomanisches Weib macht unanständige Sprünge in den heiteren Morgen hinein. Sie schreit und schimpft: die Männer lachen, verspotten sie gutmütig. Sie kratzt sich mit obszöner Geberde, bevor sie davongeht und hebt ihre Lumpen gegen die Spottlustigen.

Ich habe jetzt nicht mehr die tiefblaue köstlich blinkende Bucht zur Linken, mit den weißen Zelten der albanesischen Berge dahinter, sondern ein großes Gartengebiet, und wandere weiter, meist unter Ölbäumen, bis Ponticonisi dicht unter mir liegt. Von hier gegenüber mündet ein kleines Flüßchen ins Meer und man will dort die Stelle annehmen, wo Odysseus zuerst ans Ufer gelangte und Nausikaa ihm begegnet ist.

Goethes Entwurf zur Nausikaa begleitet mich.

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen

Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? oder ahmt der frische Wind,
Durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?

Ich meine, wenn dieses anziehende Fragment die starke Liebe wiedererweckt, oder eine ähnlich starke, wie im Herzen seines Dichters war, so kann dies kein Grund zum Vorwurf sein. Auch dann nicht, wenn diese Liebe das Fehlende, das Ungeborene, zu erkennen vermeint, oder gar zu ergänzen unternimmt. Dieser gelassene Ton, der so warm, stark, richtig und deutsch ist, wird meist durchaus mißverstanden. Man nimmt ihn für kühl und vergißt auch in der Sprache der Iphigenie die „by very much more handsome than fine“ ist, die alles durchdringende Herzlichkeit.

Der Rückweg nach der Stadt führt zwischen wahre Dickichte von Orangen, Granaten und Himbeeren. Eukalyptusbäume mit großgefleckten Stämmen von wunderbarer Schönheit begegnen. Hie und da wandeln Kühe im hohen Gras unter niedrig gehaltenen Orangenpflanzungen. Steinerne Häuschen, Höhlen der Armut bergen sich inmitten der dichten Gärten. Kinder betteln mit Fröhlichkeit, starrend von Schmutz.

Immer weiter zwischen verwilderte Hecken, mit Blüten bedeckten, schreiten wir. Ich bemerke außer vielen Brombeeren dickstämmigen alten Weißdorn. Marguerits wie Schnee über Wegrändern und Wiesen bilden weiße, liebliche Teppiche des Elends. Erbärmliche Höfe sind von Aloepflanzen eingehegt, über deren Stacheln unglaubliche Lumpen zum trocknen gebreitet sind, und in der Nähe solcher Wohnstätten riecht es nach Müll. Ich sehe nur Männer bei der Feldarbeit. Die Weiber faulenzen, liegen im Dreck und sonnen sich.

Ein griechischer Hirt kommt mir entgegen, ein alter, bärtiger Mann. Die ganze Erscheinung ist wohlgepflegt. Er trägt kretensische Tracht, ein rockartiges, blaues Beinkleid zwischen den Beinen gerafft. Schnabelschuh, die Waden gebunden, ein blaues Jäckchen mit Glanzknöpfen, dazu einen strohenen Hut. Fünf Ziegen, nicht mehr, trotten vor ihm hin. Er klappert mit vielen kleinen Blechkannen, die, an einem Riemen hängend, er mit sich führt. —

Ein frischer Nordwest hat eingesetzt, jetzt, am Nachmittag. Zwei alte Albanesen, dazu ein Knabe, schreiten langsam über die Lespianata. Einer der würdigen Weißbärte trägt über zwei Mänteln den dritten, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Der unterste Mantel ist von hellerem Tuch, der zweite blau, der dritte über und über bedeckt mit langen, weißlichen Wollzotteln, ähnlich dem Ziegenhaar. Der Sauhirt Eumäus fällt mir ein, und die Erzählung des Bettlers Odysseus von seiner List, durch die er nicht nur von Thoas, dem Sohne Andrämous, den Mantel erhielt, sondern auch von Eumäus.

Es scheint, daß die Zahl der Mäntel den Wohlstand ihrer Träger andeutet. Denn auch der zweite dieser imponierenden Berghirten hat drei Mäntel übergeworfen. Dabei tragen sie weiße Wollgamaschen und graulederne Schnabelschuh. Jeder von ihnen überdies einen ungeschälten langen Stab. Der Knabe trägt ein rotes Fez und die Schnäbel seiner roten Schuhe sind nicht nur länger, sondern jeder mit einer großen, schwarzen Quaste geziert.

Die Hafenstraßen zeigen das übliche Volksgetriebe. Die Läden öffnen sich auf schmale, hochgelegene Lauben, aus denen man in das Gewimmel der engen Gäßchen hinuntersieht. Ein Mann trägt Fische mit silbernen Schuppen auf dem flachen Handteller eilend an mir vorüber. Junge Schafe und Ziegen hängen ausgeweidet und blutend vor den Läden der Fleischer. Über der Tür einer Weinstube voll riesiger Fässer sind im Halbkreis Flaschen mit verschieden gefärbtem Inhalt an Schnüren ausgehängt. Man hat schlechte Treppen, übelriechende Winkel zu vermeiden, vertierten Bettlern aus dem Wege zu gehen.

Einer dieser Bettler nähert sich mir. Er überbietet jeden sonstigen europäischen Eindruck dieser Art. Seine Augen glühen über einem sackartigen Lumpen hervor, mit dem er Mund, Nase und Brust vermummt hat. Er hustet in diese Umhüllung hinein. Er bleibt auf der Straße stehen und hustet, krächzt, pfeift mit Absicht, um aufzufallen, sein fürchterliches Husten minutenlang. Es ist schwer, etwas so Abstoßendes vorzustellen, als dieses verlauste, unflätige, barfüßige und halbnackte Gespenst. —

Ich verbringe die Stunde um Sonnenuntergang in dem schönen verwilderten Garten, der dem König von Griechenland gehört. Es ist eine wunderbare Wildnis von alten Zypressen-, Oliven- und Eukalyptusbäumen, ungerechnet alle die blühenden Sträucher, in deren Schatten man sich bewegt. Vielleicht wäre es schade, wenn dieser Garten oft vom König besucht würde, denn bei größerer Pflege müßte er vieles verlieren von dem Reiz des Verwunschenen, der ihm jetzt eigen ist. Die Riesenbäume schwanken gewaltig im Winde und rauschen dazu: ein weiches, aufgestörtes Rauschen, in das sich der eherne Ton des Meeres einmischt. —

Wie ich heute morgen das Fenster öffne, ist die Sonne am wolkenlosen Himmel längst aufgegangen. Ich bemerke, daß alles in einem fast weißen Lichte unter mir liegt: die Straßen und Dächer der Stadt, der Himmel, die Landschaft mit ihren Wiesen, Olivenwäldern und fernen Bergen. Als ich aus dem Hotel trete, muß ich die Augen fast schließen und lange, während ich durch den nördlichen Stadtteil Korfus hinauswandere, suche ich meinen Weg blinzelnd.

Die Vorstadt zeigt das übliche Bild. Auf kleinen Eselchen sitzen Reiter, so groß, daß man meint, sie könnten ihr Reittier mühelos in die Tasche stecken. Ruppige Pferdchen, braunschwarz oder schwarz, mit Schweifen, die bis zur Erde reichen, tragen allerlei tote Lasten und lebende Menschen dazu. Vor ihren zumeist einstöckigen Häusern hocken viele Bewohner und sonnen sich.

Eine junge Mutter säugt, auf ihrer Türschwelle sitzend, ihr jüngstes Kind und laust es zugleich in aller Behaglichkeit und Naivetät. Die weißen Mauerflächen werfen das Licht zurück und erzeugen Augenschmerzen.

Ich komme nun in die Region der Weiden und Ölgärten. Auf einer ebenen Straße, die stellenweise vom Meere bespült, dann wieder durch sumpfige Strecken oder Weideland vom Rande der großen inneren Bucht getrennt ist. Ich ruhe ein wenig, auf einem Stück Ufermauer am Ausgang der Stadt. Die Sonne brennt heiß. Von den angrenzenden Hügeln steigt ein albanesischer Hirte mit seinen Schafen zur Straße herunter: trotz der Wärme trägt er seine drei Mäntel, oben den fließartigen, über die Schultern gehängt. Ein sehr starkes und hochbeiniges Mutterschwein kommt aus der Stadt und schreitet hinter seinen Ferkeln an mir vorüber. Es folgt ein Eber, der kleiner ist.

Es ist natürlich, wenn ich auch hier wieder an Eumäus denke, den göttlichen Hirten, eine Gestalt, die mir übrigens schon seit längerer Zeit besonders nah und lebendig ist. Eigentümlicherweise umgibt das Tier, dessen Pflege und Zucht ihm besonders oblag, noch heute bei uns auf dem Lande eine Art alter Opferpoesie. Es ist das einzige Tier, das von kleinen Leuten noch heute, nicht ohne große, festliche Aufregung, im Hause geschlachtet wird. Das Barbarische liegt nicht in der naiven Freude an Trunk und Schmaus; denn die homerischen Griechen, gleich den alten Germanen, neigten in dieser Beziehung zu gleicher, oft übermäßiger Schwelgerei. Metzgen, essen, trinken, gesundes Ausarbeiten der Glieder im Spiel, im Kampfspiel zumeist, das alles im Einverständnis mit den Himmlischen, ja in ihrer Gegenwart, war für griechische wie für germanische Männer der Inbegriff jeder Festlichkeit.

Es liegt in dem Eumäus-Idyll eine tiefe Naivetät, die entzückend anheimelt. Kaum ist irgendwo im Homer eine gleiche menschliche Wärme zu spüren wie hier. Es wäre vielleicht von dieser Empfindung aus nicht unmöglich, aus diesem Kreise eines schlichten Gemüts und einfacher Redlichkeit dem ewigen Gegenstande ein neues, lebendiges Dasein für uns zu gewinnen.

Es ist nicht durchaus angenehm, außer zum Zweck der Beobachtung, durch diese weiße, stauberfüllte Vorstadt zurück den Weg zu nehmen und es ist unglaublich, wieviele Murillosche Kopfreinigungen man hier öffentlich zu sehen bekommt. Es ist glühend heiß. Scharen von Gänsen fliegen vor mir auf und vermehren den Staub, ihn, die weite Straße hinabfliegend, zu Wolken über sich jagend. Hochräderige Karren kommen mir entgegen. Hunde laufen über den Weg: Bulldoggen, Wolfshunde, Pintscher, Fixköter aller Art! Katzen in allen Farben liegen umher, laufen, fauchen, retten sich vor Hunden auf Fensterbrüstungen. Eselchen schleppen Ladungen frischgeflochtener Körbe, die den Entgegenkommenden das Ausweichen fast unmöglich machen. Eine breitgebaute griechische Bäuerin drückt, im bildlichen Sinne, wie sie pompös einherschreitet, ihre Umgebung an die Wand. Bettler, mit zwei alten Getreidesäcken bekleidet, den einen unter den Achseln um den Leib geschlungen, den andern über die

Schultern gehängt wie ein Umschlagetuch, sprechen die Inhaber ärmlicher Läden um Gaben an. Ein junger Priesterzögling von sehr gepflegtem Äußeren, mit schwarzem Barett und schwarzer Sutane, ein Jüngling, der schön wie ein Mädchen ist, von einem gemeinen Manne, dem Vater oder Bruder begleitet, geht mir entgegen. Der Arm des Begleiters ist um die Schultern des Priesters gelegt, dessen tiefschwarz glänzendes Haar im Nacken zu einem Knoten geflochten ist. Weiber und Männer blicken ihm nach. —

Heute entdecke ich eigentlich erst den Garten des Königs und seine Wunder. Ich nehme mir vor, von morgen ab mehrere Stunden täglich hier zuzubringen. Seit längerer Zeit zum ersten Male genieße ich hier jene köstlichen Augenblicke, die auf Tage hinaus der Seele Glanz verleihen und um derentwillen man eigentlich lebt. Es dringt mir mit voller Macht ins Gemüt, wo ich bin, und daß ich das jonische Meer an den felsigen Rändern des Gartens brausen höre. —

Wir schreiben heute den 1. April. Meine Freunde, die Maler sind, und ich, haben uns am Eingang der Königsvilla von einander getrennt, um, jeder für sich, in dem weiten, verwilderten Gartenbereich auf Entdeckungen auszugehen. Es ist ein Morgen von unvergleichlicher Süßigkeit. Ich schreibe, meiner Gewohnheit nach, im Gehen mit Bleistift diese Notizen. Mein Auge weidet. Das Paradies wird ein Land voll ungekannter, köstlicher Blumen sein. Die herrlichen Anemonen Korfus tragen mit dazu bei, daß man Ahnungen einer anderen Welt empfindet. Man glaubt beinahe, auf einem anderen Planeten zu sein.

In dieser eingebildeten Loslösung liegt eine große Seligkeit.

Ich entdecke nach einigem Wandern die Marmorreste eines antiken Tempelchens. Es sind nur Grundmauern; einige Säulentrommeln liegen umher. Ich lege mich nieder auf die Steine, und eine unsägliche Wollust des Daseins kommt über mich. Ein feines, glückliches Staunen erfüllt mich ganz; zunächst fast noch ungläubig vor diesem nun Ereignis gewordenen Traum.

Weniger um etwas zu schaffen, als vielmehr um mich ganz einzuschließen in die Homerische Welt, beginne ich ein Gedicht zu schreiben, ein dramatisches, das Telemach, den Sohn des Odysseus zum Helden hat. Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienengesumm fügt sich mir Vers zu Vers, und es ist mir allmählich so, als habe sich um mich her nur mein eigener Traum zu Wahrheit verdichtet.

Die Lage des Tempelchens am Rande der Böschung hoch überm Meer ist entzückend; alte, ernste Oliven, umgeben in einiger Ferne die Vertiefung, in die er gestellt ist. Welchem Gotte, welchem Heros, welchem Meergreise, welcher Göttin oder Nymphe war das Tempelchen etwa geweiht, das in das grüne Stirnband der Uferhöhe eingeflochten, dem nahenden Schiffer entgegenwinkte: diese kleine, schweigende Wohnung der Seligen, die Weihe verbreitend, noch heute das Rauschen der Ölbäume, das schwelgerische Summen der Bienen, das Duftgewölke der Wiesen als ewige Opfergaben entgegen-

nimmt. Die kleinen, blinkenden Wellen des Meeres ziehen, vom leisen Ost bewegt, wie in himmlischer Prozession heran, und es ist mir, als wäre ich nie etwas anderes als ein Diener der unsterblichen Griechengötter gewesen.

Ich weiß nicht, wie ich auf die Vermutung komme, daß unterhalb des Tempelchens eine Grotte und eine Quelle sein müsse. Ich steige verfallene Stufen tief hinab und finde beides. Quellen und Grotten münden auf grüne von Marguerits übersäte Terrassen, in ihrer versteckten Lage von süßestem Reiz. Ich bin hier, um die Götter zu verehren, zu lieben und herrschen zu machen über mich. Deshalb pflücke ich Blumen, werfe sie in das Becken der Quelle, zu den Najaden und Nymphen flehend, den lieblichen Töchtern des Zeus. —

Ein brauner, schwermütiger Sonnenuntergang. Wir finden uns an die Schwermut norddeutscher Ebenen irgendwie erinnert. Es ist etwas kühles in Licht und Landschaft, das vielleicht deutlicher mitteilbar wird, wenn man es unitalienisch nennt. Das Landvolk, obgleich die Bäuerinnen imposant und vollbusig sind und von schöner Rasse, erscheint nach außen hin temperamentlos, im Vergleich mit Italien, und zwar trotz des italienischen Einschlags. Es kommt uns vor, als wäre das Leben hier durchaus nicht so kurzweilig, wie auf der italienischen Halbinsel.

Die griechische Bäuerin hat durchaus den graden, treuherzigen Zug, der den Männern hier abgeht, und den man als einen deutschen gern in Anspruch nimmt. Sinnliches Feuer scheint ebenso wenig Ausdruck ihrer besonderen Art zu sein, als bei den homerischen Frauengestalten. Überhaupt erscheinen mir die homerischen Zustände den frühen germanischen nicht allzufern stehend. Der homerische Grieche ist Krieger durchaus, ein kühner Seefahrer, wie der Normanne verwegener Pirat, von tiefer Frömmigkeit bis zur Bigotterie, trunkliebend, zur Völlerei neigend, dem Rausche großartiger Gastereien zugetan, wo der Gesang des Skalden nicht fehlen durfte. —

Ich habe mich auf den Resten des antiken Tempelchens, das ich nun schon zum dritten oder viertenmal besuche, niedergelassen. Es fällt lauer Frühlingsregen. Ein großer, überhängender, weidenartiger Strauch umgibt mich mit dem Arom seiner Blüten. Die Wellen wallfahrten heut mit starkem Rauschen heran. Immer der gleiche Gottesdienst in der Natur. Wolkendünste bedecken den Himmel.

Immer erst, wenn ich auf den Grundmauern dieses kleinen Gotteshauses gestanden habe, fühle ich mich in den Geist der Alten entrückt, und glaube in diesem Geist alles rings umher zu empfinden. Ich will nie diese Stunden vergessen, die in einem ungeahnten Sinne erneuernd sind. Ich steige ans Meer zu den Najaden hinunter. Auf den Stufen bereits vernehme ich das Geschrei einer Ziege von der Grotte und Quelle empordringend. Ich bemerke, wie sie von einem großen, rotbraunen Segel beunruhigt ist, das sich dem Lande, düster schattend, bis auf wenige Meter nähert, um hier zu wenden. Unwill-

kürlich muß ich an Seeraub denken und das fortwährende, klägliche Hilferufen des geängstigten Tieres im Ohr bringt mir beim Anblick des großen, drohenden Segels die alte Angst des einsamen Küstenbewohners, vor Überfällen, nah. Oft ist bei Homer von schwarzen Schiffen die Rede. Ob sie nicht etwa den Nordlandsdrachen ähnlich gewesen sind? Und ob nicht etwa die homerischen Griechen, die ja durchaus Seefahrer und Abenteurernaturen waren, auch das griechische Festland vom Wasser aus zuerst betreten haben?

Eigentümlich ist es, wie sich in einem Gespräch des Plutarch eine Verbindung des hohen Nordens mit diesem Süden andeutet; wo von Völkern griechischen Stammes die Rede ist, die etwa in Kanada angesessen waren, und von einer Insel Ogygia, wo der von Zeus entthronte Kronos gleichsam in Banden eines Winterschlafes gefangen saß. Ein eigentümlicher Zug ist der, daß jener entthronte Gott Kronos oder Saturn noch immer alles dasjenige träumte, was der Sohn und Sieger im Süden, Zeus, im Wachen sah. Also etwa, was jener träumte, war diesem Wirklichkeit. Und Herkules begab sich einst in den Norden zurück und seine Begleiter reinigten Sitte und Sprache der nördlichen Griechen, die inzwischen verwahrlost waren.

Ich strecke mich auf das saftige Grün der Terrasse zwischen die zahllosen Gänseblümchen aus, als ob ich, ein erster Grieche, soeben nach vieler Mühsal gelandet wäre. Ein starkes Frühlingsempfinden dringt durch mich; und in diesem Gefühle eins, mit dem Sprossen, Keimen und Blühen rings um mich her, empfinde ich jeden Naturkult, jede Art Gottesdienst, jedes irgendwie geartete höhere Leben des Menschen durch Eros bedingt. —

Ich beobachte eben vor Sonnenuntergang in einer Ausbuchtung der Kaimauer zwei Muselmänner. Sie verrichten ihr Abendgebet. Die Gesichter „nach Mekka" gewendet, gegen das Meer und die epirotischen Berge, stehen sie ohne Lippenbewegung da. Die Hände sind nicht gefaltet, nur mit den Spitzen der Finger aneinandergelegt. Jetzt, indem sie sich auf ein Knie senken, machen sie gleichzeitig eine tiefe Verneigung. Diese Bewegung wird wiederholt. Sie lassen sich nun auf die Knie nieder und berühren mit der Stirne die Erde. Auch diesen Ausdruck andächtiger Erniedrigung wiederholen sie. Aufgerichtet, beten sie weiter. Nochmals sinken sie auf die Knie und berühren mit ihren Stirnen wieder und wieder den Boden. Alsdann fährt sich, noch knieend, der ältere von den beiden Männern mit der Rechten über das Angesicht und über den dunklen, graumelierten Bart, als wollte er einen Traum von der Seele streifen, und nun kehren sie, erwacht, aus dem inneren Heiligtum in das laute Straßenleben, das sie umgibt, zurück. Wer diese durchaus unaffektierte Kraft zur Vertiefung sieht, muß die Macht anerkennen und verehren, die hier wirksam ist. —

Heut werfen die Wellen ihre Schaumschleier über die Kaimauer der Strada marina. Die Möven halten sich mit Meisterschaft gegen den starken Südwind über den bewegten Wassern des Golfes von Kastrades. Es herrscht Leben

und Aufregung. Von gestern zu heut sind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen.

Die Luft ist feucht. Der Garten, in den ich eintrete, braust laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, braust laut und melodisch und voll. Düfte von zahllosen Blüten dringen durch dunkle, rauschende Laubgänge und strömen um mich mit der bewegten Luft. Es ist herrlich! Der Webstuhl der Kirke braust wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt sich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten: gelb, weiß und rot wie Blut. Das zarteste der Schönheit entsteht ringsum. Millionen kleiner Blumen trinken den Klang und wachsen in ihm. Himmelhohe Zypressen wiegen die schwarzen Wedel ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich stehe, scheint zu schaudern vor Wonne im Ansturm des vollen, erneuten Lebenshauches. Das sind Boten, die kommen! Verkündigungen.

Wie ich tiefer in das verwunschene Reich eindringe, höre ich über mir in der Luft das beinahe melodische Knarren eines großen Raben. Ich sehe ihn täglich, nun schon das drittemal; den Lieblingsvogel Apollons. Er überquert eine kleine Bucht des Gartens. Der Wind trägt seine Stimme davon, denn ich sehe nur noch, wie er seinen Schnabel öffnet.

Immer noch umgibt mich das Rauschen. Das allgemeine tiefe Getöse. Es scheint aus der Erde zu kommen. Es ist, als ob die Erde selbst tief und gleichmäßig tönte. Mitunter gleichsam bis zu einem unterirdischen Donner gesteigert.

Im Schatten der Ölbäume, im langhalmigen Wiesengras, gibt es viele gemauerte Wasserbrunnen. Über einem, der mir vor Augen liegt, sehe ich Nymphe und Najade gesellt, denn der Gipfel eines Baumes, dessen Stamm im Innern der Zisterne heraufdringt, überquillt ihre Öffnung mit jungem Grün. Die Grazien umtanzen in Gestalt vieler zartester Wiesenblumen den verschwiegenen Ort.

Die Gestalten der Kirke und der Kalypso ähneln einander. Jede von ihnen ist eine „furchtbare Zauberin", jede von ihnen trägt ein anmutig feines Silbergewand, einen goldenen Gürtel und einen Schleier ums Haupt. Jede von ihnen hat einen Webstuhl, an dem sie ein schönes Gewebe webt. Jede von ihnen wird abwechselnd Nymphe und Göttin genannt. Sie haben beide eine weibliche Neigung zu Odysseus, der mit jeder von ihnen das Lager teilen darf. Beide sind an einen bestimmten Wohnplatz gebunden, und symbolisieren das gleiche Schauspiel, sich regender Wachstumskräfte in der Natur, das allgemeinen Ausdruck in den höheren Gottheiten findet, an diesem und jenem Ort. In Kirke scheint das Wesen des Mythus, und besonders in ihrer Kraft zu verwandeln, tiefer und weiter als in Kalypso ausgebildet zu sein.

Das Rauschen hat in mir nachgerade einen Rausch erzeugt, der Natur und Mythus in eins verbindet, ja ihn zum phantasiegemäßen Ausdruck von jener

macht. Auf den Steinen des antiken Tempelchens sitzend, höre ich Gesang um mich her, Laute von vielen Stimmen. Ich bin wie durch einen leisen, unwiderstehlichen Zwang in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im tiefsten empfindend. — Es ist etwas rätselhaftes auch insofern um die Menschenseele, als sie zahllose Formen anzunehmen befähigt ist. Eine große Summe halluzinatorischer Kräfte sehen wir heut als krankhaft an, und der gesunde Mensch hat sie zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht ausgestoßen. Und doch hat es Zeiten gegeben, wo der Mensch sie voll Ehrfurcht gelten und menschlich auswirken ließ.

„Und in dem hohen Palaste der schönen Zauberin dienten
Vier holdselige Mägde, die alle Geschäfte besorgten.
Diese waren Töchter der Quellen und schattigen Haine,
Und der heiligen Ströme, die in das Meer sich ergießen."

Die schöne Wäscherin, die ich an einem versteckten Röhrenbrunnen arbeiten sehe, auf meinem Heimwege durch den Park — die erste schöne Griechin überhaupt, die ich zu Gesicht bekomme! — sie scheint mir eine von Kirkes Mägden zu sein. Und wie sie mir in die Augen blickt, befällt mich Furcht, als läge die Kraft der Meisterin auch in ihr, Menschen in Tiere zu verwandeln, und ich sehe mich unwillkürlich nach dem Blümchen Molly um. —

Heut, den 5. April, hat ein großes Schiff dreihundert deutsche Männer und Frauen am Strande von Korfu abgesetzt. Ein mit solchen Männern und Frauen beladener Wagen kutscht vor mir her. Auf der strada marina läßt Gevatter Wurstmacher den Landauer anhalten, steigt heraus und nimmt mit einigen lieben Anverwandten, eilig in ungezwungener Stellung, photographiergerecht auf der Kaimauer Platz. Ein schwarzbärtiger Idealist mit langen Beinen und engem Brustkasten erhebt sich auf dem Kutschbock und photographiert. Am Eingange meines Gartens holt die Gesellschaft mich wieder ein, die sich durch das unumgängliche Photographieren verzögert hat. „Palais royal?" tönt nun die Frage an den Kutscher auf gut französisch. —

Und wie ich den Garten der Zauberin wieder betrete, von heimlichem Lachen geschüttelt, fällt mir eine Geschichte ein: Mitridates steckte einst in Kleinasien einen Hain der Eumeniden in Brand, und man hörte darob ein ungeheures Gelächter. Die beleidigten Götter forderten nach dem Spruche der Seher Sühnopfer. Die Halswunde jenes Mädchens aber, das man hierauf geschlachtet hatte, lachte noch auf eine furchtbare Weise fort. —

Heute ist trostloses Regenwetter. Wir schreiben den 6. April. Wir bewohnen einen großen Saal in unserem Hotel, der, Gott sei Dank, einen brauchbaren Kamin hat. Denn der Zustand, in dem wir uns befinden, ist ziemlich frostig.

Das eine der Fenster unseres Wohnsaales gewährt den Blick in eine Sackgasse. Dort ist auch ein Abfallwinkel des Hotels. Der elende Müllhaufen übt eine schreckliche Anziehungskraft auf Tiere und Menschen aus. So oft

ich zum Fenster hinausblicke, bemerke ich ein anderes hungriges Individuum, Hund oder Mensch, das ihn durchstöbert. Ohne jeden Sinn für das Ekelhafte greift ein altes Weib in den Unrat, nagt das sitzengebliebene Fleisch aus Apfelsinenresten, und schlingt Stücke der Schale ganz hinab. Jeden Morgen erscheinen die gleichen Bettler, abwechselnd mit Hunden, von denen mitunter acht bis zehn auf einmal den Haufen durchstören. Diese scheußliche Nahrungsquelle auszunützen, scheint der einzige Beruf vieler unter den ärmsten Bewohnern Korfus zu sein, die in einem Grade von Armut zu leben gezwungen sind, der, glaube ich, selbst in Italien selten ist. Von Müllhaufen zu Müllhaufen wandern, welch ein unbegreifliches Los der Erbärmlichkeit! Mit Hunden und Katzen um den Wegwurf streiten. Und doch war es vielleicht mitunter das Los Homers, der, wie Pausanias schreibt, auch dieses Schicksal gehabt hat, als blinder Bettler von Ort zu Ort zu ziehen. —

Der Garten der Kirke liegt diesen Nachmittag in einer düsteren Verzauberung. Die blaßgrünen Schleier der Olivenzweige rieseln leis. Es ist ein ganz zartes und feines Singen. Von unten tönt laut das eherne Rauschen des Jonischen Meeres. Ich muß an das unentschiedene Schlachtengetöse homerischer Kämpfe denken. Der Wolkenversammler verdunkelt den Himmel und eine bängliche Finsternis verbreitet sich zwischen den Stämmen unter den Ölbaumwipfeln. Vereinzelte große Regentropfen fallen auf mich. Der Efeu erscheint wie ein polypenartig würgendes Tier, er schlägt in unzerbrechliche Bande: Mauern, steinerne Stufen, Bäume! Es ist etwas ewig Totes, ewig Stummes, ewig Verlassenes, ewig Verwandeltes in der Natur und in allem vegetativen Dasein des Gartens. Die Tiere der Kirke schleichen lautlos, tückisch und unsichtbar! der bösen, tückischen Kirke Gefangene! Sie erscheinen für ewig ins Innere dieser Gartenmauer gebannt, wie Sträucher und Bäume an ihre Stelle. Alle diese uralten, rätselhaft verstrickten Olivenbäume gleichen unrettbar verknoteten Schlangen, erstarrt mitten im Kampf durch ein schreckliches Zauberwort.

Aber nun geht eine Angst durch den Garten: etwas wie Angst oder nahes Glück. Wir alle, unter der drohenden Macht des beklemmenden Rätsels eines unsagbar traurigen und verwunschenen Daseins, fühlen den nahen Donner des Gottes voraus. Mächtig grollt es fern auf; und Zeus winkt mit der Braue . . . Kirke erwartet Zeus. —

Ehe man Potano auf Korfu erreicht, überschreitet man einen kleinen Fluß. Die Ortschaft ist mit grauen Häuschen und einem kleinen Glockenturm auf eine sanft ansteigende Berglehne zwischen Ölbäume und Zypressen hingestreut. Unter den Bewohnern des Ortes, die alle dunkel sind, fällt ein Schmied oder Schlosser auf, der in der Tür seiner Werkstatt mit seinem Schurzfell dasteht, blauäugig, blond und von durchaus kernigem deutschem Schlag seiner Haltung und dem Ausdruck seines Gesichts nach.

Das Tal hinter Potano entwickelt die ganze Fülle der fruchtbaren Insel.

Auf saftigen Wiesenabhängen langhalmiger, üppiger Gräser und Blumen, stehen, Wipfel an Wipfel, Orangenbäume, jeder mit einem Reichtum schwerer und reifer Früchte durchwirkt. Die gleiche, lastende Fülle ist links vom Wege, in die Talsenkung hinein verbreitet und jenseit die Abhänge hinauf, bis unter die allgegenwärtigen Ölbäume. Fruchtbare Fülle liegt wie ein strenger Ernst über diesem gesegneten Tal. Es ist von Reichtum gleichsam beschwert bis zur Traurigkeit. Es ist etwas frohnmäßig lasttragendes in diesem Überfluß, so daß hier wiederum das Mysterium der Fruchtbarkeit, beinahe zu Gestalten verdichtet, dem inneren Sinne sich aufdrängt. Hier scheint ein dämonischer Reichtum wie dazu bestimmt, verschlagenen Seefahrern sich für eine angstvolle Schwelgerei darzubieten, panischen Schrecknissen nahe.

Gestrüppen, wilden Dickichten gleich, steigen Orangengärten in die Schluchten hinunter, die von uralten Oliven und Zypressen verfinstert sind und locken von dorther, aus der verschwiegenen Tiefe, mit ihrer süßen, schweren, fast purpurnen Frucht. Man spürt das Gebärungswunder, das Wunder nymphenhafter Verwandlungen: ein Wirken, das ebenso süß als qualvoll ist.

Ich sollte hier der Orange von Korfu, als der besten der Welt begeistert huldigen! — Man gehe hin und genieße sie.

Die Straße steigt an und bei einer Wendung tut sich, weithin gedehnt, eine sanfte Tiefe dem Blick auf: Die Ebene zwischen Govino und Pyrgi ungefähr, mit ihren umgrenzenden Höhenzügen. Wälder von Olivenbäumen bedecken sie, ja Gipfel, Abhänge und Ebene überzieht ein einziger Wald. Der majestätische Ernst des Eindrucks ist mit einem unsäglich weichen Reiz verbunden.

Eine Biegung der Straße enthüllt teilweise die blauleuchtende Bucht und die Höhe des San Salvatore dahinter. Zum Ernst, zur Einfalt, zur Großheit, darf man sagen, tritt nun die Süße. — Wir wandeln unter die Wälder hinein. Das Auge wird immer wieder gefesselt von dem unvergleichlichen Linienreiz der zerlöcherten und zerklüfteten Riesenstämme, von denen einige zerrissen und in wilde Windungen zerborsten, doch mit erzenem, unbeweglichem Griff in die Erde verknotet aufrecht geblieben sind.

Der Himmel ist grau und bewölkt. Wir entdecken in der Tiefe der fruchttragenden Waldungen Kinder, Hirtinnen mit gelben Kopftüchern. Bis an die Straße zu uns her sind kleine, wollige unwahrscheinliche Jesusschäfchen verstreut. Ich winke einer der kleinen Hirtinnen: sie kommt nicht leicht. Ihr Dank für unsere Gabe ist von treuherziger Anmut.

Schemenhaft flüstern die Ölzweige. Weithin geht und weither kommt ewiges, sanftes, fruchtbares Rauschen. —

Wir unternehmen heut eine Fahrt nach Pelleka. Dort, von einem gewissen Punkte aus überblickt man einen sehr großen Teil der Insel, die Buchten gegen Epiros hin und zugleich das freie Jonische Meer.

Heute, am Sonntag, lehnen etwa hundert Männer über die Mauer der Straße, wo diese eine Kehre macht und gleichsam eine Terrasse oder Rampe der Ortschaft

bildet. Unser Wagen wird sogleich von einer großen Menge erbärmlich schmutziger Kinder umringt, die zumeist ein verkommenes Ansehen haben und schlimm husten. Mit uns dem gesuchten Aussichtspunkt zusteigend — wir haben den Wagen verlassen! — verfolgen uns die Kinder in hellen Haufen. Eingeborene Männer versuchen es immer wieder, sie zu verscheuchen, stets vergeblich. Die Kleinen lassen uns vorüber, stehen ein wenig, suchen uns aber gleich darauf wieder auf kürzeren Wegen, rennend, springend, sich überhastend, einander stoßend zuvor zu kommen, um mit zäher Unermüdlichkeit uns wiederum anzubetteln.

Sie sind fast durchgängig brünett; aber es ist auch ein blondes Mädchen da, blauäugig und von zart weißer Haut. Ein großer, vollkommen deutscher Kopf, der als solcher auf einem Leiblschen Bilde stehen könnte. Bei diesem Anblick beschleicht mich eine gewissermaßen irrationale Traurigkeit, denn das Mädchen ist eigentlich die vergnügteste unter ihren zahllosen dunklen Zufallsschwestern. In kleinen Gruppen, und von den Männern gesondert, stehen am Eingang und Ausgang des kleinen Fleckens die Frauen von Pelleka. Sie machen in der stämmigen Fülle des Körpers und der bunten Schönheit der griechischen Tracht den Eindruck der Wohlhabenheit. Das reiche Haar, das ihre Köpfe in stolzer Frisur umgibt, ist nicht nur ihr eigenes, sondern durch den Haarschatz von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern vermehrt, der als heilige Erbschaft betrachtet wird. —

Heut, soeben begann ich den letzten Tag, der noch auf Korfu enden wird. Zum Fenster hinausblickend, gewahre ich in der Nähe des Abfallhaufens eine Versammlung von etwa zwanzig Männern: sie umstehen einen vom Regen noch feuchten Platz, auf dem sich, wie kleine zerknüllte Lümpchen mehrere schmutzige Drachmenscheine befinden. Man schiebt sie mit Stiefelspitzen von Ort zu Ort. Einer der Männer wirft vom Handrücken aus zwei kupferne Münzen in die Luft, und je nachdem sie auf dem Kopfe der Könige liegen, oder diesen nach oben kehren, entscheiden sie über Verlust und Gewinn. Nachdem ein Wurf des Glücksspiels geschehen ist, nimmt einer der Spieler, ein schäbiger Kerl, als Gewinner den ziemlich erheblichen Einsatz vom Erdboden auf und steckt ihn ein.

Die Bevölkerung Korfus krankt an dieser Spielleidenschaft. Es werden dabei von armen Leuten Gewinne und Verluste bestritten, die in keinem Vergleich zu ihrem geringen Besitze stehen. Man sucht dieser Spielwut entgegenzuwirken. Aber, trotzdem man das stumpfsinnige Laster, sofern es in Kneipen oder irgendwie öffentlich auftritt, unter Strafe stellt, ist es dennoch nicht auszurotten. Macht doch die ganze Bevölkerung gemeinsame Sache gegen die Polizei! So sind zum Beispiel die Droschkenkutscher auf der breiten Straße, in die unser Sackgäßchen mündet, freiwillige Wachtposten, die den ziemlich sorglosen Übertretern der Gesetzesbestimmungen soeben die Annäherung eines Polizeimanns durch Winke verkündigen, worauf sich der Schwarm sofort zerstreut. —

Ein griechischer Dampfer liegt am Ufer. Ein italienischer kommt eben herein. Ihm folgt die Tirol vom Triester Loyd. Menschen und Möwen werden aufgeregt.

Die Einschiffung ist nicht angenehm. Wir sind hinter einem Berg von Gepäck ins Boot gequetscht, und jeden Augenblick drohen die hohen Wogen das überladene Fahrzeug umzuwerfen.

Selten ist der Aufenthalt an Deck eines Schiffes im Hafen angenehm. Das Idyll, sofern nicht das Gegenteil eines Idylls im Schicksalsrate beschlossen ist . . . das Idyll beginnt immer erst nach der Abfahrt.

Eine schlanke, hohe, jugendschöne Engländerin mit den edlen Zügen klassischer Frauenbildnisse ist an Bord. Seltsam, ich vermag mir das homerische Frauenideal, vermag mir eine Penelope, eine Nausikaa nur von einer so gearteten Rasse zu denken.

Langsam gleitet Korfu, die Stadt, und Korfu, die Insel an uns vorüber: die alten Befestigungen, die Esplanade, die Strada marina am Golf von Kastrades, auf der ich so oft nach dem königlichen Garten, nach dem Garten der Kirke gewandert bin. Der Garten der Kirke selbst gleitet vorüber. Ich nehme mein Fernglas und bin noch einmal an dem lieblichen, jetzt in Schatten gelegten Ort, wo die Trümmer des kleinen antiken Tempelchens einsam zurückbleiben, und wo ich, seltsamerweise bei meinen Jahren, fast wunschlos glückliche Augenblicke genoß. Oft sah ich von dort aus Schiffe vorübergleiten und bin nun selbst, der vorübergleitet auf seinem Schiff. Über den dunklen Wipfelgebieten des Gartens steht die Sonne hinter gigantischen Wolken im Niedergang und bricht über alles zu uns und zum Himmel hervor in gewaltigen, limbusartigen Strahlungen und im Weitergleiten des Schiffes erfüllt mich nur noch der eine Gedanke: du bist auf der Pilgerfahrt zur Stätte des goldelfenbeinernen Zeus. —

Die ersten Stunden auf klassischem Boden, nachdem wir in Patras morgens gelandet sind, bieten lärmende unangenehme Eindrücke. Aber, trotzdem wir nun in einem Bahncoupé, und zwar in einem ziemlich erbärmlichen, sitzen, saugt sich das Auge an Felder und Hügel dieser an uns vorüberflutenden Landschaft fest, als wäre sie nicht von dieser Erde. Vielleicht lieben wir Träume mit stärkerer Liebe als Wirklichkeit. Aber das innere Auge, das sich selbst im Schlafe oft genug weit zum sehen öffnet, legt sich oft in den Wiesen, Hainen und Hügelländern zur Ruh, die sich einem äußeren Sinne im goldenen Lichte des Tages schlicht und gesund darbietet. Und etwas, wie eines inneren Sinnes Entlastung spüre ich nun.

Also: um mich ist Griechenland. Das, was ich bisher so nannte, war alles andere, nur nicht Land. Die Sehnsucht der Seele geht nach Land, der Sehnsucht des Seefahrers darin ähnlich. Immer ist es zunächst nur eingebildet, wonach man sich sehnt und noch so genaue Nachricht, noch so getreue Schilderung kann aus der schwebenden Insel der Phantasie kein wirklich am Grunde

des Meeres verwurzeltes Eiland machen. Das vermag nur der Augenblick, wo man es wirklich betritt.

Was nun so lange durchaus nur ein bloßer Traum der Seele gewesen ist, das will eben diese Seele, vom Staunen der äußeren Sinne berührt, die von dem Ereignis betroffen, rastlos verzückt, fast überwältigt umherforschen ... das will eben diese Seele nicht gleich für wahr halten. Auch deshalb nicht, weil damit in einem anderen Sinne etwas, zum mindesten der Teil eines Traumbesitzes, in sich versinkt. Dies aber gilt nur für Augenblicke. Es gibt in einem gesund gearteten Geiste keine Todfeindschaft mit der Wirklichkeit. Und was sie etwa in einem solchen Geiste zerstört, das hilft sie kräftiger wiederum aufrichten.

Die Landschaft von Elis, durch die wir reisen, berührt mich heimisch. Wir haben zur Rechten das Meer hinter roter Erde in unglaublicher Farbenglut. Wie bläulicher Duft liegen Inseln darin: erst wird uns Itaka, dann Cephalonia, später Zakynthos deutlich. Wir werden an Hügeln vorübergetragen, niedrigen Bergzügen, vor denen Fluren sich ausbreiten, die mit Rebenkulturen bestanden sind. Die Berge zur Linken weichen zurück hinter eine weite Talebene, die sie mit ihren Schneehäuptern begleiten. Einfache, grüne Weideflächen erfreuen den Blick. Und plötzlich erscheinen Bäume, einzelstehend, knorrig, weitverzweigt, die für das zu erklären, was sie wirklich sind, ich mich kaum getraue. Aber es sind und bleiben doch Eichen, deutsche Eichen, so alt und mächtig entwickelt wie in der Heimat sie gesehen zu haben ich mich nicht erinnern kann.

Stunden weit dehnen sich nun diese Eichenbestände. Doch sind die jetzt noch fast kahlen Kronen so weit voneinander entfernt, daß ihre Zweige, so breit sie umherreichen, sich nicht berühren. In den einsamen Weideländern darunter zeigen sich hie und da Hirten mit Herden.

Es kommt mir vor, als ob ich unter den vielen, die mit uns reisen, einem großartigen Festtumulte zustrebte. Und durchaus ungewollt drängt sich mir nach und nach die Vision eines olympischen Tages auf: der Kopf und nackte Arm eines jungen Griechen hier, ein Schrei, eine Bitte, ein Pferdegewieher, Beifallstoben, ein Fluch des Besiegten. Ein Ringer, der sich den Schweiß abwischt. Ein Antlitz, im Kampfe angespannt, fast gequält in übermenschlicher Anstrengung. Donnernder Hufschlag, Rädergekreisch: alles vereinzelt, blitzartig, fragmentarisch. —

Wir sind in Olympia. Auf diesem verlassenen Festplatz ist kaum etwas anderes als das sanfte und weiche Rauschen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet.

Dieses freundliche Tal des Alpheios ist dermaßen unscheinbar, daß man den ungeheuren Klang seines Ruhmes im Herzen bei seinem Anblick in eigentümlicher Weise ergriffen ist. Aber es ist auch von einer bestrickenden Lieblichkeit. Es ist ein Versteck, von einem niedrigen Höhenzug jenseits des Flusses — und

diesseits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der sich von dieser Welt ohne Haß zu verschließen gedächte, könnte nirgend geborgener sein.

Ein kleines, idyllisches Tal für Hirten. Eine schlichte, beschränkte Wirklichkeit! mit einem versandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland; und doch, es mag hier gewesen sein, es sträubt sich nichts in dem Pilger für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserschütterer Zeus mit Kronos um die Herrschaft der Welt gerungen hat. — Das ist das Wunderbare und Seltsame.

Die Abhänge jenseit des Alpheios färben sich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen, zu mir. Zwei Elstern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie geberden sich hier wie in einem unbestrittnen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde diesen olympischen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertundsieben nicht vergessen.

Die Dunkelheit nnd die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln, die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges, leises Aufatmen, traumhaftes Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade Rauschen und Rauschen verschieden ist.

Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da und dorther Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und diese hastig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgend ein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet nnd nicht zu tilgen ist.

Plötzlich wird, von irgend einem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut. Er begleitet mich auf dem Heimwege. —

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen lustig um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, luftigen Hauses und überblicke von hier aus das enge freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen am Fuße des Kronoshügels sichtbar ist. Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun.

Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch ländliche Morgenmusik beleben mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im

Sinne Homers oder im Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist nur die Seele des Aristophanes, dessen „Frösche" ich von den Alpheiossümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch, — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken! — daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war.

Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man sie sieht, und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden. — Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern, einer vor tausenden Jahren erloschenen Sonne gleich, noch mit seinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist.

Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockte ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser bescheidenen Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

Ich ersteige den Kronoshügel. Es riecht nach Kiefernharz. Einige Vögel singen in den Zweigen schön und anhaltend. Im Schatten der Nadelwipfel gedeiht eine zarte Ilexart. Die gewundenen Stämme der Kiefern mit tief eingerissener Borke haben etwas wild-kräftiges. Ich pflücke eine blutrote, anemonenartige Blume, überschreite das Band einer Wanderraupe, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Die Windungen des Alpheios erscheinen: des Gottes, der gen Orthygia hinstrebt, jenseits des Meeres, wo Arethusa, die Nymphe wohnt, die Geliebte.

Die Fundamente und Trümmer des Tempelbezirks liegen unter mir. Dort, wo der goldelfenbeinerne Zeus gestanden hat, auf den Platten der Cella des Zeustempels, spielt ein Knabe. Es ist mein Sohn. Etwas vollkommen Ahnungsloses mit leichten, glücklichen Füßen die Stelle umhüpfend, die das Bildnis des Gottes trug, jenes Weltwunder der Kunst, von dem unter den Alten die Rede ging, daß, wer es gesehen habe, ganz unglücklich niemals werden könne.

Die Kiefern rauschen leise und traumhaft über mir. Herdenglocken, wie in den Hochalpen oder auf den Hochflächen des Riesengebirges klingen von überall her. Dazu kommt das Rauschen des gelben Stroms, der in seinem breiten versandeten Bette ein Rinnsal bildet, und das Quaken der Frösche in den Tümpeln stehender Wässer seines Ufers.

Immer noch hüpft der Knabe um den Standort des Götterbildes, das hervorgegangen aus den Händen des Phidias, den Wolkenversammler, den Vater der Götter und Menschen darstellte; und ich denke daran, wie, der Sage nach, der Gott mit seinem Blitz in die Cella schlug, und auf diese Art dem Meister seine Zufriedenheit ausdrückte. Was war das für ein Meister und ein Geschlecht, das Blitzschlag für Zustimmung nahm! Und was war das für eine Kunst, die Götter zu Kritikern hatte!

Die Hügel jenseits des Alpheios bilden eine Art Halbkreis, und ich empfinde sie fast, unwillkürlich forschend hinüberblickend, als einen amphitheatralischen Rundbau für göttliche Zuschauer. Rangen doch auf dem schlichten Festplatz unter mir Götter und Menschen um den Preis.

Meinen Sinn zu den Himmlischen wendend, steige ich langsam wieder in das Vergessenheit und Verlassenheit atmende Wiesental: das Tal des Zeus, das Tal des Dionysos und der Chariten, das Tal des idäischen Herakles, das Tal der sechzehn Frauen der Hera, wo auf dem Altar des Pan Tag und Nacht Opfer brannten, das Tal der Sieger, das Tal des Ehrgeizes, des Ruhmes, der Anbetung und Verherrlichung, das Tal der Wettkämpfe, wo es dem Herakles nicht erspart blieb, mit den Fliegen zu kämpfen, die er, aber nur mit Hilfe des Zeus besiegte und dort hinüber, hinter das jenseitige Ufer des Alpheios trieb.

Und wieder schreite ich zwischen den grauen Trümmern hin, die eine schöne Wiese bedecken. Überall saftiges Grün und gelbe Maiblumen. Das Elsternpaar von gestern fliegt vor mir her. Die Säulen des Zeustempels liegen wie sie gefallen sind: Die riesigen Porostrommeln schräg von einander gerutscht. Überall duftet es nach Blumen und Thymian um die Steinmassen, die sich im wohltätigen Scheine der Morgensonne warm anfühlen. Von einem jungen Ölbäumchen nahe dem Zeustempel breche ich mir, von unüberwindlicher Lüsternheit gedrängt, seltsamerweise zugleich fast scheu wie ein Dieb, den geheiligten Zweig.

(Weitere Teile folgen)

Der Weg ins Freie/ Roman von Arthur Schnitzler

Erstes Kapitel

Georg von Wergenthin saß heute ganz allein bei Tische. Felician, sein älterer Bruder, hatte es vorgezogen nach längerer Zeit wieder einmal mit Freunden zu speisen. Aber Georg verspürte noch keine besondre Neigung Ralph Skelton, den Grafen Schönstein, oder andere von den jungen Leuten wiederzusehen, mit denen er sonst gern plauderte; er fühlte sich vorläufig zu keiner Art von Geselligkeit aufgelegt.

Der Diener räumte ab und verschwand. Georg zündete sich eine Zigarette an, dann ging er nach seiner Gewohnheit in dem großen, dreifenstrigen, nicht sehr hohen Zimmer hin und her und wunderte sich, wie dieser Raum, der ihm durch viele Wochen wie verdüstert erschienen war, allmählich doch das frühere freundliche Aussehen wiederzugewinnen begann. Unwillkürlich ließ er seinen Blick auf dem leeren Sessel am oberen Tischende ruhen, über den durch das offene Mittelfenster die Septembersonne hinfloß, und es war ihm, als hätte er seinen Vater, der seit zwei Monaten tot war, noch vor einer Stunde dort sitzen gesehen; so deutlich stand ihm jede, selbst die kleinste Gebärde des Verstorbenen vor Augen, bis zu seiner Art die Kaffeetasse fortzurücken, den Zwicker aufzusetzen, in einer Broschüre zu blättern.

Georg dachte an eines der letzten Gespräche mit dem Vater, das im Spätfrühling stattgefunden hatte, kurz vor der Übersiedlung in die Villa am Veldeser See. Georg war damals eben aus Sizilien heimgekommen, wo er den April mit Grace verbracht hatte, auf einer melancholischen und ein bißchen langweiligen Abschiedsreise, vor der endgültigen Rückkehr der Geliebten nach Amerika. Er hatte wieder ein halbes Jahr oder länger nichts rechtes gearbeitet; nicht einmal das schwermütige Adagio war niedergeschrieben, das er in Palermo, an einem bewegten Morgen am Ufer spazierengehend, aus dem Rauschen der Wellen herausgehört hatte. Nun spielte er das Thema seinem Vater vor, phantasierte darüber mit einem übertriebenen Reichtum an Harmonien, der die einfache Melodie beinahe verschlang; und als er eben in eine wild modulierende Variation geraten war, hatte der Vater, vom andern Ende des Flügels her, lächelnd gefragt: Wohin, wohin? Georg, wie beschämt, ließ den Schwall der Töne verklingen, und nun, herzlich wie immer, doch nicht in so leichtem Ton wie sonst, hatte der Vater mit dem Sohn ein Gespräch über dessen Zukunft zu führen begonnen, das diesem heute durch den Sinn zog, als wäre es von mancher Ahnung schwer gewesen.

Er stand am Fenster und blickte hinaus. Drüben der Park war ziemlich leer. Auf einer Bank saß eine alte Frau, die eine altmodische Mantille mit schwarzen Glasperlen um hatte. Ein Kindermädchen spazierte vorbei, einen Knaben an der Hand, ein andrer, ganz kleiner, in Husarenuniform, mit angeschnalltem Säbel, eine Pistole im Gürtel, lief voran, blickte stolz um sich und

salutierte einem Invaliden, der rauchend des Weges kam. Tiefer im Garten, um den Kiosk, saßen wenige Leute, die Kaffee tranken und Zeitung lasen. Das Laub war noch ziemlich dicht, und der Park sah bedrückt, verstaubt und im ganzen viel sommerlicher aus, als sonst in späten Septembertagen. Georg stützte die Arme aufs Fensterbrett, beugte sich vor und betrachtete den Himmel. Seit dem Tode seines Vaters hatte er Wien nicht verlassen, trotz vieler Möglichkeiten, die ihm offen standen. Er hätte mit Felician auf das Schönsteinsche Gut fahren können; Frau Ehrenberg hatte ihn in einem liebenswürdigen Brief in den Auhof eingeladen; und zu einer Radtour durch Kärnten und Tirol, wie er sie längst plante, und zu der er sich allein nicht entschließen konnte, hätte er leicht einen Gefährten gefunden. Aber er blieb lieber in Wien und vertrieb sich die Zeit mit dem Durchblättern und dem Ordnen von alten Familienpapieren. Er fand Erinnerungen bis zu seinem Urgroßvater, Anastasius von Wergenthin, der aus der Rheingegend stammte und durch Heirat mit einem Fräulein Recco in den Besitz eines alten längst unbewohnbaren Schlößchens bei Bozen gekommen war. Auch Dokumente zur Geschichte von Georgs Großvater waren vorhanden, der im Jahre 1866 als Artillerieoberst vor Chlum gefallen war. Dessen Sohn, Felicians und Georgs Vater hatte sich wissenschaftlichen, hauptsächlich botanischen Studien gewidmet und in Innsbruck das Doktorat der Philosophie abgelegt. Als Vierundzwanzigjähriger lernte er ein junges Mädchen aus alter österreichischer Beamtenfamilie kennen, das sich, vielleicht mehr um den engen und beinahe ärmlichen Zuständen ihres Hauses zu entfliehen, als aus innerstem Beruf, zur Sängerin ausgebildet hatte. Der Freiherr von Wergenthin sah und hörte sie zum ersten Male im Winter in einer Konzertaufführung der Missa solemnis und schon im Mai darauf wurde sie seine Frau. Im zweiten Jahre der Ehe kam Felician, im dritten Georg zur Welt. Drei Jahre später begann die Baronin zu kränkeln und wurde von den Ärzten nach dem Süden geschickt. Da die Heilung auf sich warten ließ, wurde der Haushalt in Wien aufgelöst, und so fügte es sich, daß der Freiherr mit den Seinen durch viele Jahre eine Art von Hotel- und Wanderleben führen mußte. Ihn selbst führten Geschäfte und Studien manchmal nach Wien, die Söhne aber verließen ihre Mutter beinahe niemals. Man lebte in Sizilien, in Rom, in Tunis, in Korfu, in Athen, in Malta, in Meran, an der Riviera, zuletzt in Florenz; keineswegs auf großem Fuß, aber doch standesgemäß; und nicht so sparsam, daß nicht ein guter Teil des freiherrlichen Vermögens allmählich aufgezehrt worden wäre.

Georg war achtzehn Jahre alt, als seine Mutter starb. Neun Jahre waren seither verflossen, aber unverblaßt war ihm die Erinnerung an jenen Frühlingsabend, da Vater und Bruder zufällig nicht daheim gewesen waren, und er allein und ratlos am Bett der sterbenden Mutter gestanden hatte, während durch die eilig aufgerissenen Fenster, mit der Luft des Frühlings, das Reden und Lachen von Spaziergängern verletzend laut hereinklang.

Die Hinterbliebenen kehrten mit dem Leichnam der Mutter nach Wien zurück. Der Freiherr widmete sich seinen Studien mit einem neuen, wie verzweifelten Eifer. Früher hatte man ihn nur als vornehmen Liebhaber gelten lassen, jetzt begann man ihn auch in akademischen Kreisen durchaus ernst zu nehmen, und als er zum Ehrenpräsidenten der botanischen Gesellschaft gewählt wurde, hatte er diese Auszeichnung nicht allein dem Zufall eines adeligen Namens zu danken. Felician und Georg ließen sich als Hörer an der juridischen Fakultät einschreiben. Aber der Vater selbst war es, der es dem Jüngern nach einiger Zeit freistellte, die Universitätsstudien aufzugeben und sich seinen musikalischen Neigungen entsprechend weiter zu bilden, was dieser dankbar und erlöst annahm. Doch auch auf diesem selbstgewählten Gebiete war seine Ausdauer nicht bedeutend, und oft wochenlang hintereinander konnte er sich mit allerlei Dingen beschäftigen, die von seinem Wege weit ablagen. Diese spielerische Anlage war es auch, die ihn jene alten Familienpapiere mit einem Ernst durchblättern ließ, als gälte es wichtigen Geheimnissen der Vergangenheit nachzuforschen. Manche Stunde verbrachte er bewegt über Briefen, die seine Eltern in früheren Jahren miteinander gewechselt hatten, über sehnsüchtigen und flüchtigen, schwermütigen und beruhigten, aus denen ihm nicht nur die Hingeschiedenen selbst, sondern auch andere halbvergessene Menschen neu lebendig wurden. Da erschien ihm der deutsche Lehrer wieder, mit der traurigen blassen Stirn, der ihm auf langen Spaziergängen den Horaz vorzudeklamieren pflegte; das braune, wilde Kindergesicht des Prinzen Alexander von Mazedonien tauchte auf, in dessen Gesellschaft Georg in Rom die ersten Reitstunden genommen hatte; und in einer traumhaften Weise, wie mit schwarzen Linien an einen blaßblauen Horizont gezeichnet, ragte die Pyramide des Cestius auf, so wie Georg sie, von seinem ersten Ritt aus der Campagna heimkehrend, in der Abenddämmerung erblickt hatte. Und wenn er ins Weiterträumen geriet, zeigten sich Meeresufer, Gärten, Straßen, von denen er gar nicht wußte, aus welcher Landschaft, welcher Stadt sein Gedächtnis sie bewahrt hatte; Gestalten schwebten vorbei, manche vollkommen deutlich, die ihm einmal nur in gleichgültiger Stunde begegnet waren, andre wieder, mit denen er zu irgend einer Zeit viele Tage zusammen gewesen sein mochte, schattenhaft und fern. Als Georg nach Sichtung jener alten Briefe auch seine eigenen Papiere in Ordnung brachte, fand er in einer alten, grünen Mappe musikalische Entwürfe aus der Knabenzeit, die ihm bis auf die Tatsache ihres Vorhandenseins so vollkommen entschwunden waren, daß man sie ihm ohne weiteres als die Aufzeichnungen eines andern hätte vorlegen können. Von manchen war er angenehm schmerzlich überrascht, denn sie schienen ihm Versprechungen zu enthalten, die er vielleicht niemals erfüllen sollte. Und doch spürte er gerade in der letzten Zeit, daß sich irgend etwas in ihm vorbereitete. Er sah es wie eine geheimnisvolle aber sichere Linie, die von jenen ersten hoffnungsvollen Niederschriften in der grünen Mappe zu neuen Einfällen wies, und das wußte er:

die zwei Lieder aus dem west-östlichen Divan, die er heuer im Sommer komponiert hatte, an einem schwülen Nachmittag, während Felician in der Hängematte lag und der Vater auf der kühlen Terrasse im Lehnstuhl arbeitete, hätte nicht der erstbeste ersinnen können.

Wie von einem gänzlich unerwarteten Gedanken überrascht, wich Georg einen Schritt vom Fenster zurück. Mit solcher Deutlichkeit war er noch nie inne geworden, daß seine Existenz seit dem Tode des Vaters, bis zum heutigen Tage gleichsam unterbrochen gewesen war. An Anna Rosner, der er jene Lieder im Manuskript zugesandt, hatte er die ganze Zeit über nicht gedacht. Und wie ihm nun einfiel, daß er ihre wohllautende, dunkle Stimme wieder hören und sie auf dem etwas dumpfen Pianino zum Gesang begleiten durfte sobald er nur wollte, war er angenehm bewegt. Und er erinnerte sich des alten Hauses in der Paulanergasse, des niederen Tors, der schlecht beleuchteten Stiege, die er bisher nicht öfter als drei oder viermal hinaufgegangen war, wie man an Liebgewordenes und längst Bekanntes denkt.

Im Park drüben ging ein leichtes Wehen durch die Blätter. Über der Stephansturmspitze, die dem Fenster, durch den Park und einen beträchtlichen Teil der Stadt getrennt, gerade gegenüberlag, erschienen dünne Wolken. Ein langer Nachmittag, völlig ohne Verpflichtung dehnte sich vor Georg aus. Im Laufe der zwei Trauermonate, so wollte es ihm scheinen, hatten sich alle Beziehungen früherer Zeit gelockert oder gelöst. Er dachte an den verflossenen Winter und Frühling mit ihrem vielfach verschlungenen und wirren Treiben, und allerlei Erinnerungen tauchten bildhaft vor ihm auf: Die Fahrt mit Frau Marianne im geschlossenen Fiaker durch den verschneiten Wald. Der maskierte Abend bei Ehrenbergs, mit Elses tiefsinnig-kindlichen Bemerkungen über die „Hedda Gabler", der sie sich verwandt zu fühlen behauptete und mit Sissys raschem Kuß unter den schwarzen Spitzen der Larve. Eine Bergtour im Schnee, von Edlach aus auf die Rax, mit dem Grafen Schönstein und Oskar Ehrenberg, der — ohne angeborene alpine Neigungen — gern die Gelegenheit ergriffen hatte sich zwei hochgeborenen Herren anzuschließen. Der Abend bei Ronacher mit Grace und dem jungen Labinski, der sich vier Tage darauf erschossen, man hatte nie recht erfahren, ob wegen Grace, wegen Schulden, aus Lebensüberdruß, oder ausschließlich aus Affektation. Das seltsame glühend-kalte Gespräch mit Grace auf dem Friedhof im schmelzenden Feberschnee, zwei Tage nach Labinskis Begräbnis. Der Abend im heißen, hochgewölbten Fechtsaal, wo Felicians Degen die gefährliche Waffe des italienischen Meisters kreuzte. Der nächtliche Spaziergang nach dem Paderewski Konzert, auf dem der Vater ihm so vertraut wie nie zuvor von jenem fernen Abend sprach, da die verstorbene Mutter in dem gleichen Saal, aus dem sie eben kamen, in der Missa solemnis gesungen hatte. Und endlich erschien ihm Anna Rosners hohe, ruhige Gestalt, am Klaviere lehnend, das Notenblatt in der Hand, die blauen, lächelnden Augen auf die Tasten gerichtet; und er hörte sogar ihre Stimme in seiner Seele klingen.

Während er so am Fenster stand und in den Park hinunterschaute, der sich allmählich belebte, empfand er es wie beruhigend, daß er zu keinem menschlichen Wesen in engerer Beziehung stand, und daß es doch manche gab, mit denen er wieder anknüpfen, in deren Kreis er wieder eintreten durfte, sobald es ihm nur beliebte. Zugleich fühlte er sich wunderbar ausgeruht, für Arbeit und Glück bereit wie niemals zuvor. Er war voll guter und kühner Vorsätze, seiner Jugend und Unabhängigkeit sich mit Freuden bewußt. Zwar fühlte er mit einiger Beschämung, daß, in diesem Augenblick wenigstens, seine Trauer um den hingeschiedenen Vater sehr gemildert war; doch fand er für diese Gleichgültigkeit einen Trost in sich, da er des qualllosen Endes gedachte, das dem teuern Mann beschieden war. Im Garten, heiter mit den beiden Söhnen plaudernd, war er auf und abgegangen, hatte mit einem Mal um sich geschaut, als hörte er ferne Stimmen, hatte dann aufgeblickt, zum Himmel empor, und war plötzlich tot auf die Wiese hingesunken, ohne Schmerzenslaut, ja ohne Zucken der Lippen.

Georg trat ins Zimmer zurück, machte sich zum Fortgehen fertig und verließ das Haus. Seine Absicht war es, ein paar Stunden herumzuspazieren, wohin der Zufall ihn führen mochte und abends endlich wieder an seinem Quintett weiterzuarbeiten, wofür ihm nun die rechte Stimmung gekommen schien. Er überschritt die Straße und betrat den Park. Die Schwüle hatte nachgelassen. Noch immer saß die alte Frau mit der Mantille auf der Bank und starrte vor sich hin. Auf dem sandigen Rund um die Bäume spielten Kinder. Um den Kiosk waren alle Stühle besetzt. Im Wetterhäuschen saß ein glattrasierter Herr, den Georg vom sehen kannte, und der ihm durch seine Ähnlichkeit mit dem alten Grillparzer aufgefallen war. Am Teich kam Georg eine Gouvernante entgegen, mit zwei schön gekleideten Kindern und betrachtete ihn mit leuchtendem Blick. Als er aus dem Park auf die Ringstraße trat, begegnete ihm Willy Eißler in langem, dunkelgestreiften Herbstpaletot und sprach ihn an:

„Guten Tag Baron, sind Sie auch schon wieder in Wien eingerückt?"

„Ich bin schon lang zurück", erwiderte Georg. „Nach dem Begräbnis meines Vaters hab ich Wien nicht mehr verlassen."

„Ja, ja natürlich .... Gestatten Sie, daß ich Ihnen nochmals ..." Und Willy drückte Georg die Hand.

„Und was haben Sie denn heuer im Sommer getrieben?" fragte Georg.

„Allerlei. Tennis gespielt, gemalt, Zeit vertrödelt, einige amüsante und noch mehr langweilige Stunden verlebt." Willy sprach äußerst rasch, wie mit einer absichtlichen leichten Heiserkeit, scharf, salopp, mit ungarischen, französischen, wienerischen, jüdischen Akzenten. „Übrigens, wie Sie mich da sehen," fuhr er fort, „bin ich heute früh aus Przemysl gekommen."

„Waffenübung?"

„Jawohl, letzte. Ich sag's mit Wehmut. So sehr ich mich dem Greisen-

alter nähere, es hat mir doch noch immer Spaß gemacht, so mit den gelben Aufschlägen umherzuwandeln, Sporen klirrend, Säbel scheppernd, eine Ahnung drohender Gefahr verbreitend und von mangelhaften Lavaters für einen bessern Grafen gehalten zu werden." Sie spazierten weiter, dem Gitter des Stadtparks entlang.

„Gehen Sie vielleicht zu Ehrenbergs?" fragte Willy.

„Nein, ich denke gar nicht daran."

„Weil's der Weg ist. Haben Sie übrigens gehört, Fräulein Else soll verlobt sein."

„So?" fragte Georg gedehnt. „Mit wem denn?"

„Raten S' Baron."

„Am Ende Hofrat Wilt?"

„O fröhlich!" rief Willy. „Der denkt wohl nicht dran! Die Verschwägerung mit S. Ehrenberg könnte ihm doch am Ende die Ministerkarrière erschweren — heutzutag."

„Rittmeister Ladisc?" riet Georg weiter.

„Ah dazu ist Fräulein Else doch zu gescheit, daß sie dem hineinfällt."

Jetzt erinnerte sich Georg, daß sich Willy vor ein paar Jahren mit Ladisc geschlagen hatte. Willy fühlte Georgs Blick, zwirbelte den blonden, in polnischer Art herabhängenden Schnurrbart mit etwas nervösen Fingern hin und her und sprach rasch und beiläufig: „Der Umstand, daß ich mit dem Rittmeister Ladisc einmal eine Differenz gehabt hab, kann mich nicht hindern in loyaler Weise anzuerkennen, daß er immer ein versoffenes Schwein gewesen ist. Ich hab nämlich eine unüberwindliche, auch durch Blut nicht abzuwaschende Abneigung gegen die Leute, die sich bei den Juden anfressen und schon auf der Treppe über sie zu schimpfen anfangen. Bis ins Kaffeehaus kann man doch warten. Aber strengen Sie sich nicht weiter mit dem Raten an, Heinrich Bermann soll der Glückliche sein."

„Nicht möglich", rief Georg.

„Warum?" fragte Eißler. „Einer wird's ja doch schließlich werden. Bermann ist zwar kein Adonis, aber er ist auf dem Weg zum Ruhm; und das Gemisch von Herrenreiter und Ästheten in höchster Vollendung, daß sich Else offenbar erträumt hat, wird sie ja doch kaum finden. Vierundzwanzig Jahre ist sie indessen alt geworden, vor Salomons Taktlosigkeiten und Witzen dürfte ihr auch schon genügend grausen ... also ..."

„Salomon? ... ach ja ... Ehrenberg ..."

„Sie kennen ihn auch nur unter dem Namen ‚S' ? .. S. heißt natürlich Salomon, und daß nur S. auf der Tafel an der Tür steht, ist eine Konzession, die er den Seinen gemacht hat. Wenn es nach ihm ginge, möchte er am liebsten zu den Gesellschaften, die Madame Ehrenberg gibt, im Kaftan und mit den gewissen Löckchen erscheinen."

„Sie glauben ...? Er ist doch nicht so fromm?"

„Fromm ... o fröhlich! Mit der Frömmigkeit hat das allerdings nichts zu tun. Es ist nur Bosheit, hauptsächlich gegen seinen Sohn Oskar mit den feudalen Bestrebungen."

„Ach so", sagte Georg lächelnd. „Ist denn Oskar nicht schon längst getauft? Er ist ja Reserveoffizier bei den Dragonern."

„Ach darum ... Nun, ich bin auch nicht getauft und trotzdem ... ja, es gibt immer ein paar Ausnahmen ... Mit einigem guten Willen ..." Er lachte und fuhr fort: „Was übrigens Oskar anbelangt, so möchte er gewiß lieber katholisch sein. Aber das Vergnügen beichten gehen zu dürfen, käme ihm vorläufig doch noch zu teuer zu stehen. Es wird wohl auch im Testament vorgesehen sein, daß Oskar nicht überhüpft."

Sie waren vor dem Café Imperial angelangt. Willy blieb stehen. „Ich habe da ein Rendezvous mit Demeter Stanzides."

„Grüßen Sie ihn, bitte."

„Danke bestens. Kommen Sie nicht mit hinein, auf ein Eis?"

„Danke, ich bummle noch ein bißchen."

„Sie lieben die Einsamkeit?"

„Auf so allgemeine Fragen läßt sich schwer antworten", erwiderte Georg.

„Allerdings", sagte Willy, wurde plötzlich ernst und lüftete den Hut. „Habe die Ehre, Herr Baron."

Georg reichte ihm die Hand. Er fühlte, daß Willy ein Mensch war, der ununterbrochen eine Stellung verteidigte, wenn auch ohne dringende Notwendigkeit. „Auf Wiedersehen", sagte er mit unvermittelter Herzlichkeit. Er empfand es, wie schon öfters, als beinahe sonderbar, daß Willy Jude war. Schon der alte Eißler, Willys Vater, der anmutige Wiener Walzer und Lieder komponierte, sich kunst- und altertumsverständig mit dem Sammeln, zuweilen auch mit dem Verkauf von Antiquitäten befaßte und seinerzeit als der berühmteste Boxer von Wien gegolten hatte, mit seiner Riesengestalt, dem langen, grauen Vollbart und dem Monokel, sah eher einem ungarischen Magnaten ähnlich, als einem jüdischen Patriarchen; aus Willy aber hatten Anlage, Liebhaberei und eiserner Wille das täuschende Ebenbild eines geborenen Kavaliers gebildet. Was ihn jedoch vor andern jungen Leuten seines Stamms und seines Strebens auszeichnete, war der Umstand, daß er gewohnt war, seine Abstammung nie zu verleugnen, für jedes zweideutige Lächeln Aufklärung oder Rechenschaft zu fordern und sich gelegentlich über alle Vorurteile und Eitelkeiten, in denen er oft befangen schien, selber lustig zu machen.

Georg schlenderte weiter. Die letzte Frage Willys klang ihm nach. Ob er die Einsamkeit liebte? ... Er erinnerte sich daran, wie er in Palermo ganze Vormittage allein herumspaziert war, während Grace ihrer Gewohnheit gemäß bis Mittag im Bette lag. Grace ... Wo mochte sie jetzt sein ...? Seit sie in Neapel von ihm Abschied genommen, hatte sie nichts mehr von sich hören lassen, wie es übrigens verabredet gewesen war. Er dachte an die tiefblaue

Nacht, die über den Wassern schwebte, als er nach jenem Abschied allein nach Genua gefahren war und an den seltsamen, leisen, wie märchenhaften Gesang zweier Kinder, die dicht aneinander geschmiegt, gemeinsam in einen Plaid gehüllt, an der Seite ihrer schlafenden Mutter auf dem Verdeck gesessen waren.

Mit wachsendem Behagen spazierte er unter den Leuten weiter, die in sonntäglicher Lässigkeit an ihm vorübergingen. Mancher freundliche Frauenblick begegnete dem seinen und schien ihn darüber trösten zu wollen, daß er an diesem schönen Feiernachmittag einsam und mit allen äußern Abzeichen der Trauer umherwandelte. Und wieder tauchte ein Bild in ihm auf. Er sah sich auf einer hügeligen Wiese liegen, spät abends, nach einem heißen Junitag. Dunkelheit ringsum. Tief unter ihm Gewirr von Menschen, Lachen und Lärm, glitzernde Lampions. Ganz nah aus dem Dunkel Mädchenstimmen ... Er zündet die kleine Pfeife an, die er nur auf dem Land zu rauchen pflegt; beim Schein des Zündhölzchens sieht er zwei hübsche, ganz junge Bauerndirnen, beinah noch Kinder. Er plaudert mit ihnen. Sie haben Angst, weil es so finster ist; sie schmiegen sich an ihn. Plötzlich Geknatter, Raketen in der Luft. Von unten ein lautes „Ah". Bengalisches Licht, violett und rot, über dem unsichtbaren See in der Tiefe. Die Mädchen den Hügel hinab, verschwinden. Dann wird es wieder dunkel, und er liegt allein, schaut in die Finsternis hinauf, die schwül auf ihn herabsinken will. Dies war die Nacht vor dem Tage gewesen, da sein Vater sterben mußte. Und auch ihrer dachte er heute zum erstenmal.

Er hatte die Ringstraße verlassen, nahm die Richtung der Wieden zu. Ob die Rosners an diesem schönen Tage zu Hause waren? Immerhin lohnte es den kurzen Weg und jedenfalls zog es ihn mehr dorthin, als zu Ehrenbergs. Nach Else sehnte er sich gar nicht, und ob sie wirklich Heinrich Bermanns Braut sein mochte oder nicht, war ihm beinahe gleichgültig. Er kannte sie schon lange. Sie war elf, er vierzehn Jahre alt gewesen, als sie an der Riviera miteinander Tennis gespielt hatten. Damals glich sie einem Zigeunermädel. Blauschwarze Locken umwirbelten ihr Stirn und Wangen und ausgelassen war sie wie ein Bub. Ihr Bruder spielte schon damals den Lord, und Georg mußte noch heute lächeln, wenn er sich erinnerte, wie der Fünfzehnjährige eines Tages im lichtgrauen Schlußrock, mit weißen, schwarztamburierten Handschuhen und einem Monokel im Aug, auf der Promenade erschienen war. Frau Ehrenberg war damals vierunddreißig Jahre alt, hoheitsvoll, von übergroßer Gestalt, dabei noch schön, hatte verschleierte Augen und war meistens sehr müde. Es blieb unvergeßlich für Georg, wie eines Tages ihr Gemahl, der millionenreiche Patronenfabrikant, die Seinen überrascht und einfach durch sein Erscheinen der ganzen Ehrenbergischen Vornehmheit ein rasches Ende bereitet hatte. Georg sah ihn noch vor sich, so wie er während des Frühstücks auf der Hotelterrasse aufgetaucht war; ein kleiner, magerer Herr mit graumeliertem Vollbart und japanischen Augen, in weißem, schlecht

gebügelten Flanellanzug, einen dunkeln Strohhut mit rotweiß gestreiftem Band auf dem runden Kopf, und mit schwarzen, bestaubten Schuhen. Er redete sehr gedehnt, immer wie höhnisch, selbst über die gleichgültigsten Dinge und so oft er den Mund auftat, lag es unter dem Schein der Ruhe wie eine geheime Angst auf dem Antlitz der Gattin. Sie versuchte sich zu rächen, indem sie ihn mit Spott behandelte; aber gegen seine Rücksichtslosigkeiten kam sie nicht auf. Oskar benahm sich, wenn es irgend möglich war, als gehörte er nicht dazu. In seinen Zügen spielte eine etwas unsichere Verachtung, für den seiner nicht ganz würdigen Erzeuger, und Verständnis suchend lächelte er zu den jungen Baronen hinüber. Nur Else war zu jener Zeit sehr nett mit dem Vater. Auf der Promenade hing sie sich gern in seinen Arm und manchmal fiel sie ihm vor allen Leuten um den Hals.

In Florenz, ein Jahr vor seiner Mutter Tod, hatte Georg Else wiedergesehen. Sie nahm damals Zeichenstunden bei einem alten, grau- und wirrhaarigen Deutschen, von dem die Sage ging, daß er einmal berühmt gewesen wäre. Er selbst verbreitete das Gerücht über sich, daß er seinen frühern, sehr bekannten Namen, als er sein Genie schwinden fühlte, abgelegt und die Stätte seines Wirkens, die er niemals nannte, verlassen hätte. Schuld an seinem Niedergang trug, wenn man seinen Berichten glauben durfte, ein dämonisches Frauenzimmer, das er geheiratet, das in einem Eifersuchtsanfall sein bedeutendstes Bild zerstört und durch einen Sprung vom Fenster ihr Leben geendet hatte. Dieser Mensch, den sogar der siebzehnjährige Georg als eine Art von schwindelhaftem Narren erkannte, war der Gegenstand von Elses erster Schwärmerei. Sie war damals vierzehn Jahre alt, die Wildheit und Unbefangenheit der Kindheit war dahin. Vor der Tizianschen Venus in den Uffizien glühten ihr die Wangen in Neugier, Sehnsucht und Bewunderung, und in ihren Augen spielten dunkle Träume von künftigen Erlebnissen. Öfters kam sie mit ihrer Mutter in das Haus, das die Wergenthins am Lungarno gemietet hatten; und während Frau Ehrenberg die leidende Baronin in ihrer müd-geistreichen Weise zu unterhalten suchte, stand Else mit Georg am Fenster, führte altkluge Gespräche über die Kunst der Präraffaeliten und lächelte der vergangenen kindischen Spiele. Auch Felician erschien zuweilen, schlank und schön, blickte mit seinen kalten, grauen Augen an Dingen und Menschen vorbei, sprach ein paar höfliche Worte, halblaut, beinahe wegwerfend, und setzte sich ans Bett seiner Mutter, der er zärtlich die Hand streichelte und küßte. Gewöhnlich ging er bald wieder fort, nicht ohne für Else einen herben Duft von uralter Vornehmheit, kaltblütiger Verführung und eleganter Todesverachtung zurückzulassen. Stets hatte sie den Eindruck, als begebe er sich an einen Spieltisch, an dem es um Hunderttausende herging, zu einem Duell auf Tod und Leben, oder zu einer Fürstin mit rotem Haar und einem Dolch auf dem Nachttisch. Georg erinnerte sich, daß er sowohl auf den schwindelhaften Zeichenlehrer, als auf seinen Bruder ein wenig eifersüchtig gewesen war. Der

Lehrer, aus Gründen, über die niemals etwas verlautete, wurde plötzlich entlassen, und kurz darauf fuhr Felician mit dem Freiherrn von Wergenthin nach Wien. Nun spielte Georg noch öfter als früher den Damen auf dem Klaviere vor, fremdes und eigenes, und Else sang mit ihrer kleinen, etwas schrillen Stimme leichtere Schubertsche und Schumannsche Lieder vom Blatt. Sie besuchte mit ihrer Mutter und Georg die Galerien und Kirchen; als das Frühjahr wiederkam, gab es gemeinschaftliche Spazierfahrten auf dem Hügelweg oder nach Fiesole, und lächelnde Blicke gingen zwischen Georg und Else hin und her, die von einem tieferen Einverständnis erzählten, als tatsächlich vorhanden war. In dieser etwas unaufrichtigen Art spielten die Beziehungen weiter, als der Verkehr in Wien aufgenommen und fortgesetzt wurde. Immer von neuem schien Else von dem gleichmäßig freundlichen Wesen wohltätig berührt, mit dem Georg ihr auch dann entgegentrat, wenn sie einander monatelang nicht gesehen hatten. Sie selbst aber war von Jahr zu Jahr äußerlich sicherer und innerlich unruhiger geworden. Ihre künstlerischen Bestrebungen hatte sie früh genug alle fallen lassen, und im Laufe der Zeit erschien sie sich zu den verschiedensten Lebensläufen ausersehen. Manchmal sah sie sich in der Zukunft als Weltdame, Veranstalterin von Blumenfesten, Patronesse von großen Bällen, Mitwirkende an aristokratischen Wohltätigkeitsvorstellungen, öfters noch glaubte sie sich berufen in einem künstlerischen Salon unter Malern, Musikern und Dichtern als große Versteherin zu thronen. Dann träumte sie wieder von einem mehr ins abenteuerliche gerichteten Leben: sensationelle Heirat mit einem amerikanischen Millionär, Flucht mit einem Violinvirtuosen oder spanischen Offizier, dämonisches Zugrunderichten aller Männer, die sich ihr näherten. Zuweilen schien ihr aber ein stilles Dasein auf dem Land, an der Seite eines tüchtigen Gutsbesitzers, das erstrebenswerteste Ziel; und dann erblickte sie sich im Kreise von vielen Kindern, womöglich mit früh ergrautem Haar, ein mild resigniertes Lächeln auf den Lippen, an einfach gedecktem Tisch sitzen und ihrem ernsten Manne die Falten von der Stirne streichen. Georg aber fühlte immer, daß ihre Neigung zur Bequemlichkeit, die tiefer war, als sie selbst ahnte, sie vor jedem unbedachten Schritt schützen würde. Sie vertraute Georg mancherlei an, ohne jemals ganz ehrlich mit ihm zu sein, denn am öftersten und ernstesten hegte sie den Wunsch, seine Frau zu werden. Georg wußte das wohl, aber nicht allein darum erschien ihm das neueste Gerücht von ihrer Verlobung mit Heinrich Bermann ziemlich unglaubwürdig. Dieser Bermann war ein hagerer bartloser Mensch mit düstern Augen und etwas zu langem, schlichten Haar der sich in der letzten Zeit als Schriftsteller bekannt gemacht hatte und dessen Gebaren und Aussehen Georg, er wußte selbst nicht warum, an einen fanatischen jüdischen Lehrer aus der Provinz erinnerten. Das war nichts, was Else besonders fesseln, oder nur angenehm berühren konnte. Allerdings, wenn man länger mit ihm sprach, änderte sich jener Eindruck. Eines Abends im

vergangenen Frühjahr war Georg mit ihm zusammen von Ehrenbergs fortgegangen und sie waren in eine so anregende Unterhaltung über musikalische Dinge geraten, daß sie bis drei Uhr früh auf einer Ringstraßenbank weitergeplaudert hatten.

Es ist sonderbar, dachte Georg, wie vieles mir heute durch den Kopf geht, woran ich kaum mehr gedacht habe. Und ihm war, als wenn er in dieser Herbstabendstunde allmählich aus der schmerzlich-dumpfen Versonnenheit vieler Wochen zum Tage emporgetaucht käme.

Nun stand er vor dem Hause in der Paulanergasse, wo die Rosners wohnten. Er sah zum zweiten Stockwerk auf. Ein Fenster war offen, weiße Tüllvorhänge, in der Mitte zusammengesteckt, bewegten sich im leichten Zuge des Windes.

Rosners waren zu Hause. Das Stubenmädchen ließ Georg eintreten. Anna saß der Türe gegenüber, hielt die Kaffeetasse in der Hand und hatte die Augen auf den Eintretenden gerichtet. Der Vater, zu ihrer Rechten, las Zeitung und rauchte aus einer Pfeife. Er war glatt rasiert, nur an den Wangen liefen zwei schmale, ergraute Bartstreifen. Sein dünnes Haar von seltsam grünlich-grauer Färbung war an den Schläfen nach vorn gestrichen und sah aus wie eine schlecht gemachte Perücke. Seine Augen waren wasserhell und rot gerändert.

Die beleibte Mutter, mit der wie von einer Erinnerung schönerer Jahre umwobenen Stirn, blickte vor sich hin; ihre Hände beschaulich in einander verschlungen, ruhten auf dem Tisch.

Anna stellte die Tasse langsam nieder, nickte und lächelte still. Die beiden Alten machten Miene aufzustehen, als Georg eintrat.

„Aber bitte sich doch nicht stören zu lassen, bitte sehr," sagte Georg.

Da krachte etwas an der Seitenwand. Josef, der Sohn des Hauses, erhob sich vom Divan, auf dem er gelegen hatte.

„Habe die Ehre, Herr Baron," sagte er mit einer sehr tiefen Stimme und strich sein über den Hals hinaufgeschlagenes, gelbkarriertes, etwas fleckiges Sacco zurecht.

„Wie befinden sich immer, Herr Baron?" fragte der Alte, stand hager und etwas gebückt da und wollte nicht wieder Platz nehmen, eh sich Georg niedergelassen hatte. Josef rückte einen Stuhl zwischen Vater und Schwester. Anna reichte dem Besucher die Hand.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte sie und trank einen Schluck aus ihrer Tasse.

„Sie haben traurige Zeiten durchgemacht, Herr Baron," bemerkte Frau Rosner teilnahmsvoll.

„Jawohl," fügte Herr Rosner hinzu. „Wir haben mit großem Bedauern ivon dem schweren Verluste gelesen ... Und der Herr Vater haben sich doch mmer der besten Gesundheit erfreut, so viel uns bekannt war." Er sprach

sehr langsam, immer, als wenn noch etwas kommen sollte, strich sich manchmal mit der linken Hand über den Kopf und nickte, während er zuhörte.

„Ja, es ist sehr unerwartet gekommen," sagte Georg leise und blickte auf den dunkelroten, verschossenen Teppich zu seinen Füßen.

„Also ein plötzlicher Tod, sozusagen," bemerkte Herr Rosner, und alles ringsum schwieg.

Georg nahm eine Zigarette aus seinem Etui und bot Josef eine an.

„Küß die Hand," sagte Josef, nahm die Zigarette und verbeugte sich, indem er ohne ersichtlichen Grund die Hacken aneinander schlug. Während er dem Baron Feuer gab, glaubte er dessen Blicke auf sein Sacco gerichtet und bemerkte entschuldigend und mit noch tieferer Stimme als gewöhnlich: „Bureaujanker."

„Bureaujanker kommt von Bureau," sagte Anna einfach, ohne ihren Bruder anzusehen.

„Fräulein belieben die ironische Walze eingehängt zu haben," erwiderte Josef heiter; doch war es dem gehaltenen Ton seiner Rede anzumerken, daß er sich unter andern Verhältnissen minder angenehm ausgedrückt hätte.

„Die Teilnahme war ja eine allgemeine," begann der alte Rosner wieder. „Ich habe den Nachruf in der Neuen Freien Presse gelesen über den Herrn Papa ... von Herrn Hofrat Kerner, wenn ich mich recht erinnere; er war ja höchst ehrenvoll. Auch die Wissenschaft hat einen herben Verlust erlitten."

Georg nickte verlegen und blickte auf seine Hände nieder.

Anna sprach von ihrem verflossenen Sommeraufenthalt. „In Weißenfeld wars wunderschön," sagte sie. „Gleich hinter unserm Haus war der Wald, mit sehr guten ebenen Wegen ... nicht wahr, Papa? Da hat man stundenlang spazierengehen können, ohne einem Menschen zu begegnen."

„Und haben Sie denn ein Klavier draußen gehabt?" fragte Georg.

„Auch das."

„Ein greulicher Klimperkasten," bemerkte Herr Rosner. „So ein Ding, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann."

„Es war nicht so arg," sagte Anna.

„Für die kleine Graubinger gut genug," fügte Frau Rosner hinzu.

„Die kleine Graubinger ist nämlich die Tochter vom Kaufmann im Ort," erklärte Anna, „und ich hab ihr die Anfangsgründe des Klavierspiels beigebracht. Ein hübsches, kleines Mäderl mit langen, blonden Zöpfen."

„Es war eine Gefälligkeit für den Kaufmann," sagte Frau Rosner.

„Ja, aber es muß bemerkt werden," ergänzte Anna, „daß ich außerdem eine wirkliche, das heißt bezahlte Stunde, gegeben hab."

„Wie, auch in Weißenfeld?" fragte Georg.

„Kinder von einer Sommerpartei. Es ist übrigens schade, Herr Baron, daß Sie kein einziges Mal bei uns auf dem Land waren. Es hätte Ihnen gewiß gut gefallen."

Georg erinnerte sich nun erst, daß er sich zu Anna beiläufig geäußert hatte, er würde sie im Sommer gelegentlich einer Radpartie vielleicht einmal besuchen.

„Der Herr Baron hätte wohl in dieser Sommerfrische nicht alles zu seiner Zufriedenheit vorgefunden," begann Herr Rosner.

„Warum denn?" fragte Georg.

„Es ist dort nicht eben den Bedürfnissen verwöhnter Großstädter Rechnung getragen."

„O ich bin nicht verwöhnt," sagte Georg.

„. . . . Waren Sie auch nicht auf dem Auhof?" wandte sich Anna an Georg.

„O nein," erwiderte dieser rasch. „Nein, ich war nicht dort," setzte er minder lebhaft hinzu. „Man hatte mich allerdings aufgefordert . . . . Frau Ehrenberg war so liebenswürdig . . . . ich habe verschiedene Einladungen gehabt für den Sommer. Aber ich habe es vorgezogen für mich allein in Wien zu bleiben.

„Es tut mir eigentlich leid," sagte Anna, „daß ich Else beinah gar nicht mehr sehe. Sie wissen ja, daß wir im selben Institut waren. Es ist freilich schon lang her. Ich hab sie wirklich gern gehabt. Schade, daß man sich im Lauf der Zeit so voneinander entfernt."

„Wie kommt das nur?" sagte Georg.

„Ja, es liegt wohl daran, daß mir der ganze Kreis nicht besonders sympathisch ist."

„Mir auch nicht," sagte Josef, der Ringe in die Luft blies. „Ich gehe seit Jahren nicht hin. Offen gestanden . . . ich weiß ja nicht wie Herr Baron zu dieser Frage Stellung nehmen . . ich bin den Israeliten nicht zugetan."

Herr Rosner blickte zu seinem Sohne auf. „Der Herr Baron verkehrt in diesem Haus, und es wird ihm ziemlich sonderbar erscheinen, lieber Josef . . . ."

„Mir?" sagte Georg verbindlich. „Ich stehe ja in keinerlei näheren Verbindung mit dem Hause Ehrenberg, so gern ich mit den beiden Damen zu plaudern pflege." Und fragend setzte er hinzu: „Aber haben Sie Else nicht im vorigen Jahr Singstunden gegeben, Fräulein Anna?"

„Ja. Vielmehr . . . ich habe nur mit ihr korrepetiert."

„Das werden Sie heuer wohl wieder tun?"

„Ich weiß nicht. Sie hat bisher noch nichts von sich hören lassen. Vielleicht gibt sie's ganz auf."

„Sie glauben?"

„Es wäre beinah zu wünschen," versetzte Anna sanft, „denn eigentlich hat sie immer mehr gepiepst, als gesungen. Übrigens", und jetzt warf sie Georg einen Blick zu, der ihn gleichsam von neuem begrüßte, „die Lieder, die Sie mir geschickt haben, sind sehr hübsch. Soll ich sie Ihnen vorsingen?"

„Sie haben sich die Sachen schon angeschaut? Das ist nett."

Anna hatte sich erhoben. Sie führte beide Hände an ihre Schläfen und strich wie ordnend, leicht über ihr gewelltes Haar. Sie trug es ziemlich hoch frisiert, wodurch ihre Gestalt noch größer erschien als sie war. Eine schmale,

goldene Uhrkette war zweimal um den freien Hals geschlungen, fiel über die Brust herab und verlor sich in dem grau ledernen Gürtel. Durch eine fast unmerkliche Kopfbewegung forderte sie Georg auf ihr zu folgen.

Er stand auf und sagte: „Wenn's erlaubt ist...."

„Bitte sehr, bitte sehr, natürlich," sagte Herr Rosner. „Herr Baron wollen so freundlich sein mit meiner Tochter ein wenig zu musizieren. Sehr schön, sehr schön." Anna war in das Nebenzimmer getreten. Georg folgte ihr und ließ die Tür offen stehen. Die weißen Tüllvorhänge vor dem geöffneten Fenster waren zusammengesteckt und bewegten sich leise.

Georg setzte sich an das Pianino und griff ein paar Akkorde. Indes kniete Anna vor einer alten, schwarzen, teilweise vergoldeten Etagere und holte die Noten hervor.

Georg modulierte in die Anfangsakkorde seines Liedes.

Anna fiel ein, und zu Georgs Melodie sang sie die Goetheschen Worte.

„Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen,
War mir erst und letzte Lust."

Sie stand hinter ihm und schaute über seine Schulter in die Noten. Zuweilen beugte sie sich ein wenig nieder und dann fühlte er an der Schläfe den Hauch ihrer Lippen. Ihre Stimme war viel schöner, als seine Erinnerung sie bewahrt hatte.

Im Nebenzimmer wurde etwas zu laut gesprochen. Ohne den Gesang zu unterbrechen, lehnte Anna die Türe zu.

Josef war es gewesen, der sein Organ nicht länger hatte bändigen können. „Ich werde noch einen Sprung ins Kaffeehaus hinüber schauen," sagte er.

Man erwiderte nichts. Herr Rosner trommelte leise auf den Tisch, und seine Gattin nickte scheinbar gleichgültig.

„Also adieu." Bei der Tür wandte sich Josef wieder um und bemerkte mit mäßiger Festigkeit. „Mama, wenn du vielleicht einen Moment Zeit hast...."

„Ich hör schon," sagte Frau Rosner, „es wird ja kein Geheimnis sein."

„Nein. Es ist ja nur, weil ich mit dir ja ohnedies in Verrechnung bin."

„Muß man ins Kaffeehaus gehen?" fragte der alte Rosner einfach, ohne aufzublicken.

„Also es handelt sich nicht ums Kaffeehaus. Es ist überhaupt... Ihr könnt mir's glauben, daß es mir selber lieber wär, wenn ich euch nicht anpumpen müßt'. Aber was soll der Mensch tun?"

„Arbeiten soll der Mensch," sagte der alte Rosner leise und schmerzlich und seine Augen röteten sich. Die Frau warf einen traurigen und strafenden Blick auf den Sohn.

„Also," sagte Josef, knöpfte den Bureaujanker auf und wieder zu, „das ist doch wirklich.... wegen jedem Guldenzettel....."

„Pst,“ sagte Frau Rosner mit einem Blick gegen die angelehnte Tür, durch die jetzt, nachdem der Gesang Annas geendet, nur das gedämpfte Klavierspiel Georgs hereinklang.

Josef beantwortete den Blick der Mutter mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Arbeiten soll ich, sagt der Papa. Als ob ich's nicht schon bewiesen hätte, daß ich's kann.“ Er sah zwei fragende Augenpaare auf sich gerichtet. „Jawohl hab ich's bewiesen und wenn es nur auf meinen guten Willen ankäm, hätt ich überall mein Auskommen gehabt. Aber ich hab halt nicht das Temperament mir was gefallen zu lassen, ich laß mich nicht ausschreien von meine Chefs, wenn ich mich einmal eine Viertelstunde verspäten tu ... oder so was.“

„Die Geschichte kennen wir,“ unterbrach ihn Herr Rosner müde. „Aber schließlich, weil wir schon davon sprechen, du wirst dich ja doch wieder um irgendwas umschauen müssen.“

„Umschauen ... gut ....“ erwiderte Josef. „Aber zu einem Juden bringt mich keiner mehr ins Geschäft. Das würde mich bei meinen Bekannten .... jawohl in meinem ganzen Kreis würde mich das lächerlich machen.“

„Dein Kreis ...“ sagte Frau Rosner, „wer ist denn dein Kreis? Kaffeehausfreunderln.“

„Also bitte, weil wir schon davon reden,“ sagte Josef, „es hängt auch wieder mit dem Guldenzettel zusammen. Ich habe jetzt ein Rendezvous im Kaffeehaus mit dem jungen Jalaudek. Ich hätt's euch lieber erst gesagt, wenn die Sache perfekt wird ... aber ich seh schon, ich muß früher mit der Farb heraus. Also der Jalaudek, das is der Sohn von dem Stadtrat Jalaudek, von dem berühmten Papierhändler. Und der alte Jalaudek ist bekanntlich eine sehr einflußreiche Persönlichkeit in der Partei ..... sehr intim mit dem Herausgeber vom „christlichen Tagesboten“, Zelltinkel heißt er. Und beim „Tagesboten“ da suchen sie jetzt junge Leute von gefälligen Umgangsformen, — Christen natürlich, für das Inseratengeschäft. Und da hab ich heute mit dem Jalaudek Rendezvous im Kaffeehaus, weil er mir versprochen hat, sein Alter wird mich beim Zelltinkel empfehlen. Das wär etwas ausgezeichnetes .... da bin ich aus'm Wasser. Da kann ich in der kürzesten Zeit hundert oder auch hundertfünfzig Gulden im Monat verdienen“.

„Ach Gott,“ seufzte der alte Rosner.

Draußen ging die Glocke.

Rosner blickte auf.

„Das wird der junge Doktor Stauber sein,“ sagte Frau Rosner und warf einen besorgten Blick nach der Türe, durch die Georgs Klavierspiel noch leiser drang als früher.

„Also Mama was is eigentlich?“ sagte Josef.

Frau Rosner nahm ihre Geldbörse und reichte ihrem Sohn seufzend einen Silbergulden.

„Küß die Hand," sagte Josef und wandte sich zum Gehen.

„Josef," rief Herr Rosner. „Es ist doch einigermaßen unhöflich grade in dem Augenblick, wenn ein Besuch kommt ...."

„Ah, ich dank schön, ich muß nicht von allem haben." Es klopfte, Doktor Berthold Stauber trat ein.

„Entschuldigen vielmals" sagte Josef, „Herr Doktor, ich bin grad im Weggehen."

„Bitte," erwiderte Doktor Stauber kühl, und Josef verschwand.

Frau Rosner forderte den jungen Arzt auf Platz zu nehmen. Er setzte sich auf den Diwan und horchte nach der Seite hin, von wo das Klavierspiel kam.

„Der Baron Wergenthin," erklärte Frau Rosner etwas verlegen. „Der Komponist. Anna hat eben gesungen." Und sie schickte sich an ihre Tochter herein zu rufen.

Doktor Berthold hielt sie ganz leicht am Arme fest und sagte freundlich. „Nein. Ich bitte Fräulein Anna nicht zu stören, absolut nicht. Ich habe nicht die geringste Eile. Es ist übrigens ein Abschiedsbesuch." Der letzte Satz kam wie hervorgestoßen aus seiner Kehle; doch lächelte Berthold zugleich verbindlich, lehnte sich bequem in die Ecke und strich mit der rechten Hand den kurzen dunkeln Vollbart zurecht.

Frau Rosner sah ihn förmlich erschreckt an.

Herr Rosner fragte: „Ein Abschiedsbesuch? Haben Herr Doktor Urlaub genommen? Das Parlament ist doch erst vor kurzer Zeit zusammengetreten, wie man den Zeitungen entnehmen konnte."

„Ich habe mein Mandat niedergelegt," sagte Berthold.

„Wie?" rief Herr Rosner aus.

„Jawohl niedergelegt," wiederholte Berthold und lächelte zerstreut.

Das Klavierspiel hatte plötzlich aufgehört, die angelehnte Tür tat sich auf. Georg und Anna erschienen.

„O Doktor Berthold," sagte Anna und streckte ihm, der rasch aufgestanden war, die Hand entgegen. „Sind Sie schon lange da? Haben Sie mich vielleicht singen gehört?"

„Nein, Fräulein Anna, das hab ich leider versäumt. Nur ein paar Töne auf dem Klavier hab ich vernommen."

„Der Baron Wergenthin," sagte Anna, als wollte sie vorstellen. „Die Herren kennen sich doch?"

„Gewiß," erwiderte Georg und reichte Berthold die Hand.

„Der Doktor kommt uns einen Abschiedsbesuch machen," sagte Frau Rosner.

„Wie?" rief Anna erstaunt aus.

„Ich verreise nämlich," sagte Berthold und schaute Anna ernst und undurchdringlich in die Augen. „Ich gebe meine politische Karriere auf," setzte er dann wie spöttisch hinzu ... „besser gesagt, ich unterbreche sie auf eine Weile."

Georg lehnte im Fenster, die Arme über der Brust verkreuzt und betrachtete Anna von der Seite. Sie hatte sich gesetzt und sah ruhig zu Berthold auf,

der aufrecht dastand, die eine Hand auf die Lehne des Diwans gestützt, als wenn er eine Rede halten wollte.

„Und wohin reisen Sie?" fragte Anna.

„Nach Paris. Ich will im Pasteur'schen Institut arbeiten. Ich kehre wieder zu meiner alten Liebe zurück, zur Bakteriologie. Es ist eine reinlichere Beschäftigung als die Politik."

Es war dunkler geworden. Die Gesichter verschwammen, nur die Stirne Bertholds, der gerade dem Fenster gegenüberstand, war noch in Helle getaucht. Es zuckte um seine Brauen. Eigentlich hat er seine besondre Art von Schönheit, dachte Georg, der regungslos in der Fensterecke lehnte und sich von einer angenehmen Ruhe durchflossen fühlte.

Das Stubenmädchen brachte die brennende Lampe und hing sie über dem Tisch auf.

„Aber die Journale," sagte Herr Rosner, „brachten noch keinerlei Meldung, daß Herr Doktor Ihr Mandat zurückgelegt haben."

„Das wäre auch verfrüht", erwiderte Berthold. „Meine Parteigenossen kennen wohl meine Absicht, aber die Sache ist noch nicht offiziell."

„Diese Nachricht", sagte Herr Rosner, „wird nicht verfehlen in den beteiligten Kreisen großes Aufsehen zu erregen. Besonders nach der bewegten Debatte von neulich, in die Herr Doktor mit solcher Entschiedenheit eingegriffen haben. Herr Baron haben wohl gelesen", wandte er sich an Georg.

„Ich muß gestehen," erwiderte Georg, „ich verfolge die Parlamentsberichte nicht so regelmäßig, als man eigentlich müßte."

„Müßte", wiederholte Berthold nachsichtig. „Man muß wahrhaftig nicht, obzwar die Sitzung neulich nicht uninteressant war. Wenigstens als Beweis dafür, wie tief das Niveau einer öffentlichen Körperschaft sinken kann."

„Es ist sehr hitzig zugegangen", sagte Herr Rosner.

„Hitzig? . . . Nun ja, was man bei uns in Österreich hitzig nennt. Man war innerlich gleichgültig und äußerlich grob."

„Um was hat es sich denn gehandelt?" fragte Georg.

„Es war die Debatte anläßlich der Interpellation über den Prozeß Golowski . . . Therese Golowski . . ."

„Therese Golowski . . .", wiederholte Georg. „Den Namen sollt ich kennen."

„Natürlich kennen Sie ihn", sagte Anna. „Sie kennen ja Therese selbst. Wie Sie uns das letztemal besucht haben, ist sie eben von mir fortgegangen."

„Ach ja", sagte Georg, „eine Freundin von Ihnen."

„Freundin möcht ich sie nicht nennen; das setzt doch eine gewisse innere Übereinstimmung voraus, die nicht mehr so recht vorhanden ist."

„Sie werden Therese doch nicht verleugnen", sagte Doktor Berthold lächelnd, aber herb.

„O nein," erwiderte Anna lebhaft, „das fällt mir wahrhaftig nicht ein. Ich bewundere sie sogar. Ich bewundere überhaupt alle Leute, die imstande sind

für etwas, was sie im Grunde nichts angeht, so viel zu riskieren. Und wenn das nun gar ein junges Mädchen tut, ein hübsches junges Mädchen wie Therese ...", sie richtete die Worte an Georg, der gespannt zuhörte — „so imponiert mir das noch mehr. Sie müssen nämlich wissen, daß Therese eine der Führerinnen der sozialdemokratischen Partei ist."

„Und wissen Sie, wofür ich sie gehalten habe?" sagte Georg. „Für eine angehende Schauspielerin!"

„Herr Baron, Sie sind ein Menschenkenner", sagte Berthold.

„Sie wollte wirklich einmal zur Bühne gehen", bestätigte Frau Rosner kühl.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau," sagte Berthold, „welches junge Mädchen von einiger Phantasie, das überdies in engen Verhältnissen lebt, hat nicht in irgend einer Lebensepoche mit einer solchen Absicht wenigstens gespielt?"

„Es ist hübsch, daß Sie ihr verzeihen", sagte Anna lächelnd.

Berthold fiel es zu spät ein, daß er mit seiner Bemerkung eine noch empfindliche Stelle in Annas Gemüt berührt haben möchte. Aber umso bestimmter fuhr er fort: „Ich versichere Sie, Fräulein Anna, es wäre schade um Therese gewesen. Denn es ist gar nicht abzusehen, wieviel sie für die Partei noch leisten kann, wenn sie nicht irgendwie aus ihrer Bahn gerissen wird."

„Halten Sie das für möglich"? fragte Anna.

„Gewiß", entgegnete Berthold. „Für Therese gibt es sogar zwei Gefahren: entweder redet sie sich einmal um den Kopf ..."

„Oder?" fragte Georg, der neugierig geworden war.

„Oder sie heiratet einen Baron", schloß Berthold kurz.

„Das verstehe ich nicht ganz", sagte Georg ablehnend.

„Daß ich gerade Baron sagte, war natürlich ein Spaß. Setzen wir statt Baron Prinz, so wird die Sache klarer."

„Ach so ... jetzt kann ich mir ungefähr denken, was Sie meinen, Herr Doktor ... Aber was für einen Anlaß hatte das Parlament, sich mit ihr zu beschäftigen?"

„Ach ja. Im vorigen Jahre — zur Zeit des großen Kohlenstreikes — hielt Therese Golowski in irgend einem böhmischen Nest eine Rede, die eine angeblich verletzende Äußerung gegen ein Mitglied des kaiserlichen Hauses enthielt. Sie wurde angeklagt und freigesprochen. Man könnte daraus vielleicht schließen, daß die Anschuldigung nicht besonders haltbar gewesen sein dürfte. Trotzdem meldete der Staatsanwalt die Berufung an, ein anderes Gericht wurde designiert und Therese zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, die sie übrigens soeben absitzt. Und damit nicht genug, wurde der Richter, der sie in erster Instanz freisprach, versetzt ... irgendwohin an die russische Grenze, von wo es keine Wiederkehr gibt. Nun, über diesen Fall haben wir eine Interpellation eingebracht, sehr zahm meiner Ansicht nach. Der Minister erwiderte, ziemlich heuchlerisch, unter dem Jubel der sogenannten staatserhaltenden Parteien. Ich habe mir erlaubt, darauf zu replizieren, vielleicht etwas energischer,

als man es bei uns gewohnt ist; und da man von den gegnerischen Bänken aus nichts sachliches erwidern konnte, hat man versucht, mich mit schreien und schimpfen tot zu machen. Und was das kräftigste Argument einer gewissen Sorte von Staatserhaltern gegen meine Ausführungen war, können Sie sich ja denken, Herr Baron."

„Nun?" fragte Georg.

„Jud halts Maul", erwiderte Berthold mit schmal gewordenen Lippen.

„O", sagte Georg verlegen und schüttelte den Kopf.

„Ruhig Jud! Halts Maul! Jud! Jud! Kusch!" fuhr Berthold fort und schien in der Erinnerung zu schwelgen.

Anna sah vor sich hin. Georg fand innerlich, es wäre nun genug. Ein kurzes, peinliches Schweigen entstand.

„Also darum?" fragte Anna langsam.

„Wie meinen Sie?" fragte Berthold.

„Darum legen Sie das Mandat nieder?"

Berthold schüttelte den Kopf und lächelte. „Nein, nicht darum."

„Herr Doktor sind über diese rohen Insulten gewiß erhaben," sagte Herr Rosner.

„Das will ich nicht eben behaupten," erwiderte Berthold. „Aber immerhin mußte man auf dergleichen gefaßt sein. Der Grund meiner Mandatsniederlegung ist ein anderer."

„Und darf man wissen ...?" fragte Georg.

Berthold sah ihn durchdringend und doch zerstreut an. Dann erwiderte er verbindlich: „Gewiß darf man. Nach meiner Rede begab ich mich ins Büfett. Dort begegnete ich unter andern einem der allerdümmsten und frechsten unserer freigewählten Volksvertreter, dem, der wie gewöhnlich, auch während meiner Rede, der Allerlauteste gewesen war ... dem Papierhändler Jalaudek. Ich kümmerte mich natürlich nicht um ihn. Er stellt eben sein geleertes Glas hin. Wie er mich sieht, lächelt er, nickt mir zu und grüßt heiter, als wäre nichts geschehen: „Habe die Ehre, Herr Doktor, auch eine kleine Erfrischung gefällig?"

„Unglaublich!" rief Georg aus.

„Unglaublich? ... Nein, österreichisch. Bei uns ist ja die Entrüstung so wenig echt wie die Begeisterung. Nur die Schadenfreude und der Haß gegen das Talent, die sind echt bei uns."

„Nun und was haben Sie dem Mann geantwortet?" fragte Anna.

„Was ich geantwortet habe? Nichts, selbstverständlich."

„Und haben Ihr Mandat niedergelegt," ergänzte Anna mit leisem Spott.

Berthold lächelte. Zugleich aber zuckte es um seine Brauen, wie gewöhnlich, wenn er unangenehm oder schmerzlich berührt war. Es war zu spät, ihr zu sagen, daß er eigentlich gekommen war, sie um Rat zu fragen wie in früherer Zeit. Und doch, das fühlte er, er hatte klug daran getan, sich gleich beim Eintritt jeden Rückzug abzuschneiden, seinen Verzicht auf das Mandat als

bereits vollzogen, seine Reise nach Paris als unmittelbar bevorstehend, anzukündigen. Denn nun wußte er ja, daß Anna ihm wieder einmal entglitten war, vielleicht auf lange. Daß irgend ein Mensch sie ihm wirklich und auf immer nehmen konnte, das glaubte er freilich nicht, und auf diesen eleganten, jungen Künstler eifersüchtig zu sein, der so ruhig mit verkreuzten Armen dort am Fenster stand, dazu wollte er sich auf keinen Fall verstehen. Schon manchmal war es geschehen, daß Anna für einige Zeit wie in einem für ihn fremden Element gleichsam verzaubert dahinschwebte. Und vor zwei Jahren, da sie ernstlich daran dachte, sich der Bühne zu widmen und ihre Rollen zu studieren begann, hatte er sie eine kurze Zeit hindurch völlig verloren gegeben. Später, als sie durch die Unverläßlichkeit ihrer Stimme genötigt wurde, ihre künstlerischen Pläne fahren zu lassen, schien sie wohl wieder zu ihm zurückzukehren; aber diese Epoche hatte er mit Absicht ungenützt verstreichen lassen. Denn eh' er sie zu seiner Gattin machte, wollte er irgend einen Erfolg errungen haben, entweder auf wissenschaftlichem oder politischem Gebiet, und von ihr wahrhaft bewundert sein. Er war auf dem Weg dazu gewesen. An der gleichen Stelle, wo sie jetzt saß und ihm mit klaren, aber wie fremden Augen ins Gesicht schaute, hatte sie die Korrekturbogen seiner letzten medizinisch-philosophischen Arbeit, vor sich liegen gehabt, die den Titel trug: Vorläufige Bemerkungen zu einer Physiognomik der Krankheiten. Und dann, als sich sein Übergang zur Politik vollzog, zu der Zeit, da er in Wählerversammlungen Reden hielt, sich durch ernste geschichtliche und nationalökonomische Studien für den neuen Beruf vorbereitete, hatte sie sich seiner Vielseitigkeit und seiner Energie herzlich gefreut. All das war nun vorüber. Allmählich schien sie gerade seine Fehler, die ihm ja selbst durchaus nicht verborgen waren, insbesondere seine Neigung, sich an den eigenen Worten zu berauschen, mit schärferm Blick zu sehen als früher, und dadurch begann er wieder seine Sicherheit ihr gegenüber mehr und mehr zu verlieren. Er war nicht ganz er selbst, wenn er zu ihr, oder in ihrer Gegenwart sprach. Auch heute war er nicht mit sich zufrieden. Mit einem Ärger, der ihm selbst kleinlich vorkam, ward er sich bewußt, daß er seine Begegnung im Büfett mit Jalaudek nicht wirksam genug vorgetragen hatte und daß er seinen Ekel vor der Politik viel glaubhafter hätte darstellen müssen. „Sie haben ja wahrscheinlich recht, Fräulein Anna," sagte er, „wenn Sie darüber lächeln, daß ich wegen dieses läppischen Abenteuers mein Mandat niedergelegt habe. Ein parlamentarisches Leben ohne Komödienspiel ist ja überhaupt nicht möglich. Ich hätte es bedenken und selber mitagieren, dem Kerl womöglich zutrinken sollen, der mich öffentlich beschimpft hat. Das wär bequem, österreichisch und vielleicht sogar das Richtigste gewesen." Er fühlte sich wieder im Zuge und sprach lebhaft weiter: „Es gibt am Ende doch nur zwei Methoden, mittels deren in der Politik praktisch etwas zu leisten ist; entweder durch eine großartige Frivolität, die das ganze öffentliche Leben als ein amüsantes Spiel betrachtet, die in

Wahrheit für nichts begeistert, gegen nichts entrüstet ist, und der die Menschen, um deren Glück oder Elend es sich doch im letzten Sinn handeln sollte, vollkommen gleichgültig bleiben. So weit bin ich nicht, und ich weiß nicht, ob ich jemals dahin gelangen werde. Ehrlich gesagt, ich hab es mir schon manchmal gewünscht. Die andre Methode aber ist: bereit sein, in jedem Augenblick, für das, was man das Rechte hält, seine ganze Existenz, sein Leben im wahrsten Sinne des Wortes —"

Berthold schwieg plötzlich. Sein Vater, der alte Doktor Stauber, war eingetreten und wurde herzlich begrüßt. Er reichte Georg, der ihm von Frau Rosner vorgestellt wurde, die Hand und sah ihn so freundlich an, daß sich Georg sofort zu ihm hingezogen fühlte. Er sah offenbar jünger aus, als er war. Sein langer, rötlich-blonder Bart, war nur von einzelnen grauen Fäden durchzogen, und das schlicht gekämmte lange Haar zog in dichten Strähnen zu dem breiten Nacken hin. Die Stirn, die von auffallender Höhe war, gab der ganzen, ein wenig untersetzten, ja hochschultrigen Erscheinung eine gewisse Würde. Die Augen, wenn sie nicht eben mit einiger Absicht gütig oder klug schauten, schienen sich hinter den müd gewordenen Lidern gleichsam für den nächsten Blick auszuruhen.

„Ich habe Ihre Mutter gekannt, Herr Baron", sagte er ziemlich leise zu Georg.

„Meine Mutter, Herr Doktor ...?"

„Sie werden sich kaum daran erinnern. Sie waren damals ein kleiner Bub von drei vier Jahren."

„Sie waren ihr Arzt?" fragte Georg.

„Ich besuchte sie zuweilen als Vertreter des Professors Duchegg, bei dem ich Assistent war. Sie haben damals in der Habsburgergasse gewohnt, in einem alten Haus, das längst niedergerissen ist. Ich könnte Ihnen heute noch die Einrichtung des Zimmers schildern, in dem Ihr Herr Vater mich empfing, ... der leider auch allzufrüh gestorben ist ... Auf dem Schreibtisch stand eine Bronzefigur und zwar ein gepanzerter Ritter mit einer Fahne. Und an der Wand hing eine Kopie nach einem Van Dyck aus der Liechtensteingalerie."

„Ja", sagte Georg verwundert über das gute Gedächtnis des Arztes, „ganz richtig."

„Aber ich habe da die Herrschaften in einem Gespräch unterbrochen", fuhr Doktor Stauber fort, in dem ein wenig melancholisch singenden und doch überlegenen Ton, der ihm eigen war und ließ sich in die Ecke des Divans sinken.

„Eben teilt uns Doktor Berthold zu unserm Erstaunen mit", sagte Herr Rosner, „daß er sich entschlossen hat sein Mandat niederzulegen."

Der alte Stauber richtete einen ruhigen Blick auf seinen Sohn, den dieser ebenso ruhig erwiderte. Georg, der dies Augenspiel bemerkte, hatte den Eindruck, daß hier ein stilles Einverständnis waltete, das keiner Worte bedurfte.

„Ja", sagte Doktor Stauber, „mich hat es allerdings nicht überrascht. Ich

habe immer das Gefühl gehabt, daß Berthold im Parlament nur wie zu Gaste sitzt und bin eigentlich froh, daß er nun eine Art von Heimweh nach seinem wahren Beruf bekommen hat. Ja, ja, dein wahrer, Berthold," wiederholte er wie zur Antwort auf ein Stirnrunzeln seines Sohnes. „Damit ist ja nichts für die Zukunft präjudiziert. Nichts erschwert uns die Existenz so sehr, als daß wir so häufig an Definitiva glauben ... und daß wir die Zeit damit verlieren uns eines Irrtums zu schämen, statt ihn einzugestehen und unser Leben einfach neu zu gestalten."

Berthold erklärte, daß er in spätestens acht Tagen abreisen wolle. Jeder weitere Aufschub hätte keinen Sinn. Es wäre auch möglich, daß er nicht in Paris bliebe. Seine Studien konnten eine weitere Reise notwendig machen. Ferner war er entschlossen keinerlei Abschiedsbesuche zu machen; wie er hinzusetzte, hatte er ohnedies allen Verkehr früherer Jahre in gewissen bürgerlichen Kreisen, wo sein Vater eine ausgebreitete Praxis übte, vollkommen aufgegeben.

„Sind wir uns denn nicht diesen Winter einmal bei Ehrenbergs begegnet?" fragte Georg mit einiger Genugtuung.

„Das ist richtig," erwiderte Berthold. „Mit Ehrenbergs sind wir übrigens entfernt verwandt. Das Bindeglied zwischen uns ist merkwürdigerweise die Familie Golowski. Jeder Versuch Ihnen das näher zu erklären, Herr Baron, wäre vergeblich. Ich müßte Sie eine Wanderung durch die Standesämter und Kultusgemeinden von Temesvar, Tarnopol und ähnlichen angenehmen Ortschaften unternehmen lassen — und das möcht ich Ihnen doch nicht zumuten."

„Und übrigens," fügte der alte Doktor Stauber resigniert hinzu, „weiß der Herr Baron gewiß, daß alle Juden mit einander verwandt sind."

Georg lächelte liebenswürdig. In Wirklichkeit aber war er eher enerviert. Seiner Empfindung nach bestand durchaus keine Notwendigkeit, daß auch der alte Doktor Stauber ihm offizielle Mitteilung von seiner Zugehörigkeit zum Judentum machte. Er wußte es ja, und er nahm es ihm nicht übel. Er nahm es überhaupt keinem übel; aber warum fingen sie denn immer selbst davon zu reden an? Wo er auch hinkam, er begegnete nur Juden, die sich schämten, daß sie Juden waren, oder solchen, die darauf stolz waren und Angst hatten, man könnte glauben, sie schämten sich.

„Gestern hab ich übrigens die alte Golowski gesprochen," fuhr Doktor Stauber fort.

„Die arme Frau," sagte Herr Rosner.

„Wie gehts ihr denn?" fragte Anna.

„Wie wirds ihr gehn ... Sie können sich denken ... die Tochter eingesperrt, der Sohn Freiwilliger auf Staatskosten, wohnt in der Kaserne ... Stellen Sie sich das vor, Leo Golowski als Patriot ... Und der Alte sitzt im Kaffeehaus und schaut zu wie die andern Leut Schach spielen. Er selbst hat doch nicht mehr die zehn Kreuzer um das Spielgeld zu zahlen."

„Die Haft von Therese muß übrigens bald abgelaufen sein", sagte Berthold.

„Dauert doch noch zwölf, vierzehn Tage", erwiderte sein Vater ... „Na, Annerl", wandte er sich dann an das junge Mädchen, „es wär wirklich schön von Ihnen, wenn Sie sich wieder einmal in der Rembrandtstraße anschauen ließen; die alte Frau hat eine fast rührende Schwärmerei für Sie. Ich versteh wirklich nicht warum", setzte er lächelnd hinzu, während er Anna beinah zärtlich betrachtete. Sie aber sah vor sich hin und erwiderte nichts.

Die Wanduhr schlug sieben. Georg erhob sich, als wenn er nur dieses Zeichen erwartet hätte.

„Herr Baron verlassen uns schon", sagte Herr Rosner und wollte aufstehen.

Georg bat die Anwesenden sich nicht stören zu lassen und reichte allen die Hand.

„Es ist merkwürdig", sagte der alte Stauber, „wie Ihre Stimme an die Ihres verstorbenen Herrn Vaters erinnert."

„Ja, man hat es mir vielfach gesagt", entgegnete Georg. „Ich selbst konnte es allerdings nie finden."

„Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der seine eigene Stimme kennt", bemerkte der alte Stauber, und es klang wie der Beginn eines populären Vortrags.

Aber Georg empfahl sich. Anna begleitete ihn, trotz seiner leisen Abwehr ins Vorzimmer und ließ — etwas absichtlich wie es Georg vorkam — die Türe halboffen stehn. „Es ist schade, daß wir nicht länger musizieren konnten", sagte sie.

„Mir tuts auch leid, Fräulein Anna."

„Das Lied hat mir heut noch besser gefallen, als beim erstenmal, wie ich mich selber begleiten mußte. Nur zum Schluß verläuft es ein bißchen ... ich weiß nicht wie ich sagen soll."

„Ich weiß was Sie meinen. Der Schluß ist konventionell, das hab ich gleich gefühlt. Hoffentlich kann ich Ihnen bald was Beßres bringen, Fräulein Anna."

„Lassen Sie mich aber nicht zu lange darauf warten."

„Gewiß nicht. Also adieu Fräulein Anna."

Sie reichten einander die Hände und lächelten beide.

„Warum sind Sie nicht nach Weißenfeld gekommen?" fragte Anna leicht.

„Es tut mir wirklich leid, aber sehen Sie, Fräulein Anna, ich hätte wahrhaftig heuer keine angenehme Gesellschaft vorgestellt, das können Sie sich wohl denken."

Anna sah ihn ernst an. „Glauben Sie nicht", sagte sie, „daß man Ihnen vielleicht hätte helfen können manches tragen?"

„Es zieht, Anna", rief Frau Rosner von drinnen.

„Ich komm ja schon", erwiderte Anna etwas ungeduldig. Aber Frau Rosner hatte die Türe schon geschlossen.

„Wann darf ich wiederkommen?" fragte Georg.

„Wann es Ihnen angenehm ist. Allerdings ... ich müßte Ihnen eigentlich eine schriftliche Stundeneinteilung geben, damit Sie wissen, wann ich zu Hause

bin, und damit wäre auch noch nichts getan. Oft gehe ich spazieren, oder habe Besorgungen in der Stadt, oder schau mir Bilder an, oder Ausstellungen ..."

„Das könnte man doch einmal zusammen tun", sagte Georg.

„O ja", erwiderte Anna, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche und entnahm diesem ein winziges Notizbuch.

„Was haben Sie denn da?" fragte Georg.

Anna lächelte und blätterte in dem Büchlein. „Warten Sie nur ... Donnerstag elf Uhr wollte ich mir die Miniaturenausstellung in der Hofbibliothek ansehen. Wenn Sie das auch interessiert, so können wir uns dort treffen."

„Aber sehr gern."

„Also schön. Dort können wir gleich besprechen, wann Sie mich das nächstemal zum Singen begleiten."

„Abgemacht", sagte Georg und reichte ihr die Hand. Es fiel ihm ein, daß gewiß, während hier draußen Anna mit ihm plauderte, sich drin im Zimmer der junge Doktor Stauber ärgern oder gar kränken mochte. Und er wunderte sich, daß er diesen Umstand selbst offenbar unangenehmer empfand als Anna, die doch im ganzen ein gutmütiges Wesen zu sein schien. Er löste seine Hand aus der ihren, nahm Abschied und ging.

Als Georg auf die Straße kam, war es ganz dunkel geworden. Langsam schlenderte er über die Elisabethbrücke an der Oper vorbei der innern Stadt zu und ließ, unbeirrt durch Geräusch und Treiben rings umher, sein Lied in sich nachtönen. Er fand es seltsam, daß Annas Stimme, die im kleinen Raume so reinen und gesunden Klang gab, jede Zukunft auf der Bühne und im Konzertsaal versagt sein sollte, und noch seltsamer, daß Anna unter diesem Verhängnis kaum zu leiden schien. Freilich war er sich nicht klar darüber, ob Annas Ruhe auch den wahren Ausdruck ihres Wesens widerspiegelte.

Er kannte sie wohl flüchtig schon seit einigen Jahren; aber erst eines Abends im vergangenen Frühling waren sie einander näher gekommen. Im Waldsteingarten hatte sich damals eine größere Gesellschaft Rendezvous gegeben. Man speiste im Freien, unter hohen Kastanienbäumen, vergnügt, angeregt und berückt von dem ersten warmen Maiabend des Jahres. Georg sah sie alle wieder, die damals gekommen waren. Frau Ehrenberg, die Veranstalterin der Zusammenkunft, absichtlich matronenhaft mit einem lose sitzenden, dunkeln Foulardkleid angetan; Hofrat Wilt, wie in der Maske eines englischen Staatsmanns, mit vornehm schlampigen Gebärden und mit dem gleichen, etwas wohlfeilen Ton der Überlegenheit für sämtliche Dinge und Menschen; Frau Oberberger, die mit dem grau gepuderten Haar, den blitzenden Augen und dem Schönheitspflästerchen auf dem Kinn einer Rokokomarquise ähnelte; Demeter Stanzides mit den weiß glänzenden Zähnen, und auf der blassen Stirn die Müdigkeit eines alten Heldengeschlechtes; Oskar Ehrenberg, mit einer Eleganz, die viel vom ersten Kommis eines Modehauses, manches von der eines jugendlichen Gesangskomikers und auch einiges von der eines jungen

Herrn aus der Gesellschaft hatte; Sissy Wyner, die ihre dunkeln, lachenden Augen von einem zum andern sandte, als sei sie mit jedem Einzelnen durch ein andres lustiges Geheimnis verbunden; Willy Eißler, der heiser und fidel allerlei heitre Geschichten aus seiner Militärzeit und jüdische Anekdoten erzählte; Else Ehrenberg, von zarter Frühlingsmelancholie umflossen, in weißem, englischem Tuchkleid, mit den Bewegungen einer großen Dame, die sich zu dem Kindergesicht und der zarten Figur anmutig und beinahe rührend ausnahmen; Felician, kühl und liebenswürdig, mit hochmütigen Augen, die zwischen den Gästen hindurch zu andern Tischen und auch an diesen vorbei in die Ferne sahen; Sissys Mutter, jung, rotbackig und plappernd, die überall zugleich mitreden und überall zugleich mithören wollte; Edmund Nürnberger, in den bohrenden Augen und um den schmalen Mund jenes fast maskenhaft gewordene Lächeln der Verachtung für ein Welttreiben, das er bis auf den Grund durchschaute, und in dem er sich doch manchmal zu seinem eigenen Erstaunen, selbst als Mitspieler entdeckte; endlich Heinrich Bermann, in einem zu weiten Sommeranzug, mit einem zu billigen Strohhut, mit einer zu lichten Kravatte, der bald lauter sprach und bald tiefer schwieg als die andern. Zuletzt, ohne jede Begleitung und in sicherer Haltung war Anna Rosner erschienen, hatte mit leichtem Kopfnicken die Gesellschaft begrüßt und ungezwungen zwischen Frau Ehrenberg und Georg Platz genommen. „Die hab ich für Sie eingeladen", bemerkte Frau Ehrenberg leise zu Georg, der sich bis zu diesem Abend mit Anna auch in Gedanken kaum beschäftigt hatte. Jene Worte, vielleicht nur einem flüchtigen Einfall der Frau Ehrenberg entsprungen, wurden im weiteren Verlauf des Abends wahr. Von dem Augenblick an, da die Gesellschaft aufbrach und ihre fidele Reise durch den Volksprater antrat, überall, in den Buden, im Ringelspiel, vor dem Wurstel und auch auf dem Heimweg in die Stadt, der spaßhafter Weise zu Fuß gemacht wurde, hatten sich Georg und Anna zusammen gehalten und waren endlich, von lustigen und törichten Gesprächen umschwirrt, in eine ganz vernünftige Unterhaltung geraten. Ein paar Tage später war er bei ihr und brachte ihr, wie versprochen, den Klavierauszug von „Eugen Onegin" und einige von seinen Liedern; bei seinem nächsten Besuch sang sie ihm diese Lieder und manche von Schubert vor, und ihre Stimme gefiel ihm sehr. Bald darauf nahmen sie für den Sommer von einander Abschied, ohne jede Spur von Wehmut und Zärtlichkeit; Annas Einladung nach Weißenfeld hatte Georg nur als Höflichkeit aufgefaßt, so wie er seine Zusage verstanden glaubte; und im Vergleich zu der Harmlosigkeit des bisherigen Verkehrs, durfte die Stimmung des heutigen Besuchs Georg wohl eigentümlich erscheinen.

Auf dem Stephansplatz sah sich Georg von jemandem gegrüßt, der auf der Plattform eines Stellwagens stand. Georg, der etwas kurzsichtig war, erkannte den Grüßenden nicht gleich.

„Ich bins", sagte der Herr auf der Plattform.

„O, Herr Bermann! Guten Abend", Georg reichte ihm die Hand hinauf. „Wohin des Wegs?"

„Ich fahre in den Prater. Ich will unten nachtmahlen. Haben Sie etwas besondres vor, Herr Baron?"

„Nicht das geringste."

„So kommen Sie doch mit."

Georg schwang sich auf den Omnibus, der eben weiterzurumpeln begann. Sie erzählten einander beiläufig, wie sie den Sommer verbracht hatten. Heinrich war im Salzkammergut gewesen, später in Deutschland, von wo er erst vor ein paar Tagen zurückgekommen war.

„Ach in Berlin," meinte Georg.

„Nein."

„Ich dachte, daß Sie vielleicht in Angelegenheit eines neuen Stückes . . ."

„Ich habe kein neues Stück geschrieben", unterbrach ihn Heinrich etwas unhöflich. „Ich war in Taunus und am Rhein, in verschiedenen Orten."

Was hat er denn am Rhein zu tun, dachte Georg, obwohl es ihn nicht weiter interessierte. Es fiel ihm auf, daß Bermann zerstreut, ja beinahe verdüstert vor sich hinschaute.

„Und wie steht's denn mit Ihren Arbeiten, lieber Baron?" fragte Heinrich plötzlich lebhaft, während er den dunkelgrauen Überzieher, der ihm um die Schulter hing, enger um sich schlug. „Ist Ihr Quintett fertig?"

„Mein Quintett?" wiederholte Georg verwundert. „Hab' ich Ihnen denn von meinem Quintett gesprochen?"

„Nein, nicht Sie; aber Fräulein Else sagte mir, daß Sie an einem Quintett arbeiten."

„Ach so, Fräulein Else. Nein, ich bin nicht viel weiter gekommen. Ich war nicht gerade in der Stimmung, wie Sie sich denken können."

„Ach ja", sagte Heinrich und schwieg eine Weile. „Und Ihr Herr Vater war noch so jung" fügte er langsam hinzu.

Georg nickte wortlos.

„Wie geht's Ihrem Bruder?" fragte Heinrich plötzlich.

„Danke recht gut," erwiderte Georg etwas befremdet. Heinrich warf seine Zigarre über die Brüstung und zündete sich gleich wieder eine neue an. Dann sagte er: „Sie werden sich wundern, daß ich mich nach Ihrem Bruder erkundige, den ich kaum jemals gesprochen habe. Er interessiert mich aber. Er stellt für mich einen in seiner Art geradezu vollendeten Typus dar, und ich halte ihn für einen der glücklichsten Menschen, die es gibt."

„Das mag wohl sein," erwiderte Georg zögernd. „Aber wie kommen Sie eigentlich zu der Ansicht, da Sie ihn kaum kennen?"

„Erstens heißt er Felician Freiherr von Wergenthin-Recco," sagte Heinrich sehr ernst und blies den Rauch in die Luft.

Georg horchte mit einigem Erstaunen auf.

„Sie heißen wohl auch Wergenthin-Recco", fuhr Heinrich fort, „aber nur Georg — und das ist lang nicht dasselbe, nicht wahr? Ferner ist Ihr Bruder sehr schön. Sie schauen allerdings auch nicht übel aus. Aber Leute, deren hauptsächliche Eigenschaft es ist, schön zu sein, sind doch eigentlich viel besser dran als andre, deren hauptsächliche Eigenschaft es ist, begabt zu sein. Wenn man nämlich schön ist, so ist man es immer, während die Begabten doch mindestens neun Zehntel ihrer Existenz ohne jede Spur von Talent verbringen. Ja, gewiß ist es so. Die Linie des Lebens ist sozusagen reiner, wenn man schön als wenn man ein Genie ist. Übrigens ließe sich das alles besser ausdrücken."

Was hat er denn, dachte Georg unangenehm berührt. Sollte er vielleicht auf Felician eifersüchtig sein . . . wegen Else Ehrenberg?

Auf dem Praterstern stiegen sie aus. Der große Strom der Sonntagsmenge flutete ihnen entgegen. Sie nahmen den Weg in die Hauptallee, wo es nicht mehr belebt war und gingen langsam weiter. Es war kühl geworden. Georg machte Bemerkungen über die herbstliche Abendstimmung, über die Leute, die in den Wirtshäusern saßen, über die Militärkapellen, die in den Kiosken spielten. Heinrich entgegnete anfangs obenhin, später gar nicht und schien endlich kaum zuzuhören, was Georg ungezogen fand. Er bereute es beinahe, sich Heinrich angeschlossen zu haben, umsomehr, als es sonst gar nicht seine Art war, flüchtigen Aufforderungen ohne weiteres zu folgen; und er entschuldigte sich vor sich selbst, daß er es diesmal nur aus Zerstreutheit getan hatte. Heinrich ging neben ihm her, oder auch ein paar Schritte voraus, als hätte er Georgs Anwesenheit vollkommen vergessen. Noch immer hielt er den umgehängten Überzieher mit beiden Händen fest, trug den weichen, dunkelgrauen Hut in die Stirn gedrückt und sah, was Georg plötzlich empfindlich zu stören begann, höchst unelegant aus. Heinrich Bermanns frühere Bemerkungen über Felician kamen ihm nun abgeschmackt und geradezu taktlos vor, und zu rechter Zeit fiel ihm ein, daß so ziemlich alles, was er von den schriftstellerischen Leistungen Heinrichs kannte, ihm wider den Strich gegangen war. Zwei Stücke von ihm hatte er gesehen: eines, das in den untern Volksschichten spielte, unter Handwerkern oder Fabrikarbeitern und mit Mord und Totschlag endete; das andere, eine Art von satirischer Gesellschaftskomödie, bei deren Erstaufführung es einen Skandal gegeben hatte, und die bald wieder vom Repertoire verschwunden war. Übrigens hatte Georg den Autor damals noch nicht persönlich gekannt und an der ganzen Sache kein weiteres Interesse genommen. Er erinnerte sich nur, daß Felician das Stück geradezu lächerlich gefunden und daß Graf Schönstein geäußert hatte, wenn es nach ihm ginge, dürften Stücke von Juden überhaupt nur von der Budapester Orpheumsgesellschaft aufgeführt werden. Insbesondere aber hatte Doktor von Breitner, getauft und objektiv, seiner Empörung Ausdruck gegeben, daß so ein hergelaufener junger Mensch eine Welt auf die Bühne zu bringen wagte, die ihm selbstverständlich verschlossen war und von der er daher unmöglich etwas verstehen konnte. Während Georg all dies

wieder einfiel, steigerte sich sein Ärger über das manierlose Weiterlaufen und beharrliche Schweigen seines Begleiters zu einer wahren Feindseligkeit und halb unbewußt begann er allen Insulten Recht zu geben, die damals gegen Berman vorgebracht worden waren. Er erinnerte sich jetzt auch, daß ihm Heinrich von allem Anfang an persönlich unsympathisch gewesen war, und daß er sich zu Frau Ehrenberg ironisch über die Geschicklichkeit geäußert, mit der sie auch diesen jungen Ruhm sofort für ihren Salon einzufangen gewußt hatte. Else freilich hatte gleich Heinrichs Partei genommen, ihn für einen interessanten und manchmal sogar liebenswürdigen Menschen erklärt und Georg prophezeiht, er würde über kurz oder lang mit ihm gut Freund werden. Und tatsächlich war in Georg, zum mindesten von jenem Gespräch heuer im Frühjahr nachts auf der Ringstraßenbank, eine gewisse Sympathie für Bermann zurückgeblieben, die bis zum heutigen Abend vorgehalten hatte.

Längst waren sie an den letzten Gasthäusern vorbei. Neben ihnen lief die weiße Fahrstraße einsam und gerade zwischen den Bäumen in die Nacht hinaus, und sehr entfernte Musik tönte nur mehr in abgerissenen Klängen zu ihnen her.

„Wohin denn noch", rief Heinrich plötzlich aus, als hätte man ihn wider Willen hierher geschleppt und blieb stehen.

„Ich kann wirklich nichts dafür," bemerkte Georg einfach.

„Entschuldigen Sie," sagte Heinrich.

„Sie waren so sehr in Gedanken vertieft," entgegnete Georg kühl.

„Vertieft will ich eben nicht sagen. Aber es passiert einem manchmal, daß man sich so in sich selbst verliert."

„Ich kenne das," meinte Georg ein wenig versöhnt.

„Man hat Sie übrigens im August auf dem Auhof erwartet," sagte Heinrich plötzlich.

„Erwartet? Frau Ehrenberg war wohl so freundlich, mich einmal einzuladen, aber ich hatte keineswegs zugesagt. Haben Sie sich längere Zeit dort aufgehalten, Herr Bermann?"

„Längere Zeit, nein. Ich war einige Male oben, aber immer nur auf ein paar Stunden.

„Ich dachte, Sie hätten oben gewohnt."

„Keine Idee. Ich hab' unten im Gasthof logiert. Ich bin nur gelegentlich hinauf gekommen. Es ist mir dort zu laut und bewegt . . . das Haus wimmelt ja von Besuchen. Und die Mehrzahl der Leute, die dort verkehren, kann ich nicht ausstehen."

Ein offener Fiaker, in dem ein Herr und eine Dame saßen, fuhr an ihnen vorüber.

„Das war ja Oskar Ehrenberg," sagte Heinrich.

„Und die Dame?" fragte Georg und sah etwas hellem nach, das durch die Dunkelheit leuchtete.

„Kenn' ich nicht."

Sie nahmen den Weg durch eine finstere Seitenallee. Wieder stockte das Gespräch. Endlich begann Heinrich: „Fräulein Else hat mir auf dem Auhof ein paar von Ihren Liedern vorgesungen. Einige hatte ich übrigens schon gehört, von der Bellini, glaub' ich."

„Ja, die Bellini hat sie vorigen Winter in einem Konzert gesungen."

„Nun, diese Lieder und einige andre von Ihnen sang Fräulein Else."

„Wer hat sie denn begleitet?"

„Ich selbst, so gut ich eben konnte. Ich muß Ihnen übrigens sagen, lieber Baron, die Lieder haben eigentlich noch einen stärkern Eindruck auf mich gemacht, als das erstemal im Konzert, trotzdem Fräulein Else ja beträchtlich weniger Stimme und Kunstfertigkeit besitzt, als Fräulein Bellini. Andererseits muß man freilich bedenken, daß es ein prachtvoller Sommernachmittag war, an dem Fräulein Else Ihre Lieder sang. Das Fenster stand offen, man sah drüben die Berge und den tiefblauen Himmel... aber es bleibt noch immer genug für Sie übrig."

„Sehr schmeichelhaft," sagte Georg, von Heinrichs spöttelndem Ton peinlich berührt.

„Wissen Sie," fuhr Heinrich fort und sprach, wie er es manchmal tat mit zusammengepreßten Zähnen und unnötig heftiger Betonung, „wissen Sie, es ist im allgemeinen nicht meine Gewohnheit, Leute, die ich zufällig auf der Straße sehe, auf den Omnibus heraufzubitten und ich will es Ihnen lieber gleich gestehen, daß ich es . . . wie sagt man nur . . . als einen Wink des Schicksals betrachtet habe, wie ich Sie plötzlich auf dem Stephansplatz erblickte."

Georg hörte ihn verwundert an.

„Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr so gut als ich," fuhr Heinrich fort, „an unser letztes Gespräch auf jener Ringstraßenbank."

Nun erst fiel es Georg ein, daß Heinrich damals ganz flüchtig von einem Opernstoff gesprochen, der ihn beschäftigte, worauf Georg ebenso beiläufig, und eher scherzhaft, sich als Komponisten angeboten hatte. Und absichtlich kühl entgegnete er: „Ach ja, ich erinnere mich."

„Nun, das verpflichtet Sie zu nichts," erwiderte Heinrich noch kühler als der andre, „um so weniger, als ich die Wahrheit zu sagen, an meinen Opernstoff überhaupt nicht mehr gedacht hatte, bis zu jenem schönen Sommernachmittag, an dem Fräulein Else Ihre Lieder sang. Wie wär's übrigens, wenn wir uns hier niederließen?"

Der Gasthausgarten, in den sie eintraten, war ziemlich leer. Heinrich und Georg nahmen in einer kleinen Laube, nächst dem grünen Staketgitter Platz und bestellten ihr Nachtmahl.

Heinrich lehnte sich zurück, streckte seine Beine aus, betrachtete Georg, der beharrlich schwieg, mit prüfenden, fast spöttischen Augen und sagte plötzlich: „Ich glaube mich übrigens nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Ihnen die Sachen, die ich bisher gemacht habe, nicht gerade ans Herz gewachsen sind."

„O," erwiderte Georg und errötete ein wenig, „wie kommen Sie zu dieser Ansicht?"

„Nun ich kenne meine Stücke . . . und kenne Sie."

„Mich?" fragte Georg beinahe verletzt.

„Gewiß," erwiderte Heinrich überlegen. „Übrigens habe ich den meisten Menschen gegenüber diese Empfindung und halte diese Fähigkeit sogar für meine einzige absolute, unzweifelhafte. Alle übrigen sind ziemlich problematisch, find' ich. Insbesondre ist meine sogenannte Künstlerschaft etwas durchaus mäßiges, und auch gegen meine Charaktereigenschaften wäre manches einzuwenden. Das einzige, was mir eine gewisse Sicherheit gibt, ist eigentlich nur das Bewußtsein in menschliche Seelen hineinschauen zu können . . . tief hinein, in alle, in die von Schurken und ehrlichen Leuten, in die von Frauen und Männern und Kindern, in die von Heiden, Juden, Protestanten, ja selbst in die von Katholiken, Adeligen und Deutschen, obwohl ich gehört habe, daß gerade das für unsereinen so unendlich schwer, oder sogar unmöglich sein soll."

Georg zuckte leicht zusammen. Er wußte, daß Heinrich insbesondre bei Gelegenheit seines letzten Stückes von konservativen und klerikalen Blättern persönlich aufs heftigste angegriffen worden war. Aber was geht das mich an, dachte Georg. Schon wieder einer, den man beleidigt hat! Es war wirklich absolut ausgeschlossen mit diesen Leuten harmlos zu verkehren. Höflich, fremd, in einer ihm selbst kaum bewußten Erinnerung an die Erwiderung des alten Herrn Rosner zu dem jungen Doktor Stauber, äußerte er: „Eigentlich dachte ich mir, daß Menschen wie Sie — über Angriffe von jener Art, auf die Sie offenbar anspielen, erhaben wären."

„So . . . dachten Sie das?" fragte Heinrich in dem kalten, beinahe abstoßenden Ton, der ihm manchmal eigen war. „Nun," fuhr er milder fort, „zuweilen stimmt es ja. Aber leider nicht immer. Es braucht nicht viel dazu, um die Selbstverachtung aufzuwecken, die stets in uns schlummert; und wenn das einmal geschehen ist, gibt es keinen Tropf und keinen Schurken, mit dem wir uns nicht innerlich gegen uns selbst verbünden. Entschuldigen Sie, wenn ich „wir" sage . . ."

„O, ich habe schon ganz ähnliches empfunden. Freilich hatte ich noch nicht Gelegenheit, der Öffentlichkeit so oft und so exponiert gegenüberzustehen, wie Sie."

„Nun wenn auch . . . ganz das Gleiche wie ich werden Sie doch niemals durchzumachen haben."

„Warum denn?" fragte Georg ein wenig gekränkt.

Heinrich sah ihm scharf ins Auge. „Sie sind der Freiherr von Wergenthin-Recco."

„O darum! Ich bitte Sie, es gibt heutzutage eine ganze Menge Leute, die gerade deswegen gegen einen voreingenommen sind — und es einem gelegentlich vorzuhalten wissen, daß man Baron ist."

„Ja, ja, aber es liegt doch ein anderer Ton darin, das werden Sie mir

zugeben, und auch ein anderer Sinn, wenn man einem den Freiherrn, als wenn man einem den Juden ins Gesicht schleudert, obzwar das letztere bisweilen . . . Sie verzeihen schon . . . der bessere Adel sein mag. Nun, Sie brauchen mich nicht so mitleidig anzuschauen," setzte er plötzlich grob hinzu. „Ich bin nicht immer so empfindlich. Es gibt auch andre Stimmungen, in denen mir überhaupt nichts und niemand etwas anhaben kann. Da hab ich nur dieses eine Gefühl: was wißt Ihr denn alle, was wißt Ihr denn von mir . . ."

Er schwieg, stolz, mit einem höhnischen Blick, der sich durch das Blätterwerk der Laube ins Dunkle bohrte. Dann wandte er den Kopf, sah ringsumher und sagte einfach, in einem neuen Ton zu Georg: „Sehen Sie doch, wir sind bald die einzigen."

„Es wird auch recht kühl," sagte Georg.

„Ich denke, wir bummeln noch ein wenig durch den Prater."

„Gern."

Sie erhoben sich und gingen. Auf einer Wiese, an der sie vorüberkamen, lag feiner, grauer Nebel.

„Bis in die Nacht hält die Sommerlüge doch nicht mehr an. Nun wird es bald endgültig vorbei sein," sagte Heinrich mit unverhältnismäßiger Bedrücktheit, und wie zum eigenen Trost fügte er hinzu: „Nun, man wird arbeiten."

Sie kamen in den Wurstelprater. Aus den Gasthäusern tönte Musik, und Georg teilte sich sofort etwas von der fröhlichlauten Stimmung mit, in die er nun mit einemmal aus den Traurigkeiten eines herbstlichen Wirtshausgartens und einer etwas gequälten Unterhaltung geraten war.

Vor einem Ringelspiel, aus dem ein riesiger Leierkasten phantastisch — orgelhaft ein Potpourri aus dem „Troubadour" ins Freie sandte und an dessen Eingang ein Ausrufer zur Reise nach London, Atzkersdorf und Australien aufforderte, erinnerte sich Georg wieder der Frühjahrspartie mit der Ehrenbergschen Gesellschaft. Auf dieser schmalen Bank, im Innern des Raumes, war Frau Oberberger gesessen, den Kavalier des Abends, Demeter Stanzides, zur Seite und hatte ihm wahrscheinlich eine ihrer unglaublichen Geschichten erzählt: daß ihre Mutter die Geliebte eines russischen Großfürsten gewesen; daß sie selbst mit einem Anbeter eine Nacht auf dem Hallstädter Friedhof verbracht, natürlich ohne daß etwas geschehen war; oder daß ihr Gatte, der berühmte Reisende, in einem Harem zu Smyrna in einer Woche siebzehn Frauen erobert hatte. In diesem rotsamtgepolsterten Wägelchen, mit Hofrat Wilt als Gegenüber, hatte Else gelehnt, damenhaft anmutig, ungefähr wie in einem Fiaker am Derbytag und hatte doch verstanden, durch Haltung und Miene zum Ausdruck zu bringen, daß sie wenn es darauf ankäme, gerade so kindlich sein konnte wie andre einfältige, glücklichere Menschen. Anna Rosner, lässig die Zügel in der Hand, würdig, aber mit einem etwas verschmitzten Gesicht, ritt einen weißen Araber; Sissy wiegte sich auf einem Rappen, der sich

nicht nur im Kreise mit den andern Tieren und Wagen drehte, sondern außerdem hin und her schaukelte. Unter der kühnen Frisur mit dem riesigen, schwarzen Federhut, blitzten und lachten die frechsten Augen, über den ausgeschnittenen Lackschuhen und durchbrochenen Strümpfen flatterte und flog der weiße Rock. Auf zwei fremde Herren hatte Sissy's Erscheinung so seltsam gewirkt, daß sie ihr eine unzweideutige Einladung zuriefen, worauf eine kurze, geheimnisvolle Unterhaltung zwischen Willy, der sofort zur Stelle war, und den zwei ziemlich betretenen Herren erfolgte, die anfangs durch das nonchalante Anzünden neuer Zigaretten ihre Position zu retten versuchten, aber dann plötzlich in der Menge verschwunden waren.

Auch die Bude, mit den „Illusionen" und Lichtbildern, hatte für Georg ihre besondere Erinnerung. Hier, während Daphne sich in einen Baum verwandelte, hatte ihm Sissy, ein leises „remember" ins Ohr geflüstert und ihm damit den Maskenball bei Ehrenbergs ins Gedächtnis gerufen, an dem sie, wohl nicht für ihn allein, den Spitzenschleier zu einem flüchtigen Kuß gelüftet hatte. Dann kam die Hütte, wo die ganze Gesellschaft sich hatte photographieren lassen: die drei jungen Mädchen, Anna, Else und Sissy in genienhafter Pose, die Herren mit himmelnden Augen ihnen zu Füßen, sodaß das Ganze etwa ausgesehen hatte, wie die Apotheose aus einer Zauberposse. Und während Georg sich jener kleinen Erlebnisse entsann, schwebte ihm immer der heutige Abschied von Anna durch die Erinnerung und schien ihm von den angenehmsten Verheißungen erfüllt.

Vor einer offenen Schießbude standen auffallend viel Leute. Bald war der Trommler ins Herz getroffen und wirbelte mit flinken Schlägen auf dem Fell, bald zersprang leise klirrend eine Glaskugel, die auf einem Wasserstrahl hin und her getanzt war, bald führte eine Marketenderin eiligst die Trompete zum Mund und blies drohend Apell, bald donnerte aus aufgesprungenem Tor eine kleine Eisenbahn, sauste über eine fliegende Brücke und wurde von einem andern Tor verschlungen. Da einige Zuschauer sich allmählich entfernten, rückten Georg und Heinrich vor und erkannten in den sichern Schützen Oskar Ehrenberg und seine Dame. Eben richtete Oskar das Gewehr auf einen Adler, der sich nahe der Decke mit ausgebreiteten Flügeln auf und ab bewegte und fehlte zum erstenmal. Indigniert legte er die Waffe nieder, sah sich um, erblickte die beiden Herren hinter sich und begrüßte sie.

Die junge Dame, das Gewehr an der Wange, warf einen flüchtigen Blick auf die Neuangekommenen, visierte gleich wieder angelegentlich und drückte ab. Der Adler ließ den getroffenen Flügel sinken und bewegte sich nicht mehr.

„Bravo," rief Oskar.

Die Dame legte das Gewehr vor sich auf den Tisch.

„Is genug," sagte sie zu dem Jungen, der von neuem laden wollte, „g'wonnen hab ich eh."

„Wie viel Schuß warens?" fragte Oskar.

„Vierzig," antwortete der Junge, „macht achtzig Kreuzer. Oskar griff in die Westentasche, warf einen Silbergulden hin und nahm den Dank des Ladenjungen mit Herablassung entgegen. „Erlaube," sagte er dann, indem er beide Hände in die Seiten stützte, den Oberkörper leicht nach vorn bewegte und den linken Fuß vorwärts setzte, „erlaube Amy, daß ich Dir die Herren vorstelle, welche Zeugen Deiner Triumphe waren. Baron Wergenthin, Herr von Bermann, .. Fräulein Amelie Reiter."

Die Herren lüfteten ihre Hüte, Amelie nickte zum Gegengruß ein paarmal hintereinander mit dem Kopf. Sie trug ein einfaches, weiß gemustertes Foulardkleid, darüber eine leichte Mantille von hellem Gelb mit Spitzen umsäumt und einen schwarzen, aber sehr vergnügten Hut. „Den Herrn von Bermann kenn ich ja," sagte sie. Sie wandte sich an ihn: „Bei der Premiere von Ihrem Stück im vorigen Winter hab ich Sie gesehen, wie sie herausgekommen sind sich verbeugen. Ich hab mich sehr gut unterhalten. Nicht, daß ich Ihnen das vielleicht aus Höflichkeit sag."

Heinrich dankte ernst.

Sie spazierten weiter zwischen Buden, vor denen es stiller wurde, an Wirtshausgärten vorbei, die sich allmählich leerten.

Oskar schob seinen rechten Arm in den linken seiner Begleiterin, dann wandte er sich an Georg: „Warum sind Sie denn heuer nicht auf dem Anhof gewesen? Wir haben alle sehr bedauert."

„Ich war leider in wenig geselliger Stimmung."

„Natürlich, kann ich mir denken," sagte Oskar mit dem gebotenen Ernst. „Ich war übrigens auch nur ein paar Wochen dort. Im August hab ich meine müden Glieder in den Wogen der Nordsee gestärkt, ich war nämlich auf der Isle of Wight."

„Dort soll es ja sehr schön sein," sagte Georg, „wer geht denn nur immer hin?"

„Die Wyners, meinen Sie," erwiderte Oskar. „Wenigstens wie sie noch in London gelebt haben sind sie regelmäßig dort gewesen. Jetzt nur mehr alle zwei, drei Jahre."

„Aber das Ypsilon haben sie auch für Österreich beibehalten," sagte Georg lächelnd.

Oskar blieb ernst. „Der alte Herr Wyner," erwiderte er „hat sich sein Recht auf das Ypsilon ehrlich erworben. Er ist schon in seinem dreizehnten Jahr nach England gekommen, hat sich dort naturalisieren lassen und als ganz junger Mensch ist er Kompagnon der großen Stahlfabrik geworden, die jetzt noch immer Black und Wyner heißt."

„Aber seine Frau hat er sich doch aus Wien geholt?"

„Ja. Und wie er vor sieben oder acht Jahren gestorben ist, ist sie mit den zwei Kindern hierher übersiedelt. Aber James wird sich hier nie eingewöhnen. ... der Lord Antinous, Sie wissen ja, daß Frau Oberberger ihn so nennt.

Jetzt ist er wieder in Cambridge, wo er seltsamerweise griechische Philologie studiert." Im übrigen, ist auch Demeter ein paar Tage in Ventnor gewesen."

„Stanzides?" ergänzte Georg.

„Kennen Sie den Herrn von Stanzides, Herr Baron?" fragte Amy.

„Jawohl."

„Also existiert er richtig," rief sie aus.

„Ja aber hörst Du," sagte Oskar. „Heuer im Frühjahr hat sie in der Freudenau auf ihn gesetzt und hat eine Masse Geld gewonnen, und jetzt fragt sie, ob er existiert."

„Warum zweifeln Sie denn an der Existenz von Stanzides, Fräulein?" fragte Georg.

„Ja wissen Sie, alleweil, wenn ich nicht weiß wo er is, der Oskar, heißts: ich hab ein Rendezvous mit'n Stanzides, oder: ich reit mit'n Stanzides in' Prater. Stanzides hin, Stanzides her, es klingt mehr wie eine Ausred, als wie ein Nam."

„Jetzt schweig aber endlich einmal still," sagte Oskar mild.

„Stanzides existiert nicht nur," erklärte Georg, „sondern er hat den schönsten, schwarzen Schnurrbart und die glühendsten schwarzen Augen, die es überhaupt gibt."

„Das is schon möglich, aber wie ich ihn g'sehn hab, hat er ausg'schaut wie ein Wurstel. Gelber Janker, grünes Kappel, violette Schleifen."

„Und sie hat vierzig Gulden auf ihn gewonnen," ergänzte Oskar humoristisch.

„Wo sind die vierzig Gulden," seufzte Fräulein Amelie ... Plötzlich blieb sie stehen und rief: „Da bin ich aber noch nie mitgefahren."

„Das kann ja nachgeholt werden," sagte Oskar einfach. Es war das Riesenrad, das sich vor ihnen mit seinen beleuchteten Wagen langsam, majestätisch drehte. Die jungen Leute passierten das Tourniquet, stiegen in ein leeres Coupé und schwebten empor.

„Wissen Sie Georg wen ich heuer im Sommer kennen gelernt habe," sagte Oskar, „den Prinzen von Guastalla."

„Welchen?" fragte Georg.

„Den jüngsten natürlich, Karl Friedrich. Er ist inkognito dort gewesen. Er ist sehr gut mit dem Stanzides, ein merkwürdiger Mensch. Ich kann Sie versichern," setzte er leise hinzu, „wenn unsereins den hundertsten Teil von den Sachen reden möcht wie der Prinz, wir kämen unser Lebtag aus dem schweren Kerker nicht heraus."

„Schau Oskar," rief Amy, „die Tische und die Leut da unten! Wie aus einem Schachterl, nicht wahr? Und die Masse Lichter dort, ganz weit, da gehts sicher nach Prag. Glauben S' nicht, Herr Bermann?"

„Möglich," erwiderte Heinrich und starrte mit gefalteter Stirn durch die gläserne Wand in die Nacht hinaus.

Als sie das Coupé verließen und ins Freie traten, war der Sonntagslärm im Verrauschen.

„Die Kleine," sagte Oskar Ehrenberg zu Georg, während Amy mit Heinrich vorausging, „die ahnt auch nicht, daß wir heute das letztemal zusammen im Prater spazieren gehen."

„Warum denn das letztemal?" fragte Georg ohne tieferes Interesse.

„Es muß sein," erwiderte Oskar. „Solche Sachen dürfen nicht länger dauern, als höchstens ein Jahr. Sie können sich übrigens vom Dezember an bei ihr Ihre Handschuhe kaufen," fügte er heiter, aber nicht ohne Wehmut hinzu. „Ich richte ihr nämlich ein kleines Geschäft ein. Das bin ich ihr gewissermaßen schuldig, denn ich hab sie aus einer ziemlich sichern Situation herausgerissen."

„Aus einer sichern?"

„Ja, sie war verlobt. Mit einem Etuimacher. Haben Sie gewußt, daß es das gibt?"

Indessen waren Amy und Heinrich vor einer Wendeltreppe stehen geblieben, die eng und kühn zu einem Plateau hinaufführte und erwarteten die andern. Alle waren darüber einig, daß man den Prater nicht verlassen durfte ohne auf der Rutschbahn gefahren zu sein.

Sie sausten durchs Dunkel, hinab und wieder hinauf, im dröhnenden Wagen unter schwarzen Wipfeln; und dem dumpf rhythmischen Lärm entklang für Georg allmälich ein groteskes Motiv im Dreivierteltakt. Während er mit den andern die Wendeltreppe hinabstieg, wußte er auch schon, daß die Melodie von Oboe und Klarinette gebracht und von Cello und Kontrabaß begleitet werden müsse. Offenbar war es ein Scherzo, vielleicht für eine Symphonie.

„Wenn ich ein Unternehmer wäre," erklärte Heinrich mit Entschiedenheit, „so ließ ich eine Rutschbahn bauen, viele Meilen lang, die ginge über Wiesen, Abhänge, durch Wälder, Tanzsäle; auch für Überraschungen auf dem Weg wäre gesorgt." Jedenfalls, so fand er weiter, wäre nun die Zeit gekommen, das phantastische Element im Wurstelprater zu höherer Entfaltung zu bringen. Er selbst hätte vorläufig die Idee für ein Ringelspiel, das sich hoch und durch einen merkwürdigen Mechanismus, spiralig immer höher über den Erdboden drehen müsse, um endlich in einer Art von Turmspitze anzulangen. Leider mangelten ihm die notwendigen technischen Vorkenntnisse zur näheren Erklärung. Im Weitergehen erfand er burleske Figuren und Gruppen für die Schießbuden und sprach endlich die dringende Forderung nach einem großartigen Kasperltheater aus, für das originelle Dichter tiefsinnig-heitere Stücke entwerfen müßten.

So war man an den Ausgang des Praters gelangt, wo Oskars Wagen wartete. Gedrängt, aber gut gelaunt fuhren sie nach einem Weinrestaurant in der Stadt. In einem separierten Zimmer ließ Oskar Champagner auftragen. Georg setzte sich ans Klavier und phantasierte über das Thema, das

ihm auf der Rutschbahn eingefallen war. Amy lehnte in der Divanecke und Oskar flüsterte ihr allerhand ins Ohr, worüber sie lachen mußte. Heinrich war wieder stumm geworden und drehte sein Glas langsam zwischen den Fingern hin und her. Plötzlich hielt Georg im Spielen inne und ließ die Hände auf den Tasten liegen. Ein Gefühl von der Traumhaftigkeit und Zwecklosigkeit des Daseins kam über ihn, wie manchmal, wenn er Wein getrunken hatte. Viele Tage war es her, daß er eine schlecht beleuchtete Treppe in der Paulanergasse hinuntergegangen war, und der Spaziergang mit Heinrich durch die herbstdunkle Allee lag in fernster Vergangenheit. Hingegen erinnerte er sich plötzlich so lebhaft, als wär es gestern gewesen, eines sehr jungen und sehr verdorbenen Wesens, mit dem er vor vielen Jahren ein paar Wochen in heiter-unsinniger Art verbracht hatte, etwa so wie Oskar Ehrenberg jetzt mit Amy. Eines Abends hatte sie ihn auf der Straße zu lange warten lassen, ungeduldig war er fortgegangen und hatte nie wieder etwas von ihr gehört oder gesehen. Wie leicht sich das Leben zuweilen anließ ..... Er hörte das leise Lachen Amys, wandte sich und sein Blick begegnete den Augen Oskars, die über den blonden Kopf Amys hinweg die seinen suchten. Er empfand diesen Blick als ärgerlich, wich ihm absichtlich aus und schlug wieder einige Töne an, in volksliedartiger, melancholischer Weise. Er spürte Lust all das aufzuzeichnen, was ihm heute eingefallen war und sah auf die Uhr, die über der Türe hing. Es war eins vorbei. Dann verständigte er sich mit Heinrich durch einen Blick und beide erhoben sich. Oskar deute auf Amy, die an seiner Schulter eingeschlummert war und gab durch ein lächelndes Achselzucken zu verstehen, daß er unter diesen Umständen noch nicht ans Fortgehen denken könne. Die beiden andern reichten ihm die Hände, flüsterten ihm gute Nacht zu und entfernten sich.

„Wissen Sie was ich getan hab," sagte Heinrich, „während sie auf dem gräßlichen Pianino, so wunderhübsch phantasierten? Ich hab versucht mir den Stoff zurecht zu legen, von dem ich Ihnen im Frühjahr gesprochen habe."

„Ah den Opernstoff? Das ist ja interessant. Wollen Sie ihn mir nicht einmal erzählen?"

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ich möchte schon, aber das Malheur ist nur wie sich eben herausgestellt hat, daß er eigentlich gar nicht vorhanden ist. Wie die meisten andern von meinen sogenannten Stoffen."

Georg sah ihn fragend an. „Im Frühjahr wie wir uns das letztemal gesehen haben, da hatten Sie ja eine ganze Menge vor."

„Ja aufnotiert ist gar viel. Aber heute ist nichts mehr davon da als Sätze ... Nein, Worte! Nein, Buchstaben auf weißem Papier. Es ist geradeso wie wenn eine Totenhand alles berührt hätte. Ich fürchte, nächstens einmal, wenn ich das Zeug nur angreife, fällt es auseinander wie Zunder. Ja, ich hab eine schlechte Zeit; und wer weiß, ob je noch eine bessre kommen wird."

Georg schwieg. Dann, mit einer plötzlichen Erinnerung an eine Zeitungs-

notiz, die er irgendwo über Heinrichs Vater, den ehmaligen Abgeordneten Dr. Bermann, gelesen hatte und einen Zusammenhang vermutend, fragte er: „Ihr Herr Vater ist leidend, nicht wahr?“

Ohne ihn anzusehen erwiderte Heinrich: „Ja. Mein Vater ist in einer Anstalt für Gemütskranke, schon seit dem Juni.“

Georg schüttelte teilnahmsvoll den Kopf.

Heinrich fuhr fort: „Ja, das ist eine furchtbare Sache. Wenn ich auch in der letzten Zeit in keinem sehr nahen Verhältnis zu ihm gestanden bin, es ist und bleibt furchtbarer als man es sagen kann.“

„Unter solchen Umständen,“ meinte Georg, „ist es ja sehr begreiflich, daß es mit der Arbeit nicht recht gehen will.“

„Ja,“ erwiderte Heinrich wie zögernd. „Aber es ist nicht das allein. Die Wahrheit zu sagen, in meinem augenblicklichen Seelenzustand spielt diese Sache eine verhältnismäßig geringfügige Rolle. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Besser....! Wär ich dann besser...?“ Er lachte kurz, dann sprach er weiter. „Sehen Sie, gestern dacht ich auch noch, es wäre alles mögliche zusammen was mich so niederdrückt. Aber heute hab ich wieder einmal einen untrüglichen Beweis dafür erhalten, daß mich ganz nichtige, ja läppische Dinge tiefer berühren, als sehr wesentliche, wie zum Beispiel die Erkrankung meines Vaters. Widerwärtig, was?“

Georg sah vor sich hin. Warum begleit ich ihn eigentlich, dachte er, und warum findet er es ganz selbstverständlich?

Heinrich sprach weiter mit zusammengepreßten Zähnen und mit überflüssig heftigem Ton: „Heute Nachmittag hab ich nämlich zwei Briefe bekommen. Zwei Briefe, ja... einen von meiner Mutter, die gestern meinen Vater in der Anstalt besucht hat. Dieser Brief enthielt die Nachricht, daß es ihm schlecht geht, sehr schlecht; kurz und gut, es wird wohl nicht lange mehr dauern.“ Er atmete tief auf. „Und natürlich hängt da noch allerlei daran, wie Sie sich denken können. Schwierigkeiten verschiedener Art, Sorgen für meine Mutter und meine Schwester, für mich. Und nun denken Sie; zugleich mit diesem Brief kam ein anderer, der gar nichts von Bedeutung enthielt, so zu sagen. Ein Brief von einer Person, die mir zwei Jahre hindurch nahe stand. Und in diesem Brief war eine Stelle, die mir ein bißchen verdächtig erschien. Eine einzige Stelle.. Sonst war dieser Brief wie alle Briefe dieser Person sind, sehr liebevoll, sehr nett... Und jetzt stellen Sie sich vor, den ganzen Tag verfolgt mich, peinigt mich die Erinnerung an diese eine, verdächtige Stelle, die ein anderer überhaupt nicht bemerkt hätte. Ich denke nicht an meinen Vater, der im Irrenhaus ist, nicht an meine Mutter, meine Schwester, die verzweifeln, nur an diese unbedeutende Stelle in diesem dummen Brief eines durchaus nicht hervorragenden Frauenzimmers. Die frißt alles in mir auf, macht mich unfähig zu fühlen wie ein Sohn, wie ein Mensch.... Ist es nicht scheußlich?“

Befremdet hörte Georg zu. Es erschien ihm sonderbar, wie dieser schweigsame, verdüsterte Mensch sich ihm, dem flüchtig Bekannten, mit einem Male aufschloß und er konnte sich dieser unerwarteten Offenheit gegenüber einer peinlichen Verlegenheit nicht erwehren. Auch hatte er nicht den Eindruck, daß er diese Geständnisse einer besonderen Sympathie Heinrichs verdankte, sondern spürte darin eher einen Mangel an Takt, eine gewisse Unfähigkeit der Selbstbeherrschung, irgend etwas, wofür ihm das Wort „schlechte Erziehung", das er schon irgend einmal — war es nicht von Hofrat Wilt? — auf Heinrich anwenden gehört hatte, sehr bezeichnend erschien. Sie gingen eben am Burgtor vorüber. Ein sternenloser Himmel lag über der stummen Stadt. Durch die Bäume des Volksgartens rauschte es leise, irgendwoher drang das Geräusch eines rollenden Wagens, der sich entfernte.

Da Heinrich wieder schwieg, blieb Georg stehen, und sagte in möglichst freundlichem Tone: „Nun muß ich mich doch von Ihnen verabschieden, lieber Herr Bermann."

„O," rief Heinrich, „jetzt merk ich erst, daß Sie mich ein ganzes Stück begleitet haben — und ich erzähl Ihnen, oder vielmehr mir in Ihrer Gegenwart, taktloserweise lauter Geschichten, die Sie nicht im geringsten interessieren können ... verzeihen Sie."

„Was gibts da zu verzeihen," erwiderte Georg leise, kam sich gegenüber dieser Selbstanklage Heinrichs ein wenig wie ertappt vor und reichte ihm die Hand. Heinrich nahm sie, sagte „auf Wiedersehen, lieber Baron", und als hielte er plötzlich jedes weitere Wort für eine Zudringlichkeit, entfernte er sich eilig.

Georg sah ihm nach, mit Teilnahme und Widerwillen zugleich, und eine plötzliche freie, beinahe glückliche Stimmung kam über ihn, in der er sich jung, sorgenlos und zu der schönsten Zukunft bestimmt erschien. Er freute sich auf den Winter, der vor der Türe war. Alles mögliche stand in Aussicht; Arbeit, Unterhaltung, Zärtlichkeit und es war imgrunde gleichgültig, von wo alle diese Freuden kommen mochten. Bei der Oper zögerte er einen Augenblick. Wenn er durch die Paulanergasse nach Hause ging, so bedeutete es keinen beträchtlichen Umweg. Er lächelte in der Erinnerung an die Fensterpromenanden früherer Jahre. Nicht fern von hier lag die Straße, wo er manche Nacht zu einem Fenster aufgeblickt hatte, hinter dessen Vorhängen sich Marianne zu zeigen pflegte, wenn ihr Gatte eingeschlafen war. Diese Frau, die stets mit Gefahren spielte, an deren Ernst sie selbst nicht glaubte, war Georg nie wirklich wert gewesen ... Eine andre Erinnerung, ferner als diese, war um viel holdseliger. In Florenz, als siebzehnjähriger Jüngling war er manche Nacht vor dem Fenster eines schönen Mädchens auf und abgegangen, des ersten weiblichen Wesens, das sich ihm, dem Unberührten, als Jungfrau gegeben hatte. Und er dachte der Stunde, an der er die Geliebte am Arm des Bräutigams zum Altar hatte schreiten sehen, wo der Priester die Ehe einsegnen

sollte, des Blicks, den sie unter dem weißen Schleier zu ewigem Abschied ihm herüber gesandt hatte... Er war am Ziele. Nur an den beiden Enden der kurzen Gasse brannten noch die Laternen, so daß er dem Hause gegenüber völlig im Dunkel stand. Das Fenster von Annas Zimmer war offen, und wie Nachmittag, bewegten die zusammengesteckten Tüllvorhänge sich leise im Wind. Dahinter war es ganz dunkel. Eine sanfte Zärtlichkeit regte sich in Georg. Von allen Wesen, die jemals ihre Neigung ihm nicht verhehlt hatten, schien Anna ihm die beste und reinste. Auch war sie wohl die erste, die seinen künstlerischen Bestrebungen Teilnahme entgegenbrachte, eine echtere jedenfalls als Marianne, der die Tränen über die Wangen gerollt waren, was immer er ihr auf dem Klavier vorspielen mochte; eine tiefre auch als Else Ehrenberg, die sich ja doch nur das stolze Bewußtsein sichern wollte, als erste sein Talent erkannt zu haben. Wenn irgend eine, so war Anna dazu geschaffen, seinem Hang zur Verspieltheit und zur Nachlässigkeit entgegenzuwirken, ihn zu zielbewußter Tätigkeit anzuhalten. Schon im letzten Winter hatte er daran gedacht, sich um eine Stelle an einer deutschen Opernbühne als Kapellmeister oder Korrepetitor umzusehen; bei Ehrenbergs hatte er flüchtig von seinen Absichten gesprochen, die nicht sehr ernst genommen wurden, und Frau Ehrenberg, mütterlich und weltklug, hatte ihm geraten doch lieber eine Tournee als Komponist und Dirigent durch die vereinigten Staaten zu unternehmen, worauf Else vorlaut hinzugefügt hatte: „Und eine amerikanische Erbin wär auch nicht zu verachten." Während er sich dieses Gesprächs erinnerte, behagte er sich sehr in der Idee ein bißchen in der Welt herumzuabenteuern, wünschte sich, fremde Städte und Menschen kennen zu lernen, irgendwo im Weiten allerlei Liebe und Ruhm zu gewinnen und fand am Ende, daß seine Existenz im ganzen viel zu ruhig und einförmig dahinflösse.

Längst, ohne innerlich von Anna Abschied genommen zu haben, hatte er die Paulanergasse verlassen und bald war er zu Hause. Als er ins Speisezimmer trat, sah er, daß aus dem Zimmer Felicians Licht schimmerte.

„Guten Abend, Felician," rief er laut.

Die Türe wurde geöffnet und Felician, noch völlig angekleidet, trat heraus. Die Brüder reichten sich die Hände.

„Du kommst auch erst jetzt nach Hause?" sagte Felician. „Ich habe gedacht du schläfst schon lang." Während er sprach, sah er, wie das seine Art war, an ihm vorbei und neigte den Kopf nach der rechten Seite.

„Was hast Du denn getrieben?"

„Ich war im Prater", erwiderte Georg.

„Allein?"

„Nein, ich habe Leute getroffen. Den Oskar Ehrenberg mit seiner Donna und den Schriftsteller Bermann. Wir haben geschossen und sind Rutschbahn gefahren. Es war ganz lustig.... Was hast Du denn da in der Hand?" unterbrach er sich. „Bist Du so spazieren gegangen?" fügte er scherzend hinzu.

Felician ließ den Degen, den er in der Rechten hielt, im Licht der Lampe schimmern. „Ich habe ihn eben von der Wand herunter genommen. Morgen fang ich wieder ernstlich an. Das Turnier ist schon Mitte November. Und heuer will ichs auch gegen Forestier versuchen." „Donnerwetter," rief Georg.

„Eine Unverschämtheit, denkst du dir, was? Aber bis Mitte November ist noch lang. Und das merkwürdige ist, ich habe das Gefühl, als wenn ich heuer im Sommer, gerade in den sechs Wochen, während ich das Ding da gar nicht in der Hand gehabt habe, was zugelernt hätte. Es ist, wie wenn mein Arm indessen auf neue Ideen gekommen wäre. Ich kann dir das nicht recht erklären." „Ich verstehe schon, was du meinst."

Felician hielt den Degen ausgestreckt vor sich hin und betrachtete ihn mit Zärtlichkeit. Dann sagte er: „Ralph hat sich nach dir erkundigt, Guido auch ... schad, daß du nicht mit warst."

„Hast du den ganzen Nachmittag mit ihnen verbracht!"

„O nein! Nach dem Essen bin ich zu Haus geblieben. Du mußt grad fortgegangen sein. Ich hab studiert." „Studiert?"

„Ja. Ich muß mich jetzt ernstlich dranmachen. Im Mai spätestens will ich die Diplomatenprüfung ablegen." „Du bist also vollkommen entschlossen?"

„Absolut. In der Statthalterei zu bleiben hat wirklich keinen Sinn für mich. Je länger ich drin sitz, umso klarer wird mir das. Die Zeit wird übrigens nicht verloren sein. Sie haben's gar nicht ungern, wenn einer ein paar Jahre internen Dienst gemacht hat."

„Da wirst du also wahrscheinlich schon im Herbst von Wien fortgehen?"

„Es ist anzunehmen." „Und wo werden sie dich hinschicken?" „Ja, wenn man das schon wüßte."

Georg sah vor sich hin. So nahe also war der Abschied! Doch warum berührte ihn das plötzlich so sehr? ... Er selbst war ja entschlossen fortzugehen, und erst neulich hatte er mit dem Bruder von seinen Absichten fürs nächste Jahr geredet. Glaubte der noch immer nicht an ihren Ernst? Wenn man sich doch wieder einmal mit ihm aussprechen könnte, brüderlich, herzlich wie an jenem Abend nach des Vaters Begräbnis. Wahrhaftig, nur wenn das Leben ihnen düster sich enthüllte, fanden sie ganz zu einander. Sonst blieb immer diese seltsame Befangenheit zwischen ihnen beiden. Das konnte offenbar nicht anders werden. Man mußte sich eben bescheiden, mit einander plaudern, in der Art von guten Bekannten. Und wie resigniert fragte Georg weiter: „Was hast du denn am Abend gemacht?"

„Ich habe mit Guido soupiert und einer interessanten jungen Dame."

„So?" „Er ist nämlich wieder in zarten Banden." „Wer ist's denn?"

„Konservatorium, Jüdin, Geige. Aber sie hat sie nicht mitgehabt. Nicht besonders hübsch, aber g'scheit. Sie bildet ihn, und er achtet sie. Er will, sie soll sich taufen lassen. Ein komisches Verhältnis, sag ich dir. Du hättest dich ganz gut unterhalten."

Georg hatte seinen Blick auf den Degen gerichtet, den Felician noch immer in der Hand hielt. „Hättest du Lust, noch ein bißchen zu manschettieren?" fragte er.

„Warum nicht?" erwiderte Felician und holte ein zweites Fleuret aus seinem Zimmer. Indes hatte Georg den großen Tisch aus der Mitte an die Wand gerückt.

„Seit dem Mai hab ich keines in der Hand gehabt," sagte er, indem er den Degen ergriff. Sie legten die Röcke ab und kreuzten die Klingen. In der nächsten Sekunde war Georg tuschiert.

„Nur weiter!" rief Georg und empfand es wie ein Glück, daß er in verwegener Stellung, die blitzende, schlanke Waffe in der Hand, dem Bruder gegenüber stehen durfte.

Felician traf ihn so oft es ihm beliebte, ohne nur ein einziges Mal selbst berührt zu werden. Dann ließ er den Degen sinken und sagte: „Du bist heut zu müd, es hat keinen Sinn. Aber du solltest wieder fleißiger in den Klub kommen. Ich versichre dich, es ist schad, bei deinen Anlagen."

Georg freute sich des brüderlichen Lobs. Er legte den Degen auf den Tisch, atmete tief und ging zu dem offenen, breiten Mittelfenster. „Wundervolle Luft!" sagte er. Aus dem Park schimmerte eine einsame Laterne, es war vollkommene Stille.

Felician trat zu Georg hin, und während dieser sich mit beiden Händen auf die Brüstung stützte, blieb der ältere Bruder aufgerichtet stehen und ließ einen seiner ruhig-hochmütigen Blicke über Straße, Park und Stadt schweifen. Sie schwiegen beide lang. Und sie wußten, daß jeder an dasselbe dachte: an eine Mainacht heuer im Frühjahr, in der sie zusammen durch den Park nachhause gegangen waren und der Vater sie von demselben Fenster aus, an dem sie jetzt standen, mit stummem Kopfnicken begrüßt hatte. Und beide durchschauerte es ein wenig bei dem Gedanken, daß sie heute den ganzen Tag so lebensfroh hingebracht hatten, ohne sich mit Schmerzen des geliebten Mannes zu erinnern, der nun unter der Erde lag.

„Also gute Nacht," sagte Felician, weicher als sonst und reichte Georg die Hand. Der drückte sie wortlos und jeder ging in sein Zimmer.

Georg schaltete die Schreibtischlampe ein, nahm Notenblätter hervor und begann zu schreiben. Es war nicht das Scherzo, das ihm eingefallen war, als er vor drei Stunden mit den andern unter schwarzen Wipfeln, durch die Nacht gesaust war; und auch nicht die melancholische Volksweise aus dem Restaurant; sondern ein ganz neues Motiv, das wie aus geheimen Tiefen langsam und unaufhaltsam emporgetaucht kam. Es war Georg zu Mute, als müßte er nur ein Unbegreifliches gewähren lassen. Er schrieb die Melodie nieder, die er sich von einer Altstimme gesungen oder auch auf der Viola gespielt dachte; und eine seltsame Begleitung tönte ihm mit, von der er wußte, daß sie ihm nie aus dem Gedächtnis schwinden konnte.

Es war vier Uhr morgens, als er zu Bette ging; beruhigt wie einer, dem niemals im Leben etwas Übles begegnen kann, und für den weder Einsamkeit, noch Armut, noch Tod irgendwelche Schrecken haben. (Fortsetzung folgt)

Wintersport / von Robert Hessen

Hat es die Jugend vor etwa vierzig Jahren, ehe von den Wettrennen her das englische Zauberwort in unser Leben einzudringen begann, wirklich soviel schlechter gehabt als heut? Sie war vielleicht lebensfroher, naiver, unverbrauchter. Doch daß überschüssige Kräfte heut bessere Ableitung finden, steht fest. Denn das Gefühl, dessen ich mich deutlich aus den Freistunden meiner Sekundaner- und Primanertage zur Winterzeit erinnere, war vorwiegend Langeweile. Ostpreußische Verhältnisse mögen für Westdeutschland niemals vorbildlich gewesen sein, aber sie verdienten das auch nicht. Was trieben wir nach Schulschluß? Man ging mit irgendwelchem Busenfreund eine Stunde lang an der zum Glück ja sehr frischen Luft „bummeln". Sobald die Dunkelheit genügend schien, um nicht „beklappt" zu werden, schlüpfte man in das Hinterzimmer irgend einer Fuhrmanns- oder Kleinbürgerkneipe, um sich an ostpreußischen Delikatessen und importierten Flüssigkeiten zu erquicken. Neunaugen gab es da, Braunschweiger Mumme und einen stark gewürzten Schnaps. Wir betranken uns gerade nicht, verdarben uns aber den Appetit zum Abendbrot; und wieviel besser hätten wir jene kostbaren, unwiderbringlichen Stunden zur Stählung der Energie verwenden können! Leider stockte der Turnbetrieb im Winter gänzlich, weil wir kein Turnhaus hatten. Gab es Eisbahn, so kamen wir natürlich ganze Nachmittage nicht von ihr herunter und suchten auch Ersatz auf Nachbarwiesen, falls der Fluß nicht glatt genug zugefroren war. Sonst hatten wir vom Wintersport vielleicht an drei, vier Tagen zu Beginn und gegen Ende des Halbjahres, wenn der Schnee „klamm" war und „backte", das allerdings unsagbar aufregende Vergnügen des „Schneeballierens". Sobald in der großen Pause die Primaner zu den kleineren Burschen übertraten und es gegen die Tertia, wo immer einige angehende Matrosen und Landwirte dicht vor der Verheiratung noch ausdauerten, auf der andern Seite des großen Schulhofes losging, wenn es nach kurzem Geplänkel mit Wurfgeschossen plötzlich „Vor! .. Vor!" hieß, ein Getümmel entstand wie auf dem Blachfeld vor Iliums Mauern, bald hier bald dort ein Promachos zu Boden sank und der Kampf hin- und herwogte, was könnte wohl die Wonne solcher herrlichen Minuten überbieten? Doch da lauerte auch das Fatum schon im schwarzen Pelzrock. Führte der Zeichenlehrer, ein feister Pedant mit heimlichem Neid auf alle Lateiner, die Aufsicht, da mochte der Schnee so klamm sein, wie er wollte, da hieß es: „Zurück! .. Nicht werfen!" Er setzte sein Stück beim Direktor durch. „Allah schwärze sein Angesicht", sagte der fromme Araber.

Damals gab vor dem sich ankündigenden englischen Prinzip noch keiner von den alten Schulmännern seine Position (mit der Losung: „Nicht so wild!") verloren; sie haben sich nach und nach drein finden müssen, weil es eben auf dem ganzen Erdenrund wegen seiner großen innern Vernunft siegt und rettend

sich einbürgert. Es hat die zwei unschätzbaren Vorzüge: daß es erstens die Charakterbildung, von der die deutsche Schule früher immer nur dicke Worte faselte, in Wirklichkeit besorgt, und zweitens, daß es Menschen mit körperlichen Idealen in die Welt hinausschickt, also die völlige Einschmelzung der Rasse zum Verbrauch für elenden Profit verhindert. Nichts wirkt auf den Eingeweihten peinlicher als die Überlegenheit, mit der unsre Überseekaufleute und -reporter den Engländer belächeln, der, sei es in Valparaiso, Singapur, Shanghai, Peking oder Kabul, um sechs Uhr sein Kontor schließt, sich umkleidet und zum Sport übergeht. Er könnte doch auch von sechs bis acht Uhr noch hocken und schachern und Fett ansetzen, wie der „vorwärtskommende" Deutsche das macht!

Wie wohltuend berührt die sportliche Differenzierung, die für jede Jahreszeit gleich gut gesorgt hat. Um die beiden Hauptsachen zu nennen: Rudern ist in England für die gebildeten und besitzenden Klassen der offizielle Sommer-, Fußball der offizielle Wintersport. Das Klima ist freilich nur in West- und Süddeutschland dem Fußball annähernd so günstig wie jenseits des Kanales, wo ein ungemein kräftiger Graswuchs, aber auch ein seit Jahrhunderten vorbereitetes und gepflegtes Gelände jenes Spiel fast den ganzen Winter hindurch ermöglichen. Mitten in der Häuserwüste von London haben sich dort unweit von Regents Park die berühmten „Lords grounds" erhalten, eine kleine, grüne Oase, die im Dezember und Januar mit Fußballwettspielern so beschwärmt ist, wie Sommers jeder Rasenplatz in der Nähe von englischen Städten und Dörfern mit Cricketleuten. Die enormen Zuschauermengen, die sich bei solchen Gelegenheiten auf Lords grounds versammeln, machen das Anwesen rentabler, als es Miethäuser selbst im Herzen der Metropole sein könnten. Denn jeder Erwachsene, der drüben nicht mehr spielt, ist Kenner und Parteimann, wie denn Balfour als Premierminister es gelegentlich nicht verschmäht hat, bei besonders interessanten Meisterschaftsturnieren den sogenannten „An-kick (Anstoß)" zu geben und den Fußball ins Spiel zu bringen, was notabene Kraft und Geschick erfordert. Man sagt, er sei ein so leidenschaftlicher Sportsmann, daß er auf seinen Gängen zum Parlament keinem verstreuten Kinderball begegnen könnte, ohne ihm tief in Gedanken mit der Krücke seines Regenschirmes einen Golfschlag zu versetzen.

In Ostpreußen aber liegen von Anfang November bis Mitte oder gar Ende März fast regelmäßig, höchstens mit einer kurzen Regenpause um Weihnachten herum, alle Felder tief eingeschneit. Sobald die ersten Flocken gefallen sind, werden dort die Wagen in die Remisen geschoben, die Schleifen (ohne Eisenbeschlag) und Schlitten mit ihren Pelzdecken hervorgeholt; dann klingeln auf allen Landstraßen vier Monate hindurch und oft noch länger die Glocken. Wo sollte dort Fußball gespielt werden können, außer in gedeckten Hallen? Und die gibt es noch nirgend. Da ist nun der sportliche Genius der Briten unsrer Jugend wieder zu Hilfe gekommen durch Erfindung eines andern Bewegungsspieles, das, auch im Sommer auf glattem, festem Rasen viel betrieben, die

Übertragung aufs Eis zuläßt: Hockey. Es ist ein Spiel, bei dem ganz wie bei Fußball in bestimmtem Abstand von einander zwei Tore gerichtet werden, von der einen Mannschaft verteidigt, von der andern angegriffen, sodaß es in schnellstem Tempo hin- und hergeht. Wer den Ball am öftesten durch das feindliche Tor treibt und am wenigsten Spielfehler begeht, gewinnt. Draufgeschlagen wird mit Hölzern, die einem umgekehrten Krückstock von roher Form ähnlich sind. Der Ball ist gleich dem Cricketball fest, aus Holz mit Leder überzogen und läuft natürlich ausgezeichnet auf glatten Eisflächen. Eingespielte Mannschaften beim Eishockey zu beobachten, ist ein hoher Genuß, weil es alle Kombinationen von Gewandtheit, Schnelligkeit und Entschlußkraft ermöglicht, und die Jugend meist so leidenschaftlich dabei, daß die unvermeidlichen kleinen Läsuren an Fingern und Schienbeinen ganz darüber vergessen werden, wie es sich gehört.

Wenn die deutsche Welt im allgemeinen doch eine Ahnung von dem nützlichen Ehrgeiz hätte, der allein schon durch das Aufstellen einer Mannschaft in sonst müßigen jungen Leuten geweckt wird, von der Auszeichnung, die es im Kreise der Kommilitonen gewährt, z. B. unter die berühmten acht Blauen (eight blues) aufzurücken, die zwischen Oxford (dunkelblau) und Cambridge (hellblau) den famosen Rudertag bestreiten. Wie kümmerlich dagegen die Prahlerei, in Dudelberg oder Bierlangen „der beste Säufer" im ganzen A. B. C. zu sein! Denn der Sport verlangt Opfer und Selbstzucht schon von den kleinen Buben, die mit liebenswürdigem Ausdruck „nippers" genannt werden und die man in Heidelberg, wo ja zwei englische Colleges bestehn, zuweilen frühmorgens lange vor Schulanfang belauschen kann, wie sie, ihren warmen Bettchen entwischt, zum Neckar wandern, weil ihr „captain" ebenfalls acht- oder neunjährig, sie zum Ruder-Training angesetzt hat. Der deutsche Vater fragt nach der Zensur im Lateinischen, der englische: „Hat er Preise gewonnen?"

Darum hat sich schnell auch, wenigstens innerhalb des englischen Publikums, das herrliche Wintervergnügen des Rodelns die Einfügung in den sportlichen Betrieb gefallen lassen müssen. Es wird wettgefahren, wobei natürlich sehr viel auf gute Steuerung ankommt, es wird ein Rekord aufgestellt und gebrochen. Wie fern lag dergleichen den Deutschen noch vor kurzer Zeit. Wir in der Pregelebene begnügten uns mit den einfachsten Gestellen, warfen uns mit dem Kopf nach vorn darauf und steuerten hinten mit den baumelnden Füßen. In Ermangelung von Hügeln genügte schon ein gewölbter Keller; dennoch war die Lust groß genug, uns dabei festzuhalten, bis die Sterne blinkten. Im Schwarzwald mit seinen herrlichen Tannenbergen sieht man an Wintersonntagen jetzt manchmal sämtliche Eisenbahnwagen vierter Klasse besetzt mit Kleinen und Großen, die ihren Schlitten in den Forst schleppen, um auf ebenen Straßen eine Strecke, für die sie bergauf drei Viertelstunden brauchten, in kaum drei Minuten bergab zu sausen. In Pforzheim, das zwischen Hügeln am Beginn des Schwarzwaldes liegt, klingt schon von den Morgenstunden an das „Hemaus!" und „Achtung!" winziger Buben und Mädel; in ewigem Kreislauf drehn sich

die Polizei, die die Bahn mit Asche bestreut, der Winterhimmel, der sie wieder vollschneit, und die Schuljugend, die den Schnee glattfährt. Viel Murren ist unter alten Damen und Herren, die gelegentlich zu Fall kommen; dann tritt die Abneigung der Altmodischen gegen das neue „Unwesen" überhaupt zutage. Indessen längst schon ist es eingewendet worden: eine einzige Straßenregulierung verursacht mehr verknaxte Knöchel und zerschundene Schienbeine als alles Fußballspielen in der selben Stadt. Berühmt sind im schlesischen Riesengebirge die Hornschlittenpartien von Hirschberg; das klassische Land aber zum Rodeln ist die Schweiz, und nach Davos, wo die grandiose Bahn fast eine deutsche Meile bergab führt, pilgern Skandinavier, Deutsche, Briten und Amerikaner zum Fest. In Nordamerika, besonders im Kanadischen, ist das Rodeln unter dem Namen „tabogganing" seit Jahrhunderten populär, und zu meiner Zeit wurde dort aus Quebec oder Montreal eine natürlich wahre Geschichte viel belacht, wie ein junger Postschwede, mit der Auserwählten seines Herzens vor sich, bergab sauste, doch infolge mangelhafter Steuerung mitten in einen ungeheuren Schneeberg hineingeriet. Er selbst blieb im Freien, von seiner Auserwählten steckten nur noch die Stiefelchen hervor. In furchtbarem Dilemma steht der Ärmste da; denn eine Dame bei den — Muse, verhülle dein Haupt! — Beinen anzufassen, das wäre ja „shocking" über allen Begriff. Ihm kommt ein genialer Einfall, er läuft auf die andre Seite des Schneehaufens und gräbt auf Dachshundmanier einen Tunnel, der Verschütteten entgegen. Derweil spaziert ein junger Doktor vorüber, besieht sich die Angelegenheit und, an verzweifelte Fälle gewöhnt, zieht er die Schöne kurzgefaßt rückwärts ans Tageslicht. Beim Abklopfen des Schnees von Dankbarkeit überströmend sinkt ihm Lucy an die Brust, und während ihr früherer Geliebter aus dem inzwischen fertig gewordenen Tunnel den Kopf herausstreckt, tauschen die beiden gerade schon den Verlobungskuß.

Aus Norwegen ist das Skilaufen zu uns gedrungen, das mit dem Sport hauptsächlich durch seine riesenweiten Sprünge, talab mit Anlauf, zusammenhängt. Dort wird jeder Soldat im Skilauf unterrichtet wie bei uns im langsamen Schritt. Wiederum der Schwarzwald mit seinen sanft geschwungenen Höhen ist ein Dorado für dieses Wintervergnügen, und in der für die Schneeläufer guten Jahreszeit begegnet man auf der Strecke Mannheim-Basel fast an jeder Station den Bekennern mit je zwei riesigen hölzernen Weberschiffchen, Schuhe genannt, auf dem Rücken. Für tollkühne Leute besteht natürlich ein Hauptreiz im Aufsuchen gefährlicher Partien, und irgendwer bleibt immer irgendwo an den Tannenästen hängen. Indessen hört man kaum von ernstlichem Unglück, das schon passiert wäre. Und wieviele Leute sterben nicht Winter für Winter im Bett!

An manchen deutschen Gymnasien und sonstigen Mittelschulen wirken heut schon jüngere Lehrer, die die Vorteile des Sports am eignen Leib erfahren hatten; sie klagen zuweilen, daß die Widerstände nicht vonseiten der Direktoren, sondern vonseiten der Zentralstelle ausgehn, die auch die Betätigung an freier

Luft im Interesse gedrillter Unterordnung, die der deutsche Schulmeister alten Stils „Charakter" nennt, zugunsten sportwidriger Unselbständigkeit ausnutzen möchte. Das freie Antreten zum Wettspiel in eigner Regie ist hier anscheinend so verhaßt, wie den Stadtverwaltungen im allgemeinen, wo der Klüngel von Bierbrauern, Zigarren-, Schaumwein- und Schnapsfabrikanten, Möbelhändlern, Fleischern, Bäckern usw. eines Tages am Schankgewerbe zu wenig zu verdienen fürchtet. Fast komisch wirkte dieser Tage die Kombination, als man dahinter gekommen war, wie die junge Garde der Fabrikarbeiter von vierzehn bis achtzehn Jahren ohne jede Vorbeugung in den Tanz-, Kneipen- und Destillenbetrieb als angehende Sozialdemokraten hineinglitte, weil man bisher nichts Besseres verstanden hatte, als all diesen dumpfen Lehrlingen, die schon abgespannt genug waren, in Fortbildungsschulen auch noch ihre Freistunden und Sonntage zu rauben. Plötzlich wird in Berlin die Parole „Sport" ausgegeben. Das Polizeipräsidium schickt Anfragen herum; die Stadtverwaltung aber weiß nicht einen grünen Grasfleck zu nennen, den sie der nationalen Jugend für Fußball, Wettlauf oder sonstige Freiluftübungen überlassen hätte. Auf holprigen Exerzierplätzen und ähnlich minderwertigem Gelände haben sich die armen Jungen auch anderswo behelfen müssen. Sie wären in Berlin schier verzweifelt, wenn nicht wenigstens das Tempelhofer Feld ihnen offengestanden hätte, von dem aber auch der Militärfiskus durch ein Dragonerpikett an Sonntagen alle Zweibeiner gelegentlich vertreiben läßt.

Vielleicht kauft man von den sibyllinischen Büchern, bevor das letzte zum Raub der Flammen ward. Als ich, selber fünfundvierzig alt, in Heidelberg zum ersten Mal Rugby spielen sah — jene Abart von Fußball, bei der auch die Arme mitwirken und den Ball aufheben dürfen — da ward mir beim Anblick der tosenden, jauchzenden Brut wie dem Fischer in der Ballade: „sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll wie bei der Liebsten Gruß"; da merkte ich, wie armselig doch meine eigne Jugend mit männlichen Freuden ausgestattet gewesen war. Ein Krieg ist Rugby. Welche Listen, welche Griffe, Sturm und Hinterhalt, wie werden leichtere Körper herumgeschleudert, welch ein grimmiger Eifer! Wenn nach einem Spielfehler aufs neue Stellung genommen werden muß, mit jagenden Flanken, mit funkelnden Augen, wie giert alles danach, daß nur der Ball wieder im Spiel sei! Hier darf sich keiner hineintrauen, der seinem Herzen nicht noblere Zumutungen gemacht hätte, als viel Bier durch die Adern zu treiben. Athene sei gepriesen: einige mindestens von den leitenden Geistern haben den rettenden Gedanken erfaßt. In Berlin ringen die westlichen Gymnasien gegen die östlichen alljährlich um den Eichenkranz im hellenischen Fünfkampf, und einer von den glücklichen Epheben, deren Name sich durch solchen Sieg in Erz verewigt, schrieb mir begeistert: „Für unsern Direktor gehen wir durchs Feuer. Der sagt: nach zwei Stunden Sport arbeitet man noch mal so gut." Das ist der Ton, auf den das Ganze gestimmt sein sollte.

Gräfin Therese Brunsvik, die Unsterbliche Geliebte Beethovens/ von La Mara

eethoven hatte am Nachmittag des 26. März 1827 seine Augen geschlossen. Unter Blitz und Donner eines Frühlingsgewitters war seine große Seele ihrer Erdenbande ledig geworden.

In seiner verödeten Wohnung im Schwarzspanierhause, das neuerdings, gleich vielen erinnerungsreichen Stätten des alten Wien, einem Neubau weichen mußte, ward es Tags darauf lebendig. Mit dem Bruder des verewigten Meisters vereinigten sich die nächsten Freunde: Stephan von Breuning, der Bonner Jugendgenoß, Schindler und Holz, seine hilfreichen Vermittler mit der Außenwelt, um nach den von ihm hinterlassenen Papieren zu sehen. Vor allem war es Bruder Johann um Auffindung dessen zu tun, was ihm als wertvollster Besitz des Verstorbenen galt: einige Bankaktien, die seinem Neffen Karl als Erbteil zufallen sollten. „Breuning und Schindler müssen sie schaffen!" rief er erregt, als er sie nicht gleich fand. Man suchte und suchte, am Vormittag, am Nachmittag. Schon ward die Szene peinlich, als zufällig Holz an einem aus einem Schrank hervorstehenden Nagel zog und hierdurch ein Fach herausfiel, das die so lange gesuchten Wertpapiere barg. Doch nicht diese allein. Mit ihnen kamen noch verschiedene Schriftstücke zum Vorschein, darunter ein Brief Beethovens an eine Ungenannte, die er als seine „unsterbliche Geliebte" anredet.

Dieser Brief ist berühmt geworden. Ein Geheimnis umgibt ihn. Mit Bleistift in drei Absätzen auf ein paar Briefblätter geschrieben, lautet er:

„Am 6ten Juli Morgens.

Mein Engel, mein alles, mein Ich — nur einige Worte heute, und zwar mit Bleystift (mit deinem) — erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt, welcher nichtswürdiger Zeitvertreib in d. g. — warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht — kann unsere Liebe anders bestehn als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, kannst du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin. — Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüth über das müssende — die Liebe fordert alles und ganz mit recht, so ist es mir mit dir, dir mit mir — nur vergißt du so leicht, daß ich für mich und für dich leben muß — wären wir ganz vereinigt, du würdest dieses schmerzliche eben so wenig als ich empfinden. — Meine Reise war schrecklich — ich kam erst Morgens 4 uhr gestern hier an, da es an Pferde mangelte, wählte die Post eine andere Reiseroute, aber welch schrecklicher Weg, auf der vorletzten Station warnte man mich bey Nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur — und ich hatte Unrecht, der Wagen mußte bey dem schrecklichen Wege brechen, grundloß, bloßer Landweg, ohne solche Postillione wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben Unterwegs. —

Esterhazy hatte auf dem andern gewöhnlichen Wege hierhin dasselbe schicksaal mit 8 Pferden, was ich mit vier — jedoch hatte ich zum Theil wieder Vergnügen, wie immer wenn ich was glücklich überstehe. — nun geschwind zum innern vom äußern; wir werden unß wohl bald sehn, auch heute kann ich dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieser einigen Tage über mein Leben machte — wären unsere Herzen immer dicht an einander, ich machte wohl keine d. g. Die Brust ist voll dir viel zu sagen — ach — Es gibt Momente, wo ich finde daß die Sprache noch gar nichts ist — erheitere dich — bleibe mein treuer einziger schatz, mein alles, wie ich dir, das übrige müssen die Götter schicken, was für uns seyn muß und seyn soll. —
Dein treuer Ludwig. —

„Abends Montags am 6ten Juli —

Du leidest du mein theuerstes Wesen — eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Montags — Donnerstags — die einzigen Tage wo die Post von hier nach K. geht. — Du leidest — ach, wo ich bin, bist du mit mir, mit mir und dir werde ich machen daß ich mit dir leben kann, welches Leben!!!! so!!!! ohne dich — verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine — eben so wenig verdienen zu wollen, als sie zu verdienen — Demuth des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der — den man den Größten nennt — und doch — ist wieder hierin das Göttliche des Menschen — ich weine wenn ich denke daß du wahrscheinlich erst Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst — wie du mich auch liebst — stärker liebe ich dich doch — doch nie verberge dich vor mir — gute Nacht — so nah! so weit! ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe — aber auch so fest, wie die Veste des Himmels. —

„Guten Morgen am 7. Juli —

schon im Bette drängen sich die Ideen zu dir, meine Unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksaale abwartend ob es unß erhört — leben kann ich entweder nur ganz mit dir oder gar nicht, ja ich habe beschlossen in der Ferne so lange herum zu irren, bis ich in deine Arme fliegen kann, und mich ganz heymathlich bey dir nennen kann, meine Seele, von dir umgeben in's Reich der Geister schicken kann — ja leider muß es seyn — du wirst dich fassen, um so mehr da du meine Treue gegen dich kennst, nie eine andre kann mein Herz besitzen, nie — nie — o Gott warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W. so wie jetzt ein kümmerliches Leben — Deine Liebe machte mich zum glücklichsten und zum unglücklichsten zugleich — in meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens — kann diese bei unserm Verhältnisse bestehn? — Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht — und

ich muß daher schließen damit du den B. gleich erhältst — sey ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unsers Daseyns können wir unsern Zweck zusammen zu leben erreichen — sey ruhig — liebe mich — heute — gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir — mein Leben — mein alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz

deines Geliebten L.

ewig dein
ewig mein
ewig unß."

Wem dieser glühende Liebeserguß galt, das verrät keine Andeutung darin; nicht einmal der Ort, nicht das Jahr seines Entstehens sind genannt. Schindler, der durch Stephan von Breuning mit andern Papieren in Besitz des Briefes kam, gab ihn in seiner „Biographie Beethovens" (Münster 1840) zuerst unter Mitteilung dessen bekannt, daß er im Jahre 1806 in einem ungarischen Badeort geschrieben sei.* Nur von Breuning, der seinem großen Freund schon am 4. Juni 1827 ins Grab folgte, konnte diese Angabe kommen. Über die Adressatin aber beobachtete er augenscheinlich Schweigen. So sah sich Schindler, der erst in den letzten zehn Lebensjahren Beethovens näheren Verkehr mit ihm gepflogen hatte, auf seine eigenen Vermutungen angewiesen. Er bezeichnete Giulietta Gräfin Guicciardi als die „unsterbliche Geliebte" des Briefs.

Durch den Meister selber hatte er gelegentlich eines Gesprächs im Februar 1823 erfahren, daß sein Herz einst, vor mehr denn zwanzig Jahren für diese seine schöne Schülerin geglüht hatte, die, einer alten Familie aus Modena entstammend, mit ihren Eltern im Jahre 1800 nach Wien gekommen war. In jener Zeit, d. i. am 16. November 1801, bekannte er seinem rheinischen Jugendfreund Wegeler brieflich: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit 2 Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig. — Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit 2 Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heirathen, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Das schwärmerischste seiner Tongedichte, die im März 1802 erschienene Cis-moll- oder Mondscheinsonate, hatte er ihr, der Siebzehnjährigen, zugeeignet.

---

* In der 3. Auflage seines Buches von 1860 änderte er das Jahr 1806 in 1803 ab, um seine Lesart, daß Gräfin Guicciardi die Adressatin sei, festhalten zu können.

Schon am 3. November 1803 aber führte ein fruchtbarer Balletkomponist, Graf Wenzel Robert Gallenberg, die reizende Giulia als Gattin heim und mit ihm, der in Neapel als Bühnenleiter tätig war, lebte sie fast zwei Jahrzehnte in Italien.

Für ihre Reize zeugt, daß — wie wir in Ludmilla Assings Lebensschilderung des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau lesen — auch dieser Kenner von Frauenschönheit im Jahre 1809 einige Monate lang in den Banden der Gräfin Gallenberg lag. Romantisch genug lernten sie sich bei einer nächtlichen Besteigung des Vesuvs, dessen Ausbruch zahlreiche Schaulustige herbeilockte, kennen. Der in allen Liebesabenteuern erfahrene Fürst gesteht seinem Vertrauten Wolf in einem Schreiben vom 28. Oktober 1809: „Wenn ich je die Leidenschaft einer wahren Liebe gekannt habe, so empfand ich sie für diese Frau". Und in einem vom 26. Februar 1810 aus Straßburg datierten Brief an sie schreibt er: „Je regretterai toujours le beau climat de Naples, les douces chaînes que j'y portais et surtout la divinité dont je fus et dont je serai éternellement le plus zélé adorateur". Er schließt mit den Worten: „Adieu, ma bien aimée Julie, aime-moi toujours un peu et compte que tu n'as dans le monde entier de meilleur ami que moi".

Lange Zeit blieb Giulietta Österreich entrückt. Erst gegen Ende des Jahres 1821, als der Neapolitaner Barbaja die Direktion der kaiserlichen Oper in Wien übernahm und Graf Gallenberg von ihm zu deren Mitverwaltung berufen ward, kehrte das Ehepaar nach der Kaiserstadt zurück.

Im Februar 1823 bedurfte Beethoven für eine in Dresden geplante Aufführung der Partitur seines „Fidelio". Er ließ, da sie sich in der Bibliothek der kaiserlichen Oper befand, Graf Gallenberg durch Schindler um sie bitten. Hieran knüpfte sich jenes früher erwähnte Gespräch, das der schon völlig taube Tondichter mit seinem Amanuensis gegen seine sonstige Gewohnheit schriftlich und in französischer Sprache führte und das uns in einem seiner Konversationshefte erhalten blieb.

Nachdem Beethoven gefragt, ob Schindler Gallenbergs Frau gesehen habe, fährt er fort: „J'étois bien aimé d'elle et plus que jamais son époux. Il étoit pourtant plutôt son amant que moi, mais par elle j'apprenois de son misère et je trouvois un homme de bien qui me donnoit la somme de 500 fl. pour le soulager. Il étoit toujours mon ennemi, et c'étoit justement la raison que je fusse tout le bien possible".

Schindler: „Darum sagte er mir auch noch: ‚er ist ein unausstehlicher Mensch,' aus lauter Dankbarkeit wahrscheinlich. Doch Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. — Est-ce qu'il y a longtemps qu'elle est mariée avec Mons. de Gallenberg? — Mad. la Comtesse était-elle riche? Elle a une belle figure jusqu'ici!"

Beethoven: „Elle est née Guicciardi. Elle étoit l'épouse de lui avant son voyage en Italie — arrivée à Vienne elle cherchoit moi pleurant, mais je la méprisois."

Schindler: „Herkules am Scheidewege."

Beethoven: „Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das edle, bessere geblieben?" —

Auf dies Gespräch und die angeführte Briefstelle von 1801 beschränken sich Beethovens Andeutungen über seine Beziehungen zu Gräfin Giulietta. Auf sie gründete Schindler seine Annahme, daß in ihr die „unsterbliche Geliebte" zu suchen sei.

Im November 1852 hatte Otto Jahn, den die Vorarbeiten zu einer beabsichtigten Beethoven-Biographie beschäftigten, eine Unterredung mit Gräfin Gallenberg. Aus ihren Mitteilungen zeichnete er sich nachstehendes auf: „Beethoven war ihr Lehrer. — Er ließ sie seine Sachen spielen, wobei er unendlich streng war, bis in den geringsten Kleinigkeiten der richtige Vortrag erreicht war; — er hielt auf leichtes Spiel. — Er war leicht heftig, warf die Noten hin, zerriß sie. — Er nahm keine Bezahlung, obgleich er sehr arm war, [aber] Wäsche unter dem Vorwand, daß die Gräfin sie genäht. — Er unterrichtete so auch die Gräfin Odescalchi, die Baronin Ertmann; man ging zu ihm, oder er kam. — Er spielte seine Sachen nicht gern selbst, phantasierte nur, beim geringsten Geräusch stand er auf und ging fort. — Graf Brunsvik, der Violoncello spielte, adorierte ihn, [auch] seine Schwestern Therese und Gräfin Deym. Beethoven hatte der Gräfin [Guicciardi] das Rondo in G gegeben, bat es sich aus, als er der Gräfin Lichnowsky etwas dedizieren mußte, und widmete ihr dann die Sonate. Beethoven war sehr häßlich, aber edel, feinfühlend, gebildet. Beethoven war meist ärmlich gekleidet."

In der Cis-moll-Sonate leben des Meisters Empfindungen für Giulietta fort, die am 22. März 1856 aus dieser Welt ging.

Dreißig Jahre lang trug sie den Nimbus der „unsterblichen Geliebten" des größten Tongenies der Welt. Da überraschte der Amerikaner Alexander Wheelok Thayer — der erste, dem wir eine auf selbständige, ebenso scharfsinnige als gewissenhafte Forschungen gegründete Beethoven-Biographie danken — die Beethoven-Gemeinde durch die im zweiten und dritten Band seines Werks gegebene Enthüllung, daß die auf Schindler zurückführende Überlieferung eine irrige sei. Er stellte fest, daß der „Montags am 6. Juli", ohne Jahreszahl datierte Brief nur im Jahr 1806 geschrieben, demnach nicht an die seit 1803 an Graf Gallenberg in Neapel verheiratete Gräfin Guicciardi gerichtet sein könne. Einzig deren Cousine, Gräfin Therese Brunsvik,* könne „von allen Freundinnen und Bekannten Beethovens, deren Namen uns berichtet sind, die „unsterbliche Geliebte" des Briefes sein, auf die allein auch alle zufälligen Anzeichen hinweisen." Gleichwohl wolle er nichts weiter behaupten, als daß „die größte Wahrscheinlichkeit" für Gräfin Brunsvik spreche.

* So schreibt sich die Familie, also nicht wie bei Nohl, Thayer u. a. Brunswick.

Sie und ihre Schwester Josefine Gräfin Deym gehörten gleich ihrem Bruder Graf Franz Brunsvik, einem vortrefflichen Cellospieler, zu den frühesten Freunden Beethovens in Wien. Sie „adorierte" ihn, nach dem Zeugnis ihrer Cousine Gräfin Gallenberg. Sie schenkte ihm ihr in Öl gemaltes Bildnis, das sich mit der Inschrift: „Dem seltnen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B." in seinem Nachlaß fand und gegenwärtig zu den Schätzen des Vereins „Beethoven-Haus" in Bonn zählt, von dem es durch zahlreiche Reproduktionen verbreitet wurde. In das Stammbuch der Schwestern schrieb er das Lied: „Ich denke dein" und widmete es ihnen 1805 bei der Herausgabe. Ihrem Bruder eignete er die Sonate appassionata op. 57 zu, die er im Sommer 1806, während er der Gast der Familie in Ungarn war, komponierte. Unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten schrieb er von einem ungarischen Badeorte aus den flammenden Liebesbrief, in dem das Bewußtsein erwiderter Liebe aus jeder Zeile herausklingt. Im Mai 1807 trägt er Freund Franz brieflich auf: „Küsse deine Schwester Therese." Im Herbst 1809 ist er wieder bei ihr und schreibt die Fis-dur-Sonate op. 78, die — ein ihm besonders wertes Werk — er ihr dediziert. Im Frühjahr 1810 scheint er dem Ziel seiner Wünsche endlich nahe zu sein. Am 2. Mai bittet er seinen Freund Wegeler in Coblenz ihm seinen Taufschein aus Bonn zu besorgen. Es eilt ihm damit. „Je bälder du mir den Taufschein schickst," schreibt er, „desto größer meine Verbindlichkeit." Darnach aber verlautet kein Wort mehr darüber. Nur Wegelers Schwager, Stephan von Breuning, verrät aus Wien: „Ich glaube, seine Heiratspartie hat sich zerschlagen." Um diese Zeit singt sein Herz ein Lied schmerzlicher Entsagung. Er findet für Goethes Worte: „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!" unvergängliche Töne. Der Name der Gräfin wird nach dem Erscheinen der ihr gewidmeten Sonate in keinem der Beethoven betreffenden Briefe und Schriftstücke, die von Otto Jahn und Thayer gesammelt sind, mehr genannt. Des Meisters Freundschaft mit ihrem Bruder aber löste erst der Tod. Als äußere Zeichen derselben wurden der Nachwelt nur einige wenige, nicht sonderlich belangreiche Briefe bekannt. Hat man — so fragte Thayer — alle übrigen vernichtet oder verborgen gehalten, weil es galt, ein Geheimnis in ihnen zu hüten?

In gewissem Einklang mit diesen mit philologischer Findigkeit und Gründlichkeit von Thayer klargestellten und in logischen Zusammenhang gebrachten Enthüllungen und Tatsachen stand eine elf Jahre nach dem dritten Band seiner Biographie erschienene Broschüre: „Beethovens unsterbliche Geliebte", deren allerdings nichts weniger als gründlich und wissenschaftlich verfahrende Verfasserin sich Mariam Tenger nennt. Was Thayer nur als „größte Wahrscheinlichkeit" bezeichnet hatte, sprach sie als Gewißheit aus. Sich angeblich auf „persönliche Mitteilungen" der Gräfin Brunsvik stützend, erzählt sie, daß diese vom Mai 1806, wo sie sich ihm in Schloß Martonvásár verlobt habe, bis zum Frühjahr 1810 Beethovens Braut gewesen sei. Nur Thereses Bruder

Franz habe darum gewußt und seine Zustimmung an die Bedingung strengster Geheimhaltung geknüpft, bis Beethoven eine angemessene Anstellung erhalten haben würde. Auch die Einwilligung der exklusiv aristokratischen Mutter sollte erst dann erbeten werden. Doch die erhoffte Anstellung fand sich nicht — und beider Wege trennten sich.

Insoweit sich die Grundzüge dieser Tengerschen Ausführungen mit denen Thayers decken, dessen unanfechtbare Autorität ihnen als gewichtige Stütze diente, durfte man sie ohne wesentliches Bedenken hinnehmen, indes die romanhaften Ausschmückungen, die naiven Inkorrektheiten, deren sich die in der Beethovenkunde ganz unbewanderte Verfasserin schuldig machte, den Widerspruch herausfordern mußten. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich politische, musikalische, belletristische Blätter, denen die Resultate Thayers unbekannt geblieben schienen, begierig des ihnen neu dünkenden Romans aus Beethovens Leben. Kritiklos nahm die Kritik im allgemeinen das Schriftchen auf. Hier und da nur ward Einspruch laut. Meines Wissens wies zuerst ich selbst im ersten Aufsatz meines Buchs: „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt" auf allerlei unrichtige Angaben hin, die darin gipfelten, daß Mariam Tenger Beethoven einmal — insofern sie ihn in der Wiener Rauhensteingasse sterben läßt — mit Mozart, ein andermal mit Schubert verwechselt. Denn im Schubertschen Freundeskreise spielte Baron Josef Spaun, Mariam Tengers vielgenannter Gewährsmann, die Rolle, die sie ihm irrtümlich im Beethovenschen Kreise — oder „der Rotte", wie sie sagt — zuerteilt. Obwohl mit Beethoven bekannt, hat er, wie mir seine beiden Töchter bezeugten, nie in intimem Umgang mit ihm gestanden. Demgemäß schweigt auch seine im Besitz seiner Tochter, Baronesse Marie Spaun in Görz, befindliche „Familienchronik", in der er der vielfältigen Beziehungen seines Lebens eingehend gedenkt und insbesondere Schubert ausführliche, von mir selbst veröffentlichte Erinnerungen widmet, gänzlich von einem näheren Verkehr mit unserm größten Tondichter.

Die energischste Abfertigung widerfuhr Mariam Tenger von Seiten Dr. Alfred Christlieb Kalischers in Berlin. In seiner im Dezember 1891 erschienenen Broschüre: „Die unsterbliche Geliebte Beethovens. Giulietta Guicciardi oder Therese Brunsvik?", die verschiedene Zeitungsartikel aus den Jahren 1891, 1872 und 1879 zusammenfaßt, bringt er schlagende Beweise für die Oberflächlichkeit, die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses der Verfasserin bei. Wenn er sich jedoch auf „die klassischen Zeugen" Schindler und Breuning beruft, daß der Liebesbrief Beethovens nicht — was an sich ziemlich nebensächlich — in einem Schranke, sondern in einem nachmals in Dr. Gerhard von Breunings Besitz übergegangenen Pulte aufgefunden worden sei, so besagt ein am 8. Dezember 1891 an mich gerichteter Brief desselben, mittlerweile verstorbenen Dr. Breuning — nämlich des Sohns von Beethovens Jugendfreund Stephan, dem wir „Erinnerungen aus dem Schwarzspanierhause" danken — gerade das Gegenteil. „In dem mir gehörigen Beethovenschen Roll-Schreibpulte", schreibt er,

„ist keinerlei ‚geheimes Fach'. Im Jahre 1863 frug ich Schindler nach jenem Kasten, in welchem das mysteriöse Brettchen (das ‚geheime Fach') gewesen sei. Er antwortete: ‚in einem gewöhnlichen Kleiderschranke'; aber er wisse nicht mehr genau auf das Aussehen desselben sich zu erinnern. — Wenn man, wie ich, Beethoven gekannt, so weiß man: daß Unordnung überall herrschte, da er allzusehr mit seinen Gedanken beschäftigt war; überdies war er unpraktisch und mißtrauisch, wollte also wichtige Gegenstände gerne irgendwo hinstecken, wo sie nicht leicht zu finden. Aber sonst ist nach meiner Ansicht so wenig Wert darauf zu legen, als auch niemals seine jeweilige Gemütsstimmung auf die Art seiner Kompositionen Einfluß gewann, — wie sehr man dies jetzt auch herauszuklügeln sich bestrebt. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun."'"

Kalischer macht mit Mariam Tenger kurzen Prozeß. Er erklärt: „Das ganze Verlöbnis (von dem sie berichtet) ist eitel Chimäre — weiter nichts."

Ungleich bedenklicher mußte der Widerspruch erscheinen, mit dem er sich der Argumentierung Thayers, dieses Berufensten in Sachen der Beethoven-Biographie, entgegenstellte. Er warf ein, daß Beethoven 1807 sich „ernstlich in den Zauberbanden einer anderen Therese, der blutjungen Therese Malfatti, nachmaligen Baronin von Droßdick", befunden habe. Er betonte, daß die von Nohl und Thayer selber bekanntgegebenen Meinungsäußerungen des Sohnes und der Tochter des Grafen Franz Brunsvik, sowie die einer Enkelin Giuliettas zugunsten dieser letzteren sprächen. Thayers strenge chronologische Methode möchte er durch das intuitive Verfahren ersetzt sehen. Er tadelt dessen Außerachtlassen spezifisch musikalischer Momente und ruft selbst die Musik geradezu zum Zeugen pro Guicciardi contra Brunsvik an, indem er die der ersteren gewidmete leidenschaftlich schwärmerische Cis-moll-Sonate gegen die der letzteren zugeeignete, in sich beruhigte — das heißt nach Kalischer „nichts bewegende" „Etüdensonate" — in Fis-dur ins Feld führt. Dabei läßt er unberücksichtigt (oder erklärt später für apokryph), daß Beethoven selbst einst zu Czerny äußerte: „Immer spricht man von der Cis-moll-Sonate; ich habe doch wahrhaftig Besseres geschrieben. Da ist die Fis-dur-Sonate doch etwas anderes!" Oder wiegt Beethovens Urteil nicht hundertfach das aller Lenze und Marxe auf, die Kalischer als die „eingeweihtesten Kenner der Beethovenschen Werke" gegen die Fis-dur-Sonate anführt, insofern der eine sie als „fragmentarisches Werkchen" abtut, der andere sie nicht einmal der Erwähnung wert hält? Und gehörte Hans von Bülow nicht auch zu den in Beethoven Eingeweihten? Man lese doch, was er in seiner Ausgabe der Beethovenschen Pianofortewerke über die Fis-dur-Sonate sagt. Oder man halte Lenz und Marx das „Entzücken" entgegen, das Rubinstein, laut den Mitteilungen von Adele Hippius: „Was Rubinstein in den Stunden sagte," über dieselbe kundgab, die neuerdings auch den Weg in den Konzertsaal fand.

Gleichviel ob Thayer zu dem Resultat gelangt: „Es findet sich in all den Jahren 1800 bis 1815 kein anderer Sommer als 1806, in welchem der Brief

in den ersten zehn Tagen des Juli geschrieben sein könnte, ohne daß mit dieser Annahme den Tatsachen und der Wahrscheinlichkeit Gewalt angetan würde", entscheidet sich Kalischer aus „inneren Gründen" für 1801 oder 1802 und schließt seine Broschüre mit der Erklärung ab: „Giulietta Guicciardi bleibt die Unsterbliche Geliebte Beethovens, so lange nicht unabweisbare Dokumente dagegen zeugen."

Noch einmal erhob Thayer seine Stimme. Anknüpfend an einen Aufsatz meiner Feder, der in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 17. Dezember 1891 erschien und darin ich meine Zweifel an Berechtigung der Einwürfe Dr. Kalischers aussprach, schrieb er mir am 22. Januar 1892 aus Triest in englischer Sprache wesentlich folgendes:

„Erst lange, lange Jahre, nachdem der Verdacht gegen den Guicciardi-Roman in mir aufgestiegen war, bot sich mir die Möglichkeit, zu beweisen, was mir inzwischen zur vollen Überzeugung geworden. Wie allgemein meine Meinung und meine Gründe aber adoptiert wurden, sobald ich sie zur Aussprache brachte, und wie wenige nur diese Überzeugung nicht teilten, das wissen Sie.

Der Zustand meiner Augen verbietet mir, Ihnen einen langen Brief zu schreiben. Doch genügt eine kurze Hindeutung auf das Hauptsächliche. Daß Herr Kalischer die seltsame Ansicht Ludwig Nohls annimmt, daß Beethoven in Therese Malfatti, ein Mädchen von vierzehn Jahren, verliebt gewesen sei, überrascht mich; nicht minder, daß er die Cis-moll-Sonate als ein an Giulia Guicciardi gerichtetes, musikalisches Liebesgedicht zu betrachten scheint. Es muß ihm doch sicherlich bekannt sein, daß Seumes kleine Dichtung „Die Beterin" der Gegenstand der Sonate war, oder richtiger, die Anregung zu derselben gegeben hat.

Wollen Sie, bitte, hier ein wenig verweilen und bevor wir weiter gehen, den ersten Teil des ‚Liebesbriefs' durchlesen! Bemerken Sie wohl, daß er von einem Badeort aus geschrieben ward, der von Wien so weit entfernt lag, daß Beethoven in einem Wagen mit vier Pferden, Esterhazy mit deren acht dahin reiste! Und nun zu den wesentlichen Punkten.

Wir wissen, daß Beethoven im Sommer 1801 in Hetzendorf wohnte — woselbst der Ex-Kurfürst Max Franz residierte und am 26. Juli dieses Jahres starb — und in dem nahen Schönbrunner Garten einen großen Teil seines ‚Christus am Ölberg' komponierte. Wir wissen, daß er am 29. Juni Dr. Wegeler äußerst genau über seine zunehmende Taubheit berichtete. Konnte er nun sieben Tage später von einem entfernten Badeort aus einen solchen Liebesbrief an eine junge, noch nicht siebenzehnjährige Gräfin schreiben? Im November schreibt er wieder an Wegeler: ‚Du willst wissen, wie es mir geht, was ich brauche?' und schildert sodann die Behandlungsweise seines Arztes. In keinem dieser Briefe findet sich auch nur die leiseste Andeutung darauf, daß ihn der Arzt in einen fernen Badeort schickte. Im Jahre 1802 hatte Beethoven seinen Sommeraufenthalt in Heiligenstadt. Der junge Ries kam oft da hinaus, um den Unterricht seines Lehrers zu empfangen. Weder von ihm noch von irgend einem andern besitzen wir jedoch den geringsten Hinweis

auf eine Abwesenheit Beethovens im Verlaufe dieses Sommers. Schrieb Beethoven den Liebesbrief im Juli und das sogenannte Testament — jenes Dokument der Verzweiflung — im Oktober? Beachten Sie ferner die Daten! Im Liebesbrief schreibt er am 6. Juli aus dem Badeort: ‚Ich kam erst morgens 4 Uhr gestern hier an.' Sieben Tage später, am 13. Juli, ist er in Wien und schreibt an Breitkopf und Härtel!

Im Testament lesen wir: ‚Dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte'; aber keiner aller von Beethoven bekannt gewordenen Briefe, keins seiner Schriftstücke aus diesem Sommer enthält irgend welche Bezugnahme auf den entfernten Badeort.

Alles, was wir von Beethoven betreffs der Sommer 1801 und 1802 wissen, spricht gegen die Reise nach jenem Badeort; was wir von dem Sommer 1806 wissen, spricht für dieselbe. An Herrn Kalischer ist es nun, den Beweis zu liefern. Kann er eine solche Reise in den Jahren 1801 oder 1802 nachweisen und tut er dies — so spräche ein Punkt zu seinen Gunsten."

Mit aller Entschiedenheit hielt Thayer bis zu seinem leider noch vor Vollendung seines großen Werkes, am 15. Juli 1897 in Triest erfolgenden Ableben an dem hier betonten Standpunkt fest. Nicht minder Kalischer an dem seinen. Nur daß er sich in seiner kritischen Ausgabe von „Beethovens sämtlichen Briefen" (1907) dafür entschied, den Liebesbrief fraglos in das Jahr 1801 zu setzen. Hierbei kommt er zu dem Schluß: „Der Versuch A. W. Thayers, im Bunde mit der Schriftstellerin M. Tenger die Gräfin Therese Brunsvik als Beethovens unsterbliche Geliebte hinzustellen, darf nunmehr als völlig mißglückt angesehen werden." Diese Behauptung ist eine verfrühte.

Inzwischen hatte mich eine eigene Fügung dem persönlichen Wesen der Gräfin Therese Brunsvik näher gebracht. Aus dem Nachlaß des in Dresden 1882 in hohem Alter verstorbenen Legationsrat Franz von Schober waren mir eine Anzahl Briefe zur Verfügung gestellt worden. Als hilfreicher Freund Franz Schuberts, der den jungen Genius aus der drückenden Enge des ihm aufgedrungenen Volksschullehrerberufs befreite und ihm ein Heim darbot, wird sein Name voraussichtlich länger leben, denn als Dichter und Schriftsteller. Nichtsdestoweniger dichtete er für Schubert gleich manchem Lied auch den Text zu seiner Oper „Alfonso und Estrella", die der ihm als Schubertbegeisterter befreundete Liszt 1854 zuerst auf die Bühne, seine Weimarer Bühne, brachte. Ein Aufsatz, den ich zum fünfzigjährigen Todestag des großen Wiener Tonlyrikers veröffentlichte, gewann mir mit der Bekanntschaft die Gunst des alten Herrn. Nach seinem Tode empfing ich die erwähnten Briefe. Unter ihnen fiel mir ein Häuflein in die Hand, deren Mehrzahl die einfache Unterschrift „Brunsvik" trug. Ein rascher Einblick gab mir die Gewißheit, daß ich die Schriftzüge der Gräfin Therese Brunsvik vor mir hatte. Mit Thayer sah ich in ihr Beethovens „unsterbliche Geliebte". Von stundan ging

mein Trachten dahin, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, das Rätsel wenn möglich endgültig zu lösen.

Zunächst galt es, mich bei Gräfin Marie Brunsvik, der Nichte von Gräfin Therese, zu befragen. Sie, gleich ihrer Tante Ehrenstiftsdame von Brünn, und ihr Bruder Géza waren die einzigen Kinder von Beethovens sehr musikalischem Freund Franz, der in Sidonie geb. von Justh eine ausgezeichnete Klavier- und speziell Beethovenspielerin zur Lebensgefährtin hatte. Wilhelm Rust, der berühmte Bachforscher, der in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Musiklehrer bei Baron Lonyay in Ungarn lebte, schildert in einem Brief an seinen Vater vom Mai 1847 die anregenden Musikabende im gräflichen Hause. Josef Joachim empfing daselbst seine ersten hohen Kunsteindrücke. Auch Liszt ging in der durch Beethoven geweihten Stätte ein und aus. Seinem Schüler Hans von Bülow, der auf seiner ersten österreichischen Kunstreise nach Pest kam, empfahl er im Mai 1853, den Besuch bei der mittlerweile verwitweten Gräfin Sidonie nicht zu versäumen und ihn auf das angelegentlichste bei ihr in Erinnerung zu bringen.

Demnach entstammte Gräfin Marie gut musikalischem Geblüt. Doch wurde mir gesagt, sie verhalte sich ablehnend in der ihre Tante betreffenden romantischen Angelegenheit. Gleichwohl bahnte einer ihrer Freunde mir den Weg zu ihr, wenn auch nicht, ohne mich bezüglich der zu erwartenden Auskunft auf eine Enttäuschung vorzubereiten — denn Gräfin Therese sei wohl *sehr geistreich*, aber physisch nicht zum Ideal geschaffen, weil verwachsen gewesen.

Obwohl krank, gab Gräfin Marie mir auf meine Fragen über ihre Tante (am 27. November 1898) bereitwilligst Antwort und wir wechselten in der Folge mehrere Briefe. Das Wesentliche ihrer Aussagen faßt sich wortgetreu darin zusammen: „Beethoven war allerdings ein sehr intimer Freund meines Vaters, aber wir in der Familie haben nicht die leiseste Spur von dem erwähnten Roman und wissen, trotz vielfacher Anfragen und Nachforschungen, *gar nichts* darüber. Beethoven hatte eine große Schwärmerei für eine Cousine meines Vaters, Gräfin Guicciardi, nachmals Gräfin Gallenberg, und dedizierte ihr auch die sogenannte Mondschein-Sonate; aber diese Schwärmerei war immer einseitig und blieb unerwidert, wenigstens insofern wir etwas darüber erfahren haben. Drei bis vier Briefe an meinen Vater sind noch im Besitz meiner Familie; sobald mein Bruder herein kommt, werde ich mir dieselben ausbitten und sie Ihnen mit Vergnügen zusenden. Indessen nur die Versicherung, daß ich Ihnen gern nähere Daten gegeben hätte, daß uns aber gar nichts darüber bekannt ist und wir natürlich glauben *müssen*, daß das Ganze die Erfindung einer kranken Phantasie ist."

Im Mai des darauffolgenden Jahres sandte mir die Gräfin im Auftrag ihres Bruders die vier ihm zugehörigen und von ihm „sehr hoch gehaltenen" Briefe Beethovens im Original zu. Sie finden sich mit geringen Abweichungen in Nohls „Neue Briefe Beethovens" (1867), wie in Kalischers Briefsammlung

abgedruckt. Drei derselben hat auch Thayer in seine Beethoven-Biographie aufgenommen.

Später schrieb mir Gräfin Marie noch in bezug darauf, daß Thayer vom Vorhandensein einer Menge Briefe der Gräfin Guicciardi an Gräfin Therese Brunsvik gehört habe: „Von der Korrespondenz zwischen den zwei Cousinen weiß ich gar nichts und hat sie ganz gewiß nicht in unserer Familie existiert."

Vielleicht aber bei den Gallenbergs? fragte ich mich.

Giuliettas Sohn, der in Wien lebende letzte Graf Gallenberg, war 1893 gestorben, nachdem er noch zwei Jahre zuvor, sich auf Mitteilungen seiner Mutter berufend, bestimmt verneint hatte, daß zwischen ihr und Beethoven jemals von Heiratsplänen oder von gegenseitiger Liebe die Rede gewesen sei. Bei zwei ihrer Enkelinnen vermochte ich nur karges zu erkunden. „Beethoven wollte Großmama heiraten, aber sie liebte Gallenberg", hieß es hier. Dort vernahm ich: „Unter unsern Familienpapieren befindet sich rein gar nichts, was darauf Bezug hätte — keine Briefe, kein Tagebuch! Die Vorurteile der damaligen Zeit, der geradezu unglaubliche Standpunkt, den man besonders in unseren Kreisen Künstlern gegenüber einnahm, selbst Künstlern von der Bedeutung eines Beethoven, mag wohl Schuld gewesen sein, daß man der Sache kein weiteres Interesse entgegenbrachte. Alles, was durch mündliche Überlieferung auf mich gekommen ist, erschöpft sich darin, daß Beethoven im Hause meiner Urgroßeltern nur als Musiklehrer verkehrt hat."

Zweierlei aber trug ich dennoch als Gewinn davon: eine Zeichnung von der Hand der Gräfin Giulietta, die Beethoven vor ihrem Fenster schwärmend darstellt, indes sie ihn hinter dem Rouleau belauscht, ward mir von ihrer Enkelin, Gräfin Bertha Kuenburg geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg in Salzburg, mit der Erlaubnis anvertraut, sie photographisch nachbilden zu lassen. Sodann wurde mir als diejenige, die mir am ehesten Auskunft zu erteilen vermöge, eine alte vertraute Freundin der Gallenbergs genannt, die, im selben Hause mit ihnen und Gräfin Marie Brunsvik wohnend, „seit vielen Jahren, sozusagen ihr ganzes Leben lang mit ihnen verkehrte und sich gründlich für alles interessierte."

Bei ihr, Fräulein Lotti, oder eigentlich Karoline Languider, klopfte ich an. Ich erhielt am 28. November 1900 den Bescheid: „Ich glaube, daß die Schwärmerei für Gräfin Julie Gallenberg-Guicciardi — wenn sie auch eine warme, bewundernde gewesen ist, denn sie war eine sehr schöne elegante Weltdame — doch nicht in dem Grad das Herz Beethovens erfaßt hat wie die spätere Liebe zu Gräfin Therese Brunsvik, die auch zur Verlobung führte. Das war entschieden seine tiefste Liebe, und daß es nicht zur Heirat gekommen ist, soll nur in der — wie soll ich sagen? — echten Künstlernatur Beethovens, der trotz der großen Liebe sich nicht dazu entschließen konnte, den Grund gehabt haben. Gräfin Therese soll es aber schmerzlich empfunden haben. Da ich meine erste Jugend mit meinen Eltern in Preßburg gelebt habe, so hörte

ich, freilich mit halben Kinderohren, in den zwanziger Jahren — es ist lange her! — oft darüber sprechen, weiß mich auch zu erinnern, daß Gräfin Therese eine höchst beliebte Persönlichkeit war und meine Mutter sich immer sehr freute wenn sie nach Preßburg kam, was jährlich der Fall war."

Nachdem ich ihr meine in den „Musikalischen Studienköpfen" enthaltene Beethoven-Skizze, sowie meinen Aufsatz über die „Unsterbliche Geliebte" in der „Leipziger Zeitung" und einen Abdruck von Lampis Porträt der Gräfin Brunsvik gesandt, schrieb sie mir am 24. Januar 1901: „Nach allem pro und contra bleibe ich bei der unabänderlichen Meinung, daß Gräfin Therese die unsterbliche Geliebte und Verlobte des großen Meisters war, wovon ich in meiner Kindheit unzählige Male sprechen hörte, und daß das Bild das ihrige ist, wofür auch die beiden Buchstaben sprechen. Gräfin Marie findet es nicht ähnlich, doch traue ich ihrer Erinnerung nicht."

Schon mir gegenüber hatte Gräfin Marie Brunsvik geäußert, daß sie Lampis Porträt im Bonner Beethovenhaus nicht für das ihrer Tante halte. Bei einem Altersunterschied von 57 Jahren konnte sie freilich die Ähnlichkeit von deren Jugendbildnis unmöglich beurteilen. Mir lag daran, noch andere Stimmen zu hören. Ich erinnerte mich, daß mein Freund Eduard Rappoldi, der 1903 verstorbene Dresdener Hofkonzertmeister und Violinkünstler von Ruf, mir früher einmal erzählt hatte, daß er die Gräfinnen Gallenberg und Brunsvik gekannt habe. Ihm schickte ich das Bild. Seiner Erwiderung vom 12. März 1902 entnehme ich:

„Zwischen dem mir gesandten Bildnis und der Gräfin Brunsvik, wie ich selbe wohl vierzig Jahre später in Wien bei Gräfin Bánffy kennen lernte, finde ich, etwa die Form der Nase ausgenommen, keinerlei Ähnlichkeit. Ich kann mich lebhaft der Gräfin entsinnen: sie hatte damals geistvolle, spitze, markante Gesichtszüge, so wie man sich etwa die alten Marquisen zur Zeit Louis XV. vorstellt (Voltaireanisch-spöttisch). Dabei war sie klein und gekrümmt."

In einem andern Schreiben schildert er mir die interessante Begegnung ausführlicher:

„Es war etwa im Jahre 1850 oder 1851 in Wien. Ich wurde auf Kosten der Gräfin Bánffy, einer kunstsinnigen Dame, in Musik, namentlich im Klavier bei Prof. Mittag [dem Lehrer Thalbergs] ausgebildet und war alle Tage zu Tische bei obiger Dame, die, nebenbei gesagt, auch den seinerzeit berühmten Klavierspieler Filtsch, von dem Liszt sagte: „wenn der anfängt, können wir andern die Bude zuschließen", auf ihre Kosten unterrichten ließ.

„Nach Tische wurde von mir immer in Gegenwart meiner Protektorin und andrer Hinzukommender am Klavier vorgespielt. Unter diesen „andern" befanden sich auch die Gräfin Gallenberg, geb. Guicciardi, und Comtesse Therese Brunsvik. Ich war ein leidenschaftlicher Bewunderer Beethovens. Meine Bewunderung ging so weit, daß ich meine Spaziergänge immer nach den Stätten richtete, wo Beethoven gewohnt, daß ich immer mit sehnsüchtigen Blicken

von den Basteimauern Wiens nach den Gebirgsgegenden auslugte, wo Beethoven den Sommer zugebracht hatte, etc.

„Sie können sich denken, wie mir zu Mute ward, als ich der Gräfin Gallenberg, der damals als der Empfängerin der Mondschein-Sonate mein Hauptinteresse galt, vorgestellt wurde. Es war eine Frau Ende der Sechzig, der man die einstige Schönheit noch sehr gut ansah, ihre Gestalt war imponierend. Nichtsdestoweniger wollte mir deren Diskurs im Wiener Dialekt nicht besonders bedeutend dünken, namentlich nicht im Vergleich zu dem, was Gräfin Brunsvik sprach. Trotzdem daß diese damals dem Beethovenenthusiasten nicht als diejenige erschien, als welche sie Thayer hingestellt, im Gegenteil Julia Guicciardi als Anfang und Ende von Beethovens Herzensneigungen galt, war erstere mir viel interessanter erschienen. Möglich daß dazu auch deren hochdeutscher Dialekt, der mir, dem Wiener, imponierte, beitrug. Beide Damen waren sehr befreundet und auf dem Dufuße. Gegen mich waren beide sehr freundlich. Ich spielte die Cis-moll-Sonate vor, Mendelssohnsche Lieder rc. Einzelne Äußerungen der beiden Gräfinnen sind mir nicht mehr erinnerlich, bloß daß einmal Gräfin Brunsvik bemerkte, das von mir vorgetragene Mendelssohnsche Gondellied habe viel Ähnlichkeit mit dem zweiten Finale aus Webers „Oberon" (die Szene, wo der schlafende Ritter von Meermädchen gerudert wird). Bemerken muß ich noch, daß Gräfin Brunsvik viel älter aussah als die Gallenberg." —

Stand ich nun am Ende meiner sich über Jahre erstreckenden Rundfragen? Im Verlaufe derselben war, bald nachdem er mir seine Beethovenbriefe mitgeteilt hatte, am 20. Juli 1899 der letzte Brunsvik, Graf Géza, drei Jahre später (im Frühjahr 1902) auch seine Schwester Marie von hinnen gegangen. Das edle Geschlecht war erloschen. Zuvor schon hatten die Schlösser Korompa und Martonvásár den Besitzer gewechselt. Das von den Vorfahren errichtete, mit Freskogemälden und Bildern vorzüglicher Meister reich ausgeschmückte Kastell, dessen Namen die Familie führte, fand in Graf Chotek einen neuen Herrn. In Martonvásár siedelte sich der Großindustrielle Dreher an. Die vom Grafen Franz vererbten Kunstsammlungen gelangten im November 1902 in Wien zur Versteigerung. Von den Beethoven-Reliquien aber trennte sich die Witwe des Grafen Géza nicht. Sie begleiteten sie nach Florenz, wo sie als Marchesa Capponi eine zweite Ehe schloß. „Gewiß ist", laut ihrem Zeugnis, „daß zwischen Beethoven und Therese Brunsvik seelische Beziehungen bestanden. In der edlen Kunst, wie ich mir denke, haben sich ihre Seelen und Geister begegnet und verbunden."

Doch nach Positivem verlangte mich, nicht Vermutungen konnten mir genügen. Ein Versuch, Lotti Languider im Januar 1907 noch einmal zum Reden zu bringen, schlug fehl. Der Geist der Neunzigjährigen war schlafen gegangen und nicht mehr zu erwecken für dieses Leben. Aber eine Spur hatte sie mir vor Jahren schon gewiesen. Ihr sogleich nachzugehen hatten mich meine Liszt-Arbeiten verhindert. Jetzt kam ich auf sie zurück. An Preßburg hafteten Fräulein Languiders Erinnerungen. Sollten sich dort vielleicht Traditionen über

die „unsterbliche Geliebte" erhalten haben, ähnlich wie in Pest, wo der Komponist Robert Volkmann, wie uns durch Thayer bekannt geworden, einst sagen hörte, Gräfin Therese Brunsvik sei die einstige Geliebte und wenn er (Thayer) nicht irre, „die erhoffte Braut" Beethovens gewesen?

Diesmal leitete mich ein glücklicher Stern. In dem gelehrten und kunstgebildeten Preßburger Stadtarchivar Johann Batka, mit dem sich, als einem begeisterten Freund und Verehrer Liszts, meine Wege schon früher berührt hatten, fand ich einen ebenso kundigen als gütig bereitwilligen Helfer. Von ihm erfuhr ich ohne Umschweif, daß mein Instinkt mich nicht getäuscht hatte, daß Therese Brunsvik tatsächlich die „unsterbliche Geliebte", die heimlich Verlobte Beethovens war. So bezeugt ein naher Verwandter von ihr, in dessen Besitz — wie sich eben erst herausstellte — sich als beweiskräftiges Dokument das Tagebuch Thereses befindet, das viel und eingehendes über Beethoven enthält. Es ist zur Veröffentlichung durch die Tochter des Besitzers bestimmt; doch soll niemandem zuvor Einblick darein gewährt werden.

Laut Mitteilungen desselben Zeugen, mit denen eine ungarische Quelle (Samuel Borovszky, „Die Komitate und Städte Ungarns") übereinstimmt, war Beethoven wiederholt und zwar für längere Zeit der Gast der Familie Brunsvik auf deren Stammschloß und Sommersitz Korompa. Er war es auch im Sommer 1806. Damit findet das mysteriöse, bisher unerklärt gebliebene K. im Briefe vom 6. Juli an die unsterbliche Geliebte — wie Batkas Scharfsinn erkannte — seine natürliche Deutung. „Montags — Donnerstags — die einzigen Tage, wo die Post nach K. geht", heißt es im Brief. Und zuvor: „Welch schrecklicher Weg; auf der letzten Station warnte man mich, bei Nacht zu fahren — machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur, und ich hatte Unrecht; der Wagen mußte bei dem schrecklichen Wege brechen, grundlos, bloßer Landweg." Beethoven kam von der Geliebten. Die Fahrt von dem zum Preßburger Komitat gehörenden Korompa nach einem im quellenreichen Waagtal des benachbarten Trencsiner Komitats gelegenen Badeort — vermutlich Pystián, das schon im achtzehnten Jahrhundert als heilsam für Ohrenleiden galt — hatte ihn über das Gebirge geführt. „Ein zu jener Zeit und bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein sicherheitspolizeilich wenig empfehlenswerter Weg", auf den, nach Batka, Beethovens Beschreibung gleicherweise zutrifft, wie sein Ausruf im Briefe: „so nah, so weit!" insofern die Entfernung zwischen den Trencsiner Bädern und Korompa an sich eine geringe, doch zufolge der damaligen Straßen- und Verkehrsverhältnisse eine weite war.

So entwirrten sich die Fäden des Schleiers, der undurchdringlich über das Allerheiligste des Liebeslebens Beethovens gebreitet schien. Enthüllt ist endlich das Geheimnis, das ein Jahrhundert lang über der „unsterblichen Geliebten" schwebte. Thayer, dessen Feinblick und Kombinationsgabe wir bewundern dürfen, hat recht behalten: Therese Brunsvik hieß sie, die das große, heiß empfindende Herz des Größten besaß, der je in Tönen gedichtet. Die Geschichte ihrer an

Glück und Schmerz reichen Liebe wird uns ihr Tagebuch kund tun, von dessen Vorhandensein ihre nächsten Verwandten so wenig ahnten als von ihrer Liebe, und das nun doch ans Licht zu kommen bestimmt ist.

Wie aber verlief der Lebensgang der hochgearteten Frau, die einst Beethovens Muse war und ihm, so däucht uns, wohl auch die rechte Gefährtin geworden wäre?

Ungarische Quellen, die mir durch die Güte Johann Batkas zugänglich gemacht und verdeutscht wurden und als deren ausgiebigste das 1868 in Pest erschienene Werk: „Leben und Wirken der Gräfin Therese Brunsvik" von Josef Rápos, einem ihrer Mitarbeiter in der Volkserziehung, zu bezeichnen ist, geben Antwort auf diese Frage.

Der Familientradition zufolge, führen die Brunsvik ihren Ursprung auf Herzog Heinrich von Braunschweig — Heinrich der Löwe (1139—1195) ist gemeint — zurück, der in Begleitung seiner beiden Söhne auf einem Kreuzzug ins heilige Land zog. Einer der Söhne blieb darnach angeblich in Ungarn. Er wurde der Stammvater der Familie. Gewiß ist, daß daselbst diese letztere, die im siebzehnten Jahrhundert noch der protestantischen Kirche angehörte, später jedoch zum katholischen Bekenntnis überging, im genannten Jahrhundert blühte, da Thomas Brunsvik zwischen 1622 und 1625 „aulicus" des Palatins Stanislaus Thurzo war. Zu höchstem Gedeihen brachte seinen Stamm der mit Maria Adelffy verheiratete Hofkanzleireferendar Anton Brunsvik. Er erweiterte seinen seit 1749 nachweisbar unter Herrschaft eines Brunsvik stehenden Grundbesitz in Alsó- (d. i. Nieder-)Korompa 1762 wesentlich und wurde unter Maria Theresia am 7. Oktober 1775 in den Grafenrang erhoben. Brunsvik de Korompa lautete fortan der Name.

Von Antons beiden, literarisch hervorgetretenen Söhnen: Anton II., Hof- und Statthaltereirat in Preßburg († 1793) und Josef, nachmals Judex curiae († 1827) wurde erstgenannter, der Anna geb. Baronesse von Seeberg zur Gattin nahm, der Vater der „unsterblichen Geliebten".

Maria Theresia, wie sie sich nach ihrer Pate, der großen Kaiserin, nannte, oder Theresia Josefa Anna Johanna Aloysia, welche Namen sie bei ihrer Taufe empfing, wurde am 27. Juli 1775 zu Preßburg geboren*. Drei Geschwister folgten ihr nachmals: der am 25. September 1777 geborene Franz de Paula († 1852), den Beethoven Freund und Bruder nannte und den ein ungarisches Werk als vorzüglichen Landwirt preist, „der seinen Besitz Martonvásár aus einer Pußta in ein Paradies verwandelte". Sodann Josefine († 1821), nachmals mit Graf Deym-Strzitetz und nach dessen frühem Tode (1804) mit einem russischen Baron Stackelberg vermählt, und endlich Karoline (* 1782, † 1853), spätere Gattin des Grafen Emerich Teleki von Szék in Siebenbürgen.

---

* Nach dem mir vorliegenden Taufschein. Somit führt der Gothaische Grafenkalender ihr, wie auch ihres Bruders Geburtsjahr als 1778 und 1779 falsch an.

Kaum achtzehnjährig verlor Therese Brunsvik ihren Vater. Mit der verwitweten Mutter lebte sie abwechselnd in Ungarn, Wien, Mähren. Schönheit, Geist und Genialität machten sie — wie Ludwig von Kacskovics in einer ihr am 18. Mai 1865 gewidmeten Gedenkfeier im ungarischen Nationalmuseum hervorhob — zu einer Zierde des Palatinalhofs. Sie beherrschte vier Sprachen. Mit größter Leichtigkeit nahm sie alles auf. Oft erzählte sie selbst, wie sie sich das Englische aneignete. „Kaum hatte ich einige wenige Stunden genommen, als ich mit den Eltern auf unsern Landsitz hinaus mußte. Ich nahm den „Vicar of Wakefield“ und ein Wörterbuch mit. Den ganzen Tag las ich darin. Auf der ersten Seite mußte ich jedes Wort im Wörterbuch aufsuchen; am Ende des Buchs kein einziges mehr. Ich konnte Englisch.“ Dabei malte sie mit vieler Geschicklichkeit, deklamierte und sang schön. Am Klavier war sie die Lieblingsschülerin Beethovens. Noch als Siebzigerin trug sie die Werke ihres Meisters künstlerisch und mit jugendlichem Eifer vor. Der ergreifende Klang ihrer seelenvollen Stimme und der edle Ausdruck ihrer das innerste Gefühl widerspiegelnden Züge übten eine hinreißende Wirkung auf den Hörer.

Eine Freundin, Elisabeth Erdélyi, charakterisiert sie folgendermaßen: „Therese tut alles, was sie tut, vollkommen. Nie wird sie etwas übernehmen, zu dessen Vollführung sie nicht fähig, oder von dessen Erfolg sie nicht überzeugt wäre. Ein halbes oder voreiliges Urteil kommt nie über ihre Lippen. Eine mit Ernst gepaarte Heiterkeit ruht auf ihrem Äußeren. Rein ist ihr Inneres, wie alles, was sie umgibt, was sie tut. Rein, wie sie ihre Muttersprache, das Deutsche, spricht, ist ihre Wohnung, ihre Kleidung, sind ihre Gefühle, ihre Gedanken, ist ihr Gebet. Fernzuhalten weiß sie sich alles, was niedrig, was unedel, was alltäglich ist. Ihre persönliche wie ihre Standeswürde wird sie nie entweihen, allzeit wird sie das Göttliche im Menschen ehren.

„Ihre Dienstboten betrachtet sie als ihre Kinder. Sie ist streng, aber gerecht, mild-freundlich, human. Im Bewußtsein dessen, daß Arbeit Leib und Seele kräftigt, ist sie die erste, die den erwachenden Tag begrüßt, die letzte, die sich zur Ruhe niederlegt. Klar erkennt sie ihre Pflichten. Sie gelten ihr als Gesetze, und nur durch sie, nicht durch Willkür oder Laune herrscht sie. In Gesellschaft bleibt sie schweigsam, wenn sie nichts Bedeutendes zu sagen hat. Unbegrenzt ist ihre Freude, einem schönen Gemüt, einer menschenfreundlichen, werktätigen Seele zu begegnen. Von edler Menschenliebe erfüllt, ist sie nur dem Wahren, dem Natürlichen und Göttlichen zugewandt. Alles Enge, Törichte, Gekünstelte verachtet sie. Doch ihre Verachtung, ihr Haß ist frei von Leidenschaftlichkeit. Ihr Gleichgewicht, ihren Seelenfrieden kann nichts stören. Nie tut sie sich genug, nie rastet sie. „Je höher wir im Range stehen, desto wichtiger sind unsre Handlungen, desto mehr müssen wir wohltun“, lautet eine ihrer Aufzeichnungen, wie sich solche in den von ihr geführten zahlreichen Tagebüchern in Menge finden.

„Tiefe Religiosität, wie warmes Naturgefühl beseelten die seltene Frau. Ihr

dankt Ungarn die Rettung seines Geschichtsschreibers und Unterrichtsministers, des Bischofs Michael Horváth. Nach der Revolution von 1848 als Rebell verfolgt, entkam er durch ihre Vermittelung in Verkleidung eines Dieners der Baronin Charlotte Pronay nach Wien und von da nach Leipzig, um 1866 seinem Heimatland zurückgegeben zu werden."

War Beethoven die strahlende Sonne am Jugendhimmel Therese Brunsviks, so blieb ihr späteres Leben der Caritas geweiht. Aus der Liebe zu dem Einen, dem sie vor der Welt nicht angehören durfte, blühte ihr die Liebe zur Menschheit auf. Sie zu betätigen wies ihr Pestalozzi den Weg.

Mit ihrer Schwester Gräfin Deym und deren Kindern wohnte sie auf einer Schweizer Reise im Jahre 1808 sechs Wochen lang gleich Familiengliedern in der Anstalt des großen Pädagogen zu Yverdon und nahm an allem, was ihn und seinen Kreis bewegte, lebhaften Anteil. Öfters las er ihnen seine neuesten, frisch aus seiner Feder geflossenen Arbeiten vor. So hörten sie eines Abends seinen „Weckruf an die Schweiz". Seine Donnerworte erschütterten ihre Seelen. Gräfin Therese sank auf die Knie, Tränen rannen über ihre Wangen. In ihr erstand der Gedanke, daß in der Erziehung der Kinder ihres Volks der Weg zur Wiedergeburt ihres Vaterlands zu suchen sei.

Zwischen ihr und dem Menschenfreund Pestalozzi und seiner edlen Gattin knüpften sich alsbald Freundesbande, die ihre räumliche Trennung überdauerten. So schrieb Frau Anna Pestalozzi am 22. November 1808 an Gräfin Brunsvik: „Meine von ganzer Seele geliebte Therese! Du hast Deine zweite treue Mutter und Freundin, der Du am Abend ihres Lebens so viele Freuden bereitet hast, also nicht vergessen? Es ist ein großes Geschenk Gottes, eine so treue und tugendhafte Genossin hier unten kennen gelernt zu haben. Gottes Segen vergelte es Dir und den Deinigen. Das sei auch für mich der Lohn Deiner Güte, Deiner Tugend. Ja Gottes Segen sei mit Euch, Herzgeliebte! Ich drücke Euch alle an meine Brust und bleibe bis in den Tod Eure Pestalutz."

In einem Schreiben Pestalozzis vom 16. Mai 1809 heißt es: „Hochgemute Frauen! Wenn ich Einfluß auf Ihre Seelen gewönne, dann gewönne ich ihn auf Ihre ganze Nation. Nicht wahr, Sie werden mich auf Ihre Mitteilungen nicht lange warten lassen? Brunsvik, o Brunsvik mit der hohen Seele! Ihr Herz erstrebt das Gute. Es schlägt nur fürs Vaterland, für die Menschheit. Wir dürfen einander nicht fremd werden!"

Und in einem anderen Briefe desselben Jahres lesen wir: „Das Werk der Vorsehung war es, das uns während unseres Zusammenseins für die erhabene und edle Vervollkommnung der Menschheit begeistert hat. Halten Sie daran in Treuen fest. O edle Seelen! Ihre Stellung ist bedeutungsvoll für die Menschheit, wenn Sie bereit sind ihr zu dienen, und das werden Sie mit unverbrüchlicher ungarischer Treue und ungarischer Tatkraft tun!"

Ihre von dem Freund angerufene Tatkraft bewährte Gräfin Therese zuvörderst, indem sie sich der Erziehung der Kinder ihrer Schwester Deym widmete. Mit

ihnen und den Eltern lebte sie in ländlicher Abgeschiedenheit längere Zeit in Mähren. Später in das Haus ihrer Mutter nach Ofen zurückgekehrt, versammelte sie Scharen kleiner Mädchen um sich, denen sie durch ihre Unterweisung — wie die Gedächtnisrede sagt — „den geistigen und irdischen Himmel erschloß".

Im Hause ihrer Mutter in der Christinenstadt zu Ofen eröffnete sie auch am 1. Juni 1828 die erste Kinderbewahranstalt Ungarns, unter dem Namen „Engelgarten". Vierzig armen Kindern wurde darin vom November bis Februar täglich eine Portion Rumfordscher Suppe gereicht. Weder in der gesamten österreichischen Monarchie noch in Süddeutschland bestand bis dahin eine derartige Anstalt. Nur wenige Orte, wie Detmold (1802), New York (1815), Philadelphia (1817), Baltimore, London, Berlin (1819), Liverpool (1824), Bristol, Cassel (1825), Genf (1827) waren der Gründung Therese Brunsviks vorausgegangen und noch im selben Jahre folgten Brüssel und Lausanne. Aber schon 1829 beschenkte die Gräfin Ofen mit zwei weiteren Anstalten. Auch Preßburg und Pest erhielten alsbald deren zwei. In Neusohl, wo Beethovens Freund Nikolaus von Zmeskall der unermüdlichen Menschenfreundin Beistand leistete, trat ebenso wie in Wien (1830) durch sie je eine ins Leben. Das Heim der letzteren am Rennweg zeigt noch gegenwärtig die Büste seiner edlen Stifterin, bei deren Tode es Ungarn bereits zu 88 Anstalten gebracht hatte.

Nach Tausenden und Abertausenden zählen die jungen Seelen, deren Schicksal Therese Brunsvik in die rechte Bahn geleitet hat. Vielen derselben blieb sie auch weiterhin eine mütterliche Beschützerin, ja sie baute ihnen sogar oft den häuslichen Herd. Einer ihrer Zöglinge, Jeneska Dôme, deren Eheglück sie auch begründete, durfte sie fünf Jahre hindurch auf Reisen begleiten. Von 1836 bis 1841 verweilte die Gräfin vorwiegend in Italien, Deutschland, der Schweiz und England, die ihr heilige Sache der Kindererziehung allzeit auf dem Herzen tragend, allerorten für sie wirkend. In ihrem Interesse auch trat sie mit Kardinal Lambruschini, dem päpstlichen Unterrichtsminister und Staatssekretär, in Verbindung und erhielt sie nachmals noch brieflich aufrecht. Mit der ganzen Vielseitigkeit ihrer Kräfte, selbst schriftstellerisch, stellte sie sich in den Dienst der Volksbildung. Ein in ungarischer Sprache erschienenes Buch Josef Szinnyei's: „Leben und Werke ungarischer Schriftsteller" (Budapest 1891) führt drei ohne Nennen ihres Namens von ihr veröffentlichte Schriften an:

1. Aufforderung zur Errichtung einer Anstalt, in welcher Lehrer für Kinderbewahranstalten in allen Teilen unseres Vaterlandes ausgebildet werden.
2. Skizze über den unendlichen Nutzen der Kleinkinderbewahranstalten.
3. Statuten des Nationalvereins für Waisen- und Bewahranstalten. Pest 1830.

Der Feuereifer, mit dem die auserlesene Frau für das als gut und notwendig Erkannte eintrat, gelangt zu beredtem Ausdruck in den Briefen, die sie an Franz von Schober, „Erzieher und Freund im Hause des Grafen Leo Festetics von Tolna in Pest", richtete. In ihrer Unmittelbarkeit lassen sie die

Persönlichkeit der Schreibenden, ihre umsichtige Fürsorge und Energie, ihre lodernde Vaterlandsliebe, durch die sie sich den Namen der größten Patriotin Ungarns erwarb, gleichsam vor uns lebendig werden. Hier sind sie:

Preßburg am 22. Aug. 1834.

Edler Schober! Ich habe im Geiste mit dem lieben Vereine gelebt und mir vorgestellt was den 21. in der Sizung von 4 bis 6 alles durchgesprochen wurde, u. welch' einen Riesenschritt vorwärts die heilige Sache genommen hat! Welche Seeligkeit der Empfindung, wenn ich alles mit angehört hätte! aber Ihr Bericht, edler Freund der Wahrheit! wird mich entschädigen; — ich sehe ihm sehnsuchtsvoll entgegen. Ihr Brief trifft mich heut 8 Tage ohngefähr in Wien; poste restante bitte ich.

Damit Sie u. die Übrigen in allem was vorging, früher unterrichtet sind, send' ich Druckschrift, deren Werth u. Unwerth ich kenne. — Ich mache Sie aufmerksam auf Peter Rattenbiller, den Verfasser beiläufig des Statuten-Entwurfs. Ein junger Mann voll Verstand u. Willen. Er war 4 Jahre in Paris u. studirte an dem polytechnischen Institut; heurathete eine junge Frau aus Colmar. Er lebt in seines Vaters Hause vor dem Kecskeméter Thor, an der reformirten Kirche. Ich mache Sie aufmerksam auf den Advocaten Theiß, Redacteur des Gynitemény, u. auf den Corrector in orientalischen Sprachen an der Universitätsdruckerei: Uros Andreits wohnte in der Leopoldigasse, den Englischen Fräulein vis à vis. Das waren alle feurige u. verständige Freunde der frühen Erziehung u. sind Mitglieder. Ebenso Andreas Angyalffy u. sein Sohn. Alle Zeit, die sie von ihrem Erwerbsgeschäfte erübrigen, gehört uns, versprachen sie einst! Sehen Sie nur daß wir einen recht tüchtigen Cassier bekommen, dessen Name die Sache hebt, der uns im Pädagogischen nicht hemme — er hat nicht zu raisonniren, nur einzunehmen u. auszuzahlen. Ich fahre übermorgen nach Wien u. werde den Lehrer gern engagiren für die Musterschule. Ungar ist Hlafka nicht — aber unsere Kinder sollen zuerst brave Menschen sein. Ich schließe nicht ab, bis Sie mir darüber schreiben; bleibe aber kaum 3—4 Tage in Wien. Schreiben Sie wie lang Sie in Pesth bleiben? ob die General-Zusammenkunft etwa verschoben wurde? wann könnte sie sein? Ob Graf Leo meinen Brief erhielt, wo ich ausführlich manches berührte? etc. etc.

Leben Sie recht wohl — „im Geiste Eins" sei unser Losungswort.

Brunsvik.

Was sagt Orczy-Örs? Wie viele Mitglieder haben Sie angeworben? was bekomme ich für die meinen?

Guter und verehrter Freund der Kinderschulen!

Das große Gute scheitert so oft am Kleinlichen. Aber nicht müde sollen wir werden — fortarbeiten u. den Lauen nicht das Schlachtfeld überlassen.

„Si même on aurait travaillé tout le jour sans succès, la dernière heure peut être féconde.“ —

Das einstweilige Resultat des ungrischen Vereins in Wien, dessen Cassier Graf Franz Wenkheim ist, lege ich Ihnen u. unserm verehrten Präsidenten Grafen Leo vor. Hiesiger Hauptcassier will Moritz St. Királyi sein. Theilen Sie ihm gütigst dieses mit. Die Hauptbesprechung muß jezt sein: daß jene Anstalt der innern Stadt, welche unsre Musteranstalt hätte sein sollen, solche nicht sein kann u. folglich auf Actionäre unter den Eltern basirt werden müsse aus folgenden Gründen:

1°. Das Locale ist zu eng.

2°. Der Lehrer zu matt.

3°. Diese Anstalt kann durch sich selbst bestehen, folglich darf sie dem Hauptfond nicht länger zur Last fallen.

Will der Hauptverein künftig eine Musteranstalt sich creiren, könnte solche entweder in der Franzstadt in einem sehr großen Locale mit großem Spielplaz, welches kaum wie jenes der Stadt auf 400 fl. käme u. 200 Kinder herbergen könnte, sein; oder aber sollte die erste Mutter- und Musteranstalt Ofen Christinenstadt, welche hinlänglich dotirt ist, gehoben werden. St. Királyi's Vorschlag ist: blos Lehrer zu bilden mit unserm Fond u. sie dahin zu schicken, wo der beste Lehrer ist. Tyrnau jezt — wo Gräfin Apponyi eine tägliche 2stündige Inspection führt. Die hiesigen sind alle gleich gehoben ohne weitere Geldauslage, wenn wir die Damen zur Aufsicht begeistern, u. daher mein Vorschlag, die Rede des trefflichen Lambruschini in 500 Exemplaren französisch zu vertheilen, mit Adressen versehen an alle verheurathete u. unverheurathete Damen. Druck u. Papier wird höchstens 20 fl. M. kosten.

Vorwärts — vorwärts! — —

Leben Sie recht wohl. Brunsvik.

Der toscanische Verein ladet uns zum Beitritt u. schickt dieses lithographirte Blatt zum Muster. Alle moralischen Erzählungen müssen eine solche Unterlage bekommen, wenn sie wirken sollen mit Erfolg. Nur auf einem guten festen Grund wird der vernünftige Baumeister ein unsterbliches Werk aufführen wollen. Wir müßten diese Bilder dort uns abdrucken lassen — welches ich besorgen will — das Stück auf einen Zehner. Sie haben einen Cyclus von 40 — u. diese Mitpränumeration soll das erste Band sein, das uns verbindet u. uns schöne Früchte der Mittheilung verspricht.

Lieber Schober! St. Királyi hat sich wieder als Schuß gezeigt — dieser treffliche gefühlvolle Mensch! Nachdem er 2 Tage seinen Comitatsheiduken herumgeschickt hat — fanden wir heute bei Benyowski: Physionomie de bois. Man ließ uns nicht hinein. St. K. war mit mir. Bitten Sie den Grafen Leo in seinem Namen um Vergebung. Über unsre Ansichten hatten wir uns

schon vorher vereint. Von den Neogradern werden wir angesprochen werden. Aber Augusz in Sexard wünscht von Ihnen Loose schnell geschickt. Ich habe mit Marie Zichy gesprochen und an Augusz geschrieben. Die im August 34 versprochenen 50 Mitglieder habe ich richtig beisammen und verspreche noch 100. Übrigens wer in Ungarn eine Anstalt will, sende selbst Individuen und dotire sie auf 2 Monat zum studiren. Ich war vor Ihrer Thüre nemlich Thore. St. K. reist ab — aber wir können zusammenkommen, wann Sie wollen. — Nur nicht schlafen! Es kommt eine Nacht, wo niemand wirken kann. Brunsvik.

Wien am 14ten Mai 1836.

Lieber Schober! Ich habe mit Freud und mit Leid soeben Ihr dankwürdiges und denkwürdiges freundschaftliches Schreiben erhalten. Wie Briefe vom 6ten bis zum 14ten Mai unterwegs sein können von Budapesth nach Wien ist unbegreiflich! Der Inhalt desselben ist sehr traurig. Ich hatte den Grafen Leo gebeten meiner gar nicht zu erwähnen und nur des Unhistorischen insofern, daß künftig uns solche Dinge doch vorgelegt werden; und rücksichtlich meines veralteten Berichts keiner neuen Unbill ausgesezt zu sein. Wenn jene Zurechtweisung dieses Ziel erreichte, muß nicht nur ich, sondern das ganze Vaterland Ihnen beiden Verfechtern der Wahrheit und Unschuld dankbar verpflichtet bleiben. Sie schreiben mir nicht, was Ihr Gespräch unter 4 Augen mit Simo bewirkte in Folge meines Briefes an ihn? Das wäre für mich vom größten Interesse. „To be or not to be" sagt Hamlet. — Ich weiß nicht, was die 2 Gepfefferten (Borsos) mit meinem Bericht machen? Ob in Folge jener Sizung dieser Bericht, wie er ist, unangefochten gedruckt werden darf?

Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß dieser Brief Sie noch in Pesth treffe. Wir sind auf der Reise recht glücklich und recht unglücklich gewesen. Zuerst vom Erstern. Wir kamen angenehm bis auf Staub in Preßburg um 12 Uhr am lezten April an — gingen um 1/25 in den Saal der Deputirten, wo wir die herrlichsten Reden, die je ein ungrisches Ohr berührten, hörten. Alle großen Redner sprachen der Reihe nach. Sie waren aufgeregt und es blizte und donnerte und stürmte gewaltig Am schönsten zeichneten sich aus Steffi Bezerédi und Clauzal aus Csongrad. Des andern Tages dauerte die Sizung bis 1 Uhr Nachts. Meine beiden Patriotinnen waren glühend vor Entzücken und wollten weder schlafen noch essen. Dienstag Abend sprachen wir den größten aller ungrischen Männer* eine Stunde lang. Das Entzücken! Ich war mit berauscht! unvergleichlich schön war es. Aber o weh! Die böse, böse Witterung schadete den erglühten Wangen und Blanca hatte Fieberschauer — welche noch dauern und uns in Wien fest halten. Desto besser, so erreichte mich doch Ihr Brief. Wenn ich meiner Sehnsucht folgen könnte, ging ich

---

* Graf Stephan Széchényi, berühmter Patriot (1792—1860).

nach Pesth zurück. Ich bin ganz ohne Nachricht von jenen Geschäften. Hier erfuhr ich manches. Ich lege bei den Aufsatz, dem Sedlnitzki das Imprimatur versagte — warum? Ich rathe Ihnen, sezen Sie es durch und krönen dadurch Ihr Werk, daß man um die Bestätigung der Statuten bei der Regierung einkomme. Soll ich den Aufsaz in die Leipziger Journale einrücken lassen? Ich möchte ein Adler sein — hinfliegen und Sie fragen was? Schreiben Sie nur ja nach Wien und nach Prag an mich — ich schicke täglich auf die Post und lasse die Briefe nachkommen. Bezerédi's Mutter richtet Bewahrschulen ein in Oedenburg, Gräfin Viczay in Hédervár — überall mit Fortsetzung. Wenn Leo nur so baut! Wegen Director bin ich sehr eifrig. Grüßen Sie alle. Den Wesselényi sprechen Sie. — Wir wollen viele Druckschriften ungarisch herausgeben. Teleki's grüßen. Bleiben Sie bis wir zurückkehren. Brunsvik.

Durch Ihre Hände, edler Schober, sollen diese Schreiben gehen — an ihre Adresse. Ein gestern erhaltenes von St. Királyi lege ich bei. Was ich dafür kann (oder das Hohe und Edle, das wir wollen), daß Gömöry und Seeber Bürger von Pesth und nicht von Edinburgh oder sonst einem schönen Lande sind, kann ich nicht begreifen. So grob wie das Papier sind wohl auch die Gesinnungen der edeln stolzen Ungarn.

Auf frohes Wiedersehen. B.

Lieber Schober! [München] am 23ten Febr. 1837.

Wenn Sie in Pesth sind, bekomme ich gewiß gleich Antwort auf diesen Brief, folglich in 12 Tagen. Warum antwortet mir Graf Leo nicht? ist meine erste Frage. Soll ich den Director suchen? soll ich was einschicken? — warum schreibt niemand auf meine vielen Briefe? Ist man von der Idee abgegangen, einen fremden Director zu nehmen? vielleicht weil es zu kostspielig ist — so schreibe man mir doch diesen Entschluß. Wir haben die Wahl zwischen einem Duzend sehr braven, recht würdigen Männern, — aber freilich kann niemand sich aus seiner Lage begeben, insonderheit mit Familie, ohne eine Art von Sicherheit, die wir nicht geben können positiv. Freilich will jeder von denen auch etwas mehr Gehalt, z. B. 800 fl. bayrisch —; aber man muß mir doch antworten auf meine Fragen. Graf Leo erhielt meine Schreiben — denn ich habe seine eigne Handschrift auf dem Retourrecepisse. O Vaterland! Was für Coryphäen mußt du an der Spize deiner folgereichsten Unternehmungen sehen! Es ist schauderhaft. Ich hätte an Sie längst geschrieben, aber man sagte mir, Sie seien noch immer in Wien. Während der Cholera ließen mich Aerzte und Freunde nicht von hier. Par ennui nahmen wir Meister an, Blanca und ich, welche Vorträge zu unterbrechen nicht gerathen wäre. Blanca studirt tiefe Musik: Harmonielehre — dann Perspective nach allen Regeln und Optik; — dann italiänische Sprache. Luise ist mit uns, aber Emma in Siebenbürgen bei den Eltern. — Wir erwarten sie jedoch. Ich könnte ihr

entgegengehen nach Pesth und sehen, was bei Ihnen geschieht. Dem unnützen Borsos schrieb ich, er solle nachfragen, ob man mich wünscht, braucht; er schreibt gar nichts darüber. Schreiben Sie mir recht aufrichtig alles, alles. Man will einen unsrer alten Lehrer zum Director machen (?) schrieb Beck. Dieser wäre noch der Einzige — aber freilich ordinär. Wie ist das Gebäude ausgefallen? Bekömmt jeder Candidat seine eigne Zelle? gewiß sehr nüzlich; — nur in der Stille bildet ein Gemüth sich. Pythagoras: nicht reden! Das ist mein Ideal. Was nüzen alle meine Erfahrungen, wenn ich meinem Vaterland damit nicht nüzen kann! Ich erfülle hier meine Pflicht gegen meine so nahen, so liebenswürdigen Verwandten; — aber können denn so gescheute Menschen wie wir nicht durch Correspondenz die Gegenwart ersezen? Ist es denn nicht Eure Pflicht alles Gute zusammenzuhäufen? — ist dessen denn zu viel in der Welt? Warum schreibt Ihr mir denn nicht? Ich hätte freilich sollen in Ungarn bleiben — aber sollt' ich den Bitten meiner Nichten widerstehen? das gewisse Gute nicht thun um eines ungewissen Erfolgs willen, nemlich ob meine Ansichten, mein Rath durchdringen werden? Blanca hier allein zu lassen, zu verlassen, ging dann schon gar nicht; — ich berede sie mit mir nach Hause zu gehen, obwohl ich einsehe, daß es inconsequent ist für sie, die Stunden zu unterbrechen. Also Rath und That von Freunden! Meine Gesundheit ist schlecht. Choleraluft und Trauer haben mir gar nicht gut angeschlagen. Ich freue mich nach Ungarn, da wird es mir wieder gut gehen. Nun lieber Schober, freundliches Wiedersehen und viele Nachrichten und schnell an die sich achtungsvoll zeichnende M. Th. Brunsvik.

Ich habe ein neues Album auf ellengroßes Cartonpapier angefangen; da geben Sie mir auch ein kleines Stück dazu.

Wie hat der Genius sich zu verhalten, lieber Mercur? Wann sprechen wir? wann constituiren wir die göttliche Gesellschaft? „Rede, damit ich dich sehe!" Ist mit Grafen Desewffy Fips gesprochen worden? Soll ich? — ich kenne die Bogenträger nicht. Hat Graf Leo die Statuten bringen lassen von Tolna, oder sind sie nicht nöthig? oder existirt eine Abschrift? St. Királyi meinte, wir sollten den 1. Feb. zusammenkommen; — — wer weiß aber, wer dann wieder abreiset — ich auch bald, nemlich der Genius — es muß ein andrer Genius bleiben; der darf keinen Augenblick dem Vaterland fehlen. In Toscana sind Herren- u. Damen-Comité getrennt u. jedes wirksam. Mérey László hat uns vor 3 Jahren einen schönen Entwurf gemacht: 18 Herren bildeten das Finanzcomité. Jeder Bogenträger ist Cassier für seine Angeworbenen: Wetteifer, wer mehr hat. Drei Frauen: das pädagogische Comité: welches die specielle Aufsicht u. Druckschriften-Vertheilung etc. hat. Zuweilen gemischte Sizungen; eins des andern Controlle. Die Veredlung der schon bestehenden A[nstalten] ist gewiß eine Hauptaufgabe der

Frauen. Die Lehrer müssen erzogen, gebildet werden. Warum nur die Candidaten? Alle. Man muß die Mittel ersinnen. Ich wünsche mit Ihnen nur zu sprechen — u. sende die Größe meines Album mit Bitte. Br.

Von den in den Briefen genannten Namen sind Graf Leo Festetics († 1884) als nachmaliger Oberintendant des Pester Nationaltheaters, Stephan von Bezerédi (1795—1865), als Philanthrop und berühmter Redner der Opposition im Reichstag 1830—48, Emerich von Klauzal (1799—1847), als landwirtschaftlicher Schriftsteller, Nikolaus von Wesselényi (1794—1850), als Führer der ungarischen und siebenbürgischen Opposition, hervorgetreten. Der mehrfach erwähnten Blanca Teleki (geb. 1806) harrte ein tragisches Geschick. Sie beteiligte sich 1848 an der ungarischen Revolution und wurde kriegsrechtlich zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Nach fünfjähriger Festungshaft auf Kufstein entlassen, lebte sie in Dresden und widmete sich, dem Vorbild ihrer Tante Therese nachstrebend und ihr an Begabung verwandt, bis zu ihrem 1862 erfolgenden Hingang dem Erziehungswesen.

Ihre fünf Jahre jüngere Schwester Emma verheiratete sich mit dem französischen Schriftsteller Auguste de Gerando (geb. 1820 zu Lyon), der sie schon 1849 als Witwe zurückließ. Dem Studium der Altertumswissenschaft hingegeben, veröffentlichte sie „Griechische Briefe" in ungarischer Sprache. In ihrer ungarischen Heimat ist sie 1893 verstorben, ohne daß es zu der von ihr geplanten Herausgabe einer Biographie ihrer Tante Brunsvik auf Grund von deren Tagebüchern gekommen wäre.

Gräfin Therese verbrachte ihre letzten Lebensjahre in Pest, wo man in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste ihre Büste im Nationalmuseum aufgestellt hat. Dort legte sie sich am 23. September 1861 zur letzten Ruhe nieder — 34 Jahre nach dem großen Künstler, dem sie ihr Herz geschenkt hatte und der gleich ihr einsam blieb bis an sein Ende. Das Geheimnis ihrer Liebe nahm sie mit ins Grab. Erst nach Verlauf eines Jahrhunderts wird es nun offenbar. Wohl war sie seiner wert, dem sie Treue bis zum Tode bewahrte. Sang er in der Neunten Symphonie sein hohes Lied von der Verbrüderung der Menschheit, so war ihr Leben eine einzige große Tat der Menschenliebe. Beide verlebendigten sie des Dichters beglückende Botschaft: „Seid umschlungen, Millionen!"

Die Mutter/ Eine Erzählung aus Singapore von Johannes V. Jensen



Sussie ist nicht ganz wohl," sagte Mrs. Almeida, indem sie Doktor van Leer am Tor zur Gärtnerei empfing. Sie war ihm entgegengegangen, als ob sie ihm dies anvertrauen wollte, ohne daß jemand im Hause es hörte. Sie sprach ganz leise, wiederholte, daß Sussie nicht ganz wohl sei, daß es aber natürlich nichts zu bedeuten habe, es wäre nur ein wenig Fieber. Und Mrs. Almeida blieb voll peinlicher Ungewißheit stehen, als ob die Wahrheit von dem abhinge, was sie selbst glaubte oder sagte.

Doktor van Leer blieb ebenfalls stehen, ohne etwas zu sagen, ja, ohne mit den Augenlidern zu blinken, um nicht Partei zu ergreifen; Mrs. Almeida würde am besten durch eigene Kraft ihr Gleichgewicht wiedergewinnen, an ihren Atemzügen konnte er hören, daß sie erregt war, sich aber fassen würde, wenn man ihr nur ruhig begegnete. Während Mrs. Almeida sich faßte, betrachtete er die beiden wuchtigen Pfähle, die die Einfahrt flankierten, zwei viereckig behauene Pfosten von Teakholz, ganz eingesponnen in einem Netz von kriechenden Schlingpflanzen, deren zähe Fibern sich tief in das Holz hineingebohrt hatten und dort wie in einem anderen Erdboden wuchsen — welch eiserne Fruchtbarkeit, welch ein Appetit, und wie sonderbar sich zu denken, daß jedes Wachstum, selbst die gewaltigste Vegetation in den Tropen und die allerwildeste hier in Almeidas Garten geradeswegs von der Abkühlung der Erde herrührte ...

„Es ist wirklich nichts von Bedeutung," sagte Mrs. Almeida und ihr Gesicht begann sich aufzuklären. Van Leers klärte sich ebenso hoffnungsvoll auf, und als Mrs. Almeida lächelte, lachte er geradezu ... man hatte ihn natürlich mal wieder ohne den geringsten Grund holen lassen. Jetzt war Mrs. Almeida so weit, daß sie ihm derb auf die Schulter schlug, wieder ganz gefaßt, und sie gingen zusammen durch den Garten dem Hause zu, als sei van Leer nur wie ein lieber Gast zu Besuch gekommen. Sie berichtete, daß Mr. Almeida unten am Hafen sei, um einem Dampfer eine Partie Orchideen abzuliefern.

Mrs. Almeida schwatzte zungenfertig und sanguinisch während sie in der Gärtnerei umhergingen. Überall wuchsen die seltsamsten und glühendsten Pflanzen. Der Garten war von einem weißlichen Dunst erfüllt, der so schwer war, daß er auf dem Grunde der Gebüsche stehen blieb, und die stille, badstubenwarme Luft unter dem dampfweißen Himmel war mit einem süßen Gas gesättigt, einem Blumendunst so dicht und fast handgreiflich, daß er sich wie eine Bettdecke auf das Gesicht legte. An was mußte man hier nicht alles denken! Warm war es hier wie in den Eingeweiden eines lebenden

Wesens, und wie nackt war es in Almeidas Garten, es roch nach den Trieben und dem Schweiß der Pflanzen. Ein wunderliches, ganz leises Geräusch ging von diesem Garten aus, der in dem feuchten Dunst, den er selbst absonderte, halb versteckt lag, ein feiner, fast unhörbarer Chor von tausend zarten Lauten, die von den wachsenden Stengeln herrührten, von den Blumen, die sich entfalteten. Es war die Fruchtbarkeit, die flüsterte, heiße Geheimnisse, die zwischen der von Wachstum triefendnassen Erde und der Glut, der im Zenit stehenden Sonne ausgetauscht wurden. Aus dem üppigen Sumpf des Untergrundes, zwischen smaragdgrünen Pisangs und Riesengarben von Bambus hoben sich luftige Palmen empor, die mit hohen, nackten Stämmen aufwärts schwollen, bis sie sich oben unterm heißen Himmel zu herrlichen Zelten von grünen Spitzen entfalteten; auch sie sahen mystisch lebendig aus mit ihren schlangenartigen Stämmen und mit der Rinde, die einer Haut glich und die die Luft um sich her zu fühlen schien.

Mrs. Almeida zeigte van Leer einige Orchideen, die Mr. Almeida kürzlich aus Borneo geschickt bekommen hatte. Sie wuchsen in demjenigen Teil des Gartens, der wie ein Urwald dalag, weil die Orchideen es so heiß und verfault wie möglich haben mußten. Hier wuchsen alle wilden Waldbäume der Tropen und Lianen in hohen, verfilzten Massen wie Türme von Gewächsen. Nur wenige Schritte ins Gehölz hinein war es so dunkel wie in einem Keller und so triefend feucht wie in einem Dampfbad. In der nassen, schwarzen Erde schoß eine Üppigkeit von feuchtem, fruchtbarem Unkraut hervor, Nepentes mit ihren insektenfressenden Bechern, Farren, die sich wie lebende Wesen aus der Erde rollten, Schlingpflanzen, Mimosen. Hier im Moose und oben auf der Rinde der Bäume zog Almeida seine Orchideen. Sie krochen auf den Baumstämmen mit bleichen Drüsenwurzeln, mit Stengeln wie Finger toter Männer und mit Blumen wie Sternbilder, sie hingen von den Ästen wie Büschel geöffneter, durstiger Münder herab. Über diese Wildnis aber erhob sich ein einzelner alter Urwaldriese mit seinem zweihundert Fuß hohen Stamm und mit seiner Krone, die oben in der weißen Luft fast verschwand. Dort hoch oben passierten die großen Streifvögel, die rings umher auf den Sundainseln leben, man konnte durchs Fernglas sehen, wie sie herankamen und sich niedersetzten, große, blaue Vögel mit fleischfarbigen Lappen auf den Köpfen. Des Abends nisteten sich ganze Schwärme von fliegenden Hunden in den Baum ein; sie saßen in dem hereinbrechenden Dunkel und schlugen mit den Flügeln, als brächten sie die Nacht unter ihren Schwingen mit sich. Und unablässig feilten die Zikaden in dem heißen und dunsterfüllten Garten.

Mrs. Almeida und van Leer besahen auch die Tiere. Almeida betrieb außer der Gärtnerei einen Handel mit wilden Tieren für die zoologischen Gärten in Europa, und er hatte immer einige vorrätig, die in der Wildnis standen, wo sie so prächtig in die Landschaft hineinpaßten, Affen, Nasenbären, Schlangen und anderes Unwesen, das Mrs. Almeida van Leer mit einer reichen Ent-

faltung von Weiberhaftigkeit, Gekreisch und Verhätschelung zeigte. Sie schien keinen sonderlichen Unterschied zwischen einem Stachelschwein und einem Papageien zu machen, beide gehörten für sie, wie überhaupt alles, was sich in den Käfigen und Packkisten befand, unter den Inbegriff von ekelhaftem Gewürm. Nicht einmal die Schlange, für die sie doch eine gewisse schwache Erinnerung bewahrt haben müßte, sprach zu ihrer Phantasie wie ein Tier von besonderer Beschaffenheit, sie patschte ihr auf den Käfig ebenso wie den anderen und forderte sie mit Gekreisch heraus. Darauf streichelte sie einen süßen Affen in einem Holzkasten mit Stäben davor, und als der süße Junge kratzte und biß, schrie sie gekränkt auf und schloß ihn in gerechter Indignation mit in den übrigen schändlichen Begriff ein. Almeida hatte gerade ein neues Krokodil bekommen, einen langen, schweigsamen Herrn, der in einem Futteral von starken Brettern lag und mit offenen, grüngelben Augen, in denen die Pupillen sich wie schmale Schußkerben zusammenkniffen, schlummerte. Mrs. Almeida hüpfte zwischen den Käfigen umher, ängstlich und voller Drohungen und kam schließlich auch zu dem Krokodil, das so artig und zahm dalag, wirklich reizend, daß Mrs. Almeida mit zärtlichen Ausrufen und bis zu Tränen gerührt, einen Finger hineinstecken mußte, um das süße Krokodil auf dem Rücken zu streicheln. Da unterstand es sich im Käfig zu trotzen. Mit einer einzigen elektrischen Zuckung, in der es alle seine Kräfte vereinigte, brachte es Panzer und Bretter wie eine Sprengung zum krachen, während die häßlichen Zähne, die aus dem Maul herausdrängten, sich trennten und mit einem Knall wieder zusammenschnappten. Mrs. Almeida schrie wie besessen. Die alte Frau sprang geradezu in die Luft vor Schreck und als sie wieder herunterkam, griff sie sich an ihr Mädchenherz und war einer Ohnmacht nahe. Nur Dr. van Leers ansteckendes Gelächter rettete sie vor einem Nervenzufall. Nachdem Mrs. Almeida sich aber von ihrem Schreck erholt hatte, nahm sie einen Stock und stach gierig und schweigend damit durch die Bretter nach dem einen Auge des Ungeheuers. Das Krokodil schloß das Auge, und da das Lid knochig und mit einem Dorn versehen war, konnte Mrs. Almeida leider nicht an das häßliche, gelbe Auge herankommen und mußte es seufzend aufgeben. Darauf sättigte sie ihre zärtlichen Gefühle an einem jungen Tapir, der in einem kleinen Stall hin- und herging und sich gnädigst auf seinem süßen Rüssel streicheln ließ, besonders wenn die Zärtlichkeit von einer Banane gefolgt wurde; und damit hatten sie die ganze Menagerie gesehen. Gott, Sussie ...

Mrs. Almeida eilte voran zum Hause. Das ganze kopflose Zeug, das sie unaufhörlich geschwatzt hatte, während sie zwischen den Tieren umhergingen, hinterließ ein gewisses Etwas in der Luft, daß der lächelnde und gedankenvoll schnüffelnde van Leer eine Art weiblichen Nebels bei sich nannte, der sich mit dem warmen Gewächsdunst in Almeidas Garten vereinigte.

Almeidas Haus war ein offenes Bungalow ohne Fenster, aber mit großen Veranden und Jalousien überall von oben bis unten. Die Fußböden

waren ebenso wie der Hof, in dem zwei chinesische Fayence-Drachen prangten, mit Ziegelsteinen belegt.

Im Erdgeschoß stand de Braganza, Almeidas Buchführer, an einem Pult, dem einzigen Möbel in dem großen, offenen Raum, und arbeitete. Er war halfcast aber mit größter Vollbluteleganz gekleidet. Er pflegte stets gegen Ecken und Stühle zu stoßen, weil er seiner Würde halber eine Lorgnette trug. Als er den Arzt sah, verbeugte er sich voll steifer Zeremonie und mit einem unerhört ernsten Ausdruck in den dummerhaftigen Negeraugen hinter dem Glas. Und während van Leer ihn noch betrachtete, beeilte er sich die Feder zu ergreifen und wichtige Zahlen in ein Protokoll zu schreiben. O, jawohl, er stand hier und schrieb wie ein richtiger Europäer, ja, es war kolossal; jedesmal, bevor er eine Zahl aufs Papier setzte, machte er mit der Feder Schwingungen und große Anläufe in der Luft, wie ein richtiger Kontormensch. De Braganza war in diesem Augenblick, mit seinem gescheitelten Negerhaar und seinem Silberring am Finger, der feinste Herr, den man sich denken konnte, und man sah es ihm nicht an, daß er hin und wieder einen Rückfall bekam und nach Sumatra entfloh, von wo Mr. Almeida ihn dann in Gnade als einen nackten und schwermütigen Wilden zurückholte und von neuem kleidete.

Van Leer und Mrs. Almeida stiegen die gelben Ziegelstufen zur oberen Veranda hinauf. Unterwegs wurde Mrs. Almeida wieder so heftig von ihrer Angst befallen, daß sie stehen blieb:

„Sussie hat nur ein wenig Fieber ..."

Sie stieg eine Stufe höher:

„Es wird nichts zu bedeuten haben ..."

Dann blieb sie wieder wie mit einem Ruck stehen und bohrte ihre ausgelöschten, gleichsam blutigen Augen in die des Doktors, während sie nach Luft schnappte und flüsterte:

„Ach ... aber ich weiß ja, wie schnell es geht ..."

Sie zitterte von Kopf bis Fuß, ihr magerer Körper krümmte sich in dem gesteiften, weißen Kleid, als ob jemand sie rüttelte und ihr Mund öffnete sich wie ein gähnendes Loch. Aber es dauerte nur einen Augenblick, dann ging sie weiter, lächelte, zeigte ihren einzigen Zahn, einen langen, gelben im Unterkiefer und sagte prahlend:

„Kommen Sie geschwind und sagen Sie guten Tag, Doktor. Sussie hat schon den ganzen Tag gefragt, weshalb der süße Holländer so lange nicht hier gewesen ist. Ja, freilich, hat sie das gesagt."

Und Mrs. Almeida sandte Dr. van Leer einen langen Seitenblick voll Schlauheit und lachte himmelhoch. Dr. van Leer mißverstand natürlich nicht den augenscheinlich unpassenden Brand in Mrs. Almeidas Augen, er kannte sie und wußte, daß der Scherz in keiner Weise unehrbar gemeint war; freies Wort war nun einmal Mrs. Almeidas Form für Gastfreundschaft. Es

machte ihr Spaß, ihre Tochter und van Leer sündiger Zuneigungen zu bezichtigen.

Van Leer hatte übrigens nichts dagegen, sich dieser Art zusammengesetzter Stimmungen auszusetzen, vorausgesetzt, daß sie unter seiner Kontrolle blieben.

In Wirklichkeit nährte Mrs. Almeida keinen höheren Traum, als Sussie mit dem Doktor zu verheiraten, doch war es eine so schwache Hoffnung, daß sie sie kaum auszudenken wagte, obgleich sie halb in Wehmut und halb dreist damit zu scherzen pflegte. Das Kind war ja halfcast. Sussie war gemischt, niemand machte es sich unbarmherziger klar als die Mutter, die selbst weiß war; Sussie stand außerhalb der society. Natürlich, das tat das Haus ja überhaupt, denn Mr. Almeida war Eurasier, aus vielen verschiedenen düsteren Sorten Menschen während mehrerer Generationen durcheinandergemischt, wovon das Portugiesen- und das Hindublut am deutlichsten erkennbar waren. Mrs. Almeida aber war weiß und besaß alle schroffen Vorurteile ihrer Rasse, sie war aus London, my dear, sprach unverfälschtes cockney, ohn h 's, wo solche hingehörten; sie war über dreißig Jahre mit Mr. Almeida verheiratet gewesen und die Tropen hatten sie ausgezehrt, einsam war sie, von den Ihren verstoßen, aber sie war weiß, yes Mylord!

Mit diesem flammenden Romantitel liebte Mrs. Almeida den einfachen Holländer zu vergolden, weil ein angenehmer Schein davon auf sie selbst zurückfiel. Sie redete van Leer in korrektestem Englisch an, Londoner Dialekt vom Eastend, streng durchgeführt, besonders wenn Almeida zugegen war, dessen Mr. sie übrigens nie vergaß. Sie liebte es ostentativ mit van Leer „weiße Gesellschaft" zu bilden, schlug höhere Gesprächsthemata an, von denen sie Mr. Almeida mit abgemessenen Handbewegungen ausschloß. Sie war bei solchen Gelegenheiten ein ganzes Lustspiel und es war merkwürdig zu sehen, wie Almeida sich hineinfand. Wenn der riesengroße, olivenfarbige Mann auch ein Lächeln über die Nücken seiner Frau nicht ganz unterdrücken konnte, so fand er seine Zurücksetzung doch ganz natürlich. I'm a lady, pflegte Mrs. Almeida mit einem Schlag auf ihren mageren Busen und einem herausfordernden Blick auf ihren Mann zu sagen, als könne ihr ganzes Leben in den Armen eines Fürsten gut gemacht werden. Das war nun ihr Wurm. Van Leers war, daß er wirklich in aller Heimlichkeit in Sussie verliebt war. Aber das durfte nicht einmal gedacht werden ...

Zu Anfang war van Leer als Arzt in Almeidas Haus gekommen, und Mrs. Almeida hatte ihn mit weiblich siegreicher Flankenlogik als Weißen und Freund des Hauses erobert. Van Leer war damals neu in der Kolonie und es hatte ihn gerührt, daß er wirklich der erste weiße Mann war, den Mrs. Almeida, seit sie verheiratet war, zu Gast gehabt hatte. Er kam wie ein Erlöser für die Ärmste. Nach und nach, als es ihm zur Gewohnheit geworden war, häufige Besuche im Hause zu machen, merkte er wohl eine abnehmende Wärme bei den übrigen Europäern der Kolonie, dies durfte nicht

sein, aber er war ja Arzt und konnte als solcher von Berufs wegen, überall wo er wollte, ein- und ausgehen. So blieb er denn, zu Mrs. Almeidas lautem und innigem Entzücken, ein ständiger Gast in Almeidas Garten, ein Gegenstand der Redseligkeit und glühendsten Vertraulichkeit der alten, verzehrten Frau.

Mit Sussie war es eine andere Sache. Sie beschäftigte den Doktor. Der einsame, nicht mehr ganz junge Holländer, der nach dem Orient gekommen war, von der genugsam bekannten Vorstellung des Nord-Europäers vom „Süden" getrieben, bildete sich ein, daß er das blühende Mädchen psychologisch studiere. Van Leer war vielleicht ein Cyniker, vielleicht ein Schwärmer. Er hatte gewisse gefühlvolle Eigenarten, hielt sich für einen Kenner, war aber kein Sammler. Was Sussie betraf, so meinte er sich damit zu belustigen, indem er sie mit einer gewissen Sorte Tabak verband. Van Leer rauchte alle Kräuter des Ostens, hatte stets ein halbes Dutzend verschiedener Zigarren in seinem Etui. Das Kraut, das er in Sussies Nähe oder wenn er über ihr Wesen grübelte rauchte, war eine kleine, grüne Cheroots, von den indischen Parias in Singapore bereitet, bei denen er sie im geheimen kaufte. Sie hatte ihre Eigentümlichkeiten, ohne daß man sich über ihre Qualität des näheren zu äußern brauchte.

Sussie war das einzige Kind des Ehepaares Almeida, das allein übriggebliebene von einer Schar von sieben. Die anderen waren jung gestorben. Es schien, als ob etwas in der Kreuzung zwischen den Eltern die Kinder widerstandsuntüchtig gegen das Klima machte. Auch Sussie hatte trotz ihrer zeitig entwickelten, prachtvollen Gestalt einen Hauch von Gebrechlichkeit über sich, eine Kitzligkeit, als könne sie jeden Augenblick zu einer mächtigen Flamme emporlodern und im nächsten verlöschen. Sie war inzwischen dreizehn Jahre alt geworden, eine höchst gefährliche Zahl, und die Mutter ging in einer fast unsinnigen Angst umher, daß das Mädchen ihr mitten in ihrer fast betäubenden Üppigkeit zwischen den Händen entschwinden könne.

Sussie war schon längst ein entwickeltes, vollreifes Weib, an allen Ecken und Enden aus dem Kinderhemd herausgewachsen, das noch immer ihr einziges Kleidungsstück bildete. Jede Woche, ja, bisweilen jeden Tag wurde Dr. van Leer gerufen, daß er das schwächliche Kind untersuchen sollte, und jedesmal hatte sie sich wie eine Pflanze verändert, hatte ihren wundervollen Formen neue, herrliche Züge hinzugefügt. Sie trippelte mit nackten Füßen auf den Ziegelböden umher und das schwarze Haar, das nie geflochten worden war, hing ihr den Rücken hinunter. Die langen, vollen Beine wuchsen unten aus dem Hemd hervor; sie wurde immer größer und schwellender. Noch einige Monate, und sie würde den schweren Busen einer vollreifen Jungfrau unter dem kurzen Hemd wiegen. Nie hatte die Tropennatur ein so herrliches, makelloses Werk geschaffen wie sie. Ihre Haut hatte eine grünliche Olivenfarbe, feinen Zwiebeln gleich, und die Augen waren dunkelbraun mit Indiens

tiefem Licht. Nur einen einzigen Fehler hatte sie, vorn im Mund, etwas zur Seite, fehlte ihr ein Zahn, aber wenn sie lachte, war dieses kleine Loch in der Zahnreihe fast ihr größter Charme. Ihr Wesen war noch ganz kindlich, sorglos und voll abgerundeter Süßigkeit wie eine Frucht.

Das Seltsamste aber an ihr war, daß ihre Haut stets ganz kühl blieb, im Gegensatz zum Beispiel zum Holländer, dessen Haut zu seiner eigenen Qual immer brannte und vor Schweiß kochte. Diese Kühle, die von Sussies Bernsteingliedern ausging, konnte man schon von weitem spüren, sie wurde wie von ihrer eignen frischen Atmosphäre davon umwogt, wenn sie weich und einschmeichelnd und geschmeidig wie ein Leopard, barfüßig auf dem Ziegelboden herumpatschte. Ihr Haar schien, wo immer sie mit seinem Duft hinkam, eine Nacht in sich zu bergen, die das grelle Tageslicht dämpfte; sie bildete auf eine seltsame Weise einen Gegensatz zu allen Qualen des Klimas.

Sussie hatte am meisten Ähnlichkeit mit dem Vater, ihr indischer Typus war sogar noch reiner als seiner — vom portugiesischen hatte sie keine Spur — wenn sie aber lachte oder ihr Wesen äußerte, glich sie der Mutter. Ihr Lächeln war eine mystische Mischung von der nordischen Gewaltsamkeit der Mutter und der schlafenden, dunklen Unschuld der Hindus, mit einem Schimmer von noch kindlich vegetativer Freude durchwoben. Eine eigentliche Seele hatte sie nicht, weil sie ganz im Gleichgewicht war . . . aber wehe dem, der sie einst zu einem inneren Leben veranlassen würde. Wie sie war, in ihrem allzu kurzen Hemd, das bei diesem Engel Gottes noch dazu überflüssig erschien, gab sie dem Holländer mitsamt seiner Philosophie nicht wenig zu kämpfen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so rauchte van Leer fast keinen anderen Tabak, als die kleine grüne Pariacheroots, deren salziges Aroma er mit Sussies wilder und edler Schönheit verband.

Sussie lag oben auf der Veranda vor dem Eingang der Wohnung, die durch die herabgerollten Jalousien ganz finster war.

Man konnte mit Mühe eine Hängelampe drinnen unterscheiden, eine von Mrs. Almeidas Schätzen, womit sie ihre stolze Herkunft von London geltend machte. Van Leer kannte die übrigen herrlichen Dinge dort drinnen, Öldrucke von lieblichen kleinen Mädchen am Halse riesengroßer Hunde, „der Abschied des Highlanders“, den Eckspiegel mit der Alabasteruhr unter der Glaskuppel auf der Konsole davor, u. s. w. Dieses Zimmer war Mrs. Almeidas Heiligtum. Es waren auch viele andere Reliquien da, an die van Leer nur mit einem gewissen männlichen und verlegenen Mitleid denken konnte, die Erinnerungen an die toten Kinder, ihr Spielzeug und sonstige Hinterlassenschaften. Mrs. Almeida hatte alles aufbewahrt und behütete es wie eine neidische Löwin. Der dunkle Raum dort in der Mitte des Hauses brütete über eine Welt von entschwundenen Leiden, teuren und grausamen Erinnerungen. Es war so schwanger dort drinnen und so verlassen. Geckos raschelten an den Wänden und schlüpften unter die Decke der Veranda hinaus,

wenn sie dort ein Insekt sahen. Hatte man seine Augen etwas an die Dunkelheit hinter den Jalousien gewöhnt, so konnte man im Hintergrund des Zimmers die Mosquitonetze um das große Ehebett erkennen. Mrs. Almeidas Schmerzensbett, von dem die Netze wie von einer Bahre herabhingen und sich wie Spinngewebe in der heißen Luft bewegten. Wie öde, einem offenen Grabe gleich, sah es da drinnen aus!

Vor dieser Höhle, die von dem Nichts sprach, das die Zeit zurückläßt, lag Sussie draußen in dem vollen Licht der Veranda. Sie lag in ihrem Hemd und schwarzem Haar auf einem langen, geflochtenen Stuhl, eine feine Musselindecke über den Beinen. Die langen, bernsteingelben Arme lagen ihr ledig im Schoß und sie sah mit den warmen Sammetaugen, die von selbst lächelten, vor sich hin; als sie aber van Leers ansichtig wurde, lachte sie auch mit dem Mund und bekam dadurch den gierigen Ausdruck der Mutter. Seltsam genug, daß die Züge der Mutter sich bereits wie etwas Tragisches in ihr Mienenspiel mischten, obgleich sie noch ein Kind war.

Van Leer erfüllte seine Pflicht als Arzt und konstatierte, daß Sussie wirklich etwas Fieber habe. Der Puls war gespannt und ihre Wangen, die sonst denselben Ton hatten, wie die unsagbar feine Zwiebelfarbe des übrigen Gesichtes, waren leise gerötet. Die Augen schimmerten ein wenig heiß und hatten dunkle Schatten. Im übrigen schien sie nur müde zu sein, blieb liegen und sagte nicht viel. Dennoch war sie in einer seltsamen Unruhe, die sich darin äußerte, daß sie das eine Bein auf und niederwippte, auf und nieder, ein Zeichen, daß sie krank war. Nun ja, es war also ein ganz leichtes Fieber, van Leer schrieb eine Medizin auf. . .

Als er aber vom Rezept aufblickte, bemerkte er, daß Mrs. Almeida ganz erstarrt war. Sie hielt ihren Blick auf die Tochter gerichtet, schweigend, ohne zu jammern, wie es sonst ihre Art war, aber ihr gefurchtes Gesicht stand in dem Ausdruck einer hoffnungslosen Verzweiflung still. So, *da haben wir die Geschichte*, dachte van Leer.

Als der Ausbruch aber nicht kam, wurde er unruhig. Was nun, wozu würde dies führen, was hatte sie vor? Er kannte ihre schreckliche Heftigkeit, dies aber war schlimmer. Van Leer sah Mrs. Almeida mit einem langen Blick an, indem er ihr das Rezept gab. Ihre Augen aber waren ganz erloschen und als sie wie gebrochen zum Geländer der Veranda ging und auf malayisch in den Garten hinunterrief, erschien sie ganz gefaßt. Ein chinesischer Kuli erschien und wurde mit dem Zettel zur Apotheke geschickt.

Dann wandte Mrs. Almeida sich um, strich sich mit der Hand über Nase und Mund, schnaufte auf und blickte sich ganz fremd um, eine Bewegung, die van Leer als eine Eigenart bei Müttern kannte. Ja, sie schnupfte sich aus und blickte leer in alle Himmelsrichtungen, erst in die einen und dann in die anderen, wie jemand, der aufs Trockene gesetzt ist.

Van Leer hielt es für geraten, noch etwas zu verweilen und Mrs. Almeida

zu trösten; diese Lähmung gefiel ihm nicht. Er sprach lange überzeugend von Sussies unbedeutendem Fieber, es war ja nichts anderes, setzte auseinander, was selbst im schlimmsten Fall geschehen könne, er sprach und sprach, damit allein seine Stimme ihre Spannung lösen könne. Sie hatte angefangen auf der Veranda hin und herzugehen, noch immer stumm, die alten, knochigen Hände in die Seiten gestemmt, und van Leer folgte ihr, hin und her und sprach ihr zu. Plötzlich, als sie einmal am weitesten von Sussie entfernt waren, blieb sie stehen und flüsterte dem Doktor, mit Augen, die wie glühende Kohlen in ihren Höhlen lagen, ins Gesicht:

„So fing es mit den anderen auch an. . .“

Ihre Worte endigten in einem heiseren Röcheln. Dann wandte sie sich von dem Doktor ab und ging wieder auf und nieder, die gefalteten Arme dicht an den Körper gepreßt.

Van Leer setzte sich und zog sein Zigarrenetui hervor. Er folgte Mrs. Almeida prüfend mit den Augen, wählte sich eine Zigarre, eine kleine, grüne Cheroots, und zündete sie an. Kurz darauf plauderten er und Sussie sehr friedlich miteinander. Er hatte neue Stiefel bekommen, die Sussie zu sehen wünschte, und er mußte seinen Fuß auf die Kante ihres Stuhles legen, damit sie sie recht genau betrachten konnte. Sie sah ihn so lieb mit ihren braunen, etwas heißen Augen an, war zufrieden mit ihm und ermahnte ihn, die feinen neuen Stiefel nicht für alltags zu tragen, sondern erst die alten aufzugebrauchen. Dann plauderte sie von seiner Uhrkette und von ihrem bösen Vater, der sie ganz ohne Grund gescholten hatte, aber nun würde er so schrecklich, so schrecklich weinen müssen, wenn sie stürbe und nie wiederkäme. Ob der Doktor nicht übrigens auch fände, daß sie bald ein langes Kleid haben und ins Theater gehen müsse, wie die anderen jungen Damen in Singapore! Und so plauderte sie bald von diesem, bald von jenem. Inzwischen betrachtete van Leer ihre kleinen dummen Hände, das einzige an ihr, das nicht rassig war, er folgte den Linien ihres jungen, schwellenden Körpers, in dem jetzt irgend ein Feuer den verborgenen Kreislauf des Blutes beschleunigte, er verfolgte wieder das unwillkürliche Wiegen ihres Beines, das von beunruhigten Nerven meldete, und zuletzt versank er in ein kopfschüttelndes Staunen über die Fülle der Natur und über ihre schreckliche Zwecklosigkeit, wobei er das Geplauder mit Sussie nur rein mechanisch fortsetzte.

Einige Schritte von ihnen entfernt war die Mutter stehen geblieben und betrachtete die Beiden. Sie hatte ihre eine Hand unter die Wange gelegt, die Finger gruben sich in ihr eisgraues Haar und der Ellenbogen stemmte sich gegen das Herz, so stand sie und betrachtete die beiden voll tiefsten Schmerzes. Eine Woge arbeitete sich in ihrer Kehle empor, sie schluckte trocken, weinen konnte sie nicht. Die blutgeränderten Augen hatten keine Tränen mehr. Sie ging wieder auf und nieder, fing dann an zu sprechen, leise und kläglich wimmernd wie der wilde Wind. Ihre Stimme war un-

kenntlich. Van Leer sah hastig auf und wollte sich erheben, blieb aber zum Sprung bereit sitzen. Mrs. Almeida näherte sich ihnen, ging in einem Bogen um sie herum, schüttelte klagend den Kopf:

„Wenn der graue Mann nun kommt und Sussie nimmt, dann hab' ich keines mehr, dann hat er mir alle meine Kinder genommen, denn sie ist das letzte, dann hab' ich gar keines mehr —"

Van Leer blickte zu Sussie hin und sah, daß sie der Mutter mit der Teilnahme eines Kindes folgte, gleichzeitig aber die Brauen hochzog, als ob sie etwas Langweiliges erwarte. Mrs. Almeida fuhr fort im Bogen um sie herumzugehen und ihre Klage, die sie monoton wiederholte, sank zu einem wehmütigen Geflüster herab. Dann warf sie den grauen Kopf zurück, als wehre sie sich gegen ein Insekt, das ihr ins Ohr kriechen wollte; es kam ein gewisses fremdes Leben in ihr verzerrtes Gesicht, sie faßte sich, aber war nicht wie sonst.

Und dann fing sie an zu erzählen. Erst ruhig, nach und nach aber steigerte sie sich und entfaltete die eine Schicht von Leidenschaften und wilden Kräften nach der anderen, ein Auftritt, der Himmel und Erde zum Beben brachte.

Sie erzählte singend von den Jahren, die vergangen waren, seit sie als fröhliche Ladenmamsell in einem gentilen Blumengeschäft in London angestellt und das Märchen in Gestalt des „bildschönen" Südländers zu ihr gekommen war, der Gärtnerei studierte und allen Mädchen des Stadtviertels die Köpfe verdrehte. Ach, aber er hatte sie, ja, Mylord, einzig und allein sie in der weiten Welt hatte er auf die Adlerschwingen seiner Liebe Macht gehoben (Mrs. Almeidas eigene Worte) um sie mit sich in seine Heimat unter Palmen in dem ewigen Süden zu führen. Gott ja, sie waren in einer Droschke zum Hafen gefahren, später aber hatte Mrs. Almeida vier Monate totkrank in einem knarrenden, von Ratten heimgesuchten Segelschiff gelegen, bis sie den Osten erreichten. Hier hatte es sich dann gezeigt, daß der Bildschöne von portugiesischem Adel ein half-cast war, der mehrere Meilen unter dem Niveau der weißen Gesellschaft stand, dafür aber ein braver und treuer Gatte war, der seine Frau auf Händen getragen und nie vergessen hatte, daß sie von besserer Herkunft war als er, yes Mylord, und hier hatte die Reihe ihrer Geburten begonnen — hier war sie die ersten Male von einer farbigen Hebamme entbunden worden, merken Sie wohl, *sie*, eine weiße Frau, eine Engländerin! Später, als sie wohlhabend geworden waren, hatte Mr. Almeida eine weiße Hebamme aus dem englischen Hospital geholt. Sie selbst aber hatte all die Jahre wie eine Ausgestoßene gelebt, ohne Hoffnung jemals wieder nach England zu kommen, ohne eine Freundin, ohne ein einziges Mal bei ihresgleichen Besuch gemacht zu haben, immer allein, nie ein anderes Kleidungsstück auf dem Leibe wie dieses ewige Tropenkostüm, immer in Futterbarchent von oben bis unten wie ein Baby, dreißig Jahre lang, ohne jemals weiße Gesellschaft bei sich gesehen zu haben — das aber hatte sie dem Rackerpack von europäischen Madams in Singapore, die sie nicht anerkennen wollten,

gezeigt, daß alle ihre Kinder ein anständiges Begräbnis bekommen hatten, hören Sie, alle ihre Kinder lagen auf dem englischen Kirchhof, einerlei was es kostete, William und Mabel, Athelstan, Tankred, Evelyn und der kleine Charles, sie alle lagen zusammen in einem anständigen Familiengrab mit ihren Namen und Grabsprüchen auf Marmor! He?

Mrs. Almeida hatte sich auf dem Gipfelpunkt einer herausfordernden Stimmung befunden, wobei sie sich kriegerisch auf die Brust schlug und van Leer ziemlich unheilverkündend auf den Leib rückte, jetzt aber schwand der rohe Klang aus ihrer Stimme, und sie begann still von den Kindern zu erzählen, sie lächelte, faßte so unendlich behutsam mit den Händen durch die Luft, daß sich eine ganze Schar von unsichtbaren Lockenköpfchen um sie herum zu bilden schien.

Ach, sie waren alle so süß gewesen, so süß und so klug. Mrs. Almeida wurde selbst wie ein kleines Kinderwesen im Gesicht, von dem frohen Licht des Lebens geblendet, und es kam etwas Törichtes und Kindliches über ihre bedauernswerte Gestalt, während sie mit von Schmerz erstickter Stimme, verwundet, von Gram gebrochen und doch wie ein Spiegel der ersten Süßigkeit des Daseins, in den Erzählungen von den Kleinen aufging. Es war, als ob sie näherrückten, ganz nah seien, ihre Stimmen waren eben noch erklungen; ihre kleinen Kinder, die allesamt schon lange zu Erde in der Erde geworden waren, veränderten sich nie, waren immer gegenwärtig. Sie lachte vor Glück, indem sie sie wieder leibhaftig vor sich sah und ihre kleine Sprache nachahmte, sie spielte eine ganze Komödie, innig und hoffnungslos, war gleichzeitig Kind und Mutter, funkelte vor Leben, Gerührtheit und Schmerz, vergaß alles in der Welt außer die Kleinen, die noch in dem Augenblick ihrer Liebe ein Leben führten. Sie beugte sich nieder und deutete mit der Hand überm Fußboden an, wie groß sie gewesen seien, sie ahmte ihre Bewegungen nach, zauberte sie aus ihrem blutenden Mutterwesen hervor, sodaß man sie fast sah. Standen sie nicht alle, Hand in Hand, wie eine stumme Schar in der dunklen Schlafkammer? Raschelte es nicht da drinnen wie von kleinen Füßen auf den Grasmatten?

Sie geriet in Entzücken über einzig dastehende Fähigkeiten, die die Kleinen an den Tag gelegt hatten, und als ihre Redegaben hier nicht ausreichten, eilte sie hinein und holte frische Beweise, Athelstans Tafel, auf der er wie vor kurzem mystische Zeichen gemalt hatte, Athelstan, der seit siebzehn Jahren tot war. Sie zeigte voll heiseren Triumphes das Wunderwerk der kleinen Evelyn, einen Stern, aus den Papieren zusammengelegt, woraus sie ihre letzten Pulver bekommen hatte, sie brachte Puppen herbei, deren Gesichter vom sorglosen Umherschleppen auf der Erde, mit dem Kopf nach unten, zerkratzt waren, Tankreds Peitsche, Kleidungsstücke der Kinder, Photographien von ihnen, einige davon waren Aufnahmen von den kleinen Leichen im Sarg, so schnell war es gegangen, sie spann sich dichter und dichter in die grausamen Erinnerungen ein, bis ihr Herz wild flatterte und leere Laute ihr aus der Kehle drangen.

Schließlich konnte sie ihr Elend nicht mehr ertragen. Aber sie schrie nicht,

stand nur tränenlos da und wurde grau wie Asche im Gesicht, während ein neues, unheimliches Verstehen in ihren eingesunkenen Augen entzündet wurde. Sie sah in Gegenden, wohin kein anderer sehen konnte, sie begann auf eine andere Weise als früher umherzugehen, und die Atemzüge kamen ihr tief und hörbar durch die Nase.

Van Leer sah beklommen zu Sussie hin. Sie aber lag ganz unberührt da, mit den langen, biegsamen Armen im Schoß, nur den Mund verzog sie etwas geniert. Im übrigen aber betrachtete sie die Mutter mit Kälte, wie es schien nicht ohne Übung, sie so außer sich zu sehen. Van Leer wandte dann wieder Mrs. Almeida seine ganze Aufmerksamkeit zu.

Sie hatte ihren Schmerz hinuntergeschluckt und man konnte sehen, wie sie nickte und sich abhärtete, wie der Haß sie stählte, und als sie wieder sprach, war ihr Tonfall simpel und kriegerisch:

„Jawohl, der graue Mann hat mich um das ganze Nest bestohlen. Yes Mylord, und ich hab's Nachsehen!"

Sie blieb vor van Leer stehen und sah ihn fremd an, feindlich, bis ein neuer Erinnerungssturm sie wieder vorwärtstrieb, und schließlich kam die unheimliche Geschichte, die ihre wilde Einbildungskraft sich hatte schaffen müssen, damit sie nicht um ihren Verstand käme. Sie erzählte zu Anfang trocken, mit Beschwer, später aber mit der ganzen barbarischen Hingebung des Entsetzens. Wie der graue Mann zum ersten Mal in dem Jahre zu ihr gekommen sei, als ihr Mann drüben in Borneo gewesen war, um neue Arten Orchideen zu sammeln.

Ob es nicht hart gewesen sei, daß er Monate lang fortreiste und sie als einsame Frau mit den Kindern im Hause zurückließ? Sie rang ihre Hände beim Gedanken daran. Ja, es war grausam hart gewesen, mehr als ein Weib ertragen konnte. Aber sie waren damals arm und Mr. Almeida *wollte* sich emporarbeiten. Darum machte er diese Expedition und kam mit Orchideen für dreißig Tausend Dollars zurück, aber dabei hatten die Dajaken auch so lange Jagd auf seinen armen Kopf gemacht, daß er mit ganz ergrautem Haar nach Hause kam. Als er fortreiste, hatte Mrs. Almeida ihm übrigens ein neues Tau mit gegeben und ihn gebeten, es ihretwegen immer zu tragen. Er wollte es zuerst nicht, hatte schon außerdem genug zu schleppen, wenn er in die wilden Urwälder käme, sie aber hatte ihn als Frau und Mutter beschworen, und siehe da, gerade das Tau rettete ihm das Leben. Ja, ja, es war eine Gelegenheit gekommen, wo *nichts* anderes ihn retten konnte als das Tau, das seine dumme Frau ihm aufgebürdet hatte, jawohl!

Inzwischen saß sie mit ihren zwei kleinen Kindern allein zu Hause. Eines Nachts versuchte eine Bande Eingeborener im Hause einzubrechen, sie sah Messer zwischen den Ritzen der Fensterläden, sie aber feuerte einen Schuß Hagel auf sie ab und fegte am nächsten Morgen das Blut von der Veranda fort. Eines Abends wurde sie von einem der farbigen Arbeitsmänner im Garten in mörderischer Absicht überfallen, sie prügelte ihn mit einer schweren Messingspritze

aus dem Felde; damals war sie jung und stark wie eine Eselin, jetzt war nichts anderes von ihr übrig geblieben als das herrliche Eselgeschrei, das ihr in die Kehle stieg, wenn sie ihrer Großtaten gedachte. Sie fluchte beim Gedanken an die Schlägerei, vergaß sich ganz und stieß einige ziemlich profane Schimpfworte gegen jedermann hervor, bei Gott, sie hatte die farbigen Weibsbilder im Garten gezüchtigt! Da aber wurden beide Kinder krank. Anfangs war es nur ein wenig Fieber.

Mrs. Almeida sah sich scheu um, schien sich aber an nichts Bestimmtes zu heften, sondern spähte nur durch die leere Luft.

In der Nacht zum dritten Tage nachdem William und Mabel krank geworden waren, kam der graue Mann. Er war gekommen, sie wußte nicht woher, und stand über die Kleinen gebeugt, und sie glaubte, es sei ein Bramine oder ein Fakir, der sich Zutritt zum Hause verschafft hatte. Er entwich, als sie sich auf ihn stürzen wollte, entwich wie die Dunkelheit zwischen ihren Händen. Am nächsten Tage starben William und Mabel fast gleichzeitig in ihren Armen. Und als Mr. Almeida nach Hause kam, war sie kinderlos.

Sie hüstelte röchelnd und griff sich in das graue Haar. Der ganze Körper fing an zu zittern, sie schielte mit den blauen, verloschenen Augen, fuhr aber fort zu erzählen:

Das zweite Mal als der Bramine, oder wer es nun war, kam, hatte er es auf Atheltan abgesehen. Einige Jahre später holte er Tankred und Charles. Zuletzt nahm er die kleine Evelyn. Aber damals hatte Mrs. Almeida einen Kampf mit ihm bestanden!

Sie sammelte sich, um davon zu erzählen, griff sich an die Brust und in die Seiten, und van Leer merkte, daß jetzt das Unwetter und die Befreiung nahe seien. Er bewegte seine feuchten Hände und betrachtete dieselben um sich zu beherrschen, er konnte die Spannung fast nicht länger ertragen. Er suchte mechanisch in seinem Etui nach einer passenden Zigarre, klappte es aber wieder zu und atmete nervös durch die Nase, während er Mrs. Almeida unverwandt betrachtete.

Auch damals als Evelyn krank wurde, war Mrs. Almeida auf Reisen, oben in Burma und Himalaja, um Pflanzen zu suchen, und Mrs. Almeida war allein zu Hause. Da, eines Tages legt das kleine Mädchen ihren Kopf auf das Knie der Mutter und sagt, daß sie müde ist und ins Bettchen will, obgleich es noch viel zu zeitig ist. Am nächsten Morgen hat sie Fieber. Sie bekommt Medizin und liegt mit glühenden Backen da und spielt so herrlich und legt so geschickt Papier zusammen.

Hier beugt Mrs. Almeida sich vornüber und knurrt wie ein Schaf, das geschlachtet werden soll, sie kann keine Luft bekommen. Schließlich hebt sie den Kopf und beginnt zu klagen, sie jammert mit Beschwer, trocken im Halse und die Augen voll blutigen Feuers. Die ganze ausgezehrte Gestalt wird von einem Schluchzen gerüttelt, in dem keine Linderung ist. Denn sie ist aus-

geweint, hat keine Tränen mehr. Aber noch macht das Weinen alle Bewegungen in ihrem armen, verheerten Körper, es ist wie ein leerer Krampf, ohne daß ihr die erlösenden Tränen kommen. Schließlich faßt sie sich und erzählt zerschmettert weiter:

Sie hatte ja dann gewacht und gewacht, damit der graue Mann nicht ins Haus kommen konnte. In der Nacht zum vierten Tage sah sie, daß Evelyns Züge schlaff wurden, der kleine Körper war durchgebrannt. Da fühlte sie, daß der graue Mann draußen vor den Fenstern ging.

Mrs. Almeida reckte sich hoch empor und atmete geräuschvoll durch die Nase, das graue Haar stand ihr zu Kopfe. Dann duckte sie sich, lief hierhin und dorthin, und den Rest erzählte sie laut schreiend, sie schüttelte ihre Haare, schäumte, regierte mit Armen und Beinen.

Der graue Mann wollte sich hereinschleichen, aber sie zeigte, wie sie da mit einer Eisenstange aufs Fenster losgestürzt sei und ihn zu Schanden geschlagen habe.

„Ja!" schrie sie außer sich und hieb mit einer eingebildeten Stange durch die Luft. „Ja! Ich hab' ihm das Fell gegerbt, ich prügelte ihn grün und blau! Ich wollte ihn *totschlagen*!"

Sie endigte in einem Gebrüll und rannte davon, nicht wie ein Weib sondern wie ein flatterndes Bündel, sie galoppierte ins Schlafzimmer hinein und schrie alles heraus und zeigte alles, als ob sich das Ganze erst jetzt abspielte. Sie zeigt, wie der graue Mann um das Haus herumgeht und an einer andern Stelle durch die Jalousien hereinzukommen versucht, aber auch hier schlägt sie den Angriff mit der Eisenstange zurück. Im nächsten Augenblick fühlt sie, daß er im Begriff ist, sich hinter ihrem Rücken von der entgegengesetzten Seite hereinzuschleichen, und sie stürmt dorthin und läßt es mit fürchterlichen Schlägen durch die Luft regnen — dann merkt sie ihn draußen auf der Veranda, und wie eine wütende Kuh bricht sie durch die Rohrjalousien, schlägt mit ihrer eingebildeten Stange auf van Leer los, dringt ihm dicht auf den Leib und schreit ihm mit blitzenden Augen ins Gesicht, und dann stürzt sie wieder ins Zimmer und verteidigt den Eingang, wendet sich nach allen Richtungen auf einmal, stemmt sich überall gegen, wehrt sich mit einem Regen von Schlägen, die sie mit beiden Händen führt, sie droht und brüllt, bis die senile Stimme in ein ersticktes, stöhnendes Heulen übergeht und nach und nach hinstirbt.

Schließlich aber, nachdem sie nicht mehr an allen Orten auf einmal sein *kann*, flüchtet sie in die Mitte des Zimmers und steht da nach Luft schnappend und dreht sich um sich selbst herum und versucht zu schlagen und wehrt sich mit den Handflächen gegen die Tür, gegen die Ecken, gegen Decke und Fußboden und sie bewegt die Lippen, fleht so inständig, ohne Laut ... bis ihre Arme endlich wie zerschmettert herabsinken und sie in einem lauten, schneidenden Schrei Luft bekommt.

Mrs. Almeida schleppte sich aus dem dunklen, glutheißen Schlafzimmer. Es war vorbei. Sie war entkräftet. Ihr Blick aber war jetzt vernünftig, unendlich kummervoll, aber gefaßt, sie sah ihre Umgebung wieder.

Bei dem letzten Teil des erschütternden Auftrittes war Mr. Almeida nach Hause gekommen und hatte mit einem stummen Gruß für van Leer, ganz ruhig in einem Korbstuhl Platz genommen — bis Mrs. Almeida fertig war. Und van Leer wußte nicht, was ihm mehr an Mark und Bein griff, die Leiden der unglücklichen Frau oder die Gemütsruhe, mit der Almeida, der keineswegs ein Herz von Stein hatte, die Szene aufnahm. Jetzt erst wurde es van Leer durch Almeidas Schulterbewegung und seine sorgsam gefaßte Miene klar, daß dieses Schauspiel nichts Neues für ihn war, dasselbe hatte er schon so oft mit genau denselben Einzelheiten erlebt, daß es nichts anderes als seine Geduld herausforderte.

Sussie war eingeschlafen! Van Leer wählte mit Sorgfalt eine Zigarre in seinem Etui und zündete sie an.

Später am Nachmittage, kurz bevor die Dämmerung hereinbrach, saßen Almeida, van Leer und de Braganza draußen auf der Veranda und spielten Karten. Mrs. Almeida hatte sich im Schlafzimmer zur Ruh gelegt, nachdem sie dem Doktor das Versprechen abgenommen hatte, daß er bis zum Abend bleiben und Sussies Fieber messen wollte. Man konnte sie drinnen hinterm Moskitonetz im Schlaf röcheln und hin und wieder jämmerlich bellen hören, aber sie schlief wie Blei und würde gewiß im Gleichgewicht erwachen.

Drunten im Garten begann die Dunkelheit zwischen den Bäumen emporzusteigen und sich mit dem breiigen Dunst zwischen den Gebüschen zu verweben. Kurz darauf lag der Garten in völliger Dunkelheit da und die Zikaden verstärkten ihre heiße Musik. Aber noch lange nachdem die Dunkelheit den Garten eingehüllt hatte, fuhr die schwindelnd hohe Krone des Riesenbaumes fort, sonnenbeschienen in den tiefen Abendhimmel hineinzuragen. Ein großer, fremder Vogel machte oben auf seiner Reise Rast, saß mit dem Kopf gen Westen gewandt, die Federn von dem späten, roten Schein oben in den Höhen vergoldet. Schließlich flog er davon, und kurz darauf war auch die Krone des Baumes in eine Dämmerung eingehüllt, die sich von fliegenden Hunden bewegte, bis auch sie sich mit der Dunkelheit verbanden.

In weiter Ferne, über Sumatra, erhellte sich der Horizont von den Blitzen eines Gewitters, das so fern war, daß man nicht den geringsten Laut des Donners zu hören vermochte, und hin und wieder zeichnete sich dort in der Ferne eine bleiche Ader am Himmel ab, wie ein mystischer Baum von Feuer, der bis in die feinsten Einzelheiten geformt, aber von unfaßbar kurzer Lebensdauer war; dieses lautlose Spiel machte die Dunkelheit auf Erden noch tiefer. Statt aller nahen Dinge aber, die jetzt untergingen, wurde das Süderkreuz an dem veilchenblauen, nebligen Himmel entzündet.

Die Zikaden im Garten feilten glühender. Der Bullockfrosch rief mit tiefen

Lauten aus dem Morast heraus, wo er wie ein Wesen saß, das vor Wärme berstete, es überlebte und wieder berstete.

Und die Tropennacht senkte sich herab, nicht mit Kühle oder mit Dunkelheit, die Frieden spendete, sondern als ob noch ein Ofen geöffnet würde, ein schonungsloses Weiterarbeiten von Wärme und Dunkelheit im Verein, nachdem die Sonne ihre Schuldigkeit getan hatte.

Wer nun etwas Kühles hätte, gegen das er sein Haupt lehnen könnte! War da nicht ein Mädchen mit einer immer kühlen Haut, das im Stande wäre, einem die Vorstellung vom Norden und von der Barmherzigkeit des Todes zu verkörpern!

Die Kartenspieler bekamen eine Lampe auf den Tisch und spielten weiter, während sie sich gegen große Motten und Schwärmer wehrten, die vom Licht angezogen wurden. Sie spielten Whist. De Braganza spielte seine Karten mit bebendem Herzen aus, seine Seele schwoll vor Glück bei dem bloßen Gedanken, daß er hier leibhaftig saß und an noblem Kartenspiel teilnahm, er zählte alle Nummerkarten, meldete Pas wie in einer Kirche und war zu keinem Lächeln zu bewegen. Es belustigte Almeida den empfindlichen Mischling zu reizen, indem er ihn unzeremoniell anredete oder behauptete, daß er beschummele, dann erhob Braganza sich gekränkt und verteidigte seine Ehre mit den korrektesten Ausdrücken, sprach davon, daß seine Ehre verletzt sei und daß dieser Fleck abgewaschen werden müsse ...

„Spiel aus, Dummkopf," sagte Almeida, und Braganza setzte sich mit verstörten Augen hin und zählte von neuem seine Nummerkarten. Almeida genoß ihn, ohne zu lachen, und dann ging das Spiel weiter.

Sussie lag hinter dem Rücken des Vaters auf ihrem Korbstuhl ausgestreckt und sah mit schwarzen, verschleierten Augen zu. Sie hatte geschlafen und war wieder ganz wohl. Van Leer hatte ihr Gesicht gerade vor sich und konnte nicht umhin ab und zu von seinen Karten aufzusehen, um den schönen Kopf zu studieren. Die gleichgetönte, schwachfarbige Bläße ihrer Wangen war zurückgekehrt, die Augen blickten klar, die feinen Züge aber hatten ein neues, seltsames Schwellen bekommen, das dunkel davon erzählte, daß sie wieder gewachsen und eine andere geworden sei als vor zwei Stunden, reicher, mehr Weib ... und plötzlich geschah etwas, das van Leer fast mit Entsetzen ahnen ließ, daß sie wohl nicht einmal krank gewesen, sondern daß das Leben ihr im Gegenteil gesünder, reifer ins Blut getreten und dies das ganze „Fieber" gewesen sei.

Was geschah war, daß Sussie, als van Leer sie einmal betrachtete, seinen Blick festhielt, indem sie ihre Augen aufriß, so weit, daß das bläuliche Weiß wie ein Ring um die dunkle Iris herum zu sehen war. Und während ein bebendes Lächeln um ihre Lippen spielte, streckte sie ihm langsam die bernsteingelben Arme hinter dem Rücken des Vaters entgegen, preßte die kleinen, dummen Hände fest zusammen und öffnete sie wieder. Noch ein Zug kam hinzu, eine ihr vollkommen unbewußte Gebärde, die den Holländer schwindeln machte.

Es war nur ein Augenblick. Van Leer hatte ihre Zähne gesehen und das Loch in der vorderen Reihe, das einer winzigkleinen Tür glich. Wie oft hatte er schon gemeint, in die Hölle steigen zu können, um es zu küssen! Mit der tiefsten Kraft seiner eigenen Natur stellte er sich den Durchbruch bei einem jungen Weibe vor, wurde davon angesteckt und es schwindelte ihm bei der explosiven Vorstellung, wie es wäre, wenn er seine geblendeten Augen in ihrem schwarzen Haar baden könnte.

Aber dieser heiße Augenblick — während dessen er es unten in der tropischen Dunkelheit des Gartens zwischen den Pflanzen von Wachstum kochen und die Tiere drüben in der Wildnis erstickt in ihren Käfigen singen hörte — der fast übermächtige Impuls des Augenblickes wurde von dem ebenso starken Eindruck unterbrochen, wie sehr das junge Mädchen ihrer Mutter glich! Ihr Lächeln war bereits von dem tragischen Nichts erfüllt, das die Mutter gebrochen hatte, der Ausdruck in den weitaufgerissenen Augen konnte ebenso gut Entsetzen, wie ein Entzücken bedeuten, das sie eben erst zu ahnen begann. Die Mutter, dasselbe noch einmal, dieselbe Fruchtbarkeit, dieselbe Qual von neuem geschürt!

Van Leer saß eine halbe Sekunde total abwesend mit seinen Karten in der Hand, ohne etwas zu sehen. Als er aber wieder zu sich kam, hatte sich, ihm selbst unbewußt, in seinem Inneren das Sonderbare vollzogen, daß der heftige Eindruck von Sussies Schönheit nur das Heimweh verstärkte, das er bereits nach Holland gefühlt hatte. Nun wußte er, daß er nach Hause wollte.

Das Spiel ging weiter, als ob nichts geschehen sei. Der Doktor war in Gedanken versunken gewesen und hatte sich wieder daraus herausgerissen.

Indem sein Blick aber de Braganza streifte, entdeckte er zu seiner Überraschung, daß der sonst so artige Mann mit den törichten Augen, ihn mit tiefstem Haß wie eine hungrige Hyäne anstarrte. Er schlug natürlich sofort die Augen nieder, aber van Leer hatte doch Zeit gehabt in die Notdurft des Halbportugiesen hineinzublicken. Hoho, de Braganza hatte ganz im geheimen seine Augen auf die Gärtnertochter geworfen, und der Ärmste hatte sowohl Sussies Verführungsgesten wie van Leers momentane Betäubung gesehen! Das mochte wohl eine bittere Pille für den Mischling gewesen sein.

Van Leer fühlte, daß der schwangere Augenblick auch über de Braganzas Schicksal entschieden hatte. Hier war alles für einen „Roman" zurechtgelegt, Almeidas Garten, de Braganza und Sussie ... hoho ... habeat!

Nicht wahr — es wäre eine Schande sich seine hohe Abstammung, ein reines Privilegium, zu Nutze zu machen, um den armen Negersklaven auszustechen! Wenn der Holländer auch in mancher Beziehung nur ein schwacher Mensch war, auf Kosten anderer sich bereichern, das tat er nicht.

Der Bullockfrosch berstete drunten im Garten wieder vor Wärme ...

Van Leer wählte sich eine reelle holländische Zigarre in seinem Etui, sah Sussie an — wußte, daß er sie niemals vergessen würde — und zündete sie an.

Ameisen, Bienen und Menschen/ von Ernst Heilborn

Zu ganzen Feldern hatte sich der schlankgewachsene, glockentragende Fingerhut in diesem Mittelgebirge angesiedelt, und wenn die Sonne darauf stand, flimmerte es in violett-melancholischer Pracht. Die Stauden waren eben hoch genug, daß man ihnen ungebückt in die Kelche blicken konnte, und so sah man, wie die Bienen zu einer Pflanze kamen, ihre Leiber tief in die Glocken tauchend, während die geschäftigen, dunklen Ameisen eifrig am Stengel auf und nieder krochen. Dies Bild steht mir vor Augen.

Mir ist seltsam zu Mute, da ich über die Bienen, die Ameisen und die Menschen zu schreiben beginne; etwa wie einem Schuhmacher, dem man aufgetragen hätte, einen Tisch zu zimmern. Nur hat mich niemand dazu aufgefordert. Ich sage mir auch, daß ich alles, was ich über Bienen und Ameisen weiß, nur eben aus Büchern entlehnt habe, die viel zutreffender, gründlicher, verläßlicher sind als alles, was ich zu sagen vermöchte. Diese Aufgabe liegt mir gleich fern, gleich nah. Wie man es manchmal im Traum erfährt: durch lange unterirdische Gänge wird man geführt, dann über nachtdunkles Moor, durch einen Wald mit greifenden Ästen, zu einer Hütte in weltfremder Landschaft: man tritt hinein, man öffnet eine Tür und — findet sich in seinem eignen Zimmer und ist zu Hause. So und nicht viel anders ist es mir hiermit ergangen.

Und dann ... ja freilich! Während mich diese Gedanken beschäftigten, lebte Asta noch. Meist war sie um mich. Das waren die Stunden, in denen ich zu begreifen glaubte, ohne zu unterscheiden.

Im Anfang war das Wort: die Tiere haben Instinkt; der Mensch handelt auf Grund vernunftgemäßer Überlegung.

Und nun soll man auf Grund vernunftgemäßer Überlegung von den Instinkten der Tiere reden! Ich weiß nicht, wie es anderen ergeht; mir aber erscheint das Natürliche als das einzige Wunder. Man sieht Ameisen wie Bienen scheinbar Entschlüsse fassen. Da ist ein feierlich leidenschaftliches Leben im Bienenstock erwacht: Die Schwarmzeit ist gekommen; da ist eine große Unruhe im Ameisenhaufen: sie werden ausziehen, ein benachbartes Volk zu bekriegen und die Überwundenen als Sklaven mit sich zu führen. Das ist Naturtrieb. Aber man werfe zur selben Zeit einen Stein unter das wimmelnde Volk, und sie geben den Eroberungsgedanken auf und bessern zunächst den Schaden. Der Imker trete an den schwarmlustigen Stock, er vergrößere die Magazine, er zerstöre die Zellen der noch schlafenden jungen Prinzessinnen, und das Schwärmen unterbleibt. Bienen wie Ameisen ist eine Willkür gegeben, die uns versagt ist: es steht bei ihnen, das Geschlecht der kommenden Generation zu bestimmen. Scheint es aber das Staatswohl aus irgend einem Grunde zu erheischen, so ändern sie die vorher getroffenen Bestimmungen.

Ameisen und Bienen weisen wie alle Lebewesen mannigfache Anpassungen an ihr Klima auf. Nun hat man den Versuch gemacht, unsere Honigbiene und die körnersammelnde Ameise in Länder zu versetzen, in denen es keinen Winter gibt; eine Zeitlang, und zwar nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, hielten sie an ihrer Gewohnheit fest; dann gaben sie es auf, Vorräte aufzuspeichern. Nun wohl; bedeutet dies Brechen mit der zeitlebens geübten, durch Generationen fortgepflanzten Überlieferung nicht etwas wie eine Überlegung auf Grund neuer Beobachtung, ein Übereinkommen der vielen, einen Entschluß?

Manchmal scheint es, als handelten Bienen sowohl wie Ameisen auf ein Kommandowort. Neue Blumen sind über Nacht erstanden, — und ob die vorher lockenden noch immer ihre Kelche öffnen, von heut ab kehren alle Bienen bei den eben erwachten ein. Das künstliche Gewebe der Ameisen ist zerstört worden; sie lösen die alten Teile ab, eine Anzahl der Weberinnen trägt sie davon, gleichzeitig öffnen sie ihre Antennen, gleichzeitig geben sie die Fetzen dem Windstoß preis, — wie auf Kommandowort.

Maeterlinck hat darauf hingewiesen und wohl mit Recht Nachdruck darauf gelegt, daß die Bienen sich „irren" können. Ist Irrtum in dem blinden Naturtrieb? Es kommt vor, daß Bienen beim Bau der Waben zu großen oder zu geringen Zwischenraum zwischen den einzelnen Waben ließen, nun haben sie das Versäumte nachzuholen; oder sie zerstören bereits gebaute Zellen, um sie anders einzurichten; oder sie haben ihren Honig unmittelbar auf ein Metall des künstlichen Nestes abgelegt, gewahren, daß er sich zersetzt, und überdecken das Metall nachträglich mit einer Wachsschicht. Folgt nicht daraus, daß der Instinkt gleichzeitig den Naturtrieb darstellt, ihn gleichzeitig zu korrigieren weiß?

Es ist jedenfalls nichts Mechanisches darin! Der Trieb will, daß die Prinzessin ihre Rivalinnen ermorde; unter Umständen jedoch wird sie von den Arbeiterinnen daran gehindert werden. Der Trieb gebietet die Drohnenschlacht. Aber laßt die Königin alt und erschöpft sein, laßt das Volk auf die Geburt von Prinzessinnen warten und — die Drohnen werden leben!

Betrachtsam stellt sich der vernunftgerüstete, verstandgewappnete Mensch neben das Ameisenvolk. Er sieht sie die Epiphyten säen, die ihrem Nest Schutz geben sollen. Er sieht sie Samenkörner aufspeichern, derart, daß sie die Körner trocken halten, um das Keimen zu verhindern; ihnen nachher aber Feuchtigkeit zuführen und sie keimen lassen, sobald sie sie verzehren wollen. Er beobachtet, wie sie Viehzucht treiben und sich in den Blattläusen, die sie melken, eine Kuhherde schaffen. Er wird es gewahr, daß sie einen Pilz züchten, der aus sich heraus nicht entsteht: sie tragen kreisrund ausgeschnittene Blattstücke heim, zermalmen sie zu einem Brei, erwarten das Keimen des Pilzes, der ihnen zu alleiniger Nahrung dient, und werden es nicht müde, die sich bildenden Luftmycelien dauernd abzubeißen, um die Schimmelung zu verhindern. All dies sieht der Mensch und mehr noch: die Ameisen ziehen

auf Sklavenjagden aus, sie bringen die Gefangenen heim und zwingen sie zu den Diensten, deren sie bedürfen; sie schließen Alliancen; sie pflegen ihre Kranken; sie wissen sich der Larven als Webschiffe zu bedienen. Und das geschieht nur eben aus den Instinkten heraus.

Es ist etwas Wundersames um diese Instinkte. Man möchte nicht mit großen Gesten und nicht mit lauten Worten davon reden. Die Sage von Mose und dem brennenden Dornbusch kommt einem in den Sinn, und daß die Stimme an ihn erging, seine Schuhe auszuziehen, weil dieses heiliges Land sei. Wo aber brennt der Dornbusch nicht?

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen ..." Ist es nicht seltsam, daß ein Dichter, da er von seinem willkürlichsten Wollen und seinem tiefsten Tun redet, den Vergleich aus dem Instinktleben der Tiere wählt? Man könnte sich dadurch zu übereilten Schlüssen verleiten lassen ...

Schließlich gibt es nur einen, der einem auf solche Fragen Antwort geben kann, und das ist man selbst. Man glaubt, was einem die innere Erfahrung, die Selbstbeobachtung bestätigt; nichts mehr, nichts weniger. Und wenn ich mich selbst befrüge? — Ich sehe mich im Theater sitzen, der Vorhang ist gefallen: wie kommt ein Urteil zustande? Vorerst ist da nur ein ganz unbestimmter Eindruck: dies Stück ist gut, das andre schlecht. Gut, weil man es mitlebte, schlecht, weil es einen gleichgültig ließ. Für diesen Eindruck sucht man Gründe, und hat man ihrer eine stattliche Anzahl beisammen dann gibt man sich zufrieden. Aber, offen gestanden, ich selbst halte nicht viel von meinen „Gründen". Ich weiß sehr wohl, sie alle dürften zu Recht bestehen, und das gute Stück könnte trotzdem schlecht, das schlechte trotzdem gut sein. An jenen ersten Eindruck aber klammert man sich fest. Keine Argumente könnten einen darin irre machen. Und dieser erste Eindruck? — Ich fürchte, ich urteile aus Instinkt.

Die Menschen rühmen sich, und mit Recht, bei ihrem Handeln mit Überlegung zu verfahren. Der Katechismus meint, dies eben unterscheide sie von den Tieren. Wie sieht nun diese Überlegung aus? Da ist die innere Stimme, heut ein Wünschen, morgen ein Fürchten, die zu jenem Tun drängt, von diesem abrät. Nur folgt man ihr nicht ohne weiteres; nein, das tut man nicht. Vielmehr: man überlegt. Und wieder besteht die Überlegung darin, aus dem großen und blinkenden Waffensaal der Ethik die Gründe hervorzusuchen, die den Wunsch oder die Furcht rechtfertigen können. Hat man ihrer eine stattliche Anzahl beisammen, dann erst handelt man; und nun aus Überlegung; als ein vernünftiges Wesen. Es kommt freilich auch vor, daß man keine Gründe zu finden vermag, den lockenden Apfel in der Nachbarin Garten zu brechen. Alle Maximen und Gebote und Erfahrungen sprechen vielmehr sehr laut und vernehmlich dagegen. Dann sagt man sich: zum Henker mit der Alltagsmoral, man ist kein Philister! und — ißt den Apfel.

In jedem Falle bestimmt die innere Stimme alles Tun. Dasselbe Spiel

wiederholt sich, fragt man einen anderen um Rat. Es ist dem Menschen zu einer lieben und traulichen Gewohnheit geworden, die Berechtigung seiner Wünsche von andern bestätigt zu hören. Es kommt demnach durchaus vor, daß man den Rat des andern befolgt. Aber man vergegenwärtige sich einen Menschen — und es fehlt auch an solchen Degenerationserscheinungen nicht — der der inneren Stimme zum Trotz tut, was ihm ein anderer geraten: er hört auf, ein lebensfähiges Wesen zu sein.

Wie ersteht das „Neue", das Menschen schaffen? Soweit ich sehe, gibt es da zwei Wege. Den der inneren Eingebung, die sich nachher des Versuches bedient, Bestätigung oder Widerlegung zu finden. Und jenen anderen Weg, auf dem Beobachtung und Kombination zusammenkommen, und an dem das fröhliche Wirtshaus „Zur Erfindung" liegt. Denn was wir „Erfindung" nennen, ist eben eine neue Ausnutzung des Naturgegebenen auf Grund neuer Kombination. Nunwohl, dieselben Fähigkeiten besitzen die Tiere. So „erfanden" die Bienen das Wachsen der Metallscheibe, die, unbedeckt, ihren Honig zersetzte.

Bleibt der Syllogismus. „Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also ist Cajus sterblich." Man sagt, kein Tier sei zu solcher Schlußfolgerung fähig, und das scheint wirklich durchaus wünschenswert — für die Tiere. Ich mutmaße, der Syllogismus würde den Lauf des vor dem Jäger fliehenden Hasen verlangsamen. Aber ich mutmaße auch, daß nie ein Mensch auf solchem syllogistischen Wege irgend etwas erschlossen hat, daß Beobachtung und Vergleichung in der Praxis da stehen, wo die Theorie die Fahne des Syllogismus aufgepflanzt hat. Auch wußten wir es längst: der Syllogismus, nebst den anderen Schlußformen, vergegenwärtigt nicht den Denkprozeß, er stellt den Versuch des Menschen dar, sich über sein Denken Rechenschaft abzulegen; einen recht dürftigen Versuch zumal; wie immer, wo es sich um ein Naturbegreifen handelt.

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen . . ." Wir machen gern, freilich ohne recht zu wissen, wie und wo, einen Unterschied zwischen Talent und Genie. Das Talent, sagen wir, sinnt und klügelt, das Genie schafft traumseherisch aus der übermächtigen Eingebung heraus. Und diese übermächtige Eingebung, was ist sie anderes als der dunkel waltende Naturtrieb, der Instinkt? So wußte man also bereits seit erdenkbaren Zeiten, daß alles Große, was geschaffen worden, dem Instinkt zu danken sei, und daß Verstandestrachten und Überlegung nur eitel Beiwerk sind?

Ich schreibe diese Zeilen nicht, um gegen die brüchigen Windmühlenflügel anzureiten, auf denen geschrieben steht: hie Vernunft, hie Instinkt! Daß zwischen den geistigen Fähigkeiten der Tiere und denen der Menschen keine qualitativen, sondern eben nur quantitative Unterschiede bestehen, ist unter allen Einsichtigen längst ausgemacht. Ich schreibe diese Zeilen deshalb, weil man sich klar darüber sein muß, daß Instinkt und Naturtrieb das Menschheitsgebäude aufführen; daß es auf der sicheren Grundlage des Naturgegebenen

gegründet ist; daß Verstandestun und logische Überlegung nur eben das bedeuten, was etwa die Ornamentik in der Architektur ist.

Wir dienen, während wir zu herrschen glauben, und wahrscheinlich geht es aller Kreatur ebenso.

Ich meine aber auch, daß es gut ist, wenn die vielen überzeugt sind, daß sie eine Vernunft besitzen, die sie über das Instinktleben der Tiere erhebt. Auch das wird nicht zwecklos sein. Wie mögen die Bienen auf die Hummeln herabsehen! Der Gott, der schuf, schuf lächelnd. —

Ich hatte diese Zeilen bereits geschrieben, als Asta noch lebte. Ich sehe mich wieder an jenem Frühlingstage neben ihr, als ich ihr das Blatt hinreichte. Sie las es und nickte mir zu. Dann aber sagte sie: „Das glauben wir, und niemand sonst. Weil wir beide arme, verirrte Kinder sind."

Ich weiß nicht, was ich ihr damals erwiderte. Heut aber weiß ich, daß sie mit ihrem Zweifel unrecht hatte, weiß es, weil sie starb. Was will das überhaupt besagen: verirrte Kinder? Wohin sollten Kinder oder Erwachsene (denn das bleibt dasselbe) sich verirren können, da jeder Schritt, jeder Gedanke naturgegeben bleibt?

Liebe, Arbeit, Fressen und Verdauen, Tod: irgend etwas zwingt mich, diese Worte nebeneinander zu stellen. Wir wissen so wenig von der Welt, aus der heraus und in die hinein wir erstanden sind, wissen gerade soviel, wie nötig ist, unser Dasein zu fristen und unsere Arbeit zu verrichten: unser Gesichtsfeld aber ist von diesen vier Begriffen wie von Grenzpfählen abgesteckt. Sie ragen auf, und alles Leben scheint sich zwischen ihnen abzuspielen. Liebe, Arbeit, Fressen und Verdauen, Tod: dazwischen bewegt sich ein Bienen-, ein Ameisen-, ein Menschenleben.

Es ist um die Mittagsstunde eines sonnigen Sommertages. Vielleicht ist heute ein Etwas in der schillernden Luft, wärmender, stählender als sonst; wir fühlen es nicht. Die junge Bienenprinzessin schickt sich zum Hochzeitsfluge an. Sie regt die Flügel und schwebt empor. Irgendwie hat sich die Kunde ihres Aufstiegs verbreitet, ein Schwarm von zehntausend Drohnenfreiern folgt ihr in lichte Höhen. Sie steigt und steigt. Nun ermattet eine Drohne nach der andern, die Flügel werden ihnen schwer. Sie steigt noch immer. Kleiner wird die Zahl der werbenden Freier. Sie steigt in Höhen, in die sich sonst eine Biene niemals wagt. Und nun ist es ein einziger, der sie mit letzter Anstrengung erreicht, von zehntausend einer. Und diesem einzigen sind wenige Sekunden der Vereinigung gegeben, dann stürzt er mit entrissenen Eingeweiden tot hinab. Das ist der eine, der sein Dasein erfüllte; der anderen harrt die Drohnenschlacht.

Schon Tage vorher ist eine merkliche Unruhe im Ameisennest entstanden, die gewohnten Tätigkeiten wurden zum Teil aufgegeben, auch der Geschlechtslosen hatte sich die Aufregung bemächtigt, das große Ereignis kündigt sich an. Der Hochzeitsflug steht bevor. Nun erheben sich die Schwärme, die Männchen

zuerst, und steigen auf; diese Schwärme gleichen Säulen, die sich in der Luft heben und senken, und die nun wieder an einem hohen Baum, an einer Kirchturmsspitze zu haften scheinen. An das stärkere Weibchen klammern sich oft mehrere Männchen zugleich und lassen sich von ihm tragen. Nicht selten sind es ihrer drei, die ein Weibchen auf diesem Fluge nach einander befruchten. Dann kommt die Zeit, da die Männchen zugrunde gehen, die befruchteten Weibchen die Flügel abstreifen.

Es ist, als vernähme man eine gewaltige Musik, abgerissene Töne aus dem großen Choral, zu dem Liebe und Tod gemeinsam die Stimmen erheben. Zu ungeahnter Vorstellungsmacht drängen die Seelenkräfte und müssen doch, entarteten Drohnen gleich, auf halber Höhe die müden Flügel senken, während die Königin in unbegriffene Ätherhöhen steigt. Was ist das für eine Liebe, die mit dem Tod zusammen geht!

Ich denke, wie das Gefühl des Todes in aller Kreatur ist, so ist es auch in der Drohne, die sich zum Hochzeitsfluge anschickt. Die höchste Bejahung des Lebens ist der Tod. Und ich denke, wie Wollust in aller Liebe ist, so weiß die jungfräuliche Prinzessin, daß ihre Hingabe den Tod des Freiers bedeutet. Die wildeste Bejahung des Todes heißt Leben. Sekunden währt diese Vereinigung in den Lüften, und sie umschließen vielleicht mehr, als ein Menschenleben an Leidenschaften in sich bergen mag. Es ist Natur, die diese Leidenschaften gibt und fordert. Man sieht es, „Tod" ist auch nur ein Wort für tausend, durchaus verschiedene Möglichkeiten.

Liebe, Arbeit, Fressen und Verdauen, Tod: wie bunte Steinchen muten mich die vier Begriffe an, und wie ein Kind möchte man damit spielen, sie durcheinander wirrend und aneinander passend. Nun trat die Liebe neben den Tod, und Arbeit stellt sich neben Fressen und Verdauen. Man fühlt sich versucht, sie zu Gleichungen zusammenzuketten. Und wirklich, wie Liebe in ihrer höchsten Erscheinungsform den Tod bedeutet, so Arbeit in ihrer niedrigsten Fressen und Verdauen. Aber mit dem armen Gleichheitszeichen ist es nicht getan. Wohl sind Beziehungen da, aber sie sind dunkel und mannigfaltig, und hinter diesen immer noch nahen Geheimnissen steht als letztes das Geheimnis des Naturwollens überhaupt.

Nicht wahr, wir wissen, daß Symbole in der Welt der Wirklichkeiten und der Gedanken (als ob Gedanken nicht auch Wirklichkeiten wären!) nichts bedeuten, und sie bemächtigen sich der Seele und des Spieltriebes doch. So wird dies Flügelabstreifen der Ameisen nach der Begattung zu einem Symbol, und man sieht, daß es die Menschen nicht anders machen. Die Flügel hindern nämlich die Ameisen wie die Menschen an ihrer Arbeit, und darum streifen auch die Menschen die Flügel ihrer Jugend ab. Nun gibt es einzelne freilich, die da meinen, sie hätten die Freiheit, sich ihre Freiheit zu wahren; leichtlebig Volk, das auch mit grauen Haaren noch immer in den Lüften sucht. Diesen nun pflegt es nicht wohl zu ergehen auf Erden ...

Ich fürchte, Natur nimmt es mit dem Gebot der Arbeit ernst.

Wenn es eine untrügliche innere Erfahrung gibt, so ist es die der Freiheit. Freiheitsgefühl ist Leben. Es ist in dem neugeborenen Kinde, das seine Glieder reckt und dehnt, es summt aus der Biene, die von Blüte zu Blüte fliegt, ich denke, es verläßt den Gefangenen in seiner Zelle nicht ganz.

Man vergegenwärtige sich: eines Sommertages fassen die Bienen aus sich heraus den Entschluß, ihr Nest zu verlassen, um es der kommenden Generation einzuräumem. Sie bestimmen Tag und Stunde des Schwärmens. Sie schicken ihre Aufklärerinnen voran und wählen in freiem Entschlusse den Ort, wo sie sich niederlassen werden. Nicht anders das befruchtete Ameisenweibchen. So weit es seine Flügel tragen, steht ihm die Landschaft offen, hier wie dort, in dieser Steinritze oder jener Baumhöhle sein Nest zu bauen; will es sich mit einem andern Weibchen zusammentun, gut, nichts hindert es daran. Und Bienen wie Ameisen ist eine Freiheit gegeben, nach der sich törichte oder kluge Menschen bislang vergeblich gesehnt: die der bewußten Geschlechtsbestimmung der kommenden Generation. Natur kargt mit Freiheitsgefühlen nicht.

Und nun sehe man näher zu, und man wird gewahren, daß Natur Freiheit sät, um Notwendigkeit zu ernten.

Gewiß, die Biene sucht sich die Blumen aus, deren Blütenstaub sie heimträgt. Aber es ist ein Tag gekommen, und alle Honigsammlerinnen kehren bei einer neuen, eben erblühten Blumenart ein, trotzdem die andern ihren Schmelz nicht verloren haben. Wir wissen nicht, warum dem so ist, wir wissen nur, daß es mit Notwendigkeit geschieht. Der Schwarm hat sich zum Ausflug gerüstet; das Wetter schlägt um; das Schwärmen muß unterbleiben. Oder Natur greift durch Menschenhand ein, das Nest wird vergrößert, die Zellen der noch schlafenden Prinzessinnen werden zerstört: das Schwärmen darf nicht statt finden. — Den Schwärmenden war die Freiheit gegeben, sich niederzulassen, wo immer es ihnen beliebte: in ihr altes Nest kehren sie nie zurück. Und ob Kälte und Regen hereinbrechen, ob sie alle ausnahmslos den Tod finden und ob das nahe, verlassene Nest Nahrung und Sicherheit böte, — eine Rückkehr gibt es nicht.

Es sind da wundersame kleine Züge: zwei eben ausgeschlüpfte Bienenprinzessinnen kämpfen auf Tod und Leben miteinander, denn nur die eine darf die Herrschaft führen. Es komme aber im Laufe des Gefechts dazu, daß beide Gefahr laufen, von dem feindlichen Stachel gleichzeitig durchbohrt zu werden, und sie lassen augenblicklich vom Kampfe ab. Natur will, daß eine lebe.

Es ist um das Geheimnis der Geschlechtsbestimmung nicht anders bestellt. Den Arbeiterinnen steht es frei, Zellen zu bauen, in welche die Königin männliche Eier legen muß, es ist ihnen gegeben, durch Zellenbau und Brutpflege aus jedem Arbeiterinnenei eine Prinzessin zu züchten. „Nur" sind sie darin von der Nahrung abhängig, die sie finden, von den Blumen, die eben blühen, von Reichtum oder Armut ihres Volkes. Die Königin vermag das Ei aus sich heraus mit dem männlichen Samen, den sie in sich trägt, zu befruchten,

so daß ihm eine Prinzessin oder Arbeiterin entwächst, oder es unbefruchtet zu lassen und so einer Drohne Geburt zu geben. „Nur" sieht auch sie sich von der Nahrung abhängig, die ihr die Arbeiterinnen reichen und die sie nicht selber wählen kann, und diese Nahrung —: hier schließt sich der Kreis, die Willkür wird Notwendigkeit.

Noch weiß man wenig von der Geschlechtsbestimmung der Ameisenvölker, doch erkennt man dasselbe Spiel, und wie sich die Fäden aus Wollen und Zwang verketten. Sei es, daß die Ameisenmutter ähnlich wie die Bienenkönigin die Fähigkeit besitzt, im Ei bereits das Geschlecht zu differenzieren, sei es, daß hier die Brutpflege allmächtig ist: das unverstandene und dunkle, naturkräftige Gebot des Staatswohles spricht auch hier das letzte Wort. Und man hat eine seltsame Beobachtung gemacht. Es finden sich unter den Ameisen Parasiten, Lomechusen genannt, die von ihnen gastfreundlich aufgenommen und gefüttert werden. Sie sind gefräßig, begnügen sich nicht mit dem dargereichten Futter und haben es auf die Eier ihrer Wirte abgesehen. Sie verzehren deren genügend, um die Ameisen zu zwingen, die zu Weibchen bestimmten Larven in geschlechtslose Arbeiterinnen umzuzüchten. Auch hier steht das Wort, daß Freiheit Notwendigkeit ist.

So spielt Natur mit ihren Geschöpfen, wie die Katze mit der Maus. Nicht doch, nicht doch! Wie eine Mutter mit ihrem Kinde.

Wer Natur mit plumpen Fingern zu greifen suchte, dürfte sagen: es gibt keine Freiheit. Die Bienen haben nicht die Freiheit, diese oder jene Blumen aufzusuchen, es liegt nicht in ihrer Wahl, ob sie schwärmen oder nicht-schwärmen wollen, sie haben über das Geschlecht der kommenden Generation keine Macht, und ganz wie sie, sind die Ameisen in jedem Schritt, in jeder Regung naturgebunden. Wer etwas tiefer blickt, gewahrt, daß Freiheit darum nicht unwirklich ist, weil sie nur im Gefühl beschlossen liegt. Gefühle sind Wirklichkeiten. Und vielleicht gab Natur ihren Kreaturen das Gefühl der Freiheit in so verschwenderischer Fülle, weil sie ihnen die Freiheit selbst versagen mußte, weil — sie ihrer selber entbehrt.

Ich mache nicht die Nutzanwendung auf uns Menschen; sie liegt zu nahe. Mögen sich die einen frei, die anderen sich gebunden fühlen — die Empfindung wird wahrscheinlich jedem das geben, was für ihn notwendig ist. Ich sage mir nur daß die Empfindung der Freiheit in ihrer Gefühlstiefe auskosten und zugleich die Gewißheit der Notwendigkeit besitzen, das Leben begreifen hieße.

Man könnte sich versucht fühlen, ein Buch „über die Erziehung des Bienengeschlechtes" zu schreiben. Wollte man es statt dessen „über die Erziehung des Menschengeschlechtes" benennen, so würde das wenig Eintrag tun, der Inhalt bliebe wesentlich derselbe. Nur hätte man die Unoriginalität des Titels gegen sich.

Es gibt bei Bienen wie Ameisen etwas, das man als „sozialen Magen" bezeichnen könnte. Sie nehmen Speise zu sich, ohne sie für sich zu verbrauchen; sie speichern sie zum Besten des Allgemeinwohls in sich auf, um

sie zu ihrer Zeit wieder abzugeben. Ich wähne, daß ihnen auch die Zufuhr in den „sozialen Magen“ ein Lustgefühl weckt.

Weithergeholte Vergleiche sind des Heimtragens selten wert, und namentlich wo sie sich in das fadenscheinige Gewand der Allegorien kleiden, muten sie verdächtig an. Doch sagt man sich, es gibt etwas ähnliches bei uns Menschen, und unwillkürlich vergegenwärtigt sich einem der Kapitalismus, und man lächelt. Man lächle nicht! Auch der Kapitalist sammelt mit dem Behagen des Fressers bewußt oder unbewußt für das Gemeinwohl. Wie man sich auch dagegen sträuben möge: von der Vielheit der Kapitalisten und ihrer Sättigung hängt der Nationalwohlstand ab. Und wenn man weiter denken wollte? Wenn auch die sozialen Zustände ein naturgegebenes Erziehungsstadium darstellten, gleichsam eine Klasse in der großen Schule, in der die Menschheit solange zu weilen hätte, bis sie zur Versetzung in die nächst höhere reif geworden?

Unter den Honigameisen im Süden Colorados finden sich in jedem Neste neben den Arbeiterinnen Individuen, deren elastischer Kropf bis zur äußersten Grenze mit Honig angefüllt ist, derart, daß der Kropf den ganzen Hinterleib einnimmt und alle übrigen Organe zurückgedrängt werden. Das sind die sogenannten Honigträger, die, zu jeder Arbeit unfähig geworden, die meiste Zeit ihres Lebens unbeweglich in den Vorratskammern hängen. O, über euch Ameisen-Kapitalisten!

Immer, wenn die Rede zwischen uns beiden auf diese Frage kam — und wir diskutierten ernsthaft genug darüber, anstatt die kurzen Stunden stumm mit einander zu leben — war dies Gefühl brutaler Grausamkeit in uns. Wie eine große Mühle — du selbst brauchtest den Vergleich — erschien uns der Ameisen- wie der Bienenstaat, eine Mühle, in die man oben tausende zuckender Leben hineinwirft, um unten ein totes, gleichgültiges Etwas zu ernten.

Natur tut ihr Werk. Es ficht sie nicht an, daß tausende von Drohnen leben, damit eine die Königin befruchten könne, und daß die andern alle dann hingemordet werden; sie hat, nachdem der Hochzeitsflug vorüber, kein Erbarmen mit all den Ameisenmännchen, die sie ins Leben rief; es macht ihr nichts aus, das Muttertier hier zu einer Eierlegmaschine herabzuwürdigen und ihm dort von aller Arbeit die schwerste und gefährlichste aufzubürden; sie läßt hier wie dort die zahllosen Arbeiterinnen ein geschlechtsloses Dasein führen, sie kettet jedes Individuum unlösbar an die vielen. Natur tut ihr Werk.

Wozu das alles? Nicht als ob ich töricht genug wäre, nach dem Zweck des Daseins zu fragen. Aber wie ein Wandrer, der in eine Stadt kommt — er sieht sie planvoll angelegt und gewahrt doch, daß jeder Einwohner wie ein Gefangener zwischen Mauern und mit dem Blick auf graue Mauern schmachtet, — sich Rechenschaft darüber abzulegen sucht, was Menschen zum Bau der Städte zwinge, so bleibt auch hier die Frage nach der Notwendigkeit, sei es nach den Vorteilen, solcher Staatenbildung.

Man sagt uns: Erhaltung der Art; und damit ist wirklich vieles gegeben,

wofern man sich nur freundlich vergegenwärtigen will, daß jede Art bestimmt ist, vielen anderen zur Nahrung zu dienen. Natur ist Saturn, der seine eigenen Kinder frißt. Findet man das grausam, so ist es doch wahrscheinlich notwendig. Natur setzte den Begriff des Lebens in den des Kampfes, sie verband, nächst dem Zeugen, Mord und Notwehr mit dem stärksten Lust-, und das ist Lebensgefühl, das sie zu vergeben hatte, sie steckte weise diesem Triebe nur die eine, keineswegs unbedingte, Grenze innerhalb der eigenen Art. Und hier nun beugen wir in Andacht das Knie, wähnend, nicht wissend, daß Ameisen- und Bienenstaat das geeignete und vollkommene Mittel zur Erhaltung der Art sei.

Ein anderer Begriff tritt sogleich daneben, der der Arbeitsleistung. Ich zweifle nicht, daß er für alle Kreatur besteht und ausschlaggebend ist: bei Bienen und Ameisen wird er augenfällig. Diese kleinen Geschöpfe sind große Arbeiter im Dienste eines unbekannten stummen Herrschers, wie wir alle; durch ihren Instinkt zu Unermüdlichkeit verdammt und begnadet, wie die übrigen auch. Es war vorwitzig — (verzeih mir, Asta!, dieser melancholische Vorwitz war dein ganzes liebes Selbst) — diese Staatenbildungen der zermalmenden Mühle zu vergleichen. Wollte man nach einem Gleichnis suchen, ich glaube das eines großen Uhrwerks wäre angebrachter, in dem unzählige Räder ineinander greifen. Wer fragt danach, ob die Räder schnell oder langsam abgenutzt werden, rückt nur der Zeiger vor! Vielleicht würde Natur nicht so ungestüm die Arbeit fordern, wäre es nicht um ihrer, der Natur selbst willen und weil sie deren bedarf.

Bei Bienen wie Ameisen beruht die Arbeitsleistung auf Arbeitsteilung. Da sind die einen nur dazu bestimmt, Nahrung zu sammeln, die anderen nur zur Verteidigung des Nestes, andere zum Wachdienst, andere zur Brutpflege, andere zum Wachsschwitzen, andere zur Honigaufspeicherung, andere zum Bau des Nestes. Vielleicht ist es auch Arbeitsteilung, daß eine unter vielen die Mutterpflichten übernimmt, Arbeitsersparnis, daß die Männchen nach der Befruchtung dem Tode verfallen sind?

Und wären diesen Staatenbildungen die denkbar vollkommensten zur Erhaltung und Nutzbarmachung der Art — es ist etwas in uns, das sich mit alledem nicht zufrieden geben kann und nach dem Wohlergehen der Individuen fragt. Wie wir Menschen nun einmal empfinden, scheint uns diese Frage die allerdringlichste zu sein; vielleicht ist das menschliche Unart; daß sie aber dunkel, gebieterisch, unabweisbar in uns ist, beweist in meinem Sinne, daß auch sie naturgewollt, naturgegeben ist.

Vergegenwärtigt man sich das Naturwalten überhaupt, so treten einem zwei Ideen, einander verneinend und dennoch bejahend, befremdlich entgegen: die Idee des Überflusses und die der Sparsamkeit. Die Natur ist der Überfluß: sie schafft zehntausend Drohnen, damit eine die Königin befruchte; sie weckt viele Prinzessinnen, damit die stärkste lebe; sie schickt unzählige Ameisen-

weibchen zum Hochzeitsfluge in die Lüfte, damit es ein paar gelinge, allen Gefahren zum Trotz, den befruchteten Leib in Sicherheit zu bringen. Die Natur ist die Sparsamkeit: sie ist so geizig, daß sie den Drohnen nach dem Hochzeitsfluge keinen Anteil mehr an der Fülle des Honigs gönnt, so geizig, daß sie das Ameisenweibchen zeitweise von seinen eigenen Eiern ernährt. Naturwalten ist die Einheit im Gegensätzlichen.

Dem gegenüber stellt der Mensch seine armselige Rechnung aus Plus und Minus auf. Liebe mag höchstes individuelles Glück bedeuten, — Natur entzieht sie im Ameisen- wie im Bienenstaate den meisten. Arbeitsleistung mag Wohlbefinden insichschließen, — sie verurteilt Drohnen wie Ameisenmännchen zu Arbeitslosigkeit. Freiheit ist Bedingnis der Lebensfreudigkeit, — sie schickt ganze Ameisenvölker in die Sklaverei. Zusammengehörigkeit gibt ein wohliges Gefühl der Wärme, — es kommt zur Drohnenschlacht.

Doch ist es, als wäre auch Natur auf Surrogate bedacht gewesen, als hätte sie den Beraubten Almosen aushändigen wollen. Die sonst benachteiligten Männchen sind sowohl bei Ameisen wie bei Bienen große Fresser, den jungfräulichen Arbeiterinnen ward es hier wie dort gegeben, Eier (seltsamerweise nur männliche Eier) zu legen, und vielleicht wurde ihnen damit etwas wie ein Mutterschaftsempfinden.

Wie man die kurzsichtige Rechnung auch aufstellen mag, eins scheint unabweisbar: der soziale Zusammenschluß, notwendig zur Erhaltung der Art und zur Steigerung der Arbeitsleistung, kürzt die individuellen Lebensrechte. Natur vermochte nicht den Staat zu schaffen, in dem Zusammenschluß und Zusammenarbeit bei völliger Freiheit und Gleichheit wäre.

Nun aber gibt es ein merkwürdiges Phänomen: Stirbt die Bienenkönigin, oder tötet man sie, so siecht und stirbt in kurzer Zeit das ganze Volk dahin.

Was will das besagen? Doch offenbar, daß von dieser Bienenkönigin, in der die Idee des Staates verkörpert lebt, eine Lebensenergie auf alle ausstrahlt, und mit ihrem Tod erlischt. Diese spezifisch staatliche Lebensenergie aber konnte nur denen gegeben werden, auf denen die Last sozialen Einvernehmens ruhte. So wäre denn dieser Naturstaat End aller Enden dennoch keine Verkürzung individuellen Wohlbefindens?

Vielleicht ist Lebensenergie der Güter höchstes. Vielleicht empfindet auch das Tier die Wonnen der Begattung, des Mordens, des Fressens, der Arbeit als recht untergeordnet, gegenüber jenem vibrierenden Gefühl, das Leben, nur Leben heißt? Vielleicht wiegt es jede Benachteiligung und jede Beraubung auf, dies warme, pulsende Gefühl des Lebens.

Davon aber weiß nur der, der sein Leben recht eigentlich verloren hat.

Man hat die folgende „wissenschaftlich beglaubigte" Beobachtung angestellt. Unter den Ameisen ist die formica sanguinea eine der kriegerischsten. Greift man in ein Nest dieser Art irgendwie ein, so stürzt sich ein Teil der Ameisen auf die Hand des Friedenstörers und bedeckt sie mit Bissen

und Giftsalven, andere flüchten, andere stellen sich tot, andere nehmen sich der gefährdeten Brut an, wieder andere, von ohnmächtiger Wut erfaßt, lassen ihren Zorn an irgendwelchen toten Gegenständen aus: ganz scharf und unverkennbar zeichnet sich das Bild der Individualitäten.

Ich erinnere mich, daß mir als Kind nichts einen tieferen Eindruck machte, als da ich zum erstenmal erfuhr, daß kein Blatt eines Baumes dem anderen vollkommen gleiche. Langsam begann ich, mich in das Individualisierungsstreben der Natur hineinzudenken. Es schien mir von allem das Größeste und Gewaltigste. Mein Begriff der Allmacht Gottes war darin.

Und im Grunde geht es mir noch heut nicht anders. Wir Menschen, die wir uns in all und jedem ängstlich und sklavisch wiederholen, und Natur, die in jedem der Milliarden unendlich kleiner Lebewesen, die nur für die Vernichtung geschaffen zu sein scheinen, eigene Wege geht! Und ich frage mich, ob Natur, der ewig, unermüdlich individualisierenden, wirklich nur die Erhaltung der Art angelegen sein könne und daß ihr die Individualitäten nichts gelten; und irgend etwas in mir zwingt mich, die Frage zu verneinen. Mir scheint, gibt es eine Erhaltung der Art, so muß es auch, und sei sie noch so relativ, eine Erhaltung des Individuums nach dem ihm bestimmten Maße geben ... Du lieber Gott!, es schnitzt sich jeder seine Pfeife nach seinem Bedarf und Können, sich in den Stunden der Bängnis sein Stücklein darauf zu flöten.

Die Bienen sind ans Werk gegangen, sich ihre neue Stadt zu bauen. Sie hängen in umgekehrtem Kegel dichtgedrängt aneinander und schwitzen Wachs. Und plötzlich löst sich eine aus der Menge, klimmt an der starr hängenden Schar der Schwestern resolut entlang, erreicht den Gipfel, stößt die sie Hindernden beiseite, beginnt ihren Körper seltsam zu verrenken, entzieht sich selbst das Wachs, klebt es an und bastelt und formt, und legt so den ersten Grundstein für die neue Stadt. Und zieht sich lautlos zurück, nachdem sie ihre Arbeit verrichtet, und wird von einer beliebigen anderen, über die es nun gebieterisch kommt, ersetzt, und diese tut ihr Werk und geht, es folgt die dritte. Auch hier das offenbare Sichgeltendmachen der Individualitäten, die instinktive, und doch persönlich-spontane Willenskundgebung.

Als ich zum erstenmale davon las, vergegenwärtigte sich mir deutlich, scharfumrissen ein Bild. Inmitten grausam sonniger Landschaft steht die kleine Dorfkirche, mit den halb abgeblühten Fliederbüschen neben der niederen Tür. Drinnen kniet die Pietistengemeinde. Sie schweigen und beten. Manchmal ein Aufschrei der Verzückung, dann wieder Schweigen und Beten. Und plötzlich steht eine auf, sie tastet sich durch die Reihen der Schwestern; sie tritt vor den Altar, sie verrenkt ihre Glieder und beginnt mit Zungen zu reden. Sie verstummt, eine andere ersetzt sie, es folgt die dritte ... Und die Bienen kommen und rechtfertigen das ketzerische Tun und Treiben der armen Pietistengemeinde.

Ich glaube, es gibt viel Fälle, in denen die Tiere für die Menschen Zeugnis ablegen könnten. Man spricht so leichthin von verirrter Natur. Wer aber darf

behaupten, daß die „Verirrungen" nicht auch im Willen der Natur selber sind?

Lebensenergie ist ein mystischer Begriff. Es ist nicht mystisch, daß kein Blatt eines Baumes dem andern gleicht, nicht mystisch, daß tausende von Drohnen leben, damit ihrer eine die Königin befruchten könne, nicht mystisch, daß die vielen Ameisen geschlechtslos verkümmern und trotzdem Eier legen, nicht mystisch, daß etliche als lebende Honigtöpfe verbraucht werden dürfen, nicht mystisch, daß tausende von Menschen nur dazusein scheinen, um tagaus tagein mit dem einen Daumen ihrer einen Hand einen bestimmten Griff in irgend einer Fabrik zu verrichten. Aber Lebensenergie ist ein mystischer Begriff. Darum fort mit der Lebenskraft aus der Wissenschaft!

Nicht als ob ich mich über solche Widersprüche ereiferte. Wir, die wir das Leben mit frommen Augen anblicken, wissen, daß alles, was besteht, zu recht besteht, daß alles, was ist, auch gut und notwendig ist. Wie unter den Juden in Palästina das Bilderverbot aufkam, weil es dem Volk an künstlerischer Beanlagung fehlte, Statuen zu meißeln, so tut die Wissenschaft recht daran, den Begriff der Lebenskraft zu leugnen: sie wäre doch nicht imstande Pillen zu drehen und Latwergen zu fertigen, die verlorene Energie zu ersetzen.

Freilich, die Bienen sterben, wenn ihnen ihre Königin genommen ist. Und eine ganz ähnliche Erfahrung macht der Menschenbeobachter häufig. Da ist irgend ein alter Beamter, dem die Arbeit noch rüstig genug von der Hand geht. „Wie prächtig der alte Herr sich hält", sagen die Leute, die ihm frühmorgens und mittags, nachmittags und abends, immer um dieselbe Stunde auf seinem Weg ins Amt begegnen. Nun aber sein siebzigster Geburtstag naht, die gesetzmäßig höchste Pensionsklasse auch erreicht ist, sagt sich der alte Herr, daß er seinen Lebensabend in Muße, mit jenen Beschäftigungen, die den Jüngling lockten, verbringen möchte. Er nimmt seinen Abschied, erhält den üblichen Orden und — wenige Wochen darauf wird er begraben. An irgend einer Zufallserkrankung starb er. Dieser Zufall aber tritt so oft ein, daß er zur Regel wird. Mit der gewohnten Tätigkeit schwand die Lebensenergie.

Merkwürdig nur, wie diese Lebensenergie, die naturgemäß in jedem Wesen ist, durch staatliche Gemeinsamkeit erhöht zu werden scheint. Die Erfahrung, von der ich sprach, ist in Sonderheit die des Beamten. Staatsangehörigkeit ist Kraft, Arbeit für das Gemeinwohl Krafterhöhung. Wie oft hört man das Wort zitieren: „Kein Mann kann ohne Vaterland gedeihen." Es wäre schwer, Beweise dafür anzuführen; man würde unlogisch, wollte man es tun. Aber das Gefühl ist da, das die Wahrnehmung bestätigt und fordert, daß sie zu recht bestehe; und in dieser Empfindung ist etwas von Stolz und — Menschheitswürde.

Freilich, freilich... Nur dünkt mich, ich könnte das Wort dennoch beweisen, und zwar durch eine einfache Umschreibung: Keine Biene kann ohne Königin gedeihen.

Es ist wohl eine tiefsinnige Sage, die den Menschen von einem Tier verführt oder geführt werden läßt (beides ist immer dasselbe) und die den

noch halb Schlafbefangenen darstellt, wie er den Apfel der Erkenntnis von — einem Baume bricht.

Und dieser Apfel lehrt ihn, was gut und was böse. Es ist aber jederzeit das „Gute" und das „Böse" dicht nebeneinander in der Natur.

Frage die Ameisen und die Bienen, sie werden dir Antwort geben! Natur will die Monogamie, in des Wortes strengstem Sinne, behaupten die Bienen; vielmehr die Polygamie und die Geschwisterehe, beweisen die Ameisen. Natur predigt das Recht des Stärkeren und reizt zu Kampf und zu Sklavenhaltung; sie sorgt gleichzeitig dafür, daß sich Bienen wie Ameisen der verwundeten Schwester erbarmen. Natur will den Eigentumsbegriff und leugnet ihn zugleich, sie gibt Freiheit mit der einen Hand und nimmt sie mit der andern. Natur fordert Arbeit und gibt doch den Ameisen in den Sekreten der Lycaeniden-Raupen, ganz wie den Menschen im Alkoholismus, ein Narkotikon; die Erhaltung der Art ist ihr angelegen, und sie läßt Ameisenvölker durch eben die Sklaven, die sie sich halten, entarten. Sie hat den Reinlichkeitsbegriff den Arbeiterinnen dieser sozial lebenden Tiere so tief in den Instinkt gepflanzt, daß sie eher sterben als das Nest beschmutzen: die Drohnen wissen von solcher Reinlichkeit nichts. Natur hat den Bienen die Ehrfurcht vor ihrer Königin als ein Heiligstes gegeben, — aber man hindere die Königin am Schwärmen teilzunehmen, und die Arbeiterinnen werden kommen und ihre Königin enger und enger einschließen und werden von dieser eisernen Umklammerung nicht eher ablassen, bis die Königin erstickt ist. Neben jedem „Ja" steht unmittelbar das „Nein" in der Natur. Ich sagte es schon, sie ist die Einheit in den Widersprüchen. Was wir als ethische Forderungen empfinden, sind ihr Zweckmäßigkeitsfragen.

Der Mensch kommt und fühlt sich der Natur überlegen. Beweis dafür seine sittlichen Vorstellungen, sein Gewissen. O, über die kurzsichtigen Toren! Als ob unsere sittlichen Vorstellungen irgend etwas anderes wären, etwas anderes sein könnten, als eine einseitige Auswahl aus den Gesetzen der Natur. Als ob es nicht auch ein Gewissen gäbe, das den Bienen verbietet, ihr Nest zu beschmutzen, die Ameisen auffordert, sich der erkrankten Schwester anzunehmen.

Und wenn man den Begriff eines Gottes statt den der Natur in die große Rechnung einsetzen wollte? Nichts würde geändert. Der vollkommene Künstler steht für das vollkommene Werk, der Schöpfer lebt in dem Geschaffenen. Was ist es aber für eine armselige und brustkranke Pastorenweisheit, die diesem Gott auf Knien naht und ihn „gut" heißt! Dürfen menschliche Begriffe in ihrer Unzulänglichkeit gelten, so ist Gott „böse" wie „gut".

Die menschliche Ethik ist eine einseitige und bündig gefaßte Auswahl aus einem großen und widerspruchsvollen Buche. Das sagt nicht, daß sie darum weniger bindend für uns ist: sie wird dadurch zwingender. Wie überall in der Natur müssen die Zweckmäßigkeitsfragen ausschlaggebend gewesen sein; nun also; das Wohl und die Entwicklung der Menschheit hängt daran. Natur wollte

und brauchte den Menschen, wie er ist und wurde. Überdenkt man aber das menschliche Sittengesetz in seiner Gesamtheit, so sieht man sich wieder den beiden Grundbegriffen gegenüber: Erhaltung der Art und Arbeitsleistung. Daraus vermöchte man alles abzuleiten. Und dieses menschliche Sittengesetz mußte sich wandeln, wie sich die Menschheit selbst in ihren Lebensbedingungen wandelte.

Man denkt der anderen Sage, von der Vertreibung des Ahnherrn aus dem Paradiese. Wie frühzeitig fühlte sich der Mensch der Natur entfremdet! Wie bald ihr überlegen!

Und wenn auch dies Gefühl nur ein Stachel mehr zu der Arbeitsleistung wäre, zu der Natur des Menschen bedarf? So lobt und hätschelt ein Reiter sein Pferd, wohl wissend, daß es ihn umso williger und hurtiger dem Ziele entgegenträgt.

In einem neuen „wissenschaftlichen" Werke über die Ameisen liest man den folgenden Satz: „Die Analogien der Ameisenkultur mit der menschlichen Kultur sind oft geradezu frappierend, so zwar, daß unkritische Köpfe ganz übersehen haben, daß es sich nur um Analogien handelt, und den Ameisen kurzweg menschliche Motive für ihre Handlungen untergelegt haben." Der Verfasser weist sodann auf den ungeheuren Unterschied zwischen dem kleinen Ameisen- und dem gewaltigen Menschengehirn, offenbar, um daraus zu schließen, daß menschliche Kultur und Staatenbildung eine Schöpfung unseres Intellektes sei.

Welch Lobredner menschlicher Vernunft! Vernunft hat es gewollt, daß einer, der sich in nichts auszeichnete, der dies Recht nur eben ererbte, über die anderen herrsche. Vernunft gebot: ihr sollt in denen eine privilegierte Kaste achten, deren Väter dem Vater dieses einen irgendwie nahestanden. Vernunft plädierte: es ist gerecht, daß viele darben, damit einige wenige sich bereichern. Wahrhaftig! Mit Vernunft diese menschliche Vernunft betrachtet, erschiene es immer noch weiser, das Muttertier auf den Thron zu erheben, als den Erben seiner Ahnen.

Dem gegenüber das Wort des griechischen Philosophen von dem *ζῶον πολιτικόν*. Der Mensch ein staatenbildendes Lebewesen, wie die Bienen und Ameisen auch. Ein Lebewesen, das seiner Natur nach darauf angewiesen ist, in sozialer Gemeinschaft zu leben. Das dunkel Instinktmäßige der Staatenbildung ist darin. Die unbegreifbare, jeder kritischen Betrachtung spottende Naturmacht zwingt dazu, sie waltet fort, und das Erstandene dauert. Das Bild der orientalischen Staaten, sei es des alten Ägypten, vergegenwärtigt sich einem. Pharao läßt Pyramiden bauen, damit ihm und seinen Vätern Unsterblichkeit gesichert sei. Inmitten der Wüste, in Dürre und Sonnenbrand, wälzen sie Steine, die Peitsche des Aufsehers klatscht auf die nackten Leiber. Wäre es nicht das einzig Vernunftgemäße, hinzugehen und Pharaos Unsterblichkeit in dessen eigenem Leibe mit dem Dolch zu suchen? Findet sich aber ein Wahnwitziger, der also vernünftig handelt, fällt Pharao, — was ist geändert? Der

Nachkomme beerbt ihn, der Staat bleibt, der er war. Natur mit ihrem dunklen Machtwort heißt ihn bestehen.

Welche Verschiedenheit menschlicher Staatenbildungen von dem alten Ägypten zu dem modernen England, — dieselbe Verschiedenheit wie unter den Ameisenstaaten auch! Natur weiß zu differenzieren. Sie schafft Entwicklungsstadien. Ihre große Schule, in der sie gleichzeitig lehrt und lernt, hat viele Klassen. Und wieder vergegenwärtigen sich mir — mag sein, daß meine Kurzsichtigkeit daran schuld trägt — die beiden entscheidenden Grenzmale der Arterhaltung und der Arbeitsleistung. Ich meine, die Naturidee des Staates verwirklicht sich jeweilig, die dem betreffenden Ameisen-, Bienen-, Menschenvolke die sicherste Erhaltung der Art, die größte Arbeitsleistung ermöglicht. Man setze alte Ägypterstämme in das moderne England, sie werden werkuntätig zugrunde gehen! Und umgekehrt.

Nicht wahr, es gab eine Zeit, in der wir uns alle für die französische Revolution begeisterten? Sie schien so freiheitskräftig. Heut, da uns die Augen einigermaßen geöffnet sind, urteilen wir anders. Auch wissen wir, daß Freiheitsdrang zu allen Zeiten umsonst in freiheitberaubten Menschen gewesen ist. Diese Revolution setzte sich durch, weil Dumouriez siegte, derselbe Dumouriez, den man um der Freiheit willen zwang, ein Verräter zu werden. Sie setzte sich durch, weil sie eine Steigerung der Arbeitsleistung bedeutete. Sie war das Gewitter, das nach heißem Julitage abkühlt, und das darum nicht weniger naturgegeben ist, weil zahllose Gewitter kommen und die Hitze wiederkehren heißen.

Von dem alten Ägypten zu dem modernen England — in einem, und wie es scheint, dem Ausschlaggebenden, sind alle menschlichen Staatenbildungen einander gleich geblieben. Immer mußten die vielen darben, um wenige zu bereichern; immer mußte die Masse frohnen, um einzelnen die volle Entwicklung ihrer Persönlichkeit zu ermöglichen. Man könnte sagen, wenn man den Unterschied doch gelten lassen wollte: der Naturinstinkt hat kraft der Staatenbildungen die Vernunft gezüchtet. Die Frage aber nach dem individuellen Wohlergehen fände in Menschenstaaten keine entscheidend günstigere Beantwortung als in Bienen- oder Ameisengemeinden. Auch hier das Verkümmern zahlloser, das geschlechtlose Darben vieler zu Mutterschaft Befähigter, und Hunger und Seuchen, die, ganz wie bei den Ameisen auch, durch das soziale Beieinanderwohnen an Verheerungskraft gewinnen. Und dem steht auch hier nichts gegenüber als jene Steigerung der Lebensenergie. Bis zu dem Paradoxon des im Lebensrausch für seine Fahne sterbenden Soldaten.

Naturnotwendigkeit steht unserm sozialen Empfinden gegenüber. Es gilt, sie ehrend begreifen. Auch scheint dies noch kein Grund dagegen, daß unser soziales Empfinden nicht auch notwendig wäre. Natur sät Gefühle, um Zustände zu ernten. Vielleicht liegt auf dieser Linie das von ihr gewollte, nächste Entwicklungsziel? Nur scheinen Natur und Mensch für die von beiden

gleichmäßig erstrebte und ersehnte Versetzung in die höhere Klasse noch nicht reif zu sein.

Soviel ist sicher: Natur kann nichts ohne den Menschen, der Mensch nichts ohne die Natur.

Solange die Menschheit fühlend gewacht hat, war der Traum von dem „vollkommenen" Staat. Nicht umsonst steht das Märchen vom goldenen Zeitalter oder vom Paradiese am Anbeginn ihrer Geschichte. Und ob der israelitische Hirt in harter Verbannung von dem messianischen Reiche, der moderne Arbeiter von dem Zukunftsstaate träumt — was sind all diese Phantasiegespinnste anderes als Vernunftspostulate gegenüber der instinktgegebenen Staatenwirklichkeit? Hier oder nirgends, im Märchen, nicht im Seienden, ist menschheitseigentümliche Vernunft.

An jenem Tage aber, da sich dieser vernünftigen sozialen Märchen eines verwirklicht, will ich glauben, daß der Mensch sich über die Natur erhebt.

Wie der kluge Mathematiker sein x in die Rechnung einsetzt — er sperrt es in Klammern ein und erlöst es wieder daraus, läßt es über und unter den Bruchstrich tanzen, potenziert und radiziert es, ohne zu wissen, was x eigentlich sei, vielmehr es gilt ihm, herauszubringen, was x bedeute — so und nicht anders sind wir, nur unbewußt und instinktiv, verfahren. Von Arbeit und Arbeitsleistung war die Rede. Die vorwitzige Frage kommt zuletzt: was Arbeit sei.

Nun aber ergibt sich die Antwort nach all dem Gesagten doch von selbst: das Individuum arbeitet offenbar zunächst für sein eigenes Wohl, sodann für das seiner sozialen Gemeinschaft, schließlich für das des Naturganzen. Bienen und Ameisen fliegen und krabbeln zum Beweise heran: Man hat ausgerechnet, daß es ohne die Bienen etwa hunderttausend Blumenarten nicht geben würde, man kennt Pflanzen, die der Ameisen zum Schutze gegen ihre Feinde bedürfen. Wiederum hat der Mensch durch seine Züchtungsversuche in das Wesen des Bienenstaates eingegriffen, und vielleicht kommt die Zeit, da auch die Ameisengemeinden durch ihn auf eine höhere Stufe gehoben werden. Wer will Spinne Phantasie verbieten, ihr Netz zu weben? Eines Tages macht ein Gelehrter die Entdeckung, jener, sonst in der Natur nicht vorhandene, winzige Ameisenpilz sei das einzige, unfehlbare Heilmittel gegen Krebs oder Schwindsucht oder welche Krankheit immer. Alsbald treten die Ameisen in die nächste Interessensphäre des Menschen, und ihr despotisches Staatswesen mag durch Züchtung in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt werden. Hier sind die Treibenden auch immer zugleich die Getriebenen, Glied greift in Glied, Bewegung fließt aus Bewegung. Das Perpetuum mobile ist erfunden — nur zufällig nicht von den Menschen — und heißt Natur.

Wenn aber irgend ein Unterscheidungsvermögen uns innewohnt, so muß die Arbeit für das Naturganze von allen Arbeitsarten am höchsten bewertet werden. Sie ist bedingt und bedingend; hier wie überall stellt sich das Symbol des Ringes für alles Naturgeschehen ein.

Wäre es möglich, die Entwicklungsgeschichte der Natur zu schreiben, so höbe mit dem Eintritt des Menschen als Jäger, Hirt und Ackerbauer das bislang letzte und wichtigste Kapitel an. Jahrmillionen brauchte Natur, bis es ihr gelang, sich das vollendete Werkzeug fertig zu stellen. Nun arbeitet sie mit diesem Werkzeug an sich selber, und das Tempo der Entwicklung wird schneller. Sie nutzt das neue Werkzeug auch, die früheren verwendungsfähiger zu gestalten, und wirft ihrer nur wenige beiseite.

Natur schafft sich selbst die Organe zu ihrer eigenen Weiterentwicklung, und jedes lebende Wesen ist ein solches Organ; auch Ameisen, Bienen und Menschen.

Man könnte und sollte vielleicht die gesamte menschliche Kultur als Arbeit für das Naturganze ansehen! Was sind alle Erfindungen: Eisenbahn, Dampfschiff und Luftballon — Dampfpflug und Baggermaschine — Telegraph und Mikrophon — Schießpulver und Dynamit anderes als Mittel zu jener Herrschaft, die ein Dienen ist? Scheint es nicht augenfällig, daß je gewaltsamer der Mensch sich die Natur unterwirft, er desto angestrengter ihre Arbeit verrichtet? So mancher meint seinen eigenen Weg aus eigener Wahl zu gehen, und kommt als Bote.

Kunst — Wissenschaften — Religionen: heißt es sie gering bewerten, wenn man ihr letztes darin sieht, Naturverständnis und Naturandacht zu geben? Die Sklaven tun auch so ihr Werk; der erste Diener muß seinen Herrn verstehen oder — und das gilt dasselbe — zu verstehen glauben.

Man hat viel über das Menschheitsziel gegrübelt. Vielleicht würde man ihm näher kommen, wenn man es nicht in der Entwicklung der Menschheit, sondern in der des Naturganzen suchte. Aber man schreibt Geschichtsbücher für Könige und Kinder! Man weiß nicht, daß es vor allem darauf ankommt, daß Wälder ausgerodet und Sümpfe getrocknet, Tiere vertrieben und gezüchtet, der Boden intensiver Kultur gewonnen werde. Der Mensch soll sich und der Natur ihr „Klima" schaffen.

Ich habe einmal Urwald gesehen. Nicht jenen der Tropen, der in prahlenden Farben lügt, sondern jenen des hohen Nordens, der wahr ist und bettelt. Man fährt durch Lappland und man wähnt, ganz neue Eindrücke einer jugendlich unberührten Natur müßten einem zu teil werden. Aber dieser Wald, in dem Keimendes das Keimende erdrückt, in dem das Tote das Lebende beschattet, in dem der sengenden Sonne und dem Schneesturz nicht gewehrt ist, in dem Hinmoderndes den breiten Platz für sich in Anspruch nimmt, macht einen völlig greisenhaften Eindruck. Dieser Urwald scheint lenzlos dahinzusiechen. Und indem man ihn freudlos durchwanderte, war es, als wäre in dem Wind über den Kiefernkronen, im Tosen der Bergwasser, ja auch im Brüten der Sonne über den Steppen ein Schrei —: das Rufen der Natur nach dem Menschen.

So ruft auch er nach ihr und wähnt ihre Stimme nicht mehr zu hören.

O, des „verirrten Kindes"! Im Grunde ergeht es uns wie jenem Scheikh, der ein Leben irgendwo in der Fremde, ein mühseliges Leben in Not und Entbehrung zu führen meinte, und — hatte doch nur einen Augenblick seinen Kopf unter das Wasser des Bades getaucht. So überlassen wir uns unsrer Verzagtheit oder unserem Hochmut, glauben die Unendlichkeiten selbstherrlichen Gedankens zu durchmessen und — bleiben daheim.

Es war auf einem jener Berge des nördlichen Lapplands. Durch Schneefelder und Moräste watend, hatten wir den Gipfel erstiegen und sahen uns angesichts der Mitternachtssonne. Ihr feurig roter Ball stand über dem wüsten, öden Lande, und es war, als ginge ein eisiger Hauch aus jenen Regionen des ewigen Todes von ihr aus.

Ich dachte der Menschen, die kommen würden, diese unermeßlichen Strecken schlafenden Landes urbar zu machen. Ich sah die Wälder niedergeschlagen und Forste gepflanzt, Wege geebnet, Flüsse gedämmt und Brücken gebaut. Nun erhoben sich Häuser, wo jetzt nur totes Gestein lag, der Garten trug Blumen, und der Brunnen gab Wasser.

Du unterbrachst die Stille und sagtest, denn du kanntest meine Gedanken: „Sie werden nicht glücklich sein."

„Nicht glücklich? Und was verlangst du mehr vom Leben? Dieser tote Boden wird unter ihnen erwachen und wird ihnen zurückgeben, was sie in ihn hineinlegen, und unendlich mehr. Alles wird keimen und gedeihen und sich mehren. Diese Sonne selbst wird wärmere Strahlen senden. Ihr Werk wird leben, nicht nur so, wie sie es geschaffen, es wird sich aus sich selber weiterentwickeln, es wird sich von ihnen loslösen und ihnen beides zugleich sein: Kind und Mutter."

Du zucktest die Achseln: „Sie werden sterben."

„Fürchtest du den Tod? Wie kann man den Tod fürchten, wenn man das Leben begreift?"

„Sie werden nicht zu früh, sie werden zu spät sterben."

Ich schwieg, denn mir war, als läge ein versteckter Vorwurf in deinen Worten, und so blickte ich wieder in das tote Land hinaus. Die Sonne hatte sich dem Osten zugewendet.

Du aber fuhrst fort: „Was heißt das überhaupt, das Leben begreifen? Haben wir es vielleicht begriffen, die wir den einen Tag und die eine Stunde überlebt haben?"

In diesem Augenblicke haßte ich dich, denn ich wußte, daß du sterben würdest. Wieder suchte ich mir die Arbeit, die ewig schaffende und im Schaffen erhaltende, vor Augen zu führen, aber sie tröstete mich nicht mehr. Ich wußte, wie arm ich bin.

Asta! Asta —!

Korrekturbogen über Shaw / von Alfred Kerr

I.

Der Kritiker hatte seinen Aufsatz über Shaw in den Korrekturbogen vor sich liegen.

Es fing zu dunkeln an. Obschon es hier länger hell blieb; wo man keinen Ton der Stadt mehr vernahm und hinter dem Garten keine Häuser mehr standen ...

Er schloß den Vorhang, stellte die Lampe vor das längliche Papier ... und hörte noch auf dem Gange der schweigenden Wohnung etwas wie ein winziges Taumeln und Torkeln. Das war der Igel Kasimir. Er sah ihn, ohne zu sehen. Ein Osterei auf vier kurzen Beinen, ein graues. Manchmal vorne spitz und schnupperte in die Luft. Es witterte; denn es sah nicht viel. Und torkelte tupfend, in wackelndschleichender Geschwindheit, mit ganz feinem Pfotenstapfen dahin, dahin ...

Er öffnete die Tür und rief: „Kasimir!!", — daß er sich verkroch.

Morgen kam der Igel in seinen Erdgang zurück; in den Garten; von wo er bei der Mildheit dieser letzten Novembertage noch einmal vorgeschlichen war, um Futter zu fordern; mitten aus dem Winterschlaf.

Am Dreißigsten blühten die letzten zwei Rosen ...

Vom Gang der Wohnung zeigte das Schlurfen und Arbeiten, daß der Torkeler in seine Gasthütte drang; die er früher eine Zeit bewohnt hatte. Er polsterte.

II.

Der Kritiker begann gesammelt zu lesen. Er las, daß er Werke von Shaw gelesen hatte, vier Stück, zwei davon im Theater gesehn. Frau Warren; Brastbound; Ibsenbrevier; Wagnerbrevier ...

Korrektur muß man lesen. Früher, dacht' er, bin ich zwei verschiedne Male nach Roitzsch gereist, als die Zeitschrift noch dort gesetzt wurde; weil das Manuskript sonst ohne Korrektur hätte gedruckt werden müssen. Nach Roitzsch, und ging nachher zu Fuß bis Bitterfeld, im Winter, bei Nässe, vorbei an einsamen Tonröhren, bespritzt bis oben, in getigertem Zustande, durch die Auen ... (dacht' er). Aber Korrektur muß man lesen.

Nach dem Tode, wenn eines Künstlers gesammelte Kritiken erscheinen, und er hat die Korrektur nicht selber besorgt, erhebt sich aus dem Grabe der Leichnam, springt kalt über die Erbbestattungen, rennt über die Felder, durch die Stadtstraßen, erwürgt den Herausgeber, und hat Recht, wenn Druckfehler stehen blieben.

(Hat noch niemand beobachtet, wie früh Herausgeber von gesammelten Kritiken auf unerklärte Art gestorben sind?)

Korrektur muß man lesen.

III.

Aber was sind Druckfehler? Garnichts sind sie. Die Arbeit am Korrekturbogen ist: Vollendung Dessen, was wir geschaffen, nach der Melodie, die in uns singt. Singt? Schon mehr befehligt. Kasimir, stille!!! ... Was ist Erkenntnis allein? Nichts: wenn es um Dinge der Kunst geht. Hier kann Erkenntnis nicht durch Buchstaben, durch Zahlen ausgedrückt werden: sondern muß durch das zu Haschende, Entfliehende, durch Kunst ausgedrückt sein.

Er schob das Papier höher hinauf, ergänzte nach der Melodie, strich, schrieb zu, sann ... und las weiter.

Allen vier Werken gemein der soziale Groll. Jawohl. Erstens: Bordellgeld non olet. Dann Braßbound, wo der Schuft ein hoher Richter Englands ist. Drittens Ibsen ... nur der Ibsen fesselt ihn, der bürgerliche Kreise vor den Kopf stößt. Viertens nur der Wagner des antikapitalistischen „Rings".

... Shaw zählt aber zu den Naturen kälterer Art. Er hat, glaub' ich, weniger die Güte für die Enterbten ... als den Groll wider die Bevorzugten. (Das ist es). Und er hat weniger ein Herz für Wagner und Ibsen ... als eine Galle wider ihre Bekämpfer.

Gleichviel. Frau Warrens Gewerbe gibt einen Ton ... einen ganz starken Ton. Hier schwingt noch etwas in Shaw, — später lächelt er. Mit Kühnheit packt er hier die Dinge carrément an der Halsgurgel. Nicht bloß ein tragikomisches Erkennen und weltwitzige Stimmung: sondern etwas kalt Erschütterndes.

Der Kritiker schrieb an den Rand: Es ist humorhafte Tragik, wenn eine Mädchenhändlerin, die ihr Kind zu Besserem heranbilden läßt, es eben dadurch verliert. Ja, dies Gespräch der Mutter und der Tochter im zweiten Akt, dann im Schlußakt, — es ist nicht von Hinz oder Kunz. Der Inhalt Zeitung; das Aufeinanderprallen Dichtung. Es werden ganz ernste Punkte menschlich-wirtschaftlicher Moral szenisch herausgebracht. Verzahnungen des sozialen Getriebs, wo die Schuldigen kaum schuldig sind. Fast alle verstehn einander ... und müssen doch einander feindlich sein. Welcher Ernst liegt in der Art, wie Shaw Mutter und Tochter und einen jungen Mann sich aussprechen, einander begreifen ... und einander doch notgedrungen meiden läßt. Ohne Pathos.

Er fügte zu: Die Warren ist eine Prachtfrau wie die Wolffen bei Hauptmann im Roten Hahn, die für die Ihren großartig sorgt. Diese Bordellmutter ruft die Dinge beim rechten Namen, sie ist in einigen Augenblicken wirklich „stärker als ganz England ..." Und es bleibt schon eine Kunst, zwei Heldinnen zu machen, die einander entgegenstehn; sie so zu machen, daß jede von ihnen aus andren Gründen Schmerz leidet; und sie so zu machen, daß Beider Schmerz mich bewegt ... Das geschieht hier. Ich weiß nicht einmal, wessen Schmerz der Hauptpunkt ist. Doch, ich weiß, daß die Mutter tragischer ist, — nicht die Tochter, die Tugendsportlerin, die sich lossagt auf Grund einer Ibsenerwägung. Nämlich nicht, weil die Mutter Bordelle hält, sondern weil

sie „ein Leben lebt und an ein anderes glaubt". Aber deshalb trennt man sich doch nicht von einem Menschen . . . man darf es außerhalb der Ibsenschen Gesamtausgabe nicht.

Ibseneinfluß wirkt auch im Flimmernden der Charaktere. Im Wellenförmigen der Seelen. Shaw hat das später stark ausgebildet; hier ist der Anfang. In einem bezaubernden, verdorbenen, doppelzüngigen, unsentimentalen Pastorssohn.

Nachdenklich stimmt es, wie Shaw hier das junge Paar illusionslos hinstellt, kalt, grundfertig, hart, sicher . . . und wie er das ruhig, ohne Pädagogenschreck tut.

IV.

Er begann einen Abschnitt, um den folgenden Einwand schärfer zu erheben. Er las:

. . . Trotzdem kann ich von einem Punkt ab nicht mit ihm gehen. Man pfeift in diesem Stück absichtlich, nachdrücklich, grundsätzlich auf nächste Blutsverwandtschaft. Ein Vater ist ein Esel! Schwestern sind Wurst! Eine Mutter wird hinausgeworfen! (Schon in der Komödie „Helden" macht ein Sohn kein Aufhebens, da sein Vater stirbt.) Absichtlich; nachdrücklich; grundsätzlich.

Ich glaube, daß die Gefühle zu Eltern oder zu einer Schwester etwas Urhaftes, Wesentümliches, Unwegzulöschendes bis in die letzte Stunde sind. Eingeboren und nicht anrührbar in Ewigkeit. Und flatterte nach Erdaltern der eine beim Sirius herum, der andre ramponiert und still um den Polarstern: so muß, so muß ein Strom gehn zwischen ihnen durch alle Kälten, alle Welten, alle Gewesenheiten, alle Tode, allen erloschenen Schmerz . . . Ein Weib trifft man, beschläft man, verläßt man. Dies aber ist rätselvoller und gewaltiger. Lieben kann man ein Dutzend, jede mit echter Leidenschaft. Ewiger als Leidenschaft ist: Das Selbe sein, Selbschaffenheit . . . Frauen gehn vorüber — mit ihren Kämpfen, ihren Düften, ihren Hingebungen, ihren Haartrachten, ihren Bäuchen, ihren Strümpfen, ihrem Halbpartsglück. Doch Schwestern bleiben, — wenn wir Toten erwachen. Mütter bleiben; man darf sie kaum erwähnen. Und Väter bleiben . . . Was sind denn Männer? Kameraden sind Feinde; Bewunderer sind beginnende Feinde; Väter bleiben. Freundschaft gibt es nicht, — Selbschaffenheit gibt es . . . Und deshalb stört mich das hundeschnäuzig rohe Verhältnis der Shawschen Menschen zu ihrem Blut. Ecco.

Der Kritiker hörte das Schwellen der Melodie. Er suchte, nach dem Befehl des Sängers, ihre Schweißung, ihre Außenform, ihr Unbestimmbares, ihren Strich wie durch einen Federpeitschenhieb ganz herausspringen zu lassen. Er tat, wie der Singende kutschierte. Ein Ruck; ein Tasten; ein Druck; ein Brüllton; ein Peitschenhieb. Jetzt.

(Mochte die Setzerei toben.)

V.

Er las nachher:

Ich habe früh in diesen Blättern gesagt, wie mir an Shaws Stücken, die Neues bringen, das Alte auffällt, das in ihnen steckt. Womit aber diesmal anfangen? Ein Vater spricht zu seinem Sohn in einem fremden Landhausgarten, er habe vor zwanzig Jahren mit einer Frau ein Verhältnis gehabt, da tritt eine fremde Person ein, — sie ist es. In dieser Art. Und der Grundriß des Werks läßt sich in einem niederträchtigen Winkel ansehn. So ... das edle junge Mädchen, das arm aber ehrlich sein will. Das mit der schmachbedeckten Mutter. Dem ein Scheusal, der Zuhälter der Mutter, Schlingen stellt. Das Mädchen, das Mamas Sündenmillionen verschmäht, um ihre Leibesnotdurft spartanisch im Bureau zu erwerben. Povera, mà onesta. In dieser Art ... Und sie liebt einen Jüngling, aber es stellt sich heraus, daß der vielleicht ihr Bruder ist. Kinder. Und der Jüngling (seinerseits) legt auf den Schuft das Gewehr an. Noch einen Schritt und ich schieße. In dieser Art ... Shaw hat jedesmal einen stummen Mitarbeiter: dessen banales Gerüst er nimmt, um darüber seinen Sammet zu hängen. Die Gewänder von Shaw, die Puppe von Everyman ...

Und doch: hat man das Recht, am Shaw zu tadeln, was man am Ibsen ungetadelt läßt? Auch Ibsen hat unter dem selbstgesponnenen Kleid mitunter die überkommene Puppe ... Soll ich euch mal Rosmersholm unter diesem Winkel zeigen? Was seht Ihr? Eine Kolportagehandlung. Ein dämonisches Weib namens Rebekka treibt Blutschande mit ihrem Vater; das ist die Vorgeschichte. Sonst nichts. Sie geht in ein Pfarrhaus, bringt die Pastorin durch Hypnose zum Selbstmord. Und sie tötet sich mit dem Pastor. Sonst nichts. Hintertreppe — wenn kein Ibsen dazukäme ... Unter den neueren Dichtern ist der einzige, bei dem Züge solcher Art wegfallen, Gerhart Hauptmann. Er hat (was kleine Ausnahmen bestätigen) mit irgendwelcher Theaterei das Geringste nicht mehr zu schaffen. Bei ihm fehlt der Unterschied zwischen Behang und Gestell ...

Ob du ruhig bist, Kasimir? was willst du? (Er wollte hinein, sich an Teppichen, Vorhang-Enden dumpf ergötzen. Sein Schnobern war zu ahnen wie ein Hauch; er lief im Dunklen mutwillig und torkelnd nach der Hütte, wie einen Mäuserich im Traum jagend. Dann wieder zur Tür; witterte; tappste zurück ...) Der Kritiker, das Aug' in die Korrektur gebohrt, öffnete, ließ ihn ein, schloß ... Huschend saß der Schnoberer unter dem Schreibtisch.

VI.

Und wie steht (las er in seinem Text) Shaw zu den Frauen? Die Frauen sind in der Bordelltragödie der anständigere Teil. Aber wie vortrefflich gar ist erst die Lady Cicely, welche den Kapitän Braßbound bekehrt. Große Huldigung an die Weiblichkeit. (Schon in Candida!)

Und es ist wirklich entzückend, daß man zu wilden Völkerstämmen einfach sprechen soll: „Wie geht es Ihnen?" Entzückend, wenn eine Dame besorgt ist, der Abschaum Europas und Marokkos möge sich nicht erkälten. ... Aber was ist das für ein Typ? Eine Liselotte, eine junge Frau Rat, anglisiert, highlifiert. Dazu ein Ethos der Niedlichmacherei ... ich kann es nicht anders nennen als Kate-Greeneway-Ethos. So mit dem Kinderblick. Reingeherzt und blond, und Gattinnen der blonden reingeherzten Inselrasse, welche den wilden Völkern das Christentum bringt ... ihnen aber sonst auch alles abnimmt; und verzehrt. Sorglichkeit, Kinderblick — man ahnt nicht bei Shaw, daß es auch Schlafzimmerhyänen gibt, die (nach Scheidungsprozessen) in Rachsucht vor dem Schmierigsten unerschrocken bleiben ... Ah, er durchschaut sie doch! Er spricht einmal hier von der „festen Aufrichtigkeit einer romanlesenden Lügnerin", — das ist seine Heldin ... Er merkt auch ihr Verspieltsein mit dem Lüsternen, (tief unfaßbar, kaum festzustellen) ... „Wo ist sein Bett?" fragt sie blond von einem der Abschaumkerle. Er hat sie also doch erkannt. Die Schmuggler würden „viel Freude" an Cicelys Spielkindern, den „Schätzchen aus der Sonntagsschule" haben. (Hear.) Und die Männer „sind immer so nervös; wenn sie etwas unternehmen sollen." Aoh! ... Aoh! ...

Und hat nicht Shaw trotzdem recht, wenn er die Frau als ein Stück lebendigeren Lebens hinstellt als den Mann? „Ein halbes Dutzend solcher Frauen (sagt jemand) würde mit allen Gesetzen Englands in sechs Monaten aufräumen". Er malt noch in einem leichtentworfenen Schwank eine Weltbesserung ... Die Verwandtschaften auf dieser Erde sind unheimlich; die Welt ist eng; man lese meine folgenden Sätze: „Ich verspreche mir vom Mitwirken der Frau eine Beseitigung der männlichen Dummheit, die vorwiegend im Eigensinn wurzelt und ähnlich wie der Geist eines Brunsteſels blind und bockig in einmal gefaßte Punkte verrannt ist. Verweibischt soll die Welt nicht werden; aber sie kann durch das Mitwirken der Frau etwas Einfacheres, Jünglinghafteres, Naturrechtlicheres bekommen; etwas das endlich ‚Ja — also' sagt, an Stelle des ausflüchtemachenden, hemmenden, störrigen ‚Ja — aber', das der Brunsteigensinn öffentlicher Esel zu einem Dauerquell so vielen Unglücks gemacht hat." Vor Jahr und Tag ließ ich das drucken; mein Staunen über unsre Verbundenheit meldet sich bei jedem neuen Werke Shaws.

Das Gerüst von Braßbounds Bekehrung scheint allerdings in einem Fünfzigpfennigbazar erworben — und doch hat man ein Spiel voll psychologischen Witzes, sozialer Neckereien und einer Anmut, ... die für Deutsche mit dem Gedächtnis der Schauspielerin Agnes Sorma verknüpft bleiben wird.

(Drüben hing sie. Noch als Julia. Sie lebte jetzt der Kunst. Man sprach sie nie, sah sie bloß von fern auf der Bühne ...)

Laß das Kratzen, Kasi! Nicht so mit den Stacheln knacken, wenn du sie unter dem Schreibtisch entlang ziehst, geduckt wie ein platter Heller, ich kenn dich.

Ob du aufhörst —? Du bist, Kasimich, nur für einen Tag zu Gaste. Keine Zeit Fliegen zu fangen. Such' eine Maus, oder sinne, warum du lebst.

VII..

Ibsenbrevier... Man liest doch Schriften von Galliern leichter als von diesen Inselbewohnern... Holpriger,... die Verbarrikadierung des Gedankens...
Bei Lateinern ist der Kern klipp und klar. Der Gedanke mag wenig sein, aber man braucht ihn nicht zu suchen. Bei Inselmenschen muß man ihn auch dann suchen, wenn er wenig ist. (Bei Deutschen auch). Taine zeichnet als Gegenstück zu den Sachsen Englands die normannischen Franzosen von damals: une race . . . d'esprit dispos et flexible dont la pensée nette n'est point offusquée comme celle des têtes saxonnes par les hallucinations de l'ivresse et par les fumées de l'estomac vorace et rempli... Shaw ist kein Angelsachse; doch es fiel mir ein.

Manche von uns leiden darunter. Ich merke den trüben, schweren, vollgegessenen Stil in jeder Bahnhofsverordnung. In jedem Fürstentelegramm. In dem Umstand, daß man bei uns jedes Ding eine halbe Stunde liest und noch nicht weiß, was der Kerl gesagt hat.

Vollgegessen ist Shaw nicht, der Ire, der Lächelnd-Rasche. Aber lucid ist er auch nicht. Im Wagnerbrevier allenfalls. Im Ibsenbrevier garnicht.

Leider auch beim Shaw muß der Kern des Gedankens unter Geröll vorgeholt, erst von Decken, in die er eingenäht ist, befreit werden. Ohne viel Zweck. Andres Gleichnis: bei Inselmännern (und Deutschen) gibt es auf dem Hirnmarsch leicht Pfadstauungen; Verdunkelungen. Mich reizt aber das Chaos erst, wenn ich den Stern sehe, den es gebiert... Shaws Ibsenbuch liefert gern Anspielereien, die nur für Britannien von Geltung sind. Vielleicht nur für London. Vielleicht nur für das London gewisser Jahre...

In seinen Stücken ist er ein Europäer. (Mehr: ein Amerika-Europäer). In seinen Kritikbüchern manchmal ein Londoner.

VIII.

Der Kritiker überlas und strich die letzten Sätze. Dann, um die Wahrheit herauszubringen, begann er am Rande verschiedentlich aufs Neue. Folgendermaßen.

Shaws Buch über Ibsen (in dem wirklich einiges über Ibsen vorkommt, aber selten)... Nein, genauer ist zu sagen: Shaws Buch über Ibsen, das kein Brevier, sondern eine Ollapotrida.... Nein: Shaws Buch über Ibsen, das vieles nicht zur Sache Gehörige bringt und schwache Inhaltsangaben... (Das ist es).

Er fuhr fort: Shaws Buch enthält nur wenige Abschweifungen (nämlich eben zu Ibsen)... Er fügte zu: Shaw nähert sich dem Norweger nicht indem er sein Werk belichtet: sondern indem er wie ein sprunghaft-witziger Dr. Stockmann seitabphantasiert über beliebige Gegenstände. Doch er hat ein gutes Ibsenbrevier geschrieben; es heißt Candida.

IX.

Wagnerbrevier. Führer durch den Ring. Humoriger Haß wider das Kapital; Fingerdeutungen auf Bleiweißfabriken, Zündholzfabriken. Er hat schließlich das Recht zu fragen: was gibt der Sinn irgend eines Bühnenwerks heutigen Menschen?

Hier belichtet er etliches vom Wagner; während Ibsen recht unbelichtet bleibt. Allerhand Wahres; psychologisch Gutes. „Wagner war nicht an jedem Tage der Woche Schopenhauerianer oder auch nur Wagnerianer". Es gibt manches dieser Art.

Aber das Buch hat nur Energie und Witz. Nicht genug, um über Musik zu schreiben. Nur so läßt sich über Musik schreiben, indem man schreibend Musikwirkungen gibt.

Was diesen Schriften mangelt, ist ... die tönende Flut. Der Klang des Erfassens und Verkündens. Sie sind ein Gehacke, bei dem man fröstelt.

In Shaw haben die zwei Männer bloß etwas Allgemeines erweckt: Kämpferstimmung. Stählung des Willens.

X.

Der Kritiker fuhr auf. Er hörte Knistern. Am ersten Korrekturblatt, das seiner Faust entsunken war, zerrte der Schleicher, der Stachelmann, der Witterich, der Polsterer, der Architekt, das Osterei, der Torkelbold, der Freund.

Er wollte mit Bernard Shaw polstern. Ah nein, sogar mit der Kritik über ihn, mit diesem Korrekturbogen, Mordjo!!! Mit den Eingebungen!

Der Kritiker griff zu ... errettete das Blatt.

Erschüttert stand er da. So geht die Ate zwei Schritt entfernt vorüber. In einem Exemplar vorhanden ... mit den Eingebungen.

... Er sprach: Kasi! Gutes hab' ich dir erwiesen in der Jahreszeit, wo du nicht schliefst; ich hab' dich antworten gelehrt auf Töne, Aufträge vollführen, Sauberkeit wahren. Was warst du mir? Du bist mir etwas Freundlich-Sicheres gewesen; nun scher' dich ... Im Braus des Lebens dacht' ich schon: Igel — bleiben. Du hast dich anders erprobt; und triffst mich gleich ins Herz des Herzens: am Korrekturbogen. Ich bin nach Roitzsch gegangen, sprach er ... Korrektur muß man lesen ...

Er öffnete die Tür zum Gang, trieb ihn langsam erschüttert durch das Arabergemach in den Garten (an der Tür wollte der Polsterling verweilen, drehte sich um, — hinaus! hinaus!), beide gingen bis an das Weinspalier, wo der Erdgang begann, — es sah sich noch um, unter Schnobern, ... und hinein drang es arbeitend mit den tupfend-greifend-stapfenden Pfoten, mit der Nase, die aus dem Osterei spitz vorantrieb ... ins Erdreich, ins Erdreich, in den Winterschlaf.

Nebel umwogte das Loch. Leb' wohl, du ...

Er ging ins Zimmer. Er beschloß, das Geschehnis in die Kritik zu nehmen; es festzuhalten, für die Zeiten.

Er überflog auf den Blättern seinen Shaw. Die wesentlichen Merkmale dieses Geistes waren wieder stabiliert. In den zwei Dramen: ein Hundeschnäuziger, — der einem doch warm macht. Ein bloßer Behänger, — der doch selbständig ist.

Sogar vor seinen Schmarren weiß ich, daß ihn Europa braucht... Nicht Güte zu den Enterbten, sondern Groll wider die Bevorzugten . . . Kein Herz für Ibsen (oder Wagner), sondern Galle wider ihre Bekämpfer . . . Shaw und die Frauen . . . Shaw und die Eltern . . . Gerüst und Behang . . . Ein Europäer in den Dramen, ein Londoner in den Schriften . . .

So der Tatbestand. In den nötigsten Wendungen war er modelliert.

Der Schriftsteller sann und sprach:

„. . . Es ließe sich aus diesem Korrekturbogen eine Kritik machen."

Bildnis / von Rainer Maria Rilke

Daß von dem verzichtenden Gesichte
keiner ihrer großen Schmerzen fiele,
trägt sie langsam durch die Trauerspiele
ihrer Züge schönen, welken Strauß,
wild gebunden und schon beinah lose;
manchmal fällt, wie eine Tuberose,
ein verlornes Lächeln müd heraus.

Und sie geht gelassen drüber hin,
müde, mit den schönen blinden Händen,
welche wissen, daß sie es nicht fänden.

Und sie sagt Erdichtetes, darin
Schicksal schwankt, gewolltes, irgendeines,
und sie gibt ihm ihrer Seele Sinn,
daß es ausbricht wie ein Ungemeines:
wie das Schreien eines Steines —

und sie läßt mit hochgehobnem Kinn
alle diese Worte wieder fallen;
ohne bleibend. Denn nicht eins von allen
ist der wehen Wirklichkeit gemäß,
ihrem einzigen Eigentum,
das sie wie ein fußloses Gefäß
halten muß, hoch über ihren Ruhm
und den Gang der Abende hinaus.

Politische Chronik / von Theodor Barth



Wenn die These von dem engen Zusammenhange zwischen der Politik eines Landes und seinen Finanzen Wahrheit enthält: wie schlecht muß dann die gegenwärtige preußisch-deutsche Politik sein! Seit Jahren verkündete man auf allen Kanzeln, von denen herab die protektionistische Glaubenslehre gepredigt wurde, wie herrlich weit wir es in unsrer Volkswirtschaft gebracht hätten. Man sah im Reichsstall nur noch fette Kühe, alle Industriezweige in voller Beschäftigung, eine nicht zu befriedigende Nachfrage nach Arbeitskräften. Hie und da bekundete sogar ein agrarisches Zugeständnis, daß die Landwirtschaft nicht mehr die bitterste Not leide. Auch die deutsche Ausfuhr wuchs beständig, trotz des elendesten aller Zolltarife und trotz miserabler Handelsverträge; allerdings nicht annähernd so rasch wie der Export Großbritanniens, seitdem daselbst die Freihandelspolitik wieder fest begründet war. Immerhin, auch das Wachsen des deutschen Exports schien unaufhaltsam. In den Augen aller, deren Nachdenken nicht über das post hoc ergo propter hoc hinausgeht, war der Beweis geliefert, daß die Regierungsmehrheit, die im Dezember des Jahres 1902 die Geschäftsordnung des Reichstags vergewaltigte, um den protektionistischsten Zolltarif, den Deutschland je gesehen hat, unter Dach und Fach zu bringen, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätte. Getragen von der günstigen wirtschaftlichen Konjunktur der letzten Jahre schritt dann die agrarisch-klerikal-konservative Mehrheit des Reichstags dazu, das gesamte Steuersystem des Reiches auf die Höhe des agrar-protektionistischen Unverstandes zu heben. Die Nationalliberalen gingen als Posaunenbläser voran, und als das Steuerbouquet des Jahres 1906 zusammengestellt war, da ward von nationalliberaler Seite verkündet, daß dies die größte Leistung sei, von der die Annalen des Deutschen Reiches in einem Menschenalter zu berichten hätten.

Welch' ein Erwachen aus diesem Rausch! Ein Katzenjammer in der superlativischen Form des grauen Elends hat eingesetzt. Auf dem gesamten wirtschaftlichen Leben lagern bereits die Schatten einer beginnenden Weltkrisis. Das wichtigste Lebensmittel, das Brot ist so viel teurer geworden, daß für die Deckung des Jahreskonsums unsre Bevölkerung gegenüber den Preisen normaler Jahre etwa eine halbe Milliarde Mark mehr zu verausgaben sein wird. Unter solchen wirtschaftlichen Auspizien sind Ende November der Deutsche Reichstag und der Preußische Landtag wieder zusammengetreten und das erste was geschah, war, daß die Finanzminister des Reiches und Preußens leere Taschen vorwiesen. Selbst Preußen mit seinen Überschüssen aus der Staatsbahnverwaltung steht vor der Aufgabe, ein großes Loch im Staatssäckel durch eine Steuererhöhung von plus minus hundert Millionen Mark zu stopfen. Noch weit trostloser steht es um die Reichsfinanzen. Das Bönhasenwerk der letzten sogenannten Steuerreform hat zu einer völligen Enttäuschung ge-

führt. Die Hoffnungen, die man auf die Erträge dieser Steuern setzte, sind unverwirklicht geblieben. Die Befürchtungen, die sich an eine zu erwartende Schädigung des Verkehrs knüpften, sind eingetroffen. Das Reich muß seine Einnahmen jährlich um wenigstens zwei hundert Millionen steigern, um den Ausgaben gerecht zu werden, welche die Reichsregierung als unumgänglich nötig bezeichnet. Man sollte meinen, daß angesichts einer so prekären Lage der Reichsfinanzen das Schatzamt mit einem umfassenden finanziellen Sanierungsplan sofort hervorgetreten wäre. In jedem andren, konstitutionell regierten Lande würde das als ganz selbstverständlich gelten, und der leitende Minister würde garnicht vor der Volksvertretung sich blicken lassen können, bevor nicht ein solcher Sanierungsplan ausgearbeitet wäre. Anders im Deutschen Reich. Fürst Bülow ist als Reichskanzler der allein verantwortliche Staatsmann, aber er behandelt die Ordnung der Reichsfinanzen etwa so, wie ein verschuldeter Grandseigneur, der seinem Güterverwalter es überläßt, für die finanzielle Deckung der verschwenderischen Lebensweise seines Herrn Sorge zu tragen. Während er sonst bei seinen parlamentarischen Tischreden über mancherlei plaudert, worüber er „nachgedacht" habe, begnügte er sich bei der Besprechung der Finanzsorgen des Reiches mit einigen dilettantischen Erörterungen über die Definition von direkten und indirekten Steuern. Herr von Stengel, der Reichsschatzsekretär fühlt sich angesichts des Widerstandes der verbündeten Regierungen gegen die Durchführung direkter Reichssteuern außer Stande, eine Reichsvermögenssteuer oder den Ausbau der Erbschaftssteuer, für den vielleicht im Reichstage eine Mehrheit zu haben wäre, vorzuschlagen. Er sieht sich deshalb genötigt, auf indirekte Steuern zurückzugreifen und läßt das Projekt eines Spiritusmonopols und einer Zigarrenbanderolensteuer ausarbeiten. Derartige indirekte Steuern bringen nur dann etwas erkleckliches ein, wenn sie den Verbrauch der breiten Massen treffen. Was immer aus solchen Steuern, — einerlei wie sie heißen und in welcher Form sie in die Erscheinung treten, — für den Reichsfiskus gewonnen wird, bedeutet eine weitere Belastung der Minderwohlhabenden und muß deshalb auf den Widerstand nicht bloß der Sozialdemokratie, sondern auch des Linksliberalismus stoßen. Aus dieser steuerpolitischen Wirrnis führt bisher kein Weg. Der Reichskanzler müßte den Weg zeigen. Das ist sein Amt. Aber dieser Aufgabe scheint er ganz und gar nicht gewachsen zu sein.

Die Opposition der linken Seite des Reichstages gegen eine noch weitere Vermehrung der indirekten Steuern ist keineswegs das Resultat doktrinärer Anschauungen, sondern entspringt sehr realistischen Erwägungen. Das Protektionssystem des deutschen Reiches mit dem Vorwiegen der Lebensmittelzölle hat zur Folge, daß das Erträgnis der indirekten Steuerbelastung für den Reichsfiskus nur den kleineren Teil der Summe darstellt, die der Verbraucher tatsächlich an Abgaben zu entrichten hat. Allein die Abgaben aus den Getreidezöllen sind ungefähr vier mal so groß wie der Ertrag dieser Zölle, den

die Reichseinnahmen ausweisen. Es ist eine sehr mäßige Schätzung, wenn man die Summe, welche die Brotesser infolge der Getreidezölle neben der Reichseinnahme an die inländischen Getreideproduzenten zu entrichten haben, auf 400 bis 500 Millionen Mark im Jahre beziffert. Bei andren wichtigen Lebensmitteln, wie z. B. beim Fleisch, ist das Verhältnis noch bei weitem ungünstiger für den Reichsschatz. Die künstliche Preissteigerung des Fleisches, infolge der Zölle auf Vieh und Fleisch, kommt fast ausschließlich den inländischen Produzenten zu gute. Dasselbe trifft für die meisten der andren zollpflichtigen Lebensmittel, soweit sie den breiteren Volkskonsum treffen, zu. Außerdem hat die Entwicklung der Preiskartelle und Syndikate in der Großindustrie bewirkt, daß selbst der Verbrauch von Industrieerzeugnissen, mit denen wir den Weltmarkt versorgen, im Inlande einer künstlichen Preissteigerung unterworfen wird, die für den Konsumenten genau so schmerzlich ist, wie eine entsprechend hohe Verbrauchsabgabe, die er an das Reich zu zahlen hätte. Der Reichsfiskus bekommt von dieser indirekten Abgabe nicht nur nichts, er muß vielmehr als Verbraucher den kartellierten Industriellen seinerseits selbst einen Tribut entrichten. Dieser Tribut ist dann wiederum den Taschen der Steuerzahler zu entnehmen. Rechnet man alle diese indirekten Abgaben, die neben den Steuern an den Staat und das Reich unter unsrem Protektionssystem in den Beutel privilegierter Privatpersonen fließen, zusammen, so kommt eine Summe heraus, die auf mehrere Milliarden Mark jährlich geschätzt werden muß. Erst wenn man diese im doppelten Sinne indirekten Steuerlasten sich vergegenwärtigt, wird man das Steuersystem des Deutschen Reiches richtig würdigen können und auch die Ratlosigkeit derer verstehen, die die politische Verantwortung für jenen Haufen zoll- und steuerpolitischer Mißgriffe zu tragen haben, die man die deutsche Zoll- und Steuerpolitik nennt.

Es liegt gewiß nahe, bei dieser offiziellen Ratlosigkeit, wie man zu Gelde kommt, einmal ernstlich zu untersuchen, ob denn nicht die Möglichkeit besteht, die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalt durch größere Ersparnisse bei den Ausgaben zu erleichtern. Daß das in beträchtlichem Umfange nur bei den Heeresausgaben möglich sein wird, darin sind alle einig. Wir geben im Reich für Heer und Flotte mit allem drum und dran, wenn der jetzt aufgestellte Etat bewilligt wird, die Kleinigkeit von rund dreizehnhundert Millionen Mark aus. Sprunghaft steigen von Jahr zu Jahr die Ausgaben. Ein kritikloser Hurra-Patriotismus verlangt sogar nach noch immer höheren Aufwendungen. Ein Anhalten in der beständigen Verstärkung der Kriegsflotte ist nicht abzusehen. Aber ließe sich nicht die Schraube der Heeresausgaben rückwärts drehen? Wenn eine Friedenspräsenzstärke von rund 600000 Mann (einschließlich der Offiziere) ausreichend war, um Deutschland vor einem kombinierten Angriff Frankreichs und Rußlands in jener Zeit sicher zu stellen, da Rußland noch im vollen Besitz seines militärischen Prestiges sich befand, und die mandschurischen Schlachtfelder noch nicht gezeigt hatten, wie sehr in Europa

eine Überschätzung des militärischen Rußlands Platz gegriffen hatte, so liegt doch die Schlußfolgerung auf der Hand, daß eine gleich hohe Friedenspräsenzstärke heute nicht mehr schlechterdings geboten ist. Hinzu kommt, daß seit dem Siege Japans über Rußland in Frankreich die schon vorher äußerst geringe Neigung, sich in das Abenteuer eines Krieges mit Deutschland zu stürzen, nur noch in einigen chauvinistischen maisons de santé zu finden ist. Kann man bei dieser völlig veränderten militärischen Lage Deutschlands im Ernst davon sprechen, daß Deutschland es nicht riskieren dürfe, seine Friedenspräsenzstärke von 600000 auf 500000 Mann herabzusetzen? Eine derartige Abrüstung würde von den andern Mächten ganz sicher nicht als ein Sympton von Schwäche, sondern als ein Zeichen selbstbewußter Kraft angesehen, und voraussichtlich sogar durch ähnliche Maßnahmen beantwortet werden. Die andren Völker Europas leiden ja genau so wie das deutsche unter der drückenden Last ihrer Rüstungen, und jeder weiß, daß in einem ernsten Kriege die finanzielle Gesundheit nicht minder wichtig ist, als die Schlagfertigkeit der Armee. Wenn im Leben der Völker, das was vernünftig ist, so leicht durchzusetzen wäre, wie das Absurde, so brauchte man nicht daran zu zweifeln, daß dieser Gedanke sich leicht verwirklichen ließe. So aber wird man wohl noch einige Zeit darauf zu warten haben, bis ein wirklicher Staatsmann bei dem Ordnen der Finanzen an eine einschneidende Reduktion unsrer Heeresausgaben geht.

Es ist charakteristisch für die heutige preußisch-deutsche Finanzwirtschaft, daß in einer Zeit da Sparsamkeit mehr als je geboten ist, die preußische Regierung einen Extrakredit von 400 Millionen Mark verlangt, um einen Teil der eignen Staatsbürger damit zu bekämpfen. Nachdem die bisherige Polenpolitik das Gegenteil von dem, was man anstrebte, bewirkt, das Polentum nicht geschwächt sondern gestärkt, den nationalen Fanatismus der Polen nicht gemildert sondern angestachelt hat, holt man jetzt zu neuen, größeren Fehlern aus, indem man gleichzeitig gegen das Grundeigentum und die Sprache der preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität Zwangsmaßregeln vorschlägt. Die 400 Millionen Mark, die vom preußischen Landtage verlangt werden, sollen zur Enteignung polnischer Grundeigentümer dienen. Der Grundsatz, daß Privateigentum aus rein politischen Gründen nicht expropriiert werden dürfe, schien bis jetzt ein rocher de bronze unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung zu sein. Diese Bronze soll jetzt zum alten Eisen geworfen werden. Der sozialdemokratische Kollektivismus, dessen Endziel die Expropriation des gesamten Privatkapitals ist, erscheint dieser Enteignungsvorlage gegenüber, als das logischere Postulat einer Eigentumsrechte mißachtenden Staatsräson. Daß es eine konservative Regierung ist, die solche Vorschläge macht, und daß konservative Parteien erforderlich sind, um sie im Parlamente durchzubringen, darin liegt weltgeschichtliche Ironie. Aber nicht nur Preußen, auch das Reich sucht man in die Fehler der preußischen Polenpolitik immer weiter zu verstricken. Der Reichskanzler hat das lang angekündigte Vereins- und Versammlungs-

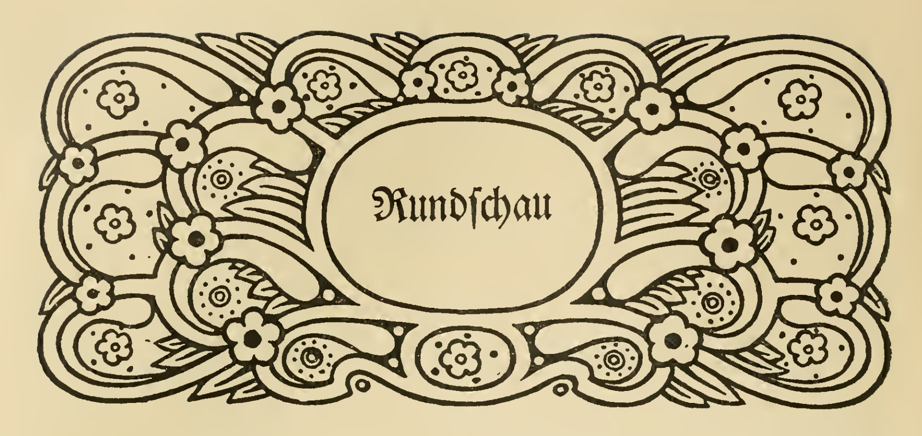
gesetz dem Reichstag vorgelegt. Der Gesetzentwurf war als ein beinahe übermenschliches Zugeständnis an den Liberalismus angekündigt. Aber die kreisenden Berge haben nur ein schwindsüchtiges liberales Mäuslein geboren, das obendrein mit dem organischen Fehler eines Sprachenverbots behaftet ist. Versammlungen sollen der Regel nach, nur in deutscher Sprache abgehalten werden dürfen. Wie verlautet ist auch der Gedanke erwogen worden, eine Bestimmung in das Reichspreßgesetz aufzunehmen, wonach politische Zeitungen nur in deutscher Sprache gedruckt werden und fremdsprachliche Zeitungen nur mit Erlaubnis der Landespolizeibehörde zur Verbreitung gebracht werden dürfen. Bei jeder Zwangspolitik treibt eben immer ein Keil den andren. Eine staatliche Maßnahme, die mehr reizt und weniger nützt als ein solches Sprachenverbot, ist kaum zu finden, und eine solche Bestimmung steht in einem Gesetzentwurf, von dem man behauptet, daß er die weitest gehende Konzession des Fürsten Bülow an den Liberalismus darstelle. Bei so übertriebenen Vorstellungen von der kritiklosen Bescheidenheit des Liberalismus, mit Einschluß des Freisinns, ist es verständlich, daß in der Bülow'schen Blockpolitik, der wichtigsten innerpolitischen Frage, der preußischen Wahlreform, auch nicht einmal das kleinste Plätzchen angewiesen ist. Die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages sprach mit keiner Silbe von einer Wahlreform. Als Fürst Bülow im Reichstage von einem freisinnigen Redner nach seiner Stellung zu dieser brennendsten innerpolitischen Angelegenheit gefragt wurde, wich er der Antwort mit der kostbaren Bemerkung aus, es sei der reine Doktrinarismus, die Blockpolitik ohne weiteres vom Reich auf Preußen ausdehnen zu wollen.

Damit haben wir zugleich eine authentische Interpretation dessen, was Bülowsche Blockpolitik sein will. Sie geht dahin: wo, wie im Reichstage, die Stimmen des Linksliberalismus zur Bildung einer Regierungsmehrheit unentbehrlich sind, soll der Freisinn als blockerhaltende Kraft mit aller schuldigen Achtung behandelt und mit dem Aufknacken tauber gesetzgeberischer Nüsse so beschäftigt werden, daß er die Wahrnehmung oppositioneller Pflichten möglichst außer Acht läßt. Im preußischen Landtage dagegen, wo er für die Mehrheitsbildung nichts bedeutet, wird ihm nur die Stellung einer quantité négligeable eingeräumt, deren Wünsche, wie das Anliegen eines langweiligen Bittstellers, ignoriert werden.

Daß eine solche Blockpolitik keine ernsthafte Probe bestehen werde, mußte jeder als gewiß voraussetzen, der nicht davon ausging, daß der Freisinn auf die Geltendmachung eines ernsthaften Liberalismus völlig verzichtet habe. Der Reichstag war denn auch kaum zwei Wochen zusammen, als bereits eine allgemeine Konfusion entstand. Obgleich es sich zunächst noch garnicht um wichtigere Beschlüsse, sondern nur um oratorische Leistungen handelte, trat zum Gaudium von Zentrum und Sozialdemokratie zu tage, daß unter den Blockparteien in keiner einzigen wichtigen politischen Frage Übereinstimmung herrscht, und daß auch zwischen den Ministern und Blockabgeordneten ein lebhafter

Krakehl unvermeidlich erscheint. Der preußische Finanzminister Herr von Rheinbaben rüffelt den nationalliberalen Herrn Bassermann, der nationalliberale Herr Paasche behandelt Herrn von Rheinbaben, wie einen toten Löwen und den Kriegsminister von Einem, der sein „Freund" ist, so rücksichtslos, daß dieser wütend wird. Der Reichskanzler, der sich soeben erst zum Ausruhen auf den Lorbeeren seiner Etatsrede ausgestreckt hatte, mußte sich widerwillig erheben. Er eilt in den Reichstag, trommelt die Führer der Blockparteien zusammen, hält ihnen eine Vorlesung über politische Friedfertigkeit und droht damit, daß er nicht mehr mitspiele, wenn man sich nicht artiger betrage. Darob großes Entsetzen, Reue und Zerknirschung, Unterbrechung der Etatsdebatte, Zusammenstecken der Fraktionsköpfe. Am folgenden Tage rührselige Beteuerungen, daß alles nicht so böse gemeint sei. Der Blockpolitik wird unter höhnischem Gelächter der nichtbeteiligten Fraktionen aufs neue Treue geschworen und — die Konfusion bleibt genau so wie sie war.

Während sich diese Vorgänge im Reichstage abspielten, weilte der deutsche Kaiser in Highcliffe. Der offiziöse Telegraph konnte mitteilen, daß er sich sehr wohl befinde, englischen Schulkindern ein fröhliches Fest gegeben und von einem sechs Fuß hohen Baumkuchen höchst eigenhändig vorgeschnitten habe.



Keplerbund

Nun gibt es in deutschen Landen zwei Sekten, glaubenssüchtige Seelen gebildeter Menschen einzufangen: den Monisten- und den Keplerbund.

Wählt also, Deutsche! Wählt zwischen zwei Möglichkeiten, nach den Paragraphen einer Vereinssatzung selig zu werden. Verheißen wird eine theoretische Weltansicht, vulgo Philosophie, und ein Kanon praktischer Regeln zur Gestaltung des sittlichen Lebens. Und je nach der eingeborenen und angezüchteten Gedankenrichtung, je nach Gefühlsbedürfnis und Geschmack können nun euere Vorstellungsmassen in ein vom Vereinsstatut empfohlenes Schema gepreßt und das ungebärdige Willensleben nach Imperativen gemeistert werden, die aus dem Geiste der reinen Modernität (Monisten) oder der mit der Tradition verschmolzenen Modernität (Keplerbündler) geboren wurden..

Beide Bünde geben vor, aus der Bewußtseinslage des modernen wissenschaftlichen Geistes die theoretischen und praktischen Folgerungen zu ziehen: Den Monisten glaubt man's, den Keplerbündlern mißtraut man. Beide wollen der Bildung, dem planlos zwischen tausend möglichen Weltansichten herumirrenden Gebildeten neue Glaubensstützen darreichen, da es nicht jedermanns Sache ist, den Ausgleich von Widersprüchen in Kopf und Herzen aus eigenen Mitteln herbeizuführen. Doch die Glaubensstützen der Monistenbündler sind zwar neu, aber von unerprobter Suggestionskraft; und die Stützen der Keplerbündler enthalten zwar das Mark des Glaubens, aber nicht der Modernität. Allein die Not ist da, und die vornehmlich vom Umschaufeln alter Begriffe, von der dialektischen Nüance oder der wissenschaftlichen Einzelarbeit lebende Kathederphilosophie vermag das Sehnen überschwänglicher Herzen wenig zu stillen.

Wer litte nicht darunter? Jeder Tag gebiert neue Tatsachen, neue Deutungen, neue Erschütterungen warm gehegter Überzeugungen. Nie war, zu keiner Zeit, der Zwang so groß, jeden Tag umlernen zu müssen; nie die Gewähr so gering, bei dem heute Erworbenen morgen ausruhen zu dürfen. Neu ist neben dem Paroxysmus der Erkenntnis der noch gefährlichere des Willens, der jeden Neugeborenen in den Fluß sozialer Umbildungen stellt. Neu ist der Rhythmus der Bewegung, die kaum noch Pausen duldet. Neu ist der durch die Demokratisierung der Bildung geschaffene Zustand, der geistigem Durchschnitt und Unterdurchschnitt die Aufnahme immer neuer Vorstellungsmassen zumutet. Neu ist die mitleidlos vorwärtspeitschende Denk- und Arbeitsweise unserer Tage, die das ruhige Verweilen, Sicheinleben, Sicheinfühlen, Sichverankern auf welchem Grunde immer beinahe zum Laster, die Lagerveränderung fast zur Tugend stempelt. Gedanken- und Gefühlsanarchie ist die Folge. Wer begreift da nicht die brünstig heiße Sehnsucht gerade gebildeter Menschen nach einer Art Endgültigkeit der Weltansicht, nach einer Befreiung aus dem Fieber des nie in sich beruhigten Wissens und Wollens?

Aus solcher Bewußtseinslage sind die anti-

podischen Bünde geboren. Die hastig vorwärtsdrängenden Monisten kreisen um Haeckel. Verehrungswürdig als Mensch und Forscher; ganz schwach, ohne schöpferische Gestaltungskraft als Metaphysiker. Von einer Architektonik des Begriffs ist bei ihm keine Rede. Man lese, nach der Lektüre eines Haeckelschen Buches, etwa der Monistenbibel „die Welträtsel", eine halbe Seite Kant oder Schopenhauer oder Fechner: und wird wissen, woran es diesem allzu geradlinigen Deutungsversuch des Weltstoffs mangelt, weshalb ihm die Suggestionswirkung auf philosophische Köpfe abgeben wird. Man muß auf Büchner und Moleschott zurückgreifen, um so wenig Fähigkeit zu finden, in die Tiefendimension des geistig-geschichtlichen Lebens zu dringen; ferner so wenig logische Disziplin, daß möglich wird, Hypothesen beständig in ewige Wahrheiten und vage Analogien in Identitäten umschlagen zu lassen .. Trotzdem die außerordentliche Resonanz der Schriften, trotzdem der Erfolg der Agitation des Monistenbundes, der alle Kritik den Nährboden nicht zu entziehen vermochte. Die Gründe sind offenbar. Einmal ist die naturwissenschaftliche Halbbildung philosophisch ganz anspruchslos, sie ist ohne philosophische und historische Kultur; dann sehnen sich gerade viele tüchtige Fachmenschen, die vor dem rissigen Traditionalismus nicht kapitulieren wollen, nach einer Art Endgültigkeit der Weltansicht und lassen sich von dem scheinbar nachrechenbaren Wahrheitsgehalt des Haeckelschen Monismus bestechen; und endlich üben die radikal antichristliche Kulturpolitik der Monisten, ihr Haß gegen jede Form eines Gewissenszwanges in Schule und Leben, ihre Abneigung gegen den Zynismus, mit dem die sogenannten Gläubigen, aus Gründen der Staatsräson, den Glauben schützen und stützen, auf naivehrliche Menschen einen unnennbaren Zauber aus. Das, und nicht etwa die „falsche" Weltansicht, stempelt diese Agitation zu einer staatsgefährlichen. Und zum Kampf gegen diese Staatsgefährlichkeit ist der Keplerbund ins Leben gerufen worden.

Freilich sagt er auch: Der unphilosophische Materialismus der Monisten sei eine Gefahr für die Halbreifen, die Jugend. Gerede. Herr Reinke, der Kieler Botaniker, in dem der Gedanke des Keplerbundes zuerst keimte, derselbe, der die unbenennbare Denunziation der Haeckelbündler im Herrenhaus auf dem Gewissen hat, weiß ganz genau, daß Weltanschauung so wenig wie echte Wissenschaft in gemischten Vereinen gemacht wird; weiß, daß beide langsam wachsen, werden und nur in diesem oder jenem individuellen Gehirn die Form und Farbe der Endgültigkeit annehmen können. Er weiß das, da er ja philosophisch gebildet ist. Bedarf er also eines Vereins, um die Weltanschauung zu finden, zu pflegen, auszubauen, die ihm zum Leben und zum Sterben nötig ist, oder ihm falsch scheinende Philosophien zu bekämpfen? Was also will er, was will vor allem sein um den erlauchten Namen Johannes Keplers am 25. Nov. in der Goethestadt a. M. gegründeter Bund? Laut § 2 der Vereinssatzung zeigen, daß sich voraussetzungslose Forschung und wissenschaftliches Naturerkennen mit tiefer Religiosität verträgt. Das hat bisher niemand bestritten; und jeder Große bewies es, beweist es täglich auf seine Weise, durch seine Art der Religiosität. Aber der Keplerbund soll zeigen, daß voraussetzungslose Wissenschaft notwendigerweise ein . . . christliches Vorzeichen hat. Auch dies ließe sich hören, wenn definiert wäre, was unter Christlichkeit verstanden werden soll; ob der Dogmatismus der Kirche, oder die begrifflich sublimierte Seele der Christuslehre, die der Tiefsinn freier Geister in seinem historischen Gehäuse entdeckt hat. Aber alle Begriffsbestimmungen des Statuts bleiben im verstimmendsten Halbdunkel. Nur das ist klar, daß in diesem Bunde, dem Herr von Studt ehrenvorsitzt, schöne Seelen altbewährter Richtung sich verbrüdern werden. Neben religiös gestimmten und philosophisch gerichteten Oberlehrern und Universitätsdozenten, die in großer Zahl dem Bunde bereits angegliedert sind, werden sich noch mehr, immer mehr Kirchenbeamte der Bundesziele annehmen. Und das Resultat wird auch ein „Dienst der Wahrheit", nämlich eine hitzige Propaganda sein, die sich nicht begnügen wird, den Monisten die Seele des Laienbruders im Kampf auf offenem Markte (Vorträge, Versammlungen, Schriftenversand) zu entreißen, sondern versuchen wird, durch Benutzung zugänglicher Einflußkanäle den naturwissenschaftlichen

Unterricht auf höheren Bildungsanstalten mit dem bewußten positiven Vorzeichen zu versehen. Das kann die Keplerbündler zu Verrätern der Modernität machen.

S. Saenger

Kamarilla

Es wäre erfreulich, wenn man sich darüber einigte, daß das Wort Kamarilla einen Sinn nur vom Gegensatz der unverantwortlichen Ratgeber eines Fürsten zu den verantwortlichen erhält. Die wunderbare Neuigkeit, daß Fürsten zu allen Zeiten Freunde und Günstlinge hatten!

Sie dürfen sie haben, heute mehr als früher. Wir, das Volk, haben es heute weniger als früher nötig, auf sie zu passen; denn wir haben dazu die Minister. Es hieße ja glauben, daß der Fürst göttlich inspiriert sei, wenn man nicht glaubte, daß sein Urteil, wofern er nicht ein Genie von säkularer Ursprünglichkeit ist, zustande kommt, wie aller Menschen Urteil: aus Büchern, Zugetragenem und einigen Beobachtungen.

Sein fertiges Urteil tritt vor den Minister; wenn dieser es zu bekämpfen nötig findet, so mag er in mehr als einem Fall gezwungen sein, dorthin zu leuchten, woher es seine Elemente sog. Dann mag er schmeicheln und drohen, überreden und überzeugen und, wenn er nicht anders kann, intriguieren. Sobald er aber das Urteil mit Händen annimmt und vor das Volk trägt, haben wir nur ihm auf Stirne, Aug und Mund zu sehn und uns um das, was er im Rücken läßt, nicht zu kümmern. Kamarilla steht nicht zwischen dem Volk und dem Fürsten, sondern zwischen dem Fürsten und dem Minister. Nicht ein Wort darf der Volksvertreter an sie wenden und verschwenden; das ist seine Loyalität, das ist sein Recht und seine Macht. Um aber seine Haltung bewahren zu können, muß er seine Pflicht, die Verantwortlichen zur Verantwortung anzuhalten, mit einer bedingungslosen Härte, mit einem Fleiß, den keine Mühe bleichet, mit Sachkenntnis und Sachwillen und ohne Parteitaktik tun. Der Minister, der keine Nachsicht findet und keine unertappte Volte schlägt, der wird mit jeder Kamarilla so weit fertig werden, wie des Volkes Wohl es heischt; weiter hinaus, in des Fürsten privates Gelüst, braucht er nicht zu dringen.

Es ist sehr bequem für die Minister, daß das Volk — auch aus Bequemlichkeit, doch auch aus umgekrempeltem altem Untertanengefühl — sich so gern mit den Königen zu schaffen macht. Es ist eine so schöne Gebärde für sie, schützend vor die zu treten, die nicht durften angegriffen werden. Unversehens rückt dabei die Verantwortung von dem geölten auf das gesalbte Haupt und wird zur Illusion.

Julius

Das Jahrhundert der Kindischen

I.

Als Jünglinge noch gesund und keusch um die Ehre des Stärkeren rangen, war das Wort bei den Greisen.

Fröhliche, unbekümmerte, schuldlose Toren, erfüllten die Spielenden ihr Jungsein; zu Männern gereift, lasen sie in ihren Narben von den Stößen, die Kampf und Welt ihnen versetzt; und verstanden sie als Greise zu deuten und fanden Glauben bei ihrem Nachwuchse. Aber das Kind schwieg und spielte bei den Frauen.

Es war das Zeitalter des Jugendmutes und der Weisheit.

Auf das Zeitalter des Jugendmutes und der Weisheit folgte das Zeitalter des Lebensgenusses und der Fruchtbarkeit.

Der Jüngling holte sich die Freuden des Mannes herab, der Mann lernte Weisheit bilden, und der Greis schwieg und spielte bei den Frauen. Denn schon sprach das Leben allumher lauter als alle Narben-Runen des Leibes und der Seele und machte die Mannesgeister schwanger von seinem Bilde. Und wenn die Sehnsucht aufstieg nach der vergessenen Greisen Weisheit, so erhob man das Kind und sprach sich frei in der Verherrlichung seiner Unschuld.

Dem Zeitalter der Fruchtbarkeit aber folgte eines, in dem auch der Jüngling verschwand wie ein Mohr, der seine Schuldigkeit nicht getan hat. Ein Zeitalter, in dem die Wissen-

schaft überflüssige Organe entdeckt und ausschneidet. Da glitt die Runenweisheit, die aus den Narben der Menschheit stammte, vollends herab bis in die Hände des Kindes. Die Weisheit, die die Erfahrung des schmerzenvollen Lebensweges war, die Weisheit, die Fruchtbarkeit war, die Weisheit, die Natur war und Ehre des Stärkeren.

Denn nicht Unschuld soll uns fortan das Kindlein predigen, sondern Weisheit, Weisheit und Weisheit. Die Züge der vieraltrigen Menschheit soll es uns tragen, das arme Wesen, das doch nichts weiß von dem, was nach ihm kommt. Aber es hilft ihm nichts, denn sein Zeitalter, sein Jahrhundert ist angebrochen.

II.

Im Zeitalter des Jugendmutes und der Weisheit war die Erziehung ein Spiel, ein Gehorsam gegen die natürliche Ordnung. Und das Kind durfte ein kleines Tierchen sein, das keinem Wissenden verbunden war.

Im Zeitalter des Lebensgenusses und der Fruchtbarkeit war die Erziehung ein Zwang, ein Kampf mit der natürlichen Ordnung. Das Kind hineingezogen in den Kreis der Bewußtheit.

Im Zeitalter der Wissenschaft und des Kindes ist die Erziehung eine Erpressung. Das Kind soll nun alle Probleme der Zukunft hinunterschlucken, weil der Jüngling verschwunden ist, der Mann keine Zeit hat und der Greis der Wiederkäuerei verfällt. Es soll die synthetische Pille hinunterschlucken, die der kluge Apotheker Historikus dreht.

III.

Im ersten Zeitalter war vom Kinde zur Kunst eine Kluft wie vom Kinde zum Manne. Denn jedes Lebensalter lebte seine Bestimmung. Das Spiel, das Kunst wurde, gehörte den Gereiften.

Im zweiten Zeitalter saß die Unschuld des Kindes auf dem Throne der Kunst und lächelte noch, weil man sie als höhere Bestimmung ehrte.

Im dritten aber fuhr das Kind in die Kunst hinein und heiligte alles Stammeln, alles Schiefe und Verlogene, alles Nichtmehrkönnen.

Die Kunst des dritten Zeitalters schwelgt in allen Tyrannen-Vorrechten des Kindes. Zu allen seinen Sünden lispelt man: Gott, aber wie süß! Ob es nascht, ob es lügt, ob es stiehlt — Gott, aber wie süß! Ob es Angefangenes verwirft, Ungleiches verbindet, Köpfe und Glieder ausreißt oder vertauscht — Gott, aber wie süß! Ob es aus den Freuden und Schmerzen der anderen Zeitalter einen bunten Baukasten macht, aus Göttern Spielpuppen, aus Leidenschaften Kostüm-Moden — Gott, aber wie süß!

IV.

Im ersten Zeitalter betete der Mann mit der Kunst zu den Göttern.

Im zweiten betete der Mensch mit dem Kinde zur Kunst.

Im dritten wirft die Kunst den Menschen zum Kinde.

Denn im ersten war Empfang und Prüfung der großen Gaben, und Furcht und Dank. Die großen Gaben selber gebaren das Gebet; es glich ihnen, sie glichen ihm an Größe, an Einfachheit des Zweckes und der Erfüllung.

Im zweiten starb das männliche Gebet, aber die großen Gaben behielten das Angesicht der Götter. Denn es waren Männer, die sie geerbt hatten.

Im dritten starben auch die großen Gaben. Und als die Kunst nicht mehr zu beten brauchte und mit den großen Gaben das Angesicht der Götter verfiel, da wurden sie zum Spiele gut genug.

Wie schnell doch die männlichen Gaben verfielen, seit das Auge der Götter entschlief!

V.

Das Jahrhundert des Kindes:

Wo einst die Worte des Greises herrschten, da gibt nun die Losung das Weib. Die Amme des Leibes wurde zur Amme des Geistes. Sie kann den Menschen nicht mehr gebären, der Kind, Jüngling, Mann und Greis wird nach seiner Bestimmung. Nicht mehr gebären und nicht mehr ernähren. Und so greift sie mit dem Mute der entfruchteten Mutter nach der synthetischen Pille.

Es ist das Jahrhundert, in dem die Wissen-

schaft „ihre vornehmste Aufgabe darin erblickt", jeden Bankert am Leben zu erhalten.

Das Leben ist aus einem Mittel zum Zweck geworden.

Hermann Gottschalk

Diesseits

Lieber Herr Hesse!

Ich soll etwas über Ihre Diesseits-Novellen schreiben. Ich tue es ja sehr gern, aber eigentlich weiß ich nicht, wozu. „Wir haben einen schönen Tag heute; schreiben Sie etwas darüber". Das ist doch komisch und kreuzverdreht. „Es ist herrliches Wetter; machen Sie, daß Sie dazwischen kommen!" Das klingt schon besser. Sie haben uns den schönen Heumond Ihrer Diesseits-Novellen geschenkt, und ich bin fleißig darin umher spaziert. Ich bin keinen Heuhaufen vorbeigegangen, den Sie zum Träumen hingebreitet haben, und habe keinen Bach ausgelassen, den Sie fließen machten, damit man seine Augen wieder klar kriegen kann. Ich bin Ihren feinen stillen Schmetterlingen nachgelaufen und Ihren dicken Hummeln. Ich habe an Ihren Blumen gerochen und Ihre großen gesunden Fische schwimmen sehen in Ihren kühlen Teichen. Ich bin an späten Nachmittagen Ihren heimlichen Menschen begegnet unter grünen Laubgängen oder auf der Wanderschaft in der bittern Fremde.

Ich habe Ihres Brosi Sterbeaugen im Kopf, sobald ich will, samt Ihren ganzen Kinderzeiten mit aller schwebenden Wehmut und der ganzen glücklichverlegenen Alberuheit Ihrer stetsverwunderten Kindsköpfe.

Ich könnte Streit anfangen mit Ihnen, daß Ihnen Ihre wunderprächtige Jungfrau und Liebesfreude Helene, die Ihre Marmorsäge mit soviel Größe und Verlorenheit bewohnt, zu schlechterletzt in den Bach fällt. Mein Kopf will's nicht begreifen, einfach aus Eigensinn und Vernarrtheit in die besondere Glückserscheinung, die nur so um Grund zu Traurigkeit zu geben schnell einmal am Horizont der Möglichkeit erscheint.

Sodann wenn ich Ihren töricht hungrigen Lateinschüler seinen gestohlenen Käse und nachher die Birnen auffessen sehe, so läuft mir das Wasser im Maul zusammen vor unendlicher Zufriedenheit mit der Weltregierung, die jetzt dem armen Schelm umgehend zu seinem Nötigen verhelfen wird, Herrgott, wer weiß, was das ist, Hunger? Es sollte keiner Pfarrer oder Amtsrichter werden dürfen, der nicht geschlagene zwölf Monate mit offenem Rachen in Sonne und Regen herumgelaufen ist. Ein Philosoph sollte ihn eigentlich gar nie recht zukriegen, damit er nicht aus der Nützlichkeit herausfällt. Aber die brave Magd Babett muß bedankt und bepourleméritet sein, daß sie so herzlich und treffsicher ihre schofle Herrschaft bemopst, um der armen lateinisch sprechenden Schulkreatur aus der Misere zu helfen. Sie hat freilich noch viel mehr getan, und ich kalkuliere, der Lateinschüler ist vollends ein rechter Mann geworden, nicht nur beinahe, wie wir ihn bei der Mutter verlassen. Eigentlich wären anderthalbe verlangt, weil die Babett auch über das gemeine Maß geht.

Lieber Herr Hesse, daß Sie mit Ihrer Herbstreise so blamable Erfahrungen gemacht haben, tut mir ja gewiß recht leid, aber Sie hatten es voraus wissen müssen. Sie waren wahrscheinlich noch sehr jung, trotz dem würdigen Kopf, den Sie überall aufsetzen. Hat einer ein Liebchen verlassen oder sie ihn, so soll er eben nachher nicht noch einmal die Nase in den alten Quark stecken wollen, weil es Stüber daran gibt. Das wissen Sie jetzt, und wir auch, und so ist es gut. Aber es tropft auch aus diesem toten Löwen eine Menge süßer Honig. Ihre schöne Mutter, die Natur, ist überall dabei. Sie sind ein Muttersohn. Vom Vater mögen Sie nicht viel hören, weil er ein gar so lärmiges und rauchiges Handwerk treibt in seinen Großstädten und Kohlenlöchern. Und weil es so sehr sachlich und anmaßlich zugeht bei seinen Söhnen, die die Wissenschaft von der Mutter suchen. Aber sie meinen es auch gut auf ihre Weise. Und verdammt ehrlich. Warum sollen die nun Ihre schöne Mutter, deren Söhne sie doch schließlich auch sind, nicht von der andern Seite lieben und zu erforschen suchen? Und wenn der Vater an den hohen mütterlichen Festtagen ihr einen schönen Stein schickt, den er ergraben, oder ein Diadem, das er geschmiedet hat, freut sie sich

da nicht darüber und alle guten Muttersöhne mit ihr?

Was sage ich nun vom Heumond? Wenn mich das schräge Elend zieht, so lese ich den „Heumond". Und nachher liege ich wieder gerade. Wenn ich Vatersohn ausgeflucht und ausgetobt das Spielzeug weggeworfen habe und nicht mehr mitmachen will, so lasse ich die versöhnliche Melodie und Mutterstimme Ihrer ganz erwählten Trösterkunst in meinem Revier ertönen; davon werden alle meine wilden Esel still, und der Vater kriegt mich wieder in die Werkstatt. Es ist ein Wunder. Sie wissen selber nicht, wie Sie dazu gekommen sind. Die ganze seligtrotzige Geschichte hängt wie ein köstlicher Junitag zwischen Morgen und Abend über einer treibenden Werdewelt ausgespannt, und der Morgen lacht und der Abend weint, oder der Abend lacht und der Morgen weint, und zwischen Lachen und Weinen wird eine Erfrischung fertig, die die schöne Mutter extra für die tollsten und querköpfigsten Vatersöhne durch Ihre Hand bereitet hat. Was wollen Sie da nun dagegen tun? Sehen Sie doch einfach ein, daß die Mutterklugheit nach guter Weiberart Sie daran gekriegt hat. Und wenn Sie ausgemault haben, so wenden Sie uns einmal einen säuerlich interessierten Blick zu: „Muß doch mal sehen, was die Bande eigentlich treibt in ihrem Lärm und Stank. Wenn sich sogar die Mutter für sie aufschwingt."

Es haben sich allerlei Leute den Kopf zerbrochen über Ihren Titel „Diesseits". Ich gehöre auch darunter. Was ist Diesseits? Wer steht diesseits? Wir stehen natürlich nie diesseits der Jugendtage, weil unsre Jugend mit uns kommt, wohin wir wollen. Wir stehen überhaupt nirgends diesseits, so viel ich sehen kann, sondern immer mehr oder weniger frisch mitten drin, daß alles rund wird um uns und über uns, wie der Himmel. Wir sind wie Gott, der alle Dinge sieht. Und in unserm Interesse liegt es ganz und gar nicht, uns auf irgend ein Diesseits zurückzustellen. Sie meinen es aber wahrscheinlich ganz anders, und ich merke es nur nicht. Und so ist der Titel das Einzige an Ihrem Buch, mit dem ich nicht im Vollen stehe. Ist aber vielleicht auch nicht nötig. Hingegen Ihre Frau Mia, der die ganze glückliche Errungenschaft gewidmet ist, ist herzlich gegrüßt, sowie Sie selber mit Grüßen von der allerersten Sorte von Ihrem

Schaffner

Ein Tagebuchblatt

Man kann nur denjenigen Mann wirklich lieb haben, der jene Höhepunkte in uns erkennt, die wir selten oder nie erreichen! Nur wer unsere in uns schlummernden Idealzustände errät, enträtselt, hat uns wirklich lieb! Wer sich begnügt mit unserem täglichen, stündlichen, armseligen Sein, kann uns nie wirklich liebgewinnen! Da sind wir Eintagsfliegen seiner Neigung! Wer uns in sich selbst nicht austräumen, nicht ausdichten kann zu unseren eigenen unerreichten Idealen, wird heute oder morgen enttäuscht werden von unseren alltäglichen Unzulänglichkeiten! Nicht was wir sind, darf man an uns lieben, sondern was wir unter gütigstem Schicksale eventuell hätten werden können! Seine Trauer um unsere Armseligkeit sei seine Liebe!

Nur die Genies unter den Menschen haben die Kraft, trotz allen Gefahren sie selbst zu werden, restlos! Wir aber sind darauf angewiesen, daß Andere uns in ihrer eigenen Seele ergänzen zu dem, was uns zu unserem Idealzustande fehlt! Deshalb eigentlich allein haben wir das tiefe Bedürfnis, geliebt zu werden! Da wir selbst nicht vollkommen sein können, ersehnen wir uns Einen, der unsere mögliche Vollkommenheit in uns erschaut, wie ein Seher, ein Prophet, ein Verkünder! Deshalb hängen wir uns an ihn, weil er etwas von uns sieht, was noch nicht da ist, und was niemand sieht und dennoch vorhanden ist für den genialen, liebevollen Erspäher!!!

Wir haben eigentlich nur Den wirklich lieb, der an das in uns glaubt, was zwar tatsächlich in uns vorhanden ist, aber zu zart ist, um im brutalen Leben je zur Entwicklung zu kommen! Gott hat uns Frauen eine überzarte Dichterseele mitgegeben. Wir unterdrücken sie, zerstören sie sofort aus praktischen Gründen.

Und dennoch haben wir nachträglich nur jenen Mann gern, der sie wieder in sich selber aufleben läßt — — —! Einen, der unseren in uns noch leise klagenden Idealen lauschte! Einen, der trauerte um uns, wie wir selbst es eigentlich tun!

Gott erträumte sich uns schön, anmutig, zartfühlend, sanftmütig, selbstlos, — — —; aber der Mann des Lebens nimmt mit Allem vorlieb. Da werden wir denn: dumm-eitle Gänse! Brauchen wir mehr zu sein für diesen?!? Und das ist noch zu viel für diesen Idioten!

Peter Altenberg

Zwei neue Romane

Der Gegensatz von erbangesessener Kultur zu kühner, pietätloser Industrie ist ein dankbares schon oft benutztes Thema, dem auch die beiden Bücher gewidmet sind, die soeben bei S. Fischer, Verlag erschienen. Das erste ist von Georg Hirschfeld und heißt: „Der Wirt von Veladuz", das andre führt den Titel „Der Amerikaner" und hat Gabriele Reuter zur Verfasserin.

Unberührte, selbstbewußte Natur, die von der Industrie vergewaltigt wird, schildert Hirschfeld, Starke, Genügsame, denen Industrie als Kultur vorgetäuscht wird, die über moderner Musik ihre „dummen Hirtenflöten" zu verachten beginnen. Und dann das Verhängnis: Zusammenbruch der gleißenden, hohlen Herrlichkeit und — unter ihren Trümmern mitverschüttet auch das, was noch einsam Widerstand geleistet hat, die alte Veladuzer herbe Rechtlichkeit und knorrige Unbehilflichkeit. Die Verkörperung dieser rechtlichen Unbehilflichkeit ist der Wirt von Veladuz.

Das Buch besteht aus einer Einleitung und drei Teilen. Die Einleitung beschäftigt sich mit Jakob Freydank und seiner Familie, die seit Hohenstaufenzeiten hier Heimatboden fand; hier zwischen den Bergen im schweizerisch-italischen Grenzgebiet.

Kaum je vorher gab uns Georg Hirschfeld so kräftiges und warmes wie in der Schilderung dieses Mannes, der mit Würde und biblischer Einfalt die paar Gäste beherbergt, die ihm der Sommer bringt. Es ist der wunderlich einsame und strahlende Marolasee, der die mutigeren, anspruchsloseren Reisenden hierherlockt. Hirschfeld schildert ihn schön.

„Perlmutterblau und silbernen Schaum aufwirbelnd schwankt die kalte Flut. Wie etwas Unbegreifliches, aus der Polarregion Verirrtes schwimmen einige Eisblöcke darin herum, nähern sich glitzernd dem Ufer, landen aber nie." Und ebensolche Worte findet er für den Seelenzustand der Veladuzer Bauern, denen die Religion Schmuck und Kunst ist, die von ihrer Mühsal, schweißtriefend wie ein Stier unter dem Joch, ihren Blick emporschicken zur Kirche am Rosenberge, wo Er wohnt, der sie unter seinen Schutz genommen. „Hier oben, auf der Höhe, in der Nähe des ewigen Wolkenreiches, lagern sich Menschennot und Glück gleichsam an Gottes Mantelsaum."

Frisch, unternehmungslustig und liebenswürdig kommt in diese Weltlosigkeit Fritz Sternwald der Architekt. Wie er die Leute, Freydanks Sohn und Tochter, ja den alten Bauer selbst berückt, überredet und überzeugt, das steht im ersten Teile des Buches. Der zweite banalere zeigt den Traum Sternwalds erfüllt, Gold, Gold auf all den unberührten Hügeln, Widerschein des goldenen Stroms, der sich drunten im Tal und zuletzt auch über den vom alten Freydank streng behüteten Gletschersee ergießt. Hirschfeld versucht den Rausch und Taumel zu schildern, der ganz Veladuz ergreift, den rapiden Verfall der Sitten. Wie ein Moloch verschlingt das große Hotel im Tal, das größere am See, die neuerbaute Eisenbahn, alles stille Glück. Reiche und Abenteurer strömen herbei, lehren Genuß, Unzufriedenheit Verzweiflung. Und endlich überschlägt sich Sternwalds Genie. Eine heimliche Spielbank, die man in seinem Hotel findet, untergräbt das Renommee des glänzenden Unternehmens. Sternwald stürzt. Freydank wird Einsiedler. Barbara, seine Tochter, die Sternwalds Frau wurde, folgt dem Geläuterten nach Amerika. Das steht im dritten Teile.

Wenn man das Buch gelesen hat, bleibt eins zurück: Ein Gefühl von Alpenwanderung, Rasseln und Eisenbahndampf, — und über allem blaue reine Klarheit, wie von großen Höhen niederfallend. Was dazwischen liegt,

viel Übertriebenes und Verzerrtes, um des Konfliktes willen Gewolltes, versinkt davor.

Mit leichterer Hand, fast lustspielmäßig verwendet Gabriele Reuter den Konflikt. In ihrem Roman handelt es sich gleichfalls um altererbten Grundbesitz, um zähe Vorurteile, um Menschen die, wie mit Scheuklappen durch die Welt gehn. Aber der adlige Grundherr ist leichter besiegt, als der Bauer, weniger tragisch in seinem Zurückweichen vor der neuen Zeit. Ihm bleibt, selbst wenn er sein Schloß verläßt noch mancher feudale Platz in der Welt draußen, wo er seine Jagd, sein behagliches Schloßherrleben weiter treiben kann. Namentlich da die verachtete „neue Welt" es ist, die sein verschuldetes Gut wieder zu einer Geldquelle umwandelt.

Hier wird die neue Zeit durch Fritz von Kosegarten repräsentiert, dem ältesten Sohn der gutsherrlichen Familie, der, nach einem Jahr leichtsinnigen Offiziersleben nach Amerika geschafft wurde und dort mit der Hast und dem radikalen Eifer der Eingewanderten ein echter Amerikaner wird. Aber eben doch kein ganz echter! Gabriele Reuter hat den Hauptkonflikt in die eigne Brust ihres Helden verlegt. „So streitet in uns Erben alter Häuser ewig der angeborne Geschmack mit der erworbenen Vernunft" erklärt er einmal sich selbst. Und die Kusine erwidert ihm darauf mit der Sage von den großen Baumeistern, die ein lebendiges Kind in den Grundstein einmauern mußten, damit ihr Werk Bestand hatte.

Im übrigen aber ist von solcher Tragik und von solchem Seelenpathos in dem Buche nichts zu spüren. Mit vergnügter Ironie ist der kleine Hof geschildert, Schürzung und Lösung der Verwicklungen spielt sich in verschiedenen stark zugespitzten Szenen dramatisch ab, während man immer das Gesicht des Regisseurs hinter der Szene zu sehn vermeint, der uns sagt: Allzu schlimm wirds nicht. Hier und da ein wenig zierliches Rokoko, ein wenig Biedermeierstimmung, als Gegensatz zum Amerikanismus. Und dieser Amerikanismus viel deutlicher verkörpert in dem heimischen Emporkömmling und Häuserspekulanten Thete Debbritz, als in dem adligen Amerikaner. Freundlich und behaglich stehen sie alle vor uns da und selbst die geplante Entführung am Schluß löst sich in leidlichem Wohlgefallen und wird unter Sanktion ins Werk gesetzt. Die beiden neuzeitlichen Adelskinder ziehen im Automobil davon, sich freuend auf die harte scharfe Luft draußen, die ihnen letzte dumpfe Vorurteile von den Stirnen wehen soll.

Der Verfasser und die Verfasserin, beide gestehen sie der neuen Nützlichkeitslehre Berechtigung zu, der Dichter in ihnen aber beklagt die verlorne unpraktische Beharrlichkeit der Erbgesessenen. Denn, wo die Industrie ihre Triumphe feiert, stirbt die Kultur.

Anselma Heine

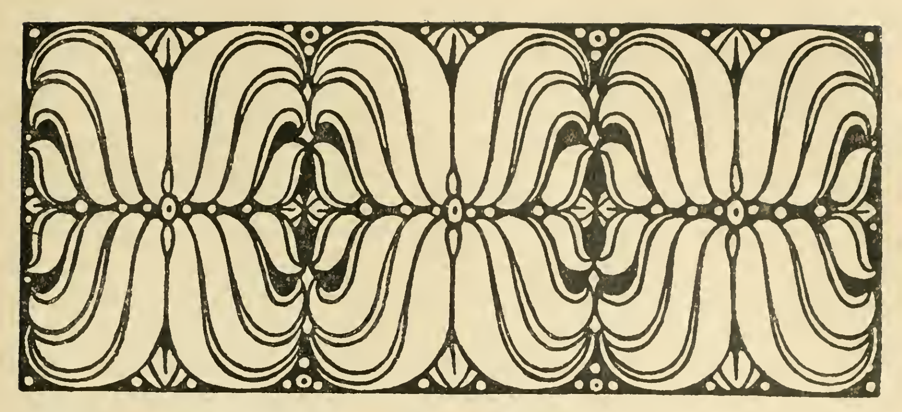
Wenn ich Pfarrer wäre,

würde ich, eines Vormittags, an den Schreibtisch gelehnt, zu meiner Gattin sagen: Liebe Frau, mach bitte die Tür zu, laß mich ungestört. Dein Engelsantlitz ist lieb, aber es will mich immer und ewig vom Schwung meiner Gedankenwelt loslösen. Also geb, gib her, noch schnell einen Kuß. Und verlasse mich jetzt, geh in die andere Stube. Denke dir, ich habe einen von denen Aufsätzen neu zu verfassen, wie man sie heutzutage der lesenden Welt gern unter die sorgsam tastende und fühlende Nase schiebt. Von dem Honorar, das ich bekomme, kannst du dir sodann einen neuen Rock machen lassen. Oder du kannst dir ein trautes Halsband kaufen, oder einen üppigen Pelz, angeschmieget nachher, ich meine, wenn er da ist, an die köstlich anzuschauende Taille. Ich habe auch Sinn für Fleisch, und so drücke dich jetzt hübsch zur Tür hinaus und laß deinen Mann wirken und dichten. So, jetzt bin ich endlich allein vor dem Thron Gottes. Nämlich. Wie? Wer spricht hier? Niemand? Dann ist es gut, und so will ich nun so recht empfinden, wer ich bin, dann stellen sich die hohen Gedanken von selber ein. Als Pfarrer bin ich ganz wie von selber zur tiefen Gedankenanlage verpflichtet, diese Anlage erweitere ich jetzt und verliere mich mit den Worten, schlicht und recht, damit es das letzte Dirnchen von der Elsässerstraße leicht verstehen kann: „Lang ist es her" in die erhabene und um Jahr-

tausende zurückgeworfene Weltgeschichte. Ein bißchen mag ich es jetzt gern dem J. P. Jacobsen, dem zierlichen Dänen nachmachen und sagen: „Die Schneeflocken rollen am Boden". Auch das paßt, es paßt alles in die hohlen Grundgedanken. Tatsächlich ist so ein Gedanke meist hohl und zwar deshalb, damit er mit Gefühlen angepfropft werde. Ich schreibe ein bißchen viel in der letzten Zeit, aber warum fordern sie einen auf zu schreiben? Ich kann das übrigens ebensogut wie die nach Wortleckerbissen schnappenden Journalisten. Die Würde meines Berufes verträgt sich mit der Spitze und Schärfe der Schreibfeder sehr gut, denn wo überhaupt Takt ist, darf eins sich alles gestatten. Was man auch anpackt und angreift, es atmet dann alles ein und denselben von Anstand durchtränkten Stil. Ich kann ebenso gut die Hand eines Schwerkranken ergreifen als schreiben: „Gehet in euch. Es genügt nicht, ein fester Mensch zu sein." Ich kann ebenso gut Aufsatz schreiben wie trösten, ebenso gut es dem Monsieur Goethe nachmachen wie hülfespenden, ebenso gut stilisieren wie weinen über den vollkommenen Jammer der Menschheit. Und dann ist es doch so reizvoll für den geliebten Leser, die schriftstellerischen Produkte des Seelsorgers kennen zu lernen, es ist fast so, nicht ganz, aber fast, als wenn ein Regierungsrat von der offenen Schaubühne herab dem Mitbürgerpublikum seine dramatischen Künste zeigt. Und dann ist vielleicht noch eines zu bedenken: Man bedient sich heutzutage, im Zeitalter der geflügelten Luftgondel, der, wenn es in Gottes Namen sein muß, schreiendsten Mittel, um Stellung in der Welt zu behaupten. So gut wie eine Sängerin, ein profaner Autor, ein Verlag, ein Zirkus, ein Restaurant, eine Regierung, ein Metzger, ein Gerber, ein Buchdrucker, eine Aktiengesellschaft und was weiß ich Reklame machen kann, kanns auch der Pfarrer. Wir schütten und putzen uns alle aus, das ist es. Wenn einer der Welt Dinge von Bedeutung zu sagen hat, soll er sich dahintersetzen und den Mund auftun, auch wenn eine kleine Portion eitlen Selbst-Wohlgefallens ihn antreibt. Die Beweglichkeit, das ist die Hauptsache. Vor Gott hält nur der Fleiß, die von der übernommenen Anstrengung schwitzende Stirn, der ermüdete Arm, das von der Empfindung noch über den Tod hinaus leuchtende Auge stand. Gott versteht, Fehler zu verzeihen. Jetzt will ich meine emsige Feder abtrocknen. Halt noch dies: „Lang ist es her!" Das macht sich sehr hübsch. Die Leute werden sagen, ich sei eine Art kunstgewerbliches Talent, ich meistere die Form, wenn ich derart, wie ich es jetzt getan habe, die Eingangsworte dem Schluß bezaubernd beifüge.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Kulturpolitik: Gedanken, Ziele, Wege / von Samuel Saenger



ntstammen Kultur und Politik nicht derselben Wurzel? haben sie nicht eine gemeinsame Mutter und in alle Ewigkeit verwandte Aufgaben? Könnte ein Zeitgenosse Platons, ein Mitgenießer reifster Griechheit solche Fragen hören: er würde sie einem Barbarengehirn entsprungen glauben. Dem Gehirn eines Kulturbarbaren.

Zu der Handvoll Trivialitäten, von denen der Bildungsphilister seinen geistigen Haushalt bestreitet, gehört auch die, zu sagen: dem griechischen Genius sei der Trieb zur harmonischen Lebensgestaltung eingeboren. Zur Harmonie der Lebensgestaltung gehörte aber keineswegs die Verengung der Lebensziele, ihre Beschränkung auf den engen Kreis der persönlichsten Interessen, ihre bewußte Absonderung von den Lebensformen der Gemeinschaft, die jedem einzelnen übergeordnet ist; nie kam, im Sinne des griechischen Ideals, diese Harmonie durch die Pflege technischer Geschicklichkeiten oder die Ausbildung von Spezialbegabungen allein zustande. Dazu gehörte der bewußte Ausgleich zwischen Ichbewußtsein und Gemeinschaftsbewußtsein, die Erweiterung der individuellen Vorstellungen bis zu dem Punkt, daß sie von den Gesamtzwecken her Form und Richtung bekamen. Man mag diese Gesamtzwecke Herden-Nützlichkeiten schelten, aber vergesse nicht, daß die Herden-Nützlichkeiten von heute das Ideal, die Politik von gestern waren. Den Intellektuellen der antiken Welt brauchte diese Beziehung nicht erst plausibel gemacht zu werden: sie fühlten sie und handelten danach. Das gab dem öffentlichen Leben Roms und Athens so viel Blutwärme.

Wäre der Humanismus bei uns nicht schon längst ein entseelter Leichnam, umkränzt mit dem goldenen Flitter sentimentaler Rhetorik; wäre er nicht ein unlebendiger Vorstellungsbesitz im Gehirn unserer stolz abseits stehenden Spezialisten, die nicht wirken, sondern wissen und immer wieder wissen

wollen; wäre nicht die Beschäftigung mit ihm eine Art Totengräberarbeit, die wir ruhig geschehen lassen, weil unsre Kultur so reich .. ja so reich ist, daß wir auch diesen Luxus gestatten dürfen: so wäre es unmöglich geworden, inmitten des gedankenreichsten und belesensten Volkes den Sinn des antiken Humanitätsbegriffs in seinen Gegensinn zu fälschen. Der antike Mensch hielt die politische Tätigkeit für die höchste inmitten einer gesitteten Gemeinschaft. Er hielt sie für den persönlichsten Ausdruck des Menschen, der in den Kerker der sinnlichen Erscheinung gebannt ist, weil hier, im Politischen, die individuellen Willensregungen in das unendlich weite Bett der sozialen Gemeinsamkeiten münden. Er zählte sie unter die Erstgeburtsrechte adliger Naturen und schöpferischer Geister, und wollte von der Berührung mit dem politischen Geschäft nur die Männer ausgeschlossen sehen, die im Käfig der Sklaverei oder banausischer Erwerbstätigkeit verknechtenden Beschäftigungen oblagen. Und der Praxis entsprach die Theorie. Bei Plato wie bei Aristoteles bildet die Staatslehre den Höhepunkt zusammenfassenden Denkens; und ihre Leistungen auf diesem Gebiete sind unverwelklich, weil sie aus dem heißen Drange geboren sind, zu zeigen, wie sich die Politik an den höchsten und letzten Kulturgedanken orientieren lasse.

Aber die Alten sind längst verwest, sind moderndes Gebein. Wozu ihre Lebensansicht auffrischen? Klüfte trennen uns von ihnen. Erst das kirchlich organisierte Christentum; dann die Presse; dann der unaufhaltbare Fluß geistiger, geistlicher und politischer Emanzipationen; dann die Erweiterung des geographischen Gesichtsfeldes und des wissenschaftlichen Horizontes; dann die Zertrümmerung der zünftlerischen Arbeitsorganisation und die Auflösung des Ständestaates; dann die ideelle Befreiung des Individuums durch Rationalismus und Aufklärung; endlich die Entfesselung bisher noch schlummernder Energien durch den Kapitalismus, die Technik, die Demokratie: sie haben eine neue Gesinnung und Gesittung geschaffen, den Persönlichkeitswert jedes Menschen, grundsätzlich wenigstens, unermeßlich gesteigert und so etwas wie einen differenzierten Massenmenschen auf die Beine gestellt, der verstanden hat, sich in den Mittelpunkt aller politischen Bewegung zu schieben und allen Fortschritt, alle Kulturbereicherung auf sich zu beziehen. Diese Entwicklung ist zugleich eine ungeheuere Verwicklung; und es ist durchaus erlaubt zu sagen (der geschichtliche Instinkt Thomas Carlyles hat's gewittert), daß unter der Oberfläche dieser Entwicklung die Anarchie latent ist. Jede Kulturphilosophie, die an dieser Sachlage und den Aufgaben, die sie gebiert, achtlos oder mißachtend vorbeigeht, ist eine Totgeburt, ist tote Ideologie: und darum trägt Nietzsche, weil er an dem in der sozialen Frage steckenden Kulturproblem hochmütig vorbeigescherzt hat, den Todeskeim in sich, während weit weniger glänzende aber solidere Geister wie Comte und Stuart Mill und Spencer noch immer eine Art Fernewirkung üben .. Darum ist aber auch jede Politik, die ihre Richtungslinie nicht aus diesem unbequemen und gefahrvollen Zustand

schöpft, auf die Dauer zur Ohnmacht verdammt: sie ist gegen den Kulturverlauf gerichtet, ist das Gegenteil von Kulturpolitik. Ob die Intelligenz unter solchen Umständen keine bessere Aufgabe hat als die, sich, schleckend und leckend, in die Isolierzelle des empfindsamen Ichs zu verschließen, in den politikfreien Raum der Kultur zu flüchten?

Politikfreier Raum? „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum." Es gibt keinen politikfreien Raum in der modernen Gemeinschaft. Hier ist alle Arbeit, wissenschaftliche wie wirtschaftliche, entweder schon vergesellschaftet oder muß es werden; das Individuum gehört mit einem immer größeren Teile seines Wesens und Wirkens der Öffentlichkeit an; und die durch einen fortgesetzten Differenzierungsprozeß unaufhörlich aufwärts gehobenen Millionen begehren immer lauter, immer gebieterischer ihren Anteil an den ungeheueren Schätzen des objektiven Kulturbesitzes, unter denen wir, wie unter Riesenbergen, ersticken. Ein echtes, organisches, das Architekturbedürfnis ästhetischer und ethischer Menschen befriedigendes Kulturleben ist inmitten dieses amorphen Haufens von Kulturelementen nicht möglich. Und alle Politik freier Geister, die mit den Säften der europäischen Aufklärung genährt sind, gipfelt darum heute, aus einiger Entfernung vom niederen Parteitreiben gesehen, in der Aufgabe, die Logik dieser elementaren Tatsachen anzuerkennen und die Methoden ersinnen zu helfen, die Demokratie zu organisieren. Die Demokratie organisieren: das ist das Wort. Eine ungeheuere Aufgabe, wie sie gigantischer die Politik zu keiner Zeit je zu lösen gehabt hat. Wunderbar, mit welcher Klarheit, gegen alle Einsprache des Blutes, ein Aristokrat von starkem „Pathos der Distanz", Alexis von Tocqueville, sie gezeichnet hat (vor zwei Menschenaltern). Die Heere undifferenzierter Sklaven des Altertums oder der Christen der mittelalterlichen Dunkelzeit ließen sich allenfalls durch heldische Übermenschen beherrschen oder mit den Eisenstangen von Tierbändigern (à la Hobbes) im Zaume halten, aber die stark differenzierten Millionen, die in einer Atmosphäre von Licht und Aufklärung atmen, die das Recht auf Hygiene, Bildung, Arbeit, Krankenpflege, Unfallversicherung, Altersrente und Stimmzettel erkämpft haben, sie lassen sich nur noch durch Kulturmittel und Kulturmethoden lenken. Soll es schwieligen Fäusten und undisziplinierten Gehirnen und geistlosen Politikmachern und unproduktiven Beamten überlassen bleiben, diese Methoden zu ersinnen und zu handhaben? Es gibt keine Wahl mehr. Die Intelligenz, oder was sich dafür hält, was Geist und Geschmack und ein Herz voll Liebe durch Absonderung von dem wirren Knäuel Masse am besten zu bekunden glaubt, — sie mag abseits stehen. Männer wie John Ruskin, die auf der Höhe kritisch-ästhetischer Wirksamkeit sich besannen, daß Mensch-sein kein Fach ist, und in das sozialpolitische Getriebe mit machtvoller Leidenschaft eingriffen, mag sie belächeln und bemitleiden. Aber sie wird an der Antithese, die das heutige Leben aufdrängt, nichts ändern; sie heißt nicht mehr: Kultur oder Politik, sondern: Kultur oder Barbarei.

So liegen die Dinge überall; aber in Deutschland kommen besondere Schwierigkeiten hinzu. Ein Blick auf die neudeutsche Kultur und die neudeutsche Politik belehrt, wie unerfreulich die Zustände eines Landes werden können, wenn die stärksten Intelligenzen sich geflissentlich der Politik fernhalten.

Der Deutsche von heute ist stark versinnlicht, materialisiert, fast ganz zum Fachmenschen entleert. Er hat als solcher Außerordentliches geleistet; und die Versinnlichung ist ihm nach der langen spiritualistischen Hungerkur durchaus zu gönnen. Aber er hat im vergangenen Jahrhundert an allgemeiner Bildung wie an der Lust zur Bekundung werktätigen Gemeinsinns stark eingebüßt: jene wird vielfach als toter Ballast, dieser als Zeitverlust empfunden. Er ist langsam hart geworden und realistisch und mißtrauisch gegen jede Tätigkeit, die nicht sofort einen Zuwachs an wirtschaftlicher Macht einträgt. War er früher unpolitisch, weil, zur Zeit der Romantik und der Herrschaft liberaler Ideologen, die Schmach des tat- und glücklosen öffentlichen Lebens den Intellektuellen zur Unöffentlichkeit zwang: so ist er heute unpolitisch, weil er von allen Geschäften das politische am wenigsten einträglich findet und es für bequemer hält, sie beamteten Fachleuten zu überlassen, die nicht gerade der großen Reservearmee von Talent und schöpferischem Willen entnommen zu sein brauchen. Verraucht ist die frühere deutsche Überschwänglichkeit, die, äußerlich begrenzt, sich in den unbegrenzten Strom von Poesie und Literatur ergoß. Die Sehnsucht nach jener Insel der Seligen dem Deutschen von heute noch anzudichten, ist verkehrt.

Grundverkehrt. Gegen sie mochte sich vor siebzig Jahren Gervinus noch mit Recht wenden, als er nach langer Wanderung durch das Labyrinth der deutschen Dichtung und mitten im Drange nach politischer Mündigkeit und persönlicher Freiheit gegen den Quintismus und Nihilismus müder Seelen seine Stimme erhob. „Man habe den Mut, das Feld eine Weile brach liegen zu lassen und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen und, wenn es sein muß, umzuroden; und eine Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geist Genüsse bieten wird. Wir müssen dem Vaterland große Geschicke wünschen, ja wir müssen, so viel an uns ist, diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buches und der Schrift das einzige geistige Leben und das geistige Leben das einzige wertvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinausführen, ihm Taten und Handlungen in größerem Wert zeigen und die Ausführung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verstandes geworden ist.“ Das junge Geschlecht entwand sich dem Bann des Spiritualismus, widerstand den Sirenklängen des seichten Dilettantismus, floh das schwächende Element jener Atmosphäre, worin sich, nach dem gealterten Goethe, „vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gern begegnen“. Es wurde zunächst von einem wahren Gold- und Erwerbs-

fieber ergriffen und legte zu dem heutigen kapitalistisch organisierten Deutschland den Grund. Aber zu dieser ungeheueren Leistung hatte es um so mehr Muße, als die neue politische Ordnung, der Einheitsstaat, die Reichsverfassung, wie sich sehr bald zeigte, von oben her vorbereitet und Schritt vor Schritt erkämpft wurde. Die liberalen Ideologen, Schwarmgeister von rührender Idealität, die feinste Blüte deutscher Intelligenz und deutscher Humanität, die Achtundvierziger, die Paulskirchler, die Großdeutschen, die poetisierenden Jungdeutschen, die liberalisierenden Historiker vom Schlage der Gervinus und Dahlmann, sie wollten die Ordnung umkehren und den nationalen Freiheitsstaat errichten, bevor das Reich als große nationale Machtorganisation gezimmert war; und scheiterten. Die gebildete und besitzende Bourgeoisie holt sich blutige Köpfe bei dem ersten Versuche, die Schranken des Polizeistaates zu durchbrechen, und gibt jeden weitern Vorstoß nach dieser Richtung auf; man gewöhnt sich rasch in die Rolle des politisch Unmündigen und überläßt die öffentlichen Angelegenheiten den Bevorrechteten. „Es wird schon gehen, auch ohne uns." Und es ging ... Sie wird zwar wieder unpolitisch; aber auch ruhesüchtig? Keineswegs. Sie wirft sich auf den Erwerb, das Profitmachen, gründet Banken — die erste große, nach dem Muster des Crédit Mobilier, 1853: die Darmstädter Bank für Handel und Industrie —, überzieht das Land mit einem Netz spekulativer Aktienunternehmungen, von Eisenbahnen und Telegraphen, rationalisiert die Landwirtschaft und lenkt, durch Gründung von technischen, Fach- und Realschulen, das Bildungsstreben der zum Genußleben erwachten Masse in utilitaristische Bahnen. Ihr verschämter Idealismus, immer noch ein ansehnlicher Rest, wird vom Genie Bismarcks auf ein greifbares, auch wirtschaftlich höchst nutzbares Ziel gelenkt: die Gründung des Reiches. Auch freut sie sich des Frühlings des deutschen Verfassungslebens in den Siebzigern. Ihre Intelligenz befruchtet es und hilft, in Schule, Kultus, Gerichtsverfassung und Wirtschaft, die dem hastigen Rhythmus der kapitalistischen Entwicklung genau entsprechende politische Form schaffen. Das öffentliche Leben wird von einem liberalen Hauch durchweht, die feudale Fassade von Preußen-Deutschland modernisiert. Aber all das darf geschehen, solange es von oben der, vom gewaltigen Diktator gewollt ... geduldet wird. Sie darf wünschen, ja; hat aber keine Macht, zu fordern, zu gebieten. In der politischen Tradition hat sie keine Stütze; in der Verfassung keine Handhabe, die Zusammensetzung der Exekutive entscheidend zu beeinflussen. Das Parlament wird in die subalterne Stellung einer beratenden Körperschaft herabgedrückt, organisatorische Köpfe von positiver, antidialektischer Willensrichtung finden in ihm kein Betätigungsfeld, der Parlamentarismus verfällt. Die politische Maschine wird wieder ausschließlich mit autokratischem Dampf betrieben und von feudal-aristokratischen Heizern bedient, die Bourgeoisie in die Fabrik und die Rechenstube zurückverwiesen, ihre Intelligenz in die honorige Beamtenlaufbahn, die Wissenschaft, die Technik gedrängt ...

So ist es gekommen, daß heute die Politik bei uns der einzige Acker ist, der nicht gedüngt ist mit dem Reichtum deutscher Intelligenz und deutscher Energie. Das ging, solange der Odem des genialsten deutschen Autokraten die veraltete Regierungsmaschine beseelte; neben ihm mochte die erprobte Gesinnung und Bildung der in altpreußischer Zucht erzogenen Beamtenschaft ausreichen. Aber unbeseelt, mußte dieses auf zwei Augen gestellte System zermorschen, ein System, das den von Grund aus revolutionierten Wirtschaftskörper, das Gehäuse von bald fünfzig bald sechzig Millionen rühriger Arbeitsmenschen, nur mehr noch wie mit den Fetzen eines zerschlissenen Tuches umhängt. Und der Liberalismus, die eigentliche Heimat der breiten Bildungsschicht des Volkes, der politische Ausdruck des modernen Kulturgewissens, erwachsen auf der Basis einer Weltanschauung, die Freiheit mit Ordnung, Fortschritt mit Tradition grundsätzlich zu harmonisieren trachtet, — er, dessen disziplinierte Intelligenz man hätte erziehen sollen, die neuen Verhältnisse auch politisch zu organisieren, er, mit dessen Hilfe allein es gelingen konnte, den Freiheitsstaat in das zunächst noch leere Gerüst des Einheitsstaats einzubauen: er mußte verfallen, verzwergen, zwischen der Oligarchie von rechts und den Ultras von links ersticken.

Aber nun zeigt sich der Schaden, nun merkt jeder, wo die ungeheuren Fehler der Rechnung stecken. Selbst die Bourgeoisie empfindet heute, was die politische Enthaltsamkeit wert war, die eine solche Leere zurückließ. Mit Beschämung sieht sie, daß der Ort, wo Politik gemacht wird, in Deutschland der Ort geworden ist, wo die schöpferischen Intelligenzen am wenigsten zu finden sind; daß bei dieser Sachlage, und angesichts weltwirtschaftlicher Verwicklungen dunkelster Art, nicht einmal materielles Wohlbehagen und schwellende Bilanzen (werden sie in diesem exportierenden Arbeitsland immer schwellen?) garantiert sind; ja, daß vor dem Treiben der Finsterlinge nicht einmal die Freiheit der persönlichen Lebensgestaltung, der Lebenskern unserer Kultur, sicher ist. Überall erblickt das Auge Schwierigkeiten, deren *nur* der Kollektivgeist der Nation Herr werden kann. Von unten her grollt's, schwarze Massen ziehen herauf; und die Häuptlinge der Industrie und des Handels, die Organisatoren des Wirtschaftslebens, sehen sich vor der gewaltigen Aufgabe, die ganze Arbeit neu zu organisieren. Hier kann nur noch der überindividuelle Gesichtspunkt fördern, er allein vermag noch zwischen den großen feindlichen Machtverbänden soziale Brücken zu schlagen. . . Aber gleichzeitig ist Deutschland, durch seine Verpflechtung in die Weltwirtschaft, durch seine Menschenüberproduktion, durch den *allerorten* epidemisch gewordenen Ausdehnungsdrang in den Imperialismus sacht hineingezwungen. Es hat keine Wahl mehr. Reibungen sind unvermeidlich, jeder Schritt kann auf jene glatte Bahn führen, wo mit Flotten und Heeren um wirtschaftliche Vorteile gekämpft wird; und jeder Tag kann das Kulturgewissen vor die harte Wahl zwischen Nationalismus und Humanität stellen. Und wenden wir den Blick wieder nach innen, so

drängt der unaufhaltsame Sturm und Drang des inneren Lebens von selbst zur Neugestaltung, wenn auch oft unter großen Opfern privater Interessen oder öffentlicher Sentimentalitäten. Eine an den aufgeklärten Polizeistaat erinnernde Gebahrung engt über Gebühr das Gemeindeleben ein, dem wirkliche Selbstregierung noch immer versagt bleibt. Die allgemeinen Bildungsanstalten, in denen durch die Verstaatlichung jede individuelle Initiative von Pädagogen die nicht Beamte sind so gut wie erstickt ist, sind kaum noch am Anfang ihrer Umgestaltungen. Die Universitäten bedürfen dringend der Verjüngung, um wieder zu werden was sie einst waren: Pflanzstätten höchster allgemeiner Menschenbildung. Die Freiheiten der Personen, der Forschung, der Kultusübung bedürfen, inmitten des eisernen Ringes sozialer Institutionen, neuer politischer Garantien, damit die einzigen Reste individuellen Lebens vor einer irgendwie beschaffenen Uniform bewahrt bleiben. Und endlich tritt, um die Fülle der kulturpolitischen Aufgaben um eine ungeheuere zu bereichern, die Frau auf den Plan und schiebt sich in jene Provinzen der Öffentlichkeit, in denen sie bisher nicht zu finden war. Wie sind, solchen Aufgaben gegenüber, verhängnisvolle Irrtümer zu meiden, wenn nicht die geistige Auslese des Volkes in Parlament und Exekutive die Richtung der Politik bestimmen hilft? Es ist nur natürlich, daß auch in Deutschland (obwohl Analogien noch keine Identitäten sind) sich die Gedanken auf die Notwendigkeit einer Parlamentarisierung des Parlamentes richten; man beginnt sich zu fragen, wo sonst die politischen Talente ein Seminar finden, in dem sie sich auf die Aufgaben einer produktiven Politik vorbereiten können. . . Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo auch bei uns ein Zustand als unwürdig empfunden wird, bei dem morgen schon die Regierung eines großen Volkes in die Hände von Männern gleiten kann, denen zunächst das Amt alle Bedeutung gibt, deren Wert heute noch niemand kennt, und die sich nicht gerade durch den harten Auslesekampf ans Licht gerungen haben. Der Zustand ist mehr als unwürdig, er ist, weil antiselektiv, gefährlich ... Es ist kein Zweifel, daß die politische Arbeit der nächsten Zeit auf solche Ziele gerichtet sein wird, sein muß. Anders kann der Freiheitsstaat dem Einheitsstaat nicht eingebaut werden.

Wir aber, die wir diese Ziele klar vor Augen sehen, wollen mit den geistigen Waffen der Klärung und Gewissensschärfung für ihre Erfüllung streiten, nach Methoden, die Wissen, Bildung, Kultur bestimmen. An den Intellektuellen deutscher Zunge wird es sein, uns in dieser Mission der Sammlung zu fördern. Ihnen entbieten wir unsern Gruß.

Naivität und Genie / Spiritistischer Dialog von Richard Dehmel


as ist naiv" . . . Wenn wir das hören, wissen wir nicht ohne weiteres, soll das ein Lob, ein Tadel oder einfach eine Aussage sein. Besonders Künstlern passiert das oft; da ist irgend etwas in ihren Werken, das hält der eine Betrachter für „recht naiv", der andre für „vollkommen naiv", wieder ein andrer für „gar zu naiv", und ein abermals andrer für „nicht naiv genug". Wenn man dann jeden von ihnen fragt, was er mit diesem beliebten Fremdwort eigentlich habe sagen wollen, erhält man regelmäßig eine Belehrung über das unbewußte Gemüt. Und wenn man hierauf zaghaft bemerkt, daß nach menschlichem Wissen noch kein Gemüt in bewußtlosem Zustand ein Kunstwerk verfertigt habe, auch daß sich über das Unbewußte füglich doch wohl nichts wissen lasse, dann wird man mit neuen Fremdwörtern heimgeschickt. Vornehmlich die Wörter „Instinkt" und „Genie" spielen da eine kräftige Rolle; und wenn der Deutsche mit wuchtigster Schlagkraft auf die Tiefe seines Gemüts pochen will, dann spricht er das Wort „Naturgenie" aus. Bleibt dem Instinkt des erschütterten, teils ganz naiven, teils mehr als naiven, teils nicht ganz naiven Fragestellers anheimgestellt, ob er sich für ein schlechtweg natürliches oder ein etwas übernatürliches oder ein ziemlich unnatürliches Naturgenie ästimieren soll. Denn sein bißchen Talent steht ja außer Zweifel; nur scheint es ein wenig zu kultiviert, sonst würden jene wohlmeinenden Leute doch wohl nicht um seine Natürlichkeit hadern.

Merkwürdigerweise kann aber kein Künstler umhin, sein Talent nach Kräften zu kultivieren; und manches Genie, das mancher Kunstfreund für nicht ganz stark genug erklärt, weil es leider nicht naiv genug sei, ist manchem ebenso klugen Gönner bloß leider nicht kultiviert genug. Also kam ich eines Tages auf die Vermutung, daß jenes rätselhafte Fremdwort wohl etwas andres besagen müsse als den sogenannten genialen Instinkt, diesen angeblich unbewußten Naturtrieb, der doch so sonderbar selbstbewußt auftritt, so eigensinnig in sich befangen; und ich suchte mir auf gut Deutsch zu sagen, was denn „naiv" klipp und klar bedeute.

Da fiel mir zunächst ein: unbefangen. Dann: unwillkürlich, ursprünglich, urwüchsig, freimütig, ungezwungen, unverstellt. Dann ungekünstelt, ungelehrt, unberechnet, unverbildet, unverdorben, unschuldig, treuherzig, harmlos, bieder, gesund, frisch, lauter, wahrhaftig, schlicht, gemeinverständlich, einfach, einfältig; aber da kam ich schon in die Brüche. Einfältig: das konnte ganz nach Belieben „tumb" im guten altdeutschen Sinne oder „dumm" im neudeutschen schlechten bedeuten, konnte kindisch sowohl wie kindlich heißen, unvernünftig wie unvernünftelt. Und freimütig, unverstellt, wahrhaftig: kann das nicht unverschämt und frech, ungeschlacht, grob und plump erscheinen? Unwillkürlich:

ist das nicht unter Umständen richtiger unfreiwillig zu nennen, in einem recht lächerlichen Sinne? unberechnet richtiger unüberlegt, unbesonnen, unbedacht, unverständig? Wird nicht gemeinverständlich und schlicht genannt, was oft schlechterdings nur gemeinplätzig ist?! Kann das Ungekünstelte nicht das Kunstlose sein, und das Kunstlose das Unkünstlerische! Und der Unverbildete: ist er nicht meistens — oder der Biedermann wohl stets — auch ungebildet, ungesittet, ungeschickt, unfein, täppisch, verlegen, also durchaus nicht ungezwungen, sondern eher verbohrt, beschränkt, befangen! etwa was die Franzosen bête titulieren.

Das alles also, sagte ich mir, kann hinter dem Naiven stecken. Ich war ausgegangen von unbefangen und war bei befangen angelangt; das grenzte doch arg ans bewußte Unbewußte. Ich war naiv genug gewesen, meinen gesunden Menschenverstand zu befragen, und war anscheinend auch noch naiv genug, mich nun von ihm genarrt zu fühlen; ich kam mir ein bißchen als deutscher Michel vor. Natürlich begann mein Instinkt nun erst recht nach der Erkenntnis zu begehren, bis zu welchem Grad ein Genie sich erlauben darf, naiv zu sein oder aber zu bleiben; denn es könnte ihm ja der Kulturberuf obliegen, oder vielleicht sogar der Naturberuf, sich selber gewisse Naivitäten um des menschlichen Selbstbewußtseins willen vernünftigerweise abzugewöhnen. Und da ich mich trotzdem, wie gesagt, von meiner bewußten Vernunft genasführt fühlte, so mußte ich wohl oder übel nun doch versuchen, das Unbewußte zu Rate zu ziehen.

Also beschloß ich, auf spiritistischem Wege ein von der kultivierten Menschheit offiziell als naiv anerkanntes Genie aus der Geisterwelt herbei zu zitieren, sei es nun aus der Unterwelt oder aus einer Überwelt. Am liebsten hätte ich selbstverständlich den Vater Homer heraufbeschworen; aber der war schon so lange tot, daß womöglich auch sein Geist nicht mehr lebte oder sich schon in irgendeine unerreichbare Welt verflüchtigt hatte. Wer blieb da übrig als der Altmeister Goethe, der von sämtlichen deutschen Professoren als das Nonplus-ultra moderner Naivität wie klassischer Kultur deklariert war, überhaupt als ein Muster an Harmonie; bei Shakespeare war die schon zweifelhaft. Also ließ ich mir den Geist Goethe kommen.

Es ist das bei weitem nicht so schwierig, wie man gemeinhin zu meinen geneigt ist. Man braucht nur ein gewisses Wissen von einem solchen Geist zu besitzen, wenigstens dem Namen nach, dann ist man bereits besessen von ihm; man braucht dann dies Wissen nur zu vergessen, d. h. das Bewußtsein dieses Wissens, sodaß nur das Unterbewußtsein noch weiß, von welchem geistigen Überbewußtsein man selbstvergessen besessen ist, und dann läßt man sozusagen im Schlaf diesen überbewußten Geist aus sich reden, der dadurch natürlich vollkommen erwacht. Die Wissenschaft nennt das Somnambulismus oder autosuggestive Hypnose und läßt es gewöhnlich durch ein Medium hysterischen Charakters besorgen. Das ist aber erstens sehr umständlich, denn man muß dem Medium immer erst die zweckentsprechende Suggestion zur Autosuggestion

beibringen; zweitens auch sehr unzuverlässig, denn das Medium — naiv wie es ist — verwechselt leicht sein hysterisches Unterbewußtsein mit dem genialen Überbewußtsein und schwindelt dann dummes Zeug zusammen; drittens auch noch recht kostspielig, von wegen der Nervenheilanstalten. Man kommt bequemer, besser und billiger weg, wenn man sich selber auf einige Zeit seines Selbstbewußtseins im Geiste entäußert; nötigenfalls durch etwas Weingeist. Man darf dabei nur nicht unterlassen, die Autosuggestion darauf einzurichten, daß man sich an die Äußerungen seiner geistvollen Selbstentäußerung nachträglich noch zu erinnern vermag.

Das tat ich denn auch und merkte alsbald, wie sich Goethens Geist auf mich niederließ. Oder vielmehr: zu mir herabließ. Denn er schwebte vor mir in einem solennen, bis an die Kravatte zugeknöpften, goldgestickten Ministerfrack, mit einem großen Stern auf der Brust, und ließ ein höchst unwirsches Räuspern vernehmen. Ich, tief benommen, räuspre mich gleichfalls. Darauf ER, mit gänzlich tonloser Stimme: Ich bin zur Stelle; was wünschen Sie?

ICH, mit ganz ebenso tonloser Stimme: Euer Exzellenz wollen gütigst verzeihen, daß ich mir so im Geist unterstehe, Ihre erhabene Ruhe zu stören. Aber es handelt sich um die Entscheidung einer ungemein bedeutenden Frage, nämlich ob die geniale Natur eine im Sinne Euer Exzellenz wie der übrigen Wirklichen Geheimen Räte der ewig bildungsbeflissenen Menschheit harmonische Kultur zu erlangen vermag, sobald sie nur ihren produktiven Instinkt, speziell das poetische Talent, völlig naiv gewähren läßt.

ER, merklich seinen Unmut bezähmend: Da müssen Sie unsern höchst schätzbaren Freund, den Herrn Hofrat Professor v. Schiller befragen.

ICH: Euer Exzellenz wollen gütigst glauben, daß ich des Herrn v. Schiller unsterbliche Werke, insbesondere seinen berühmten Traktat über naive und sentimentalische Dichtung, mit meinen bewußten Geisteskräften fast ebenso sorgfältig durchstudiert habe wie Euer Exzellenz eigene Schriften. Allein ich hoffe mir unbewußt eine klarere Aufklärung zu erwirken, als ich aus diesen Erzeugnissen eines weiland vernünftigen Seelenlebens zeitweilig zu gewinnen vermochte. Denn es werden in gegenwärtiger Zeit, was Euer Exzellenz verewigtem Geist vermutlich nicht bewußt sein wird, die Begriffe „naiv" und „sentimental" nicht mehr so gegensätzlich empfunden, wie Herr Professor Schiller sie nahm. Vielmehr erscheint den Geistern von heute diese heftige Gegeneinanderstellung als triebhafter Ausdruck einer Zeit, die ungleich gefühlvoller war als die jetzige und deshalb auf eine heilsame Selbstzucht wider ihre Empfindsamkeit überaus scharf bedacht sein mußte. Jetzt ist als Gegensatz zum Naiven eher das Raffinierte verrufen, das Problematische, Mystische, Kapriziöse, Preziöse, Bizarre, Ironische; und wo der Herr Hofrat v. Schiller beinahe geneigt war, das Graziöse für das Naive zu nehmen, wird heute von manchem höchst trefflichen Volkserzieher das Brutale an dessen Statt geschätzt.

ER, etwas weniger an sich haltend: Es scheint, die Begriffsverwirrung in Deutschland ist bis zur trübesten Gärung gediehen.

ICH: In der Tat befinden sich seit Jahrzehnten alle Begriffe in solcher Gärung, daß gemäß den natürlichen Bildungsgesetzen wohl endlich die Klärung eintreten wird. Euer Exzellenz dürfen überzeugt sein, daß dieser gedeihliche Prozeß, der nach Meinung der vorgeschrittensten Geister von Exzellenz selber inauguriert ist, zugleich auch den unterbewußten Beweggrund meines überbewußten Anliegens bildet. Es kann sich wohl niemand mehr verhehlen, daß Herrn v. Schillers gestrenge Begriffsscheidung, so sehr sie auf wirklichen Unterschieden zwischen gewissen Kunstwerken ruht, ihre ausschließende Geltung einbüßt, sobald sie auf die volle Natur eines ganzen Künstlers bezogen wird. Wie Exzellenz selbst schon in den Gesprächen mit dem jungen Herrn Eckermann bemerkten, daß keinerlei sentimentale Dichtung irgendwelchen Bestand haben kann, die nicht aus einem naiven Gefühlsgrund gleichsam hervorgewachsen ist, so dürfte auch kein im Sinne Schillers naiver Dichter zu finden sein, der ohne sentimentalische Mitgift ein menschliches Herz zu erobern vermöchte. Weswegen denn Schillers sentimentalstes Gedicht — „seid umschlungen Millionen" — heute für sein naivstes gilt, manchem Kenner sogar für allzu naiv; und daß bei Homer die Pferde weinen, gar aus Trauer um den Tod eines Menschen, das ist eine solche Naivität, wie kein moderner Poet verlautbaren dürfte, ohne von sämtlichen Rezensenten als ein lächerlich hypersentimentaler Naturverfälscher gebrandmarkt zu werden.

ER, immer mehr aus seiner Zurückhaltung tretend: Also erfrecht der gemeine Verstand sich bereits, den griechischen Edelmut zu bekritteln?

ICH: Der kritische Disput um die Griechen ist allerdings im letzten Jahrhundert dermaßen gemeinverständlich geworden, daß ihre überaus edle Gemütsart nun den weitesten Kreisen zur Kenntnis liegt und mehr denn jemals gepriesen wird. Aber zugleich ist bekannt geworden, daß die Antike zu keiner Zeit so idealiter naiv war, wie Herr Professor Schiller noch mutmaßen durfte, daß insbesondere neben Homer der Dichter Archilochos gleich hochgeschätzt war, den man nach aller Forschung durchaus für einen Sentimentaliker ansprechen muß, einen elegischen Ironiker vom dämonischen Schlage des Lords Byron, des erlauchten Freundes Euer Exzellenz. Auch hat sich bestätigt, was Exzellenz ahnten, daß nämlich der Dichter, der die Balladen der homerischen Tradition in die zwei großen Epen organisierte, kein plötzlich emporgeschossener Sprößling eines kindlich urwüchsigen Zeitalters war, sondern der langsam gereifte Früchtling einer freilich noch primitiven, aber schon äußerst regulierten Kultur. Und wer den Homer einmal daraufhin lesen will, wie deutlich in seinem epischen Kosmos menschliche Ordnung und göttliche Willkür allenthalben kontrastiert sind, der wird auch bei diesem beschaulichen Ahnherrn ein gut Teil Ironie entdecken und denselben merkwürdigen Hintersinn gegen eine verblühte Naturreligion zu Gunsten neu keimender Humanität, der einige Jahrhunderte später in den Tragödien des Äschylos mit sentimentalster Leidenschaft auftrotzt. Ist das nun bloß naiver Instinkt, oder ist es intelligente Tendenz?

Spricht nicht aus allen Konflikten der Griechen ein problematischer Aufklärungskampf um Freiheit und Gerechtigkeit, der sich schließlich bei Euripides zum raffiniertesten Pathos zuspitzt und zugleich bei Aristophanes zur kapriziösesten Persiflage?

ER, sichtlich zur Erwägung geneigt: Im Ernst eine ungemeine Frage. Und da denn alles Ungemeine auch allgemeine Bedeutung hat, verlohnt sich wohl eine ernste Betrachtung.

ICH: Haben Euer Exzellenz annehmen können, ich wollte mir zum Spaß unterstehen, Ihren verewigten Geist zu zitieren?

ER, mit gelassener Laune lächelnd: Ich habe den Mephisto geschrieben —

ICH: Und wenn ich Exzellenz recht verstehe, haben Sie dennoch auch den Faust schreiben können, samt Gretchen und dem Famulus Wagner, und die einen so naiv wie die andern —

ER, von unendlicher Heiterkeit leuchtend: Wie bereits unser höchst vortrefflicher Schiller zu seiner naivsten Verwunderung wahrnahm.

ICH: Aber was ist alsdann das Naive, wenn es weder das Sentimentalische noch auch das Problematische ausschließt? Und wie verträgt sich das Raffinierte damit?

ER, von erhabenstem Wohlwollen strahlend: Wie sich Alles in der Natur verträgt, was mit reinem Willen ein Ganzes fördert. Wie denn auch Einfalt gern die Berechnung heranzieht, sobald sich der natürliche Sinn in Hinsicht auf sein Gesamtbefinden nur irgend Vorteil davon verspricht, ob das der kultivierte Geist nun Bauernschlauheit oder Indianerlist schilt. Und wenn in objektivem Betracht das Naive das durchaus Klare ist, in subjektivem das Lautere, wie sollte es dann mit dem Raffinierten, das doch auf deutsch sowohl das Geläuterte wie auch das Abgeklärte heißt, nicht rein und willig zusammenwirken!

ICH: Inzwischen hat freilich das Raffinierte einen übeln Nebensinn angenommen und heißt jetzt eher das Abgefeimte, Durchtriebene, Geriebene.

ER, mit erheblicher Ungeduld: So mag es denn auch noch ausgefeimt heißen, sofern es nur nicht betrüglich ist!

ICH: Doch scheint mir dies alles zwar unzweideutig das Naive der Natur zu bezeichnen, aber noch nicht das Naive der Kunst; während doch die geniale Natur, wenn anders mein unterbewußter Verstand meine überbewußte Vernunft nicht betrügt, beides in sich vereinigen und irgendwodurch bemessen muß, um harmonisch und kulturell zu wirken. Denn etwa zu sagen, daß jeder Künstler auf seine besondere Art naiv sei, das würde doch fast schon nichtssagend sein.

ER, den obersten Knopf seines Frackes lüftend: Da dürfte denn wohl das Problema stecken. Indessen war es nie meine Art, mich mit abstrakten Spekulationen um widerspruchsvolle Begriffe zu plagen; wir wollen lieber ein Beispiel betrachten, das auf das Naive ein zwiefaches Licht wirft. Es ist da unlängst in der Geisterwelt ein Herr Professor Nietzsche erschienen, der mir mit überaus gütigem Eifer eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, indem er zuvörderst auf die Autoren des Neuen Testamentes schmähte, dann über Martin

Luther herzog und zuletzt auch meinen Freund Schiller angriff, und dies in einem höchst würdigen Stil, der sich teils an dem Evangelisten Johannes, teils an dem Apokalyptiker, mehr noch vielleicht am Apostel Paulus, doch zumeist an Luther gebildet hatte, und mit einem äußerst gewaltigen Pathos, das mich stark an den jüngeren Schiller gemahnte. Das, mein werter Herr Doktor, sehen Sie wohl: das war in beidem Betracht naiv, und war zugleich doch raffiniert.

ICH: Wenn es nicht etwa allzu naiv war. Denn es dünkt mich eine Art Selbstbetrug, war also vielleicht nicht genug raffiniert.

ER, die rechte Hand in den Busen steckend: Ich sehe, Herr Doktor, mein werter Freund Nietzsche hat mich außerdem auch noch trefflich berichtet, indem er mir von der Eindringlichkeit gewisser neuester Dichter sprach. Indessen muß wohl alles Naive in einer Art Selbstbetrug beruhen, ohne welche der Anschein entstehen würde, als wolle der welterfahrene Künstler mit seiner Einbildung Andre betrügen. Wie denn auch schon dem kindlichen Spiel eine Lust zur Verstellung innewohnt, die jeder Erwachsene leicht durchschaut, doch welche ihn umso reizender anmutet, je inniger sich die kindliche Seele über diese ihre Schauspielerei in eine artige Täuschung wiegt. Nur ist freilich das Reizende nicht das Bedeutende.

ICH: So müßte denn wohl das höchste Genie, insofern es die klarste Erfahrung bedeutet, über solchen naiven Selbstbetrug in jedem Betracht erhaben sein, ob nun geläutert durch Kultur, ob aus natürlicher Lauterkeit.

ER, mit entschiedener Ablehnung: Ich weiß von keinem höchsten Genie! Ich weiß nur von einigen würdigen Geistern, die jeder in seiner Art sich bestrebten, irgend ein Hohes heranzubilden. Wer aber vollkommen erhaben wäre, der dürfte sich wohl erst recht so gefallen, wie die Natur ihn gebildet hat, und sogar auch seine Verblendungen mit ähnlichem Gleichmut in Vogelschau nehmen wie Napoleon auf Sankt-Helena.

ICH: Doch ist mir an Kunstwerken aufgefallen, daß gerade die bedeutendsten Künstler diese Art Selbstanschauung nicht pflegten, vielmehr nach einer freien Klarheit über das menschliche Innere strebten, die den blinden Trieb der naiven Natur zum mindesten einschränkt, wenn nicht ausschließt.

ER, mit gemessener Zustimmung: Es könnte sein, daß der blinde Naturtrieb durch Künstlergeist sehend werden möchte.

ICH: Jedenfalls kann alsdann das Naive nicht den Wert der genialen Natur ausmachen. Sonst müßte, scheint mir, ein Burns einen Byron, ein Claudius einen Goethe aufwiegen.

ER, die Hand aus dem Busen nehmend: Ich muß bitten, mein sehr werter Herr Dehmel, das Persönliche aus dem Spiele zu lassen.

ICH: Doch wird ein erhabener Geist mir nicht wehren, nur des Beispiels halber noch zu bemerken, daß auch bei den anderen hohen Persönlichkeiten der vornehmsten Kulturnationen — bei Sophokles wie bei Kalidasa, bei Dante wie Calderon, Shakespeare wie Rabelais, Cervantes wie Swift, Lionardo wie Dürer,

Michelangelo wie Velasquez wie Rembrandt, Palestrina wie Bach wie Mozart wie Beethoven — das Naive überall höchstens die Rolle des rührigen Mägdleins im Königsschloß spielt, wo nicht bloß des handlichen Prügelknaben, und meistens zu gar keinem Vorschein tritt; wohingegen es sich bei vielen sehr reizenden, jedoch nicht eben bedeutenden Künstlern mit breitestem Behagen ergeht und oft ihr ganzes Gedinge beherrscht. Allein den einzigen Vater Homer nennt man immer wieder als Gegenbeispiel, indessen wohl lediglich aus dem Grunde, weil die patriarchalen Kulturprobleme, um die sich die naiven Konflikte seiner merkwürdig sinnreichen Helden drehen, der heutigen Menschheit nichts mehr bedeuten und deshalb gern übersehen werden. Es müßte auch, deucht mir, um die Menschheit unglaublich widersinnig bestellt sein, wenn gerade die stärksten Künstlerseelen, die doch von dem ewig währenden Kampf zwischen Menschenvernunft und blindem Naturtrieb am allerheftigsten mitbewegt werden, ihre Kraft an ein kindlich einfältiges Spiel der trüglichen Sinne verschwenden sollten, anstatt mit männlichem Eigenwillen einen redlichen Ausgleich jener Zwiespältigkeit wenigstens zeitweilig zu erwirken. Oder denkt ein hoher Geist anders darüber?

ER, das zweite Knopfloch des Frackes öffnend: Sie sind sich offenbar nicht bewußt, daß aller zeitweilige Wert eines Kunstwerkes dessen dauernde Fortwirkung nicht erklärt, daß folglich nach vernünftiger Schätzung sein löblicher Inhalt an Kultur dem natürlichen Gehalt wohl beigeordnet, jedoch nicht übergeordnet werden kann.

ICH: Ich befinde mich allerdings zurzeit in einer Art unbewußtem Zustand; und ich weiß nicht, ist es unterbewußte oder überbewußte Sinnentäuschung, daß ein deutscher Klassiker hier so romantisch redet?!

ER, befremdet: Was für ein Klassiker?

ICH: Dessen Geist mir soeben erst gebot, das Persönliche aus dem Spiele zu lassen; wohl weil es das vollauf Natürliche ist.

ER, aufs höchste erstaunt: Ich ein Klassiker??

ICH: Von der ganzen Nation heute so genannt! Sollte das in der Geisterwelt unbekannt sein?

ER, mit Mühe seinen Verdruß beherrschend: Da habe ich nun den deutschen Barbaren zeit meines Lebens ins Ohr geblasen, daß klassische Nationalautoren in Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit sind, solange sich dieses unglückselig zerstreute und zerfahrene Volk nicht in allen Stücken zu einer soliden nationalen Kultur gesammelt hat; habe wieder und wieder nachgewiesen, daß inzwischen das originale Talent nur auf internationaler Basis eine sichere Haltung gewinnen könne, daß überhaupt die Epoche der Weltliteratur die einzige übrige Möglichkeit für eine glückliche Bildung sei; und nun kommt diese widerspruchsvolle Horde literarischer Sanskülotten, die mich ehemals an den Schandpfahl wünschte, und will mich zu ihrem Klassiker stempeln! Als ob durch solchen armseligen Selbstbetrug nur irgend ein Wahres gefördert würde!

ICH: Das ist freilich naiv; doch hat sich Deutschland —

ER, ohne Achtsamkeit weiterwetternd: Da habe ich mich von Jugend auf durch tausend ungereimte Begriffe und widrig abstrakte Meditationen zu einiger Klarheit hindurchplagen müssen; und statt wahrhafte Anerkennung zu finden, muß ich hier die reizende Botschaft vernehmen, daß ich eitler Prahlhansigkeit zum Deckschild diene! Das ist äußerst unerfreulich, Herr Doktor!

ICH: Euer Exzellenz haben zwar vorhin beliebt, ein Gegenteiliges auszusprechen; indessen könnte das Widerspruchsvolle, obwohl es gewiß nicht das Wahre ist, doch gerade das eigentlich Wahrhafte sein.

ER, merklich betroffen: Wie meinen Sie das?

ICH: Wenn Exzellenz sich nicht leider verbeten hätten, Ihr Persönliches zu berühren —

ER, an dem untersten Frackknopf nestelnd: Es hat mich von jeher nur wohl berührt, wenn mir jemand gehörig die Wahrheit sagte; das will heißen, mit dem gehörigen Anstand.

ICH: Nun, der Name Goethe gilt eben heute als Inbegriff deutschen Strebens nach Bildung, nach innerer Sammlung zu äußerer Einheit, nach einer persönlichen Harmonie mit dem sozialen Kulturinstinkt.

ER, mit vollständig aufgeknöpftem Frack: Man rede mir nur nicht von Harmonie, bevor man nicht alle Dissonanzen vernommen und begriffen hat!

ICH: Man hat sie alle so fleißig begriffen, daß heute im neuen Deutschen Reich kein Skribifax zu finden sein dürfte, der seinen absurdesten Feuilletonwitz wie seine banalste Kathederweisheit nicht mit irgend einem beiläufigen Satz aus Goethes widerspruchsvollen Schriften belegt und sich feierlich auf das Genie beruft.

ER, mit einer Miene leidvoller Dumpfheit: So hat man mich eben schlecht begriffen.

ICH: Oder vielleicht nur gar zu gut, nämlich ein wenig zu naiv.

ER, erleichtert, mit einem belustigten Lächeln: Sie scheinen mir recht raffiniert, mein wertester Freund.

ICH: O, mein teuerster Gönner, auch ich bin ein Deutscher. Denn inzwischen hat sich unser Volk immerhin doch auf einen gewissen Grad politischer Einheit zusammengerafft, und wenn dennoch seine soziale Kultur so zerstückelt wie jemals geblieben ist, so blickt drum jeder Gebildete, und mehr noch der Bildungsbedürftige, mit naivster Ehrfurcht auf eine Persönlichkeit, die — ob sie im Einzelnen noch so triebhaft von natürlichen Dissonanzen bewegt war — doch im Ganzen als ein beharrliches Vorbild für den nicht minder natürlichen Trieb nach harmonischer Kultur vor der Welt steht. Das aber, scheint mir, ist eben die Wirkung, die von jedem erhabenen Künstler ausgeht und allen erhebenden Kunstwerken beiwohnt. Mag der Bildungszustand, den sie enthalten, ein überall zeitlich bedingter sein, so ist doch der ewige Fortbildungstrieb, der diesen Inhalt zusammenhält, ein unbedingtes Natürliches, ein allgemein menschlich Notwendiges, von innerstem Grund aus Wirksames, über

Zeit und Volk hinaus Wertvolles. Und ein solcher Wert, so mysteriös und problematisch er immer ist, wird denn doch wohl selbst dem löblichst naiven Spieltriebe überzuordnen sein, der sich an seinem jeweiligen Zustand trüglich-vergnüglich genügen läßt. Was den Zeitgenossen wie bloßes Stückwerk eines widerspruchsvollen Geistes deuchte, wird der strebsamen Nachwelt den vollen Gehalt einer wahrhaftigen Seele bedeuten, zumal da noch niemals eine Nation ihre jeweils erreichte eigne Kultur für vollkommen harmonisch befunden hat und wohl auch niemals befinden wird, so wenig wie der einzelne Mensch, am wenigsten aber der geniale. Sollte dies nicht, so wahrhaft menschlich es ist, doch vielleicht auch ein göttlich Wahres sein?

ER, mit hellstem Lächeln: So sei es denn! — Nur gebe man auch dem Teufel sein Recht; und der war von jeher ein dummer Teufel.

ICH: In welchem Sinne soll ich das nehmen?

ER, schalkhaft nickend: In keinem Sinne! Wohl aber in einem gewissen Verstande, der sich verteufelt betriebsam zeigt und den edelsten Bildungstrieb ausarten macht, sofern er nicht im Naiven wurzelt. Man hüte sich vor der Reflexion, die den Wurzelboden zerwühlt wie ein Maulwurf!

ICH: So sollte es wirklich das Nachdenken sein, wodurch das ursprüngliche Gefühl, das jeden Künstler zum Werke treibt, zuweilen so unhold befangen wird, daß ein Unwirksames daraus entsteht?

ER, immer noch schalkhaft: So könnte es sein.

ICH: Indessen ist mir von einem Dichter, der heute für den naivsten gilt, weil erst Wenige seine originellere, höchst ironische Bedeutung hinlänglich schätzen, von meinem Freunde dem Freiherrn von Liliencron, zu öfteren Malen anvertraut worden, daß er gründlichst über sein Dichten nachdenkt. Ja, ich weiß von einem seiner Gedichte, worin das gewiß recht naive Gefühl einer starken Betrunkenheit dargestellt ist, daß er es sieben Jahre lang in Gedanken herumgetragen hat, bevor es ihm reif zur Abfassung war.

ER, ernsthaft: Dergleichen geschah auch mir oft genug, und wird wohl jedem Dichter geschehen. Nur verkenne man nicht, daß es zweierlei ist, über Gefühle nachzudenken oder über die Darstellung von Gefühlen! Das eine ist die Reflexion des ästhetisierenden Philosophen, das andre die technische Logik des Künstlers. Die mag und soll er nach Kräften üben; nur behüte ihn eine fromme Scheu, jene Kraft holdseliger Dumpfheit zu stören, womit sich die Seele den Sinnen hingibt, und wodurch zuweilen ein klares Gebilde so rasch aus dem willigen Geiste hervorspringt wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er verharre in seinem bewußtlosen Drange, bis sich das klügelnde Bewußtsein dem sinnreichen Willen unterwirft.

ICH: Also sollte wirklich der Dichter des Faust, des Tasso und der Iphigenie, des Werthers und des Wilhelm Meisters, von den Wahlverwandtschaften nicht zu reden, nie über Wesen und Art der Gefühle, ihren Wert und Unwert nachgedacht haben? Und wo hängt die Wage zwischen Sinn und Verstand, zwischen

Klugheit und Klügelei, zwischen künstlerischer und menschlicher Weisheit, zwischen Geist und Vernunft, zwischen Dichtung und Wahrheit?

ER, scheu, wie vor sich selbst erschauernd: Bei den Müttern — —

ICH: Noch aber ragen leuchtend in den Äther
die Marmorhäupter der verklärten Väter...

ER, frostig wehrend: Dies Licht ist kalt.

ICH: Und sollte allein die dunkle Wärme dem Wachstum des Geistes gedeihlich sein?

ER, das unterste Knopfloch wieder schließend: Doch wird kein Geist die Grenze entdecken, wo Licht und Dunkel einander durchdringen.

ICH: Sollte nicht eben des Künstlers Geist diese Grenze wieder und wieder entdecken? Sollte jenes geisterhaft kalte Licht, das wie ein unfaßbarer Eishauch jedem bedeutenden Kunstwerk entstrahlt, nicht gerade das Offenbarende sein, das den dumpfen Stoff erst zum klaren Gebilde, die drangvolle Glut erst zur schaffenden Wärme läutert? Und mag immerhin das Unbewußte der unergründliche Mutterboden aller schöpferischen Fülle sein, was tut das über den Künstler dar, über Art und Wert seiner Fähigkeit? Entspringt nicht jegliches menschliche Schaffen, ja die alltäglich gewöhnlichste Arbeit, aus solchem geheimnisvollen Antrieb, trotz allem ästhetischen Abergeschwätz?! Klopft doch sogar der geringste Schuster das Leder mit einer bewußtlosen Kraft; nur wird eben ein schlechter Schuh daraus, sobald er es nicht zugleich recht bewußt über den passenden Leisten schlägt!

ER, mit gleichgültigem Achselzucken: Es würde wohl auch kein guter Schuh werden, wenn der schlechte Schuster bewußter drauflos schlüge.

ICH: Wenn er besser Bescheid ums Zuschlagen wüßte, wäre er dann nicht ein besserer Schuster?! Und um wieviel mehr erst der sinnreiche Künstler, der unzählige einzelne Schlagfertigkeiten auf ein bedeutendes Ganzes veranschlagt! Mag er durch Übung so sicher geworden sein, daß er in rascher Entschiedenheit kaum noch um all seine Kunstgriffe weiß; aber was lenkte ihn bei der Übung, was sichert seinem Griff die Bestimmtheit, wenn nicht der herrschende Gedanke, der all die beliebigen Bildgefühle auf irgend ein sinnvoll Notwendiges richtet! Liegt da nicht einfach die Folgerung nahe, daß sich jeder Künstler und sonstige Schöpfer vor andern Menschen nur dadurch auszeichnet, in welcher Art und in welchem Umfang das bisher Unbewußte bei ihm bewußt wird! Warum gelingt keinem unreifen Künstler ein Werk von wahrhaft voller Bedeutung, wohl aber manchem Wunderkind manch allerliebstes reizendes Ding von wirklicher Vollkommenheit? Ich glaube, weil sein Geist noch nicht ausgebildet, sein Gemüt aber schon durch geistige Erbschaft für klare Gefühle vorgebildet ist. Da mag ihm denn in holdseliger Dumpfheit auch wohl einmal etwas Sinniges glücken, das er höchst naiv seinem eigensten, bloß sogenannten Mutterwitz zuschreibt; ist aber in Wahrheit Väterweisheit, tiefst raffiniert im Liebeskampf mit der gern empfänglichen Mutter Natur.

ER, halb gelangweilt, halb gereizt: In diesem Verstande könnte es hingehen. Nur erspare alsdann die brave Vernunft sich erst recht die überflüssige Mühe, dem Gemüt in sein Tiefstes dreinzureden! Mag der Gedanke sich hinter das Sinnliche stecken, damit jedes scheinhaft Einzelne planvoll aufs ganze Wesen deutet; aber er macht sich unerträglich, sobald er die Gefühle belästigt, die dieses Ganze tragen und halten.

ICH: Doch scheint es mir schwach um Gefühle bestellt, die keinen starken Gedanken aushalten. Bei Shakespeare strotzt selbst der Narr von Gedanken.

ER, ganz gereizt: In der Tat, er strotzt! Das dürfte denn wohl das Närrische sein!

ICH: Und der weise Hamlet, der doch nur halb ein Narr ist? hängt nicht sein ganzes Gefühl von Gedanken ab? Ja, ich getraue mich nachzuweisen, daß das gesamte Kunstwerk „Hamlet" auf einem bestimmten Gedankengrund steht, um den der Dichter gewußt haben muß.

ER, stutzig: Da wäre ich aber wahrlich gespannt. Sie sind überaus eigensinnig, Herr Doktor!

ICH: Nur in Euer Exzellenz eigenem Sinne. Denn wie Exzellenz selbst einmal kommentierten, wollte Shakespeare hier eine Seele schildern, die eine große notwendige Tat pflichtbewußt auf sich nehmen will, ohne der Tat gewachsen zu sein; kurz, einen edelmütigen Menschen, der nur leider Gottes durchaus kein Held ist. Nun liegt es jedoch, wie Exzellenz gleichfalls und mehr als einmal dargelegt haben, nicht im Wesen des bedeutenden Dichters, ein lediglich Negatives zu zeigen; wenn sich also das Positive hier nicht in dem sogenannten Helden des Dramas findet, muß man es wohl in dem Drama selbst, d. h. in dem Ausgleich der andern Personen mit dem unheldischen Helden suchen. Und in der Tat sehen wir jeden Charakter, der neben Hamlet die Handlung fördert, auf diese Ergänzung hin angelegt: zu Anfang den Geist des heldischen Vaters, zum Schluß den lebendigen Helden Fortinbras, in der Mitte den verbrecherischen Dreiviertelshelden Claudius, den echten Mann Horatio, das unreife Übermännlein Laertes, und als den Nullpunkt für diese ganze Skala positiver Energie den wohlweisen Schwächling Polonius, gegen welchen selbst der passive Hamlet zu einem gewissen Grade aktiv wirkt. Da muß sich denn wohl der Gedanke aufdrängen, der Dichter habe in dieser Tragödie das dem vornehmen Sinn seiner Zeit gemäße Problem der heroischen Tendenz vom Grunde aus behandeln wollen, nach Art wie Abart, Wert wie Unwert, zumal wenn wir auch seine anderen Werke auf solche seinen Zeitgenossen erbauliche Grundgedanken gestellt sehen, auf die Probleme des Aristokratismus, Nationalismus und Humanismus, von den psychologischen ganz zu schweigen. Nur war er freilich raffinierter Künstler genug, uns derlei interessante Tendenzen nicht mit solchem naiven Pathos ins urteilslose Gemüt zu schleudern, wie dem populären Genie unsers Schillers beliebte; sondern als feinerer Menschenkenner — sehr oft bis zum Cynismus fein — blieb er sich überall bewußt, daß diese geistigen Rätselfragen

die Seele umso nachhaltiger fesseln, je unlöslicher sie dem Verstande scheinen, verfädelt unter ein buntes Gewebe von dunkeln und hellen, dumpfen und klaren Gefühls- und Sinnestäuschungen. Mag es schon halbwegs echte Verrücktheit sein, wenn man wie Hamlet Wahnsinn heuchelt, so wäre es sicherlich ganzer Irrsinn, wollten wir drum auch dem Dichter zutrauen, er habe sich ebenso selbstbetrogen und nicht vielmehr genau gewußt, warum er uns über diesen Zustand seines problematischen Prinzen in deutungsvollem Dunkel läßt. Sollte er das nicht einfach gewollt haben, um uns recht sinnfällig anzudeuten, wie durch einen launenhaft unklaren Willen selbst die klarste Vernunft der edelsten Seele in grausige Unvernunft zu entarten droht?!

ER, wieder die Hand in den Busen steckend: Ich sehe, mein Freund, Sie verstehen es, eine Sache von vielen Seiten zu nehmen. Und freilich tut es, wie im Leben, so auch in der Kunst unter Umständen gut, wenn man Andere über sein Innerstes täuscht. Doch was einem Geist wie Shakespeare bewußt war, ohne daß es ihm Schaden tat, könnte minder kräftige Geister behindern, ihre Gefühle wirksam von sich zu geben.

ICH: Es wäre wohl kein sehr schlimmer Schaden, wenigstens nicht für andere Leute, wenn solche Geister ihre Gefühle ganz und gar für sich behielten.

ER, mit ergetztestem Behagen: Das war äußerst naiv geurteilt, mein Teurer!

ICH: Wenn man sieht, wie sogar der simple Homer gegen den naiv brutalen Achilleus den raffiniert dolosen Odysseus ausspielt, wie er diesen Kontrast zwischen Intelligenz und Instinkt noch mit allerlei Parallelpersonen durch beide Epen hindurch unterstreicht, vom rasenden Ajax und weisen Nestor bis zum ochsenhaft rohen Polyphem und hündisch verschlagenen Thersites, von den tolldreisten Lustweibern Helena und Circe bis zu den sittig klugen Frauen Andromache und Penelope: kann da irgend ein geistvoller Kopf noch glauben, das sei alles bloß aus bewußtlosem Drange so auf gut Glück zusammengedichtet?

ER, sichtlich des trockenen Tones satt: Credo quia absurdum est.

ICH: In der Tat, dieses mystische Mäntelchen um den Busen des gottbegnadeten Sängers rührt wohl noch aus den dunkeln Zeiten her, wo sich der Dichter in Einer Person mit dem Priester oder König zusammenbefand. Da mußte der Volksredner, der er war, wohl nolens volens darauf bedacht sein, die Menge durch einiges Zauberwesen in ein dumpfes Staunen vor seiner Kunst zu versetzen; war wohl auch selber noch dumpf genug, sich abergläubisch darob zu bewundern.

ER, den Stern auf seiner Brust zart berührend: Wie denn auch dieser Orden, Freund, nur eitel Tand und Blendwerk ist, und bedeutet doch ein höchst Würdiges. Ein barbarischer Putz aus rohester Zeit her, und hängt nun als Mahnzeichen zuchtvollen Strebens auf dem Gewande der feinsten Gesittung.

ICH: Und wenn denn die löblich gläubige Menschheit nicht ohne etlichen Hokuspokus auf ihrer Würde bestehen kann, warum dann die seelische Dumpfheit vergöttern, warum nicht die geistige Erleuchtung? Als ob unser hochbestrebtes Bewußtsein nicht zum mindesten ebenso rätselhaft, geheimnisvoll und

wunderbar wäre, wie das tiefste drangvollste Unbewußte, das uns mit jedem Kohlkopf gemein ist! Als ob nicht dieses erst durch jenes in seiner besonderen Fülle erfaßt, ins Eigentümliche durchgebildet, ins allgemein Wertvolle ausgestaltet, ins menschlich Bedeutsame umgeformt würde! Was hat denn dem Menschen seine Bedeutung vor Tier und Pflanze und Stein erschlossen, wenn nicht die Entwickelung des Bewußtseins, mag sich das nun Vernunft oder Geist, Verstand oder Sinn, Gedanke, Witz, Intellekt, Idee, Reflexion oder Logik taufen! Und zeigt nicht die ganze mannigfache Formenfolge der Lebewesen ein stetes Stufenstreben der Geisteskraft, sich immer wahrnehmbarer auszugestalten!

ER, bedächtig den untersten Frackknopf drehend: So meinen Sie denn, der naive Impuls sei nur etwa der Pulverkraft vergleichbar, die hinter einem Feuerwerk steckt?

ICH: Allerdings, ohne Pulver kein Feuerwerk; aber in unverständiger Hand verpufft das Pulver und blendet bloß.

ER, in Gedanken den Knopf abdrehend: Hm — unter solcher Beleuchtung betrachtet, läuft freilich das löbliche Gerede über den dunkeln Drang des Künstlers am Ende auf den Gemeinplatz hinaus, daß eine Schöpferkraft dasein muß, wenn eine Schöpfung werden soll.

ICH: Auch scheint mir dieser dunkle Drang, wenn anders mich die Erfahrungen aus meinem bewußten Dasein nicht täuschen, in seinem jeweiligen Denkzustand durchaus nicht so holdselig zu sein, wie er sich später in unserm Gedächtnis ausnimmt, das jeden vergangenen Zustand geistig verklärt; sonst würde der Künstler wohl kaum geneigt sein, sich diese Dumpfheit jedesmal so rasch wie möglich vom Halse zu schaffen. Ich wenigstens fühle mich in der Regel durch solche holde Gedankendrangsal so unausstehlich bedrückt und befangen, wie der Homunkulus in der Retorte oder Helena im Hochzeitsgewand.

ER, wieder vollständig aufgeknöpft, steckt lächelnd den Knopf in die Westentasche: Es freut mich, Teuerster, wie Sie das sagen, mit solchem holden Eigensinn. Indessen ist mir doch aufgefallen, daß Sie fortwährend in überaus freundlicher, jedoch nicht eben ganz glücklicher Weise bei unserm Gespräch darauf bedacht sind, nach Art meiner späteren Schriften zu sprechen; und es war mir von jeher das höchste Vergnügen, wenn sich ein eigenwilliger Geist auch einer eigenen Sprache bediente.

ICH: Und darf ich dann fragen: Heinrich v. Kleist??

ER, augenblicks heftigst die Stirn runzelnd: Ich sprach vom beherrschten Eigenwillen!

ICH: Sein Leben mag haltlos gewesen sein; aber wohl nur, weil er alle Kraft an die Selbstbeherrschung als Künstler setzte.

ER, voller Zorn auf den Fußboden stampfend: Dieser junge Mann war unbedenklich genug, sich dem Dämon in die Arme zu werfen, dem ich selber zeitlebens behutsam auswich!

ICH: Das hat der Lord Byron auch getan! und Goethe hat ihn dafür bewundert!

ER, herrisch auf meine Tischplatte klopfend: In Byron war's Kraft, ihn riß Heldenmut fort; der Andre erlag seinem mystischen Drang wie ein ungesund schwächliches Frauenzimmer.

ICH: Er hat uns als Dichter Helden enthüllt, an die keine Heldentat Byrons heranreicht.

ER, mit noch stärkeren Klopftönen: Er hätte euch wohl noch mehr enthüllt, wenn man ihm Mannszucht hätte eintreiben können. Er hatte das Zeug zu einem Shakespeare, wenn er kein Hamlet gewesen wäre. Er strebte nur heldisch, sobald man sein Selbstbewußtsein mit härtestem Stachel zum Trotz aufreizte; er war nicht über sein Schicksal erhaben.

ICH: Er war es immerhin bis zu dem Grade, daß er das alles im Prinzen von Homburg mit klarster Erkenntnis dargestellt hat.

ER, immer noch mit umwölkter Stirn: Und da hatte der Dämon sich erschöpft! —

ICH: So wäre denn dieser bedeutende Künstler seinen Instinkten allzu naiv gefolgt?!

ER, mit verteufelter Anerkennung: Sie sind wirklich gründlichst raffiniert, werter Freund!

ICH: Ich bin in der Tat über derlei Dämonen ein wenig durch eigne Erfahrung gewitzigt. Ich wurde in meinen unreifen Jahren von allerlei krampfhaftem Spuk heimgesucht, wie man das fast jedem kraftvollen Geist mit biederem Gruseln als krankhaft nachsagt, und wie ja auch Sie, verehrtester Genius, mehrfach von sich berichtet haben. Ich entdeckte jedoch, daß sich diese Visionen, Somnambulismen und Katalepsieen immer nur einzustellen pflegten, wenn meine Vernunft nicht bei vollen Kräften war, infolge von Geldnöten, Katzenjammer, Liebesgram und dergleichen mehr, oder weil ich als naiver Fant meine poetische Phantasie leider oft zu holdselig faulenzen ließ; also gleichsam wie mahnhaft anpochende Boten aus einer ratlosen Unterwelt, die über ihr Bestes bewußt werden wollte. Ich habe mir dann durch Selbstbeobachtung, Willensgewöhnung und Kunstausübung all das gespenstisch aufdringliche Wesen nach und nach vom Leibe geschafft, ohne jede medizinische Quacksalberei; und jetzt besuchen mich solche Klopfgeister nur noch, wenn ich sie eigens herbeizitiere.

ER, aufgeräumt: Zu Befehl, Euer Liebden; ich danke für die lange Audienz.

ICH: Während ich aber in jenen Jahren ein dumpf verdüsterter Jüngling war, dessen Haar sich dunkler und dunkler färbte, und der zumeist nichts weiter tat als sich und andre gefühlvoll betrügen, seine Geliebte obenan, bin ich nun, wo ich grau zu werden beginne, wieder so emsig und wohlgemut wie in meiner hellblondlockigen Kindheit.

ER, wunderlich durch mein Zimmer blickend: Da mache ich Ihrer jetzo Frau Liebsten mein allerartigstes Kompliment.

ICH: Ich habe durchaus nicht im Spaß gesprochen!

ER, von reinster Beschaulichkeit verklärt: Auch ich nicht, Verehrter; ganz und gar nicht. Es muß wohl ein jeder kräftige Künstler zu einer zweiten Naivität erwachsen, die sich zu seiner ersten verhält wie das aufmerksam hingebungsvolle Weib zur unbequemlich kopfscheuen Jungfrau. Wie nun freilich die gewöhnliche Frau nie von ihrer beschränkten Eitelkeit läßt, so verharren auch die meisten Künstler bei ihrer ersten Naivität und verflachen in eine triviale Manier. Noch um vieles halsstarriger aber benimmt sich die dämonisch okkupierte Natur, die denn auch besser dem Helden ansteht, dem Abenteurer und Volksführer, dem politischen oder religiösen Redner, als dem künstlerisch aufwärts strebenden Dichter, dem freien Eroberer des Lebens, der dem Wandel der Welt wie der eigenen Seele unbefangen willfahren muß, mit einer überlegenen Ruhe. Da wird denn natürlich, um diese Ruhe bis ins drangvolle Innerste auszudehnen, auch die Vernunft je tiefer je stärker manch tüchtiges Wort mit dreinreden müssen; und wenn da dem männlich ringenden Geiste noch ein vernünftiges Weib beispringt und ihm gleichsam als ein artiges Vorbild willfähriger Herrschaft zu dienen weiß, da darf man ihm wohl im Ernst gratulieren.

ICH: Und er darf sich mit heiterem Dank bewußt sein, daß dieser Glückwunsch ins Zentrum des Lebens trifft, und somit auch unseres Kunstgespräches.

ER, immer verklärter um sich blickend: Wir sprechen wohl einst noch gewisser darüber —

ICH: Doch ist uns schon jetzt zu Bewußtsein gekommen, daß zwar das naive Gemüt die Axe ist, an die auch die genialste Natur mit allen Trieben gebunden bleibt, und deren einer Pol ins Dämonische, der andre ins Triviale verläuft; daß aber die geistige Reflexion die formbestimmende Triebkraft ist und umso harmonischer auf die Kulturwelt einwirkt, je energischer der gestaltende Sinn das Tiefste der Persönlichkeit auf ein zentrales Gleichgewicht ordnet —

ER, geisterhaft in die Höhe wachsend: Und rings um ihn kreisen die Himmelsbilder und die Planetensysteme des Äthers samt allen Meeren und Inseln des Erdballs —

ICH: Und die Menschheit wird endlich jeglichen Genius so natürlich dankbar entgegennehmen, wie er aus voller Natur sich gibt, auch wenn er nicht erst ein Alter wie Goethe erreicht, sondern jung wie Kleist zu den Vätern dahin muß —

ER, spukhaft aus weiter Ferne lachend: Sie sind in der Tat höchst naiv, lieber Dehmel —

Und mit diesen Worten versetzte er mir einen väterlich derben Nasenstüber, der mich aus meiner hypnotischen Situation in jenen bewußteren Zustand zurückbugsierte, worin die Dichter zu arbeiten pflegen. Seitdem aber bin ich von allen Skrupeln über das wahrhaft Naive kuriert.

Der Weg ins Freie / Roman von Arthur Schnitzler

Zweites Kapitel

Erste Fortsetzung

m erhöhten Erker auf dem grünsamtenen Sofa saß Frau Ehrenberg mit ihrer Stickerei; Else ihr gegenüber, las in einem Buch. Aus dem tiefern und dunklern Teil des Zimmers, hinter dem Klavier hervor, leuchtete das weiße Haupt der marmornen Isis, und durch die offene Tür floß aus dem benachbarten Zimmer ein heller Streif über den grauen Teppich. Else sah von ihrem Buche auf, durchs Fenster zu den hohen Wipfeln des Schwarzenbergparkes, die sich im Herbstwind regten, und sagte beiläufig: „Man könnt' vielleicht dem Georg Wergenthin telephonieren, ob er heut Abend kommt."

Frau Ehrenberg ließ ihre Stickerei in den Schoß sinken. „Ich weiß nicht," sagte sie. „Du erinnerst dich, was für einen wirklich charmanten Kondolenzbrief ich ihm geschrieben und wie dringend ich ihn in den Auhof eingeladen hab. Er ist nicht gekommen, und seine Antwort war auffallend kühl. Ich würde ihm nicht telephonieren."

„Man kann ihn nicht behandeln wie die andern," erwiderte Else. „Er gehört zu den Leuten, die man gelegentlich daran erinnern muß, daß man auf der Welt ist. Wenn man ihn erinnert hat, dann freut er sich schon darüber."

Frau Ehrenberg stickte weiter. „Es wird ja doch nichts werden," sagte sie ruhig.

„Es soll auch nichts werden," entgegnete Else, „weißt du denn das noch immer nicht, Mama? Er ist mein guter Freund, nichts weiter — und auch das nur mit Unterbrechungen. Oder glaubst du wirklich, daß ich in ihn verliebt bin, Mama? Ja als kleines Mädel war ich's, in Nizza, wie wir miteinander Tennis gespielt haben, aber das ist lang vorbei."

„Na, — und in Florenz?"

„In Florenz — war ich's eher in Felician."

„Und jetzt?" fragte Frau Ehrenberg langsam.

„Jetzt ...? Du denkst wahrscheinlich an Heinrich Bermann ... Also du irrst dich, Mama."

„Es wäre mir lieb, wenn ich mich irrte. Aber heuer im Sommer hatte ich wirklich ganz den Eindruck, als ob ...."

„Ich sag dir ja schon," unterbrach Else sie ein wenig ungeduldig. „Es ist nichts und es war nichts. Ein einziges Mal, an dem schwülen Nachmittag, wie wir Kahn gefahren sind — du hast uns ja vom Balkon aus gesehen, sogar mit dem Operngucker — da ist es ein bißchen gefährlich geworden. Aber wenn wir uns auch einmal um den Hals gefallen wären, was übrigens nie vorgekommen ist, es hätte doch nichts zu bedeuten gehabt. Es war halt so eine Sommersache."

„Und er soll ja auch in einem sehr ernsten Verhältnis stecken," sagte Frau Ehrenberg.

„Du meinst ... mit dieser Schauspielerin, Mama?"
Frau Ehrenberg sah auf. „Hat er dir was von ihr erzählt?"
„Erzählt ...? So direkt nicht. Aber wenn wir miteinander spazieren gegangen sind, im Park oder abends am See, da hat er beinahe nur von ihr gesprochen. Natürlich ohne ihren Namen zu nennen ... Und je besser ich ihm gefallen hab, die Männer sind ja ein so komisches Volk, um so eifersüchtiger war er immer auf die andre. ... Übrigens wenn es nur das wäre! Welcher junge Mann steckt nicht in einem ernsten Verhältnis? Glaubst du vielleicht, Mama, der Georg Wergenthin nicht?"
„In einem ernsten? ... Nein. Dem wird das nie passieren. Dazu ist er zu kühl, zu überlegen ... zu temperamentlos."
„Gerade darum," erklärte Else menschenkennerisch. „Er wird in irgendwas hineingleiten und es wird über ihm zusammenschlagen, ohne daß er nur was davon bemerkt hat. Und einen schönen Tages wird er verheiratet sein ... aus lauter Indolenz .... mit irgend einer Person, die ihm wahrscheinlich ganz gleichgültig sein wird."
„Du mußt einen bestimmten Verdacht haben," sagte Frau Ehrenberg.
„Den hab ich auch."
„Marianne?"
„Marianne! Aber das ist ja längst aus, Mama. Und besonders ernst war das doch nie."
„Also wer denn soll es sein?"
„Na was glaubst du, Mama!"
„Ich hab keine Ahnung."
„Anna ist es," sagte Else kurz.
„Welche Anna?"
„Anna Rosner, selbstverständlich."
„Aber!"
„Du kannst lang „aber" sagen — es ist doch so."
„Else, du glaubst doch nicht im Ernst, daß Anna, die eine so zurückhaltende Natur ist, sich so weit vergessen könnte ...!"
„So weit vergessen ...! Nein Mama, du hast manchmal noch Ausdrücke! — übrigens find ich, dazu muß man gar nicht so vergeßlich sein."
Frau Ehrenberg lächelte, nicht ohne einen gewissen Stolz.
Die Klingel draußen ertönte. „Am End ist er's doch," sagte Else.
„Es könnte auch Demeter Stanzides sein," bemerkte Frau Ehrenberg.
„Stanzides sollt uns einmal den Prinzen mitbringen," meinte Else beiläufig.
„Glaubst du, daß das ginge?" fragte Frau Ehrenberg und ließ die Stickerei in den Schoß sinken.
„Warum sollt's denn nicht gehen?" sagte Else, „Sie sind ja so intim."
Die Türe tat sich auf, doch keiner von den Erwarteten, sondern Edmund

Nürnberger trat ein. Er war wie stets mit der größten Sorgfalt, wenn auch nicht nach der letzten Mode gekleidet. Sein Gehrock war etwas zu kurz, und in der bauschigen, dunkeln Atlaskrawatte steckte eine Smaragdnadel. An der Türe schon verbeugte er sich, nicht ohne zugleich in seinen Mienen einen gewissen Spott über die eigene Höflichkeit auszudrücken. „Bin ich der erste?" fragte er. „Noch niemand da? Weder ein Hofrat — noch ein Graf — noch ein Dichter — noch eine dämonische Frau?"

„Nur eine, die es leider nie gewesen ist," erwiderte Frau Ehrenberg, während sie ihm die Hand reichte, „und eine ... die es vielleicht einmal werden wird."

„O, ich bin überzeugt," sagte Nürnberger, „daß Fräulein Else auch das treffen wird, wenn sie sichs nur ernstlich vornimmt." Und er strich sich mit der linken Hand langsam über das schwarze, glatte, etwas glänzende Haar.

Frau Ehrenberg sprach ihr Bedauern aus, daß man ihn vergeblich auf dem Auhof erwartet hatte. Ob er wirklich den ganzen Sommer in Wien gewesen sei?

„Warum wundern Sie sich darüber, gnädige Frau? Ob ich in einer Gebirgslandschaft auf- und abspaziere, oder am Meeresstrand, oder in meinen vier Wänden, das ist doch im Grunde ziemlich gleichgültig."

„Sie müssen sich aber recht einsam gefühlt haben," sagte Frau Ehrenberg.

„Das Alleinsein kommt einem allerdings etwas deutlicher zu Bewußtsein, wenn sich niemand in der Nähe befindet, der das Bedürfnis markiert, mit einem reden zu wollen. ... Aber sprechen wir doch lieber von interessantern und hoffnungsvollern Menschen, als ich es bin. Wie befinden sich die zahlreichen Freunde Ihres so beliebten Hauses?"

„Freunde!" wiederholte Else, „da müßte man doch erst wissen, wen Sie darunter verstehen."

„Nun, alle Leute, die Ihnen aus irgend einem Anlaß Angenehmes sagen und denen Sie es glauben."

Die Schlafzimmertür tat sich auf, Herr Ehrenberg erschien und begrüßte Nürnberger.

„Hast du schon fertig gepackt?" fragte Else.

„Fix und fertig," antwortete Ehrenberg, der einen viel zu weiten grauen Anzug anhatte und eine große Zigarre mit den Zähnen festhielt. Erklärend wandte er sich an Nürnberger. „Wie Sie mich da sehen, fahr ich heute nach Corfu ... vorläufig. Die Saison fangt an, und vor die Jours im Haus Ehrenberg is mir mieß."

„Es verlangt ja niemand," erwiderte Frau Ehrenberg mild, „daß du sie mit deiner Gegenwart beehrst."

„Gut gibt sie das," sagte Ehrenberg und dampfte. „Auf deine Jours möcht ich natürlich verzichten. Aber wenn ich grad an einem Donnerstag ruhig zu Haus nachtmahlen möcht, und es sitzt in der einen Ecke ein Attaché, in der andern ein Husar, und dorten spielt einer seine eigenen Kompositionen zuguten

vor, und auf'm Divan hat einer Esprit, und am Fenster verabredet die Frau Oberberger ein Rendezvous, mit wem sich trefft ... so macht mich das nervös. Einmal vertragt mans, ein anderes Mal nicht."

„Gedenken Sie den ganzen Winter fortzubleiben?" fragte Nürnberger.

„Es' wär möglich. Ich hab nämlich die Absicht weiter zu fahren, nach Egypten, nach Syrien, wahrscheinlich auch nach Palästina. Ja, vielleicht ist es nur, weil man älter wird, vielleicht weil man soviel vom Zionismus liest und dergleichen, aber ich kann mir nicht helfen, ich möcht Jerusalem gesehen haben, eh ich sterbe."

Frau Ehrenberg zuckte die Achseln.

„Das sind Sachen," sagte Ehrenberg, „die meine Frau nicht versteht, — und meine Kinder noch weniger. Was hast du davon Else, du auch nicht. Aber wenn man so liest, was in der Welt vorgeht, man möcht selber manchmal glauben, es gibt für uns keinen andern Ausweg."

„Für uns?" wiederholte Nürnberger. „Ich habe bisher nicht die Beobachtung gemacht, daß Ihnen der Antisemitismus auffallend geschadet hätte."

„Sie meinen, weil ich ein reicher Mann geworden bin? Wenn ich Ihnen sagen möcht, ich mach mir nichts aus dem Geld, würden Sie mir natürlich nicht glauben, und Sie hätten Recht. Aber wie Sie mich da sehen, ich schwör Ihnen, die Hälfte von meinem Vermögen geb ich her, wenn ich die ärgsten von unsern Feinden am Galgen säh."

„Ich fürchte nur," bemerkte Nürnberger, „Sie würden die Unrichtigen hängen lassen."

„Die Gefahr ist nicht groß," erwiderte Ehrenberg, „greifen Sie daneben, erwischen Sie auch einen."

„Ich bemerke nicht zum erstenmal, lieber Herr Ehrenberg, daß Sie dieser Frage nicht mit der wünschenswerten Objektivität gegenüberstehen."

Ehrenberg zerbiß plötzlich seine Zigarre und legte sie mit wutzitternden Fingern auf die Aschenschale. „Wenn mir einer damit kommt ... und gar ... entschuldigen Sie ... oder sind Sie vielleicht getauft ...? Man kann ja heutzutag nicht wissen."

„Ich bin nicht getauft," erwiderte Nürnberger ruhig. „Aber allerdings bin ich auch nicht Jude. Ich bin längst konfessionslos geworden; aus dem einfachen Grunde, weil ich mich nie als Jude gefühlt habe."

„Wenn man Ihnen einmal den Zylinder einschlägt auf der Ringstraße, weil Sie, mit Verlaub, eine etwas jüdische Nase haben, werden Sie sich schon als Jude getroffen fühlen, verlassen Sie sich drauf."

„Aber Papa, was regst du dich denn so auf," sagte Else und strich ihm über den kahlen, rötlich glänzenden Schädel.

Der alte Ehrenberg nahm ihre Hand, streichelte sie und fragte scheinbar ganz unvermittelt: „Werd ich übrigens noch das Vergnügen haben, meinen Herrn Sohn zu sehen, bevor ich abreise?"

Frau Ehrenberg antwortete: „Oskar kommt jedenfalls bald nach Hause."

„Es wird Sie sicher freuen zu erfahren," wandte sich Ehrenberg an Nürnberger, „daß auch mein Sohn Oskar ein Antisemit ist."

Frau Ehrenberg seufzte leise. „Es ist eine fixe Idee von ihm," sagte sie zu Nürnberger. „Überall sieht er Antisemiten, selbst in der eigenen Familie."

„Das ist die neueste Nationalkrankheit der Juden," sagte Nürnberger. „Mir selbst ist es bisher erst gelungen, einen einzigen echten Antisemiten kennen zu lernen. Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, lieber Herr Ehrenberg, daß es ein bekannter Zionistenführer war."

Ehrenberg hatte nur eine vielsagende Handbewegung.

Demeter Stanzides und Willy Eißler traten ein und verbreiteten sofort lebhaften Glanz um sich. Leicht und prächtig, eher wie ein Kostüm, als wie ein militärisches Kleid trug Demeter seine Uniform; Willy, in Smoking, stand lang, blaß und übernächtig da, hatte sofort die Führung des Gesprächs in der Hand und seine Stimme, angenehm heiser, schwirrte befehlshaberisch und liebenswürdig zugleich durch die Luft. Er erzählte von den Vorbereitungen zu einer Aristokratenvorstellung, der er, wie schon im vorigen Jahr, als Berater, Regisseur und Mitwirkender beigezogen war, schilderte eine Sitzung der jungen Herren, in der es, wenn man ihm glauben durfte, zugegangen war wie in einer Versammlung von Schwachsinnigen, und gab ein komisches Gespräch zwischen zwei Komtessen zum besten, deren Redeweise er köstlich zu imitieren wußte. Ehrenberg war durch Willy Eißler immer sehr amüsiert. Die dunkle Empfindung, daß dieser ungarische Jude die ganze, ihm persönlich so verhaßte, Feudalbande in irgend einer Weise überlistete und zum Narren hielt, erfüllte ihn mit Hochachtung für den jungen Mann.

Else saß am kleinen Tisch in der Ecke mit Demeter und ließ sich über die Isle of Wight berichten.

„Sie waren mit Ihrem Freund dort?" fragte sie, „nicht wahr, mit dem Prinzen Karl Friedrich."

„Mein Freund der Prinz? ... das stimmt nicht ganz, Fräulein Else. Der Prinz hat keinen Freund und ich hab keinen. Wir sind beide nicht von der Art."

„Er muß ein interessanter Mensch sein, nach allem was man hört."

„Interessant, weiß ich nicht einmal. Jedenfalls hat er über mancherlei nachgedacht, worüber seinesgleichen sich sonst nicht viel Gedanken zu machen pflegen. Vielleicht hätte er auch allerlei leisten können, wenn man ihn hätte gewähren lassen. Na, wer weiß, es ist vielleicht besser für ihn, daß sie ihn kurz gehalten haben, — für ihn und am End auch fürs Land. Einer allein kann ja doch nichts machen. Nirgends und nie. Da ist's schon am besten, man laßts gehen und zieht sich zurück, wie er's getan hat."

Else sah ihn etwas befremdet an. „Sie sind ja heute so philosophisch, was ist denn das? Mir scheint der Willy Eißler hat Sie verdorben."

„Der Willy mich?"

„Ja wissen Sie, Sie sollten nicht mit so gescheiten Leuten verkehren."

„Warum denn nicht?"

„Sie sollten einfach jung sein, leuchten, leben und dann, wenns halt nicht weiter geht — tun was Ihnen beliebt . . . aber ohne über sich und die Welt nachzudenken."

„Das hätten Sie mir früher sagen müssen Fräulein Else. Wenn man einmal angefangen hat gescheit zu werden . . . ."

Else schüttelte den Kopf. „Aber bei Ihnen wäre es vielleicht zu vermeiden gewesen," sagte sie ganz ernsthaft. Und dann mußten beide lachen.

Die Flammen des Lusters glühten auf. Georg von Wergenthin und Heinrich Bermann waren eingetreten. Durch ein Lächeln Elses eingeladen, nahm Georg an ihrer Seite Platz.

„Ich habs gewußt, daß Sie kommen werden," sagte sie unaufrichtig aber herzlich und drückte seine Hand. Daß er ihr wieder gegenübersaß nach so langer Zeit, daß sie sein anmutig stolzes Gesicht wiedersehen, seine etwas leise, aber warme Stimme hören durfte, freute sie mehr, als sie geahnt hatte.

Frau Wyner erschien; klein, hochrot, lustig und verlegen. Ihre Tochter Sissy mit ihr. Im Hin und Her der Begrüßung lösten sich die Gruppen.

„Nun, haben Sie mir schon das Lied komponiert?" fragte Sissy Georg mit lachenden Augen und lachenden Lippen, spielte mit einem ihrer Handschuhe und bewegte sich in ihrem dunkelgrünen schillernden Kleid wie eine Schlange.

„Ein Lied?" fragte Georg. Er erinnerte sich wirklich nicht.

„Oder auch einen Walzer oder so was. Aber daß Sie mir etwas widmen werden, haben Sie mir versprochen." Während sie sprach, wanderten ihre Blicke umher. Sie glühten in die Augen Willys, schmeichelten sich an Demeter vorbei, stellten an Heinrich Bermann eine rätselhafte Frage. Es war wie wenn Irrlichter durch den Salon tanzten.

Frau Wyner stand plötzlich neben ihrer Tochter, tief errötend: „Sissy ist ja so dumm . . . was glaubst du denn Sissy, der Baron Georg hat heuer wichtigeres zu tun gehabt, als für Dich zu komponieren."

„O gewiß nicht," sagte Georg höflich.

„Sie haben Ihren Vater begraben, das ist keine Kleinigkeit."

Georg sah vor sich hin. Frau Wyner aber sprach unbeirrt weiter: „Ihr Vater war noch nicht alt, nicht wahr? Und ein so schöner Mann . . . . ist es wahr, daß er Chemiker gewesen ist?"

„Nein," erwiderte Georg gefaßt, „er war Präsident der botanischen Gesellschaft."

Heinrich, einen Arm auf dem geschlossenen Klavierdeckel, sprach mit Else.

„Sie waren also doch in Deutschland?" fragte sie.

„Ja," erwiderte Heinrich, „es ist schon ziemlich lange her, vier, fünf Wochen."

„Und wann fahren Sie wieder hin?"

„Das weiß ich nicht. Vielleicht nie."

„Ach, das glauben Sie selbst nicht. — Was arbeiten Sie?" setzte sie rasch hinzu.

„Allerlei," entgegnete er. „Ich bin in einer ziemlich unruhigen Zeit. Ich entwerfe viel, aber ich mache nichts fertig. Das Vollenden interessiert mich überhaupt selten. Offenbar bin ich innerlich zu rasch fertig mit den Dingen."

„Und den Menschen," fügte Else bei.

„Mag sein. Es ist nur das Unglück, daß das Gefühl zuweilen an Menschen weiter hängen bleibt, während der Verstand schon längst nichts mehr mit ihnen zu tun hat. Ein Dichter — wenn Sie mir das Wort gestatten — müßte sich von jedem zurückziehen, der für ihn keine Rätsel mehr hat . . . also besonders von jedem, den er liebt."

„Es heißt doch," wandte Else ein, „daß wir gerade diejenigen am wenigsten kennen, die wir lieben."

„Das behauptet Nürnberger, aber es stimmt nicht ganz. Wäre es wirklich so, liebe Else, dann wäre das Leben wahrscheinlich schöner als es ist. Nein, diejenigen die wir lieben kennen wir sogar besser als wir andere kennen, — nur kennen wir sie mit Scham, mit Erbitterung und mit der Furcht, daß auch andre sie ebensogut kennen als wir. Lieben heißt: Angst davor haben, daß andern die Fehler offenbar werden, die wir an dem geliebten Wesen entdeckt haben. Lieben heißt: in die Zukunft schauen können und diese Gabe verfluchen . . . lieben heißt: jemanden so kennen, daß man daran zugrunde geht."

Else lehnte am Klavier, in ihrer damenhaft-kindlichen Art, neugierig gelassen, und hörte ihm zu. Wie gut gefiel er ihr in solchen Augenblicken. Sie hätte ihm wieder tröstend übers Haar streichen wollen wie damals auf dem See, als er von der Liebe zu jener andern wie zerrissen war. Aber wenn er sich dann plötzlich zurückzog, kühl, trocken und wie ausgelöscht erschien, da fühlte sie, daß sie mit ihm nie leben könnte, daß sie ihm nach ein paar Wochen davonlaufen müßte . . . mit einem spanischen Offizier oder einem Violinvirtuosen.

„Es ist gut," sagte sie, etwas gönnerhaft, „daß Sie mit Georg Wergenthin verkehren. Er wird günstig auf Sie wirken. Er ist ruhiger als Sie. Ich glaube ja nicht, daß er so begabt und gewiß nicht, daß er so klug ist wie Sie . . . ."

„Was wissen Sie von seiner Begabung," unterbrach sie Heinrich beinahe grob.

Georg trat hinzu und fragte Else, ob man heute nicht das Vergnügen haben werde ein Lied von ihr zu hören. Sie hatte keine Lust. Übrigens studiere sie hauptsächlich Opernpartien in der letzten Zeit. Das interessiere sie mehr. Sie sei doch eigentlich keine lyrische Natur. Georg fragte sie zum Scherz, ob sie nicht vielleicht die geheime Absicht habe zur Bühne zu gehen.

„Mit dem bissel Stimme!" sagte Else.

Nürnberger stand neben ihnen. „Das wäre doch kein Hindernis," bemerkte er. „Ich bin sogar überzeugt, daß sich sehr bald ein moderner Kritiker fände, der Sie gerade deswegen als bedeutende Sängerin ausriefe, Fräulein Else,

weil Sie keine Stimme besitzen, der aber dafür irgend eine andere Gabe, zum Beispiel die der Charakteristik bei Ihnen entdeckte. So wie es heutzutage namhafte Maler gibt, die keinen Farbensinn haben, aber Geist; und Dichter von Ruf, denen zwar nicht das geringste einfällt, denen es aber gelingt zu jedem Hauptwort das falscheste Epitheton zu finden."

Else merkte, daß die Redeweise Nürnbergers Georg nervös machte und wandte sich an diesen. „Ich wollte Ihnen ja etwas zeigen," sagte sie und machte ein paar Schritte zu der Notenetagére.

Georg folgte ihr.

„Hier die Sammlung alt-italienischer Volkslieder. Ich möchte, daß Sie mir die wertvollsten bezeichnen. Ich selber verstehe doch nicht genug davon."

„Ich begreife gar nicht," sagte Georg leise, „daß Sie Menschen wie diesen Nürnberger in Ihrer Nähe ertragen. Er verbreitet einen wahren Dunstkreis von Mißtrauen und Übelwollen um sich."

„Das hab ich Ihnen schon öfters gesagt, Georg, ein Menschenkenner sind Sie nicht. Was wissen Sie denn überhaupt von ihm? Er ist anders als Sie glauben. Fragen Sie nur einmal Ihren Freund Heinrich Bermann."

„O ich weiß ja, daß der auch für ihn schwärmt," erwiderte Georg.

„Ihr sprecht von Nürnberger?" fragte Frau Ehrenberg, die eben dazutrat.

„Der Georg kann ihn nicht leiden," sagte Else in ihrer beiläufigen Art.

„Da tun Sie aber sehr Unrecht daran; haben Sie überhaupt je was von ihm gelesen?"

Georg schüttelte den Kopf.

„Nicht einmal seinen Roman, der vor fünfzehn oder sechzehn Jahren so großes Aufsehen gemacht hat? Das ist ja beinah eine Schand! Neulich haben wir ihn dem Hofrat Wilt geliehen. Ich sag Ihnen der war paff, wie in dem Buch eigentlich schon das ganze heutige Österreich vorausgeahnt ist."

„So, so," sagte Georg ohne Überzeugung.

„Sie können sich gar nicht vorstellen," fuhr Frau Ehrenberg fort, „mit welchem Jubel er damals begrüßt worden ist. Man könnte sagen, alle Tore sind vor ihm aufgesprungen."

„Vielleicht war ihm das genug," bemerkte Else nachdenklich altklug.

Heinrich stand am Klavier im Gespräch mit Nürnberger und bemühte sich, wie er es oftmals tat, ihn zu einer neuen Arbeit oder zu einer Herausgabe älterer Schriften zu bestimmen.

Nürnberger wehrte ab. Der Gedanke, seinen Namen wieder in die Öffentlichkeit gezerrt zu sehen, im literarischen Wirbel der Zeit mitzutreiben, der ihm widerlich und albern zugleich erschien, erfüllte ihn geradezu mit Schaudern. Er hatte keine Lust da mit zu konkurrieren. Wozu? Kliquenwirtschaft, die sich kein Mäntelchen mehr umnahm, war überall am Werke. Gab es noch ein tüchtig, ehrlich strebendes Talent, das nicht jeden Augenblick gefaßt sein mußte in den Kot gezogen zu werden; war noch ein Flachkopf zu finden, der sich

nicht ausweisen konnte in irgend einem Blättchen zum Genie erklärt worden zu sein? Hatte Ruhm in diesen Tagen noch das geringste mit Ehre zu tun; und übersehen, vergessen werden, war das auch nur ein Achselzucken des Bedauerns wert? Und wer konnte am Ende wissen, welche Urteile sich in der Zukunft als die richtigen erweisen würden? Waren nicht die Tröpfe wirklich die Genies und die Genies die Tröpfe? Es war lächerlich sich mit dem Einsatz seiner Ruhe, ja seiner Selbstachtung in ein Spiel einzulassen, in dem auch der höchstmögliche Gewinn keine Befriedigung versprach.

„Gar keine?" fragte Heinrich. „Ich will Ihnen ja allerlei preisgeben, Ruhm, Reichtum, Wirkung in die Weite; — aber daß man, weil alle diese Güter zweifelhaft sind, auch auf etwas so unzweifelhaftes verzichten soll, wie es die Augenblicke des innern Kraftgefühls sind ...."

„Inneres Kraftgefühl! Warum sagen Sie nicht gleich Seligkeit des Schaffens? ..."

„Gibts, Nürnberger!"

„Mag sein. Ich glaube mich sogar zu erinnern, vor sehr langer Zeit gelegentlich selbst irgendwas derart empfunden zu haben ... Nur ist mir, Sie wissen es ja, die Fähigkeit mich selbst zu betrügen im Lauf der Jahre völlig abhanden gekommen."

„Das glauben Sie vielleicht nur," erwiderte Heinrich. „Wer weiß, ob es nicht gerade diese Fähigkeit des Sichselbstbetrügens ist, die Sie im Laufe der Zeit am stärksten in sich ausgebildet haben!"

Nürnberger lachte. „Wissen Sie wie mir zu Mute ist, wenn ich Sie so reden höre? Ungefähr wie einem Fechtmeister, der von seinem eigenen Schüler einen Stich ins Herz bekommt."

„Und nicht einmal von seinem besten," sagte Heinrich.

Plötzlich erschien in der Türe Herr Ehrenberg, zur Verwunderung seiner Frau, die ihn schon auf dem Wege zur Bahn vermutet hatte. Er führte eine junge Dame an der Hand, die einfach schwarz gekleidet war und das Haar nach einer verflossenen Mode auffallend hoch frisiert trug. Ihre Lippen waren voll und rot, die Augen in dem lebendig blassen Gesicht blickten klar und hart.

„Kommen Sie nur," sagte Ehrenberg mit einiger Bosheit in den kleinen Augen, und führte den Gast geradewegs zu Else, die eben mit Stanzides plauderte. „Hier bring ich Dir einen Besuch."

Else streckte ihr die Hand entgegen. „Das ist aber nett." Sie stellte vor: „Herr Demeter Stanzides."

Therese nickte kurz und ließ eine Weile ihren Blick auf ihm ruhen, unbefangen, als betrachtete sie ein schönes Tier. Dann wandte sie sich an Else: „Wenn ich gewußt hätte, daß Ihr so große Gesellschaft habt ..."

„Wissen Sie wie die ausschaut?" sagte Stanzides leise zu Georg, „wie eine russische Studentin, nicht wahr?"

Georg nickte. „Ungefähr. Ich kenn sie. Es ist eine Institutsfreundin

von Fräulein Else, und jetzt, denken Sie sich, spielt sie eine führende Rolle bei den Sozialisten. Neulich ist sie sogar gesessen, wegen Majestätsbeleidigung glaub ich."

„Ja mir scheint ich hab so was gelesen," erwiderte Demeter. „So eine Art von Geschöpf sollte man wirklich einmal näher kennen lernen. Hübsch ist sie. Ein Gesicht wie aus Elfenbein."

„Und viel Energie liegt in den Zügen," fügte Georg hinzu. „Ihr Bruder ist übrigens auch ein merkwürdiger Mensch. Klavierspieler und Mathematiker. Ich hab ihn neulich kennen gelernt. Und der Vater soll ein zugrund gegangener jüdischer Fellhändler sein."

„Es ist schon eine sonderbare Raff'," bemerkte Demeter.

Indessen war Frau Ehrenberg auf Therese zugekommen und hielt es für richtig keinerlei Überraschung zu zeigen. „Nehmen Sie doch Platz, Therese," sagte sie. „Wie gehts Ihnen denn immer? Seit Sie sich ins politische Leben begeben haben, kümmern Sie sich ja um Ihre früheren Bekannten gar nicht mehr."

„Ja leider läßt mir mein Beruf wenig Zeit Familienverkehr zu pflegen," erwiderte Therese und schob ihr Kinn vor, was ihr Antlitz plötzlich männlich und beinah häßlich machte.

Frau Ehrenberg schwankte, ob sie etwas von der abgelaufenen Kerkerhaft Theresens erwähnen sollte oder nicht. Immerhin war zu bedenken, daß es kaum ein anderes Haus in Wien gab, wo Damen verkehrten, die kurz zuvor eingesperrt waren.

„Wie gehts denn Deinem Bruder?" fragte Else.

„Er dient heuer," antwortete Therese. „Du kannst Dir ja ungefähr denken wies ihm da geht..." und sie warf einen ironischen Blick auf die Husarenuniform Demeters.

„Da kommt er wohl nicht viel zum Klavierspielen," sagte Frau Ehrenberg.

„Ach er denkt gar nicht mehr daran Pianist zu werden," erwiderte Therese. „Er steckt ganz in der Politik." Und sich lächelnd zu Demeter wendend fügte sie hinzu: „Sie werden ihn doch nicht verraten Herr Oberleutnant."

Stanzides lachte etwas verlegen.

„Was heißt das: Politik?" fragte Herr Ehrenberg. „Will er Minister werden?"

„In Österreich keineswegs," erwiderte Therese. „Er ist nämlich Zionist."

„Was," rief Ehrenberg aus, und sein Gesicht strahlte.

„Das ist ja allerdings ein Gebiet, auf dem wir uns nicht ganz verstehen," setzte Therese hinzu.

„Liebe Therese..." begann Ehrenberg.

„Du wirst den Zug versäumen," unterbrach ihn seine Frau.

„Ich werd den Zug nicht versäumen und morgen geht auch noch einer. Liebe Therese ich sage nur: es soll jeder nach seiner Façon selig werden. Aber in dem Fall ist Ihr Bruder der Gescheitere und nicht Sie. Entschuldigen Sie, ich bin ja vielleicht ein Laie in politischen Dingen, aber ich ver-

sichere Sie, Therese, es wird euch jüdischen Sozialdemokraten geradeso ergehen wie es den jüdischen Liberalen und Deutschnationalen ergangen ist."

„Inwiefern?" fragte Therese hochmütig. „Inwiefern wird es uns geradeso ergehen?"

„Inwiefern..? das werd ich Ihnen gleich sagen. Wer hat die liberale Bewegung in Österreich geschaffen? . Die Juden! . Von wem sind die Juden verraten und verlassen worden? Von den Liberalen. Wer hat die deutschnationale Bewegung in Österreich geschaffen? Die Juden. Von wem sind die Juden im Stich gelassen... was sag ich im Stich gelassen.. bespuckt worden wie die Hund'?.. von den Deutschen! Und geradeso wirds ihnen jetzt ergehen mit dem Sozialismus und dem Kommunismus. Wenn die Suppe erst aufgetragen ist, so jagen sie Euch vom Tisch. Das war immer so und wird immer so sein."

„Wir wollens abwarten," erwiderte Therese ruhig.

Georg und Demeter blickten einander an, wie zwei Freunde, die gemeinsam auf eine Insel verschlagen worden sind. Oskar, der gerade während der Rede seines Vaters eingetreten war, hatte schmale Lippen und war sehr verlegen. Allen aber schien es eine Art Befreiung, als Ehrenberg plötzlich auf die Uhr sah und sich empfahl. „Wir werden ja heut' doch nicht mehr einig", sagte er zu Therese.

Therese lächelte kaum. „Glückliche Reise und noch einmal im Namen..."

„Pst," sagte Ehrenberg und verschwand.

„Wofür dankst du eigentlich dem Papa?" fragte Else sie leise.

„Für eine Spende, um die ich ihn unverschämterweise bitten kam. Aber es gibt sonst keinen reichen Mann in meinem Bekanntenkreis. Über den Zweck zu reden bin ich nicht berechtigt."

Frau Ehrenberg trat zu Bermann und Nürnberger hin, die über den Klavierdeckel hinweg mit einander sprachen und sagte leise: „Sie wissen doch, daß sie..." sie wies mit den Augen auf Therese, „eben aus dem Gefängnis entlassen worden ist?"

„Ich habe davon gelesen," erwiderte Heinrich..

Nürnberger kniff die Augen zusammen und warf einen Blick auf die Gruppe in der Ecke, wo die drei Mädchen mit Stanzides und Willy Eißler plauderten und schüttelte den Kopf.

„Was für eine Bosheit unterdrücken Sie?" fragte Frau Ehrenberg.

„Ich denke eben, wie leicht es sich hätte fügen können, daß Fräulein Else zwei Monate im Gefängnis hätte schmachten müssen, und daß Fräulein Therese in einem eleganten Salon als Tochter des Hauses Cercle hielte."

„Leicht fügen....?"

„Herr Ehrenberg hat Glück gehabt, Herr Golowski Pech.... das ist vielleicht der ganze Unterschied."

„Na hören Sie, Nürnberger," sagte Heinrich, „Sie werden das Individuelle

doch nicht vollkommen aus der Welt leugnen wollen ... Else und Therese sind doch ziemlich verschiedene Naturen."

„Das denke ich auch," bemerkte Frau Ehrenberg.

Nürnberger zuckte die Achseln. „Beide sind junge Mädchen, recht begabt, recht hübsch .... alles übrige ist wie bei den meisten jungen Damen — und wohl bei den meisten Menschen, mehr oder weniger angeflogen."

Heinrich schüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, nein," sagte er, „so einfach ist das Leben doch nicht."

„Es ist darum nicht einfacher, lieber Heinrich."

Frau Ehrenbergs Blick war auf die Tür gerichtet und leuchtete. Felician war eben eingetreten. Mit nachtwandlerischer Sicherheit ging er auf die Hausfrau zu und küßte ihr die Hand. „Ich habe eben das Vergnügen gehabt Herrn Ehrenberg auf der Stiege zu begegnen ... Er fährt nach Corfu, wie er mir sagt. Dort muß es jetzt wunderschön sein."

„Sie kennen Corfu?"

„Ja gnädige Frau, eine Kindheitserinnerung." Er begrüßte Nürnberger und Bermann und sie redeten alle über den Süden, nach dem Bermann sich sehnte und an den Nürnberger nicht glaubte.

Georg drückte seinem Bruder zur Begrüßung und zugleich zum Abschied die Hand. Wie er unauffällig durch die offene Tür des Speisezimmers verschwindend, sich noch einmal umsah, bemerkte er Marianne, die in der entferntesten Ecke des Salons saß und ihm mit dem Lorgnon spöttisch nachblickte. Es war immer die rätselhafte Gabe dieser Frau gewesen, plötzlich da zu sein, ohne daß man wußte, wo sie herkam. Noch auf der Stiege trat ihm eine verschleierte Dame in den Weg. „Eilen Sie doch nicht so, sie kann schon noch einen Moment warten," sagte sie. „Man darf die Frauen überhaupt nicht so verwöhnen.... Ob Sie's auch so eilig hätten, wenn Sie zu einem Rendezvous mit mir gingen.....? Aber davon wollen ja Sie nichts wissen. Wahrscheinlich, weil Sie Angst haben, daß Sie mein Mann niederschießt, wenn er aus Stockholm zurückkommt, das heißt, heute ist er wohl schon in Kopenhagen. Aber er setzt vollkommenes Vertrauen in mich. Mit Recht übrigens. Denn das kann ich Ihnen schwören, weiter als bis zu einem Kuß auf die Hand ... nein, um nicht zu lügen, auf diesen Hals, hat es noch niemand gebracht. Sie glauben gewiß auch, daß ich mit dem Stanzides ein Verhältnis gehabt habe? Nein, der wäre nichts für mich! Schöne Männer sind mir überhaupt ein Graus. Auch an Ihrem Bruder Felician kann ich nichts finden ...."

Es war nicht abzusehen, wann die verschleierte Dame zu reden aufhören würde, denn es war Frau Oberberger. Bei andern Frauen hätte das gleiche Benehmen ein gewisses Entgegenkommen bedeutet, nicht so bei ihr, der man, so zweifelhaft ihre ganze Art erscheinen mochte, noch nie einen Liebhaber hatte nachsagen können. Sie lebte in einer sonderbaren, aber anscheinend

glücklichen, kinderlosen Ehe. Ihr schöner und glänzender Gemahl, Geologe von Beruf hatte in früherer Zeit Entdeckungsreisen unternommen, wobei er, wie Hofrat Wilt behauptete, nicht so sehr auf die Unerforschtheit der betreffenden Landstriche als auf gute Fahrgelegenheiten und einwandfreie Küche Wert gelegt haben sollte. Seit einigen Jahren aber begab er sich nur mehr auf Reisen, um Vorträge zu halten und Frauen zu erobern. Wenn er wieder daheim war, lebte er mit seiner Gattin in bester Kameradschaft. Schon manchmal, aber immer flüchtig, hatte Georg die Möglichkeit eines Verhältnisses mit Frau Oberberger erwogen. Er war sogar einer von jenen, die ihren Hals geküßt hatten, woran sie sich wahrscheinlich selbst nicht mehr erinnerte. Und als sie jetzt den Schleier zurückschlug, ließ Georg wieder einmal den Reiz dieses nicht mehr ganz jugendlichen aber anmutig-bewegten Gesichts mit Vergnügen auf sich wirken. Er wollte ihr ins Wort fallen, sie aber sprach weiter: „Wissen Sie, daß Sie sehr blaß sind? Sie müssen ein nettes Leben führen. Was ist das übrigens für ein Weib, durch das Sie mir diesmal entrissen werden?"

Hofrat Wilt, unhörbar wie meistens, stand plötzlich neben ihnen. Beiläufig, überlegen und galant warf er hin: „Küß die Hand schöne Frau, grüß Sie Gott Baron ..." und wollte weiter.

Frau Oberberger aber fand es angemessen ihm vorerst noch mitzuteilen, daß Baron Georg sich soeben zu einer Orgie begebe, wie das so seine Art sei, — dann folgte sie dem Hofrat in den zweiten Stock, auf die Gefahr hin, wie sie bemerkte, daß man ihn, wenn er zugleich mit ihr bei Ehrenbergs erschiene, für ihren fünfundneunzigsten Liebhaber halten würde.

Es war sieben Uhr, als Georg sich endlich in einen Wagen setzen konnte, um nach Mariahilf zu fahren. Er fühlte sich von den zwei Stunden bei Ehrenbergs geradezu abgespannt, und mehr noch als sonst freute er sich auf das Zusammensein mit Anna, das ihm bevorstand. Seit jenem Vormittag in der Miniaturenausstellung, hatten sie einander beinahe täglich gesehen; in Gärten, in Bildergalerien, bei ihr zu Hause. Meist unterhielten sie sich über die kleinen Begebenheiten ihres Daseins, oder plauderten von Büchern und Musik. Von vergangenen Zeiten sprachen sie nicht oft und wenn es geschah, ohne Mißtrauen und Zweifel. Denn noch waren die Abenteuer, aus denen Georg kam, für Anna nicht vom beängstigenden Dufte des Geheimnisvollen umwoben; und daß sie selbst schon manche schwärmerische Neigung empfunden hatte, vernahm Georg aus ihren scherzenden Andeutungen heiter, unbesorgt, ja ohne weiter zu fragen. In einem menschenleeren Saal der Liechtensteingalerie hatte er sie vor acht Tagen zum erstenmal geküßt und von diesem Augenblick an nannte Anna ihn Du, als wäre eine fremdere Anrede ihr von nun an wie etwas Lügenhaftes erschienen.

Der Wagen hielt an einer Straßenecke. Georg stieg aus, zündete sich eine Zigarette an und ging auf und ab, dem Hause gegenüber, aus dem Anna kommen mußte.

Nach wenigen Minuten schon trat sie aus dem Tor. Er eilte über die Straße ihr entgegen, und beglückt küßte er ihr die Hand. Wie gewöhnlich, weil sie auf ihren Fahrten meist zu lesen pflegte, hatte sie ein Buch mit sich, in einem Einband von gepreßtem Leder.

„Es ist ja kühl Anna," sagte Georg, nahm ihr das Buch aus der Hand und half ihr in die Jacke, die sie über den Arm getragen hatte.

„Ich habe mich nämlich ein bißchen verspätet," sagte sie „und war sehr ungeduldig dich zu sehen. Ja," setzte sie lächelnd hinzu, „man hat auch seine Temperamentsausbrüche. Was sagst du denn zu meinem neuen Kostüm," fragte sie, indem sie weiter spazierten.

„Steht Dir sehr gut."

„In meiner Lektion hat man gefunden, ich sähe aus wie eine Hofdame."

„Wer hat das gefunden?"

„Frau Bittner selbst, und ihre beiden Töchter, die ich unterrichte."

„Ich würde lieber sagen: wie eine Erzherzogin."

Anna nickte befriedigt.

„Also jetzt erzähl mir Anna, was du seit gestern alles erlebt hast."

Ernsthaft begann sie. „Um zwölf, nachdem ich mich am Haustor von dir getrennt, Mittagessen im Familienkreis. Nachmittag ein wenig geruht und an dich gedacht. Von vier bis halbsieben Schülerinnen bei mir, dann gelesen, „grüner Heinrich" und Abendblatt. Zu faul, um noch auf die Straße zu gehen, im Hause herumgetrenderlt. Nachtmahl. Die übliche häusliche Szene."

„Bruder?" fragte Georg.

Sie antwortete mit einem „ja", das weitere Fragen abschnitt. „Nach dem Nachtmahl ein bißchen musiziert ... sogar zu singen versucht."

„Warst du zufrieden?"

„Für mich reicht es ja immer aus," sagte sie und Georg glaubte eine leichte Traurigkeit im Klang ihrer Worte zu vernehmen. Rasch berichtete sie weiter: „Um halb elf im Bett gelegen, gut geschlafen, um acht Uhr früh auf .... man kann ja bei uns nicht länger liegen ... Toilette gemacht bis halb zehn, bis elf im Haus herum ....."

.... „getrenderlt," ergänzte Georg.

„Richtig. Dann zu Weils, den Buben unterrichtet."

„Wie alt ist der eigentlich?" fragte Georg.

„Dreizehn," erwiderte Anna mit einem komisch-bedenklichen Gesicht.

„Na das ist wirklich nicht so jung."

„Gewiß nicht," sagte Anna. „Aber erfahre zu deiner Beruhigung, daß er seine Tante Adele liebt, eine zarte Blondine von dreiunddreißig Jahren und vorläufig nicht daran denkt ihr die Treue zu brechen ..... Also Fortsetzung der Chronik. Um halb zwei zu Hause angelangt, allein gegessen Gott sei Dank, Papa schon im Bureau, Mama in schlafendem Zustand. Von drei bis vier wieder geruht, noch mehr und noch bedeutender an dich gedacht, als gestern,

dann Besorgungen in der Stadt, Handschuhe, Sicherheitsnadeln und etwas für Mama und endlich mit der Tramway lesend nach Mariahilf herausgefahren zu den zwei Bittner Fratzen .... So nun weißt du alles. Zufriedenstellend?"

„Abgesehen von dem dreizehnjährigen Jüngling."

„Also ich gebe ja zu, daß das beunruhigend sein mag, aber jetzt wollen wir einmal hören, ob du mir nicht düsterere Geständnisse zu machen hast."

Sie waren in einer schmalen, stillen Gasse, die Georg ganz fremd vorkam, und Anna nahm seinen Arm.

„Ich komme eben von Ehrenbergs," begann er.

„Nun," fragte Anna, „hat man dich sehr zu umstricken gesucht?"

„Das kann ich eben nicht sagen. Man schien sogar ein wenig froissiert, daß ich diesen Sommer gar nicht im Auhof war," setzte er etwas unaufrichtig hinzu.

„Hat Klein-Elschen sich produziert?" fragte Anna.

„Nein. Was sich nach meinem Fortgehen ereignet haben mag, das weiß ich natürlich nicht."

„Jetzt wirds ja wohl nicht mehr der Mühe wert sein," sagte Anna mit überquellendem Spott.

„Du irrst dich Anna. Es sind Leute oben, für die zu singen es sich sehr verlohnte."

„Wer denn?"

„Heinrich Bermann, Willi Eißler, Demeter Stanzides ...."

„O, Stanzides!" rief Anna aus. „Jetzt tut es mir eigentlich leid, daß ich nicht auch oben war."

„Mir scheint," sagte Georg, „das ist nicht so spaßhaft gemeint als gesagt."

„Gewiß nicht," erwiderte Anna. „Ich finde diesen Demeter zum Totschießen schön."

Georg schwieg ein paar Sekunden und plötzlich, erregter als es sonst seine Art war, fragte er: „Ist es am Ende er? ...."

„Was für ein Er?"

„Der, den du .... mehr geliebt hast als mich!"

Sie lächelte, drängte sich fester an ihn und erwiderte einfach, aber doch ein bißchen spöttisch: „Sollt ich wirklich jemanden lieber gehabt haben, als dich?"

„Du hast es mir ja selber gestanden," erwiderte Georg.

„Ich habe dir aber auch „gestanden", daß ich mit der Zeit dich mehr lieben werde, als ich je einen andern geliebt habe, oder lieben könnte."

„Weißt du das ganz bestimmt, Anna?"

„Ja Georg, das weiß ich ganz bestimmt."

Sie waren wieder in einer belebteren Straße und unwillkürlich lösten sie die Arme. Sie blieben vor verschiedenen Auslagen stehen, entdeckten unter einem Haustor den Glaskasten eines Photographen und waren sehr belustigt von der mühselig-ungezwungenen Haltung, in der Jubelpaare, Kadettoffiziers-

stellvertreter, Köchinnen im Sonntagsstaat und für den Maskenball kostümierte Damen aufgenommen waren.

Georg, in leichterm Tone fragte wieder: „Also war es Stanzides?"

„Aber was fällt dir denn ein. Ich hab in meinem Leben keine hundert Worte mit ihm gesprochen."

Sie spazierten weiter.

„Also doch Leo Golowski?" fragte Georg.

Sie schüttelte den Kopf und lächelte. „Das war die Jugendliebe," erwiderte sie, „das gilt überhaupt nicht. Übrigens möchte ich das 16jährige Mädel kennen, das sich auf dem Land nicht in einen schönen Jüngling verliebt hätte der sich mit einem veritabeln Grafen schlägt und dann acht Tage mit dem Arm in der Schlinge herumspaziert."

„Aber er hat es doch nicht Deinetwegen getan, sondern sozusagen für die Ehre seiner Schwester."

„Für Theresens Ehre? Wie kommst du auf die Idee?"

„Du hast mir doch erzählt, daß der junge Mensch Therese im Walde angesprochen hatte, während sie die „Emilia Galotti" studierte."

„Ja das ist schon wahr. Übrigens hat sie sich ganz gern ansprechen lassen. Dem Leo war es aber nur deswegen zuwider, weil der junge Graf zu einer Gesellschaft von jungen Leuten gehört hat, die sich wirklich ziemlich frech und halt ein bissel antisemitisch benommen haben. Und wie Therese einmal mit ihrem Bruder am See spazieren geht und der Graf kommt daher und redet Therese an wie eine gute Bekannte und murmelt nur so beiläufig für Leo seinen Namen, da hat Leo ein Buckerl gemacht und sich ihm mit den Worten vorgestellt: „Leo Golowski, Jüd aus Krakau." Was es weiter gegeben hat, weiß ich nicht genau. Es ist zu einem Wortwechsel gekommen, und am nächsten Tag war dann das Duell in Klagenfurt in der Kavalleriekaserne."

„Da hab ich doch Recht," beharrte Georg spöttisch, „für die Ehre seiner Schwester hat er sich geschlagen."

„Nein, sag ich dir. Ich bin ja dabei gewesen wie er später einmal mit Therese über die Geschichte gesprochen und ihr gesagt hat: „Von mir aus kannst du tun was dir Spaß macht, kannst dir den Hof machen lassen von wem du willst . . . . ."

„Nur ein Jud muß es halt sein . . ." ergänzte Georg.

Anna schüttelte den Kopf. „So ist er wirklich nicht."

„Ich weiß," erwiderte Georg mild. „Wir sind ja sehr gute Freunde geworden in der letzten Zeit, dein Leo und ich. Gestern Abend erst sind wir wieder im Kaffeehaus zusammen gewesen, und er war wirklich sehr herablassend zu mir. Ich glaube, mir verzeiht er sogar meine Abstammung. Im übrigen hab ich dir noch gar nicht erzählt, daß auch Therese heute bei Ehrenbergs oben war." Und er berichtete von dem Erscheinen des jungen Mädchens im Salon Ehrenberg und von dem Eindruck, den sie auf Demeter gemacht hatte.

Anna lächelte vergnügt dazu.

Später, während sie wieder in einer stilleren Straße Arm in Arm spazierten, begann Georg von neuem: „Jetzt weiß ich aber noch immer nicht, wer die große Liebe gewesen ist."

Anna schwieg und sah vor sich hin.

„Nun, Anna! Du hast mir ja versprochen, nicht wahr?"

Ohne ihn anzusehen, erwiderte sie. „Wenn du nur ahntest, wie sonderbar mir heute die Geschichte vorkommt."

„Warum sonderbar?"

„Weil der, nach dem du fragst eigentlich ein alter Mann gewesen ist."

„Fünfunddreißig," scherzte Georg, „nicht wahr?"

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf. „Er war achtundfünfzig oder sechzig."

„Und Du?" fragte Georg langsam.

„Im Sommer waren es zwei Jahre. Einundzwanzig war ich damals."

Georg blieb plötzlich stehen. „Nun weiß ich es, dein Gesangslehrer war es. Nicht wahr?"

Anna antwortete nicht.

„Also wirklich," sagte Georg ohne sich eigentlich zu wundern, denn es war ihm nicht unbekannt, daß sich in den berühmten Meister, trotz seiner grauen Haare, alle Schülerinnen verliebten.

„Und den," fragte Georg, „hast du am meisten geliebt von allen Menschen, die dir begegnet sind?"

„Seltsam, nicht wahr? Aber es ist doch so. . ."

„Hat er es gewußt?"

„Ich glaub schon."

Sie waren auf einen ausgeweiteten Platz gekommen mit einer kleinen Gartenanlage, die nur spärlich beleuchtet war. Hinten erhob sich rötlich schimmernd eine Kirche. Dorthin, als zög es sie an einen stillern Ort, wandelten sie unter dunkeln, leise schwankenden Ästen.

„Und was ist denn eigentlich zwischen euch vorgefallen, wenn man fragen darf?"

Anna schwieg, und Georg hielt in diesem Augenblick alles für möglich. Selbst, daß Anna die Geliebte jenes Menschen gewesen war. Aber innerhalb des Unbehagens, das er bei diesem Gedanken empfand, regte sich leise und kaum bewußt der Wunsch in ihm seine Befürchtung bestätigt zu hören. Denn wie leicht und verantwortungslos ließ dies Abenteuer sich an, wenn Anna schon einem andern gehört hatte, eh sie die Seine wurde.

„Ich will dir die ganze Geschichte erzählen," sagte Anna endlich. „Sie ist wirklich nicht so schrecklich."

„Also?" fragte Georg, seltsam gespannt.

„Einmal nach der Stunde," begann Anna zögernd, „hat er mir galant in die Jacke hineingeholfen. Und plötzlich hat er mich an sich gezogen und mich umarmt und geküßt."

„Und du . . ? ."

„Ich . . ich war ganz berauscht."

„Berauscht . . ."

„Ja, es war etwas unbeschreibliches. Er hat mich auf die Stirn geküßt und auf den Mund und aufs Haar . . . und dann hat er meine Hand genommen, und hat allerlei Worte gemurmelt, die ich gar nicht recht gehört hab. . ."

„Und . . .

„Und dann . . dann waren Stimmen daneben . . er hat meine Hand los gelassen . . und es war aus."

„Aus?"

„Ja, aus. Selbstverständlich war es aus."

„Gar so selbstverständlich find ich das eigentlich nicht. Du hast ihn doch wiedergesehen."

„Freilich, ich hab ja weiter bei ihm gelernt."

„Und . . ?"

„Ich sag dir doch, es war aus . . . vollkommen, als wär überhaupt nie was gewesen."

Georg wunderte sich, daß er sich beruhigt fühlte. „Und er hat nie wieder den Versuch gemacht?" fragte er.

„Nie wieder. Es wäre auch lächerlich gewesen. Und da er sehr klug war, hat er das selbst ganz gut gewußt. Vorher, es ist ja wahr, hatt ich ihn sehr geliebt. Aber nach diesem Vorfall war er nichts andres mehr für mich, als mein alter Lehrer. Gewissermaßen sogar älter, als er in Wirklichkeit war. Ich weiß nicht, ob du das so ganz verstehen kannst. Es war, als ob er den ganzen Rest seiner Jugend verschwendet hätte in jenem Augenblick."

„Ich verstehe es ganz gut," sagte Georg. Er glaubte ihr und liebte sie mehr als früher. Sie traten in die Kirche. Es war fast dunkel in dem weiten Raum. Nur vor einem Seitenaltar brannten trübe Kerzen, und drüben, hinter einer kleinen Heiligenstatue, schimmerte ein armes Licht. Ein breiter Strom von Weihrauchduft floß zwischen Wölbung und Steinfliesen hin. Der Meßner ging umher und klapperte leise mit den Schlüsseln. In den Bänken rückwärts, regungslos, dämmerten Gestalten. Langsam schritt Georg mit Anna vorwärts und fühlte sich wie ein junger Gatte auf Reisen, der mit seiner jungen Frau eine Kirche besichtigt. Er sagte es Anna. Sie nickte nur. „Es wär aber noch viel schöner," flüsterte Georg, während sie eng aneinander geschmiegt vor der Kanzel standen, „wenn man wirklich miteinander irgendwo in der Fremde wäre . . ."

Sie sah ihn an, wie beglückt und doch wie fragend; und er erschrak über seine eigenen Worte. Wenn Anna sie als ernsthafte Aufforderung oder gar als eine Art von Werbung aufgefaßt hätte? War er nicht verpflichtet sie aufzuklären, daß sie nicht so gemeint waren? . . . Ein Gespräch fiel ihm ein, von

neulich, als sie an einem windig-regnerischen Tag unter dem Schirm eingehängt über die Linie hinaus gegen Schönbrunn spaziert waren. Er hatte ihr den Vorschlag gemacht, mit ihm in die Stadt zu fahren und in irgend einem abgeschiedenen Gasthauszimmer mit ihm zu nachtmahlen; — sie mit jener Frostigkeit, in der ihr ganzes Wesen manchmal erstarrte, hatte darauf erwidert: „für solche Sachen bin ich nicht." Er hatte nicht weiter in sie gedrungen. Doch eine Viertelstunde später, allerdings im Lauf einer Unterhaltung über Georgs Lebensführung, aber vieldeutig lächelnd hatte sie die Worte zu ihm gesprochen: „Du hast keine Initiative, Georg." Und in diesem Augenblick war ihm plötzlich gewesen, als täten sich Untiefen ihrer Seele auf, niemals vermutete und gefährliche, vor denen es gut war, sich in acht zu nehmen. Daran mußte er jetzt wieder denken. Was mochte in ihr denn vorgehen? . . . Was wünschte sie und worauf war sie gefaßt? . . . Und was wünschte, was ahnte er selbst? Das Leben war ja so unberechenbar. War es nicht sehr gut möglich, daß er wirklich einmal mit ihr draußen in der Welt herumreisen, eine Zeit des Glücks mit ihr durchleben . . . und endlich von ihr scheiden würde, wie er von mancher andern geschieden war? — Doch wenn er an das Ende dachte, das jedenfalls kommen mußte, ob es nun der Tod bringen mochte oder das Leben selbst, so fühlte er es wie ein gelindes Weh im Herzen . . . . Noch immer schwieg sie. Fand sie wieder, daß es ihm an Initiative fehlte? . . . Oder dachte sie vielleicht: Es wird mir ja doch gelingen, ich werde seine Frau sein . . .?

Da fühlte er ihre Hand ganz leise über die seine streichen, mit einer ihm wie neuen, sehr wohltuenden Zärtlichkeit. „Du, Georg," sagte sie.

„Was denn?" fragte er.

„Wenn ich fromm wäre," erwiderte sie, „möcht ich jetzt um was beten."

„Um was?" fragte Georg beinahe ängstlich.

„Daß was aus dir wird, Georg. Was sehr Bedeutendes! Ein wirklicher, ein großer Künstler."

Unwillkürlich blickte er zu Boden, wie in Beschämung, daß ihre Gedanken um soviel reinere Wege gegangen waren, als die seinen.

Ein Bettler hielt den dicken, grünen Vorhang offen, Georg gab dem Mann ein Geldstück; sie waren im Freien. Straßenlichter glänzten auf, Geräusche von Wagen und Rollläden waren nah, Georg fühlte, wie ein feiner Schleier zerriß, den der Kirchendämmer um ihn und sie gewoben hatte, und in befreitem Ton schlug er eine kleine Spazierfahrt vor. Anna war gern einverstanden. In einem offenen Fiaker, dessen Dach sie über sich aufspannen ließen, fuhren sie die Straße hinab, ließen sich um den Ring führen, ohne viel von Gebäuden und Gärten zu sehen, sprachen kein Wort und schmiegten sich enger aneinander. Sie fühlten jeder die eigne und des andern Ungeduld und wußten, daß es kein Zurück mehr gab.

In der Nähe von Annas Wohnung sagte Georg: „Wie schade, daß du schon nach Hause mußt."

Sie zuckte die Achseln und lächelte sonderbar. Die Untiefen, dachte Georg wieder, aber ohne Angst, heiter beinahe. Eh der Wagen an der Ecke hielt, verabredeten sie ein Rendezvous für den nächsten Vormittag, im Schwarzenberggarten, dann stiegen sie aus. Anna eilte nach Hause und Georg bummelte langsam gegen die Stadt zu.

Er überlegte, ob er ins Kaffeehaus gehen sollte. Er hatte keine rechte Lust dazu. Bermann blieb heute wohl bei Ehrenbergs zum Souper, auf Leo Golowskis Kommen war nur selten zu rechnen; und die andern jungen Leute, meist jüdische Literaten, die Georg in der letzten Zeit flüchtig kennen gelernt hatte, lockten ihn nicht eben an, wenn er auch manche von ihnen nicht uninteressant gefunden hatte. Im ganzen fand er den Ton der jungen Leute untereinander bald zu intim, bald zu fremd, bald zu witzelnd, bald zu pathetisch; keiner schien sich dem andern, kaum sich einer sich selbst mit Unbefangenheit zu geben. Heinrich hatte übrigens neulich erklärt, er wollte mit dem ganzen Kreis nichts mehr zu tun haben, der ihm seit seinen Erfolgen durchaus gehässig gesinnt sei. Georg hielt es allerdings für möglich, daß Heinrich in seiner eiteln und hypochondrischen Art Feindseligkeiten und Verfolgungen auch dort witterte, wo vielleicht nur Gleichgültigkeit oder Antipathie vorhanden waren. Er für seinen Teil wußte, daß es weniger Freundschaft war, die ihn zu dem jungen Schriftsteller hinzog, als Neugier, einen seltsamen Menschen näher kennen zu lernen; vielleicht auch das Interesse in eine Welt hineinzuschauen, die ihm bisher ziemlich fremd geblieben war. Denn während Georg nach wie vor sich ziemlich zurückhaltend verhalten und insbesondere über seine Beziehungen zu Frauen jede Andeutung vermieden, hatte ihm Heinrich nicht nur von der fernen Geliebten erzählt, für die er Qualen der Eifersucht zu leiden behauptete, sondern auch von einer hübschen, blonden Person, mit der er in der letzten Zeit seine Abende zu verbringen pflegte, — um sich zu betäuben, wie er mit Selbstironie hinzufügte; nicht nur von seinen Wiener Studenten- und Journalistenjahren, die noch nicht weit zurücklagen, sondern auch von der Kinder- und Knabenzeit in der kleinen böhmischen Provinzstadt, wo er vor dreißig Jahren zur Welt gekommen war. Sonderbar und zuweilen fast peinlich erschien Georg der wie aus Zärtlichkeit und Widerwillen, aus Gefühlen von Anhänglichkeit und von Losgerissensein gemischte Ton, in dem Heinrich von den Seinen, insbesondere von dem kranken Vater sprach, der in jener kleinen Stadt Advokat, und eine zeitlang Reichsrat-Abgeordneter gewesen war. Ja, er schien sogar ein wenig stolz darauf zu sein, daß er als Zwanzigjähriger schon dem allzu Vertrauensseligen sein Schicksal vorausgesagt hatte, genau so wie es sich später erfüllen sollte: nach einer kurzen Epoche der Beliebtheit und des Erfolgs hatte das Anwachsen der antisemitischen Bewegung ihn aus der deutsch-liberalen Partei gedrängt, die meisten Freunde

hatten ihn verlassen und verraten, und ein verbummelter Kouleurstudent, der in den Versammlungen die Tschechen und Juden als die gefährlichsten Feinde deutscher Zucht und Sitte hinstellte, daheim seine Frau prügelte und seinen Mägden Kinder machte, war sein Nachfolger im Vertrauen der Wähler und im Parlament geworden. Heinrich, den die Phrasen des Vaters von Deutschtum, Freiheit, Fortschritt in all ihrer Ehrlichkeit immer gegen den Strich gegangen waren, hatte dem Niedergang des alternden Mannes anfangs wie mit Schadenfreude zugesehen; allmählich erst, als der einst gesuchte Anwalt auch seine Klienten zu verlieren begann, und die materiellen Verhältnisse der Familie sich von Tag zu Tag verschlechterten, stellte bei dem Sohne sich ein verspätetes Mitleid ein. Er hatte seine juristischen Studien früh genug aufgegeben und mußte den Seinen durch journalistische Tagesarbeit zu Hilfe kommen. Seine ersten künstlerischen Erfolge fanden in dem verdüsterten Hause der Heimat kein Echo mehr. Dem Vater nahte unter schweren Zeichen der Wahnsinn, und der Mutter, für die gleichsam Staat und Vaterland zu existieren aufgehört hatten, als ihr Mann nicht wieder ins Parlament gewählt wurde, versank nun, da dieser in geistige Nacht fiel, die ganze Welt. Die einzige Schwester Heinrichs, einst ein blühendes und tüchtiges Geschöpf, war nach einer unglücklichen Leidenschaft für eine Art von Provinz — Don Juan in Schwermut verfallen, und krankhaft eigensinnig gab sie dem Bruder, mit dem sie sich in der Jugend vortrefflich verstanden hatte, die Schuld an dem Unglück des elterlichen Hauses. Auch von andern Verwandten erzählte Heinrich, deren er aus früherer Zeit sich erinnerte, und ein teils lächerlicher, teils rührender Zug fromm beschränkter alter Juden und Jüdinnen schwebte an Georg vorüber, wie Gestalten einer andern Welt. Er mußte es am Ende begreifen, daß Heinrich durch keinerlei Heimweh nach jener kleinen, von kläglichem Parteihader zerrissenen Stadt, in die dumpfe Enge des zugrunde gehenden Elternhauses sich zurückgerufen fühlte, und sah ein, daß Heinrichs Egoismus ihm zugleich Rettung und Befreiung war.

Vom Turm der Michaelerkirche schlug es neun, als Georg vor dem Kaffeehaus stand. An einem Fenster, das der Vorhang nicht verhüllte, sah er den Kritiker Rapp sitzen, einen Stoß von Zeitungen vor sich auf dem Tisch. Eben hatte er den Zwicker von der Nase genommen, putzte ihn, und so sah das blasse, sonst so hämisch-kluge Gesicht, mit den stumpfen Augen wie tot aus. Ihm gegenüber, mit ins Leere gehenden Gesten, saß der Dichter Gleißner, im Glanze seiner falschen Eleganz, mit seiner ungeheuern, schwarzen Krawatte, darin ein roter Stein funkelte. Als Georg, ohne ihre Stimmen zu hören nur die Lippen der beiden sich bewegen und ihre Blicke hin- und hergehen sah, faßte er es kaum, wie sie es ertragen konnten in dieser Wolke von Haß sich eine Viertelstunde lang gegenüber zu sitzen. Er fühlte mit einem Mal, daß dies die Atmosphäre war, in der das Leben dieses ganzen Kreises sich abspielte, und durch die nur manchmal erlösende Blitze von Geist

und von Selbsterkenntnis zuckten. Was hatte er mit diesen Leuten zu tun? Eine Art von Grauen erfaßte ihn, er wandte sich ab und entschloß sich, statt ins Kaffeehaus zu gehen, endlich wieder einmal den Klub aufzusuchen, dessen Räume er seit Monaten nicht betreten hatte. Es waren nur wenige Schritte bis dahin. Bald stieg Georg die breite Marmortreppe hinauf, begab sich in den kleinen Speisesaal mit den lichtgrünen Vorhängen und wurde von Ralph Skelton, dem Attaché der englischen Botschaft, und Doktor von Breitner, die in einer Ecke beim Souper saßen, als ein lang Vermißter mit gedämpfter Herzlichkeit begrüßt. Man sprach von dem Turnier, das bevorstand, von dem Bankett, das zu Ehren der ausländischen Fechtmeister veranstaltet werden sollte; plauderte über die neue Operette am Wiedner Theater, in der Fräulein Lovan als Bajadere beinahe nackt aufgetreten war, und über das Duell des Fabrikanten Heidenfeld mit dem Leutnant Novotny, in dem der beleidigte Ehemann gefallen war. Nach dem Essen spielte Georg mit Skelton eine Partie Billard und gewann. Er fühlte sich immer behaglicher und nahm sich vor, von nun an wieder öfters diese luftigen und hübsch ausgestatteten Räume zu besuchen, in denen angenehme, gut angezogene junge Leute verkehrten, mit denen man sich in guter und leichter Weise unterhalten konnte. Felician erschien, erzählte seinem Bruder, daß es bei Ehrenbergs noch ganz amüsant geworden war und brachte ihm Grüße von Frau Marianne. Breitner, eine seiner berühmten Riesenzigarren im Mund, gesellte sich zu den Brüdern und sprach davon, daß im Speisesaal nächstens die Bilder einiger verdienter Klubmitglieder aufgehängt werden sollten, vor allem das des jungen Labinski, der im vorigen Jahr durch Selbstmord geendet hatte. Und Georg mußte an Grace denken, an das seltsam glühend-kalte Gespräch mit ihr auf dem Friedhof im schmelzenden Februarschnee und an jene wundervolle Nacht, auf dem mondbeglänzten Deck des Dampfers, der sie beide von Palermo nach Neapel gebracht hatte. Er wußte kaum, nach welcher Frau er sich am meisten sehnte in diesem Augenblick: nach Marianne, der Verlassenen, nach Grace, der Entschwundenen, oder nach dem anmutigen jungen Geschöpf, mit dem er vor ein paar Stunden in einer dämmrigen Kirche herumspaziert war, wie Hochzeitsreisende in einer fremden Stadt, und das den Himmel hatte anflehen wollen, daß ein großer Künstler aus ihm würde. In der Erinnerung daran verspürte er eine gelinde Rührung. War es nicht beinahe, als läge ihr mehr an seiner künstlerischen Zukunft als ihm selbst? ... Nein, ... nicht mehr. Sie hatte ja doch nur ausgesprochen, was immer tief im Grunde seiner Seele schlummerte. Er vergaß nur sozusagen manchmal, daß er ein Künstler war. Aber das mußte anders werden. Soviel war begonnen und vorbereitet. Nur etwas Fleiß und es konnte am Erfolg nicht fehlen. Und im nächsten Jahr ging es hinaus in die Welt. Eine Kapellmeisterstelle war bald gefunden, und mit einem kräftigen Sprung stand man mitten in einem Beruf, der Geld und Ehren brachte. Neue Menschen lernte er kennen, ein anderer Himmel glänzte

über ihm, und geheimnisvoll wie aus fernem Nebel, streckten unbekannte weiße Arme sich nach ihm aus. Und während die jungen Leute neben ihm sehr ernsthaft die Chancen der Kämpfer bei dem bevorstehenden Turnier erwogen, träumte Georg in seiner Ecke weiter von einer Zukunft voll Arbeit, Ruhm und Liebe.

Zur gleichen Stunde lag Anna in ihrem dunkeln Zimmer ohne zu schlafen, die weit offenen Augen zur Decke gerichtet; zum erstenmal in ihrem Leben mit dem untrüglichen Gefühl, daß es einen Menschen auf der Welt gab, der aus ihr machen konnte, was ihm beliebte; mit dem festen Entschluß alle Seligkeit und alles Leid hinzunehmen, das ihr bevorstehen mochte; und mit einer leisen Hoffnung, schöner, als alle, die ihr je erschienen waren, auf ein beständiges und ruhevolles Glück.

Drittes Kapitel

Georg und Heinrich saßen von ihren Rädern ab. Die letzten Villen lagen hinter ihnen, und die breite Straße, allmählich ansteigend, führte in den Wald. Das Laub hing noch ziemlich dicht an den Bäumen, aber jeder leise Windhauch nahm Blätter mit und ließ sie langsam herabsinken. Herbstglanz lag über den gelb-rötlichen Hügeln. Die Straße stieg höher an, an einem stattlichen Wirtshausgarten vorbei, zu dem steinerne Stufen hinaufführten. Nur wenige Leute saßen im Freien, die meisten in der Glasveranda, als trauten sie nicht ganz der Wärme dieses schmeichlerischen Spätoktobertags, durch den doch immer wieder eine gefährliche Kühle geweht kam. Georg dachte mit ödem Erinnern des Winterabends, an dem er und Frau Marianne als einzige Gäste hier eingekehrt waren. Gelangweilt war er an ihrer Seite gesessen, hatte ungeduldig ihr plätscherndes Gerede über das Konzert von gestern angehört, in dem Fräulein Bellini seine Lieder gesungen; und als er auf der Rückfahrt wegen Mariannens Ängstlichkeit schon in einer Vorstadtstraße aus dem Wagen steigen mußte, hatte er wie erlöst aufgeatmet. Ein ähnliches Gefühl der Befreitheit kam freilich beinahe jedesmal über ihn, wenn er, auch nach schönerem Zusammensein, von einer Geliebten Abschied nahm. Selbst als er Anna an ihrem Haustor verlassen hatte, vor drei Tagen, nach dem ersten Abend vollkommenen Glücks, war er sich, früher als jeder andern Regung der Freude bewußt geworden, wieder allein zu sein. Und gleich darauf, ehe noch das Gefühl des Danks und die Ahnung einer wirklichen Zusammengehörigkeit mit diesem sanften, sein ganzes Wesen mit so viel Innigkeit umschließenden Geschöpf in seiner Seele emporzudringen vermochte, flog durch sie ein sehnsuchtsvoller Traum von Fahrten über ein schimmerndes Meer, von Küsten, die sich verführerisch nähern, von Spaziergängen an Ufern, die am nächsten Tage wieder verschwinden, von blauen Fernen, Ungebundenheit und Alleinsein. Am andern Morgen, da den Erwachenden der Duft des vergangenen Abends erinnerungs- und verheißungsschwer umfloß, wurde die Reise

natürlich aufgeschoben bis zu einer spätern, vielleicht nicht gar so fernen, doch gelegeneren Zeit. Denn daß auch dieses Abenteuer, so ernst und hold es begonnen, zu einem Ende bestimmt war, wußte Georg selbst in dieser Stunde, nur ohne jeden Schauer. Anna hatte sich ihm gegeben, ohne mit einem Wort, einem Blick, einer Gebärde anzudeuten, daß nun für sie gewissermaßen ein neues Kapitel ihres Lebens anfing. Und so mußte von ihr, das fühlte Georg tief, auch der Abschied ohne Düsterkeit und Schwere sein: ein Händedruck, ein Lächeln und ein stilles „es war schön". Und leichter noch war ihm zumute geworden, als sie ihm bei der nächsten Begegnung mit einfach innigem Gruß entgegenkam, ohne die befangenen Töne anschmiegender Wehmut, oder erfüllten Schicksals, wie er sie in den Worten mancher andern beben gehört hatte, die zu einem solchen Morgen nicht zum erstenmal erwacht war.

Eine mattgezogene Berglinie erschien in der Ferne und verschwand wieder, als die Straße durch dichtern Waldstand in die Höhe führte. Laub- und Nadelholz wuchsen friedlich nebeneinander, und durch die stillere Farbe der Tannen schimmerte das herbstlich gefärbte Blätterwerk von Buchen und Birken. Wanderer zeigten sich, einige mit Rucksack, Bergstock und Nagelschuhen wie zu bedeutenden Gebirgstouren ausgerüstet; zuweilen, mit beglückter Schnelligkeit, sausten Radfahrer die Straße hinab.

Heinrich erzählte seinem Gefährten von einer Radfahrt, die er anfangs September unternommen hatte, den Rhein entlang.

„Ist es nicht sonderbar," sagte Georg, „so viel bin ich schon in der Welt herumgekommen, und die Gegend, wo meine Ahnen zu Hause waren, kenn ich noch gar nicht."

„Wirklich?" fragte Heinrich. „Und es regt sich gar nichts in Ihnen, wenn Sie das Wort Rhein aussprechen hören?"

Georg lächelte. „Es sind immerhin bald hundert Jahre, daß meine Urgroßeltern aus Biebrich fortgezogen sind."

„Warum lächeln Sie Georg? Daß meine Ahnen aus Palästina fortgewandert sind, ist noch viel länger her, und doch fordern manche, sonst ganz logische Leute, daß mein Herz in Heimweh nach diesem Lande bebe."

Georg schüttelte ärgerlich den Kopf. „Was kümmern Sie sich immerfort um diese Leute. Es wird wirklich schon zur fixen Idee bei Ihnen."

„Ach Sie glauben ich denke an die Antisemiten? Durchaus nicht. Denen nehm ichs auch weiter nicht übel, manchmal wenigstens. Aber fragen Sie nur einmal unsern Freund Leo, wie er über diese Angelegenheit denkt."

„Ach so, den meinen Sie. Na, der faßt doch das nicht so wörtlich auf, sondern gewissermaßen symbolisch — — — oder politisch," setzte er unsicher hinzu.

Heinrich nickte. „Diese beiden Begriffe liegen vielleicht hart nebeneinander in Köpfen solcher Art." Er versank für eine Weile in Nachdenken, schob sein Rad in leichten, ungeduldigen Stößen vorwärts und war gleich wieder um ein paar Schritte voraus. Dann begann er wieder von seiner September-

reise zu sprechen. Beinahe mit Ergriffenheit dachte er an sie zurück. Allein-sein, Fremde, Bewegung, war es nicht ein dreifaches Glück, das er genossen? „Was für ein Gefühl von innerer Freiheit mich damals durchfloß," sagte er, „kann ich Ihnen kaum beschreiben. Kennen Sie diese Stimmungen, in denen alle Erinnerungen, ferne und nahe, sozusagen ihre Lebensschwere verlieren; alle Menschen, mit denen man sonst irgendwie verbunden ist, durch Schmerzen, Sorgen, Zärtlichkeit, einen nur mehr wie Schatten umschweben, oder richtiger gesagt, wie Gestalten, die man selbst erfunden hat? Und die erfundenen Gestalten, die stellen sich natürlich auch ein und sind mindestens geradso lebendig wie die Menschen, an die man sich eben als an wirkliche erinnert. Da entwickeln sich dann die allerseltsamsten Beziehungen zwischen den wirklichen und den erfundenen Figuren. Ich könnte Ihnen von einer Unterhaltung berichten, die zwischen meinem verstorbenen Großonkel, der Rabbiner war und dem Herzog Heliodor stattgefunden hat, wissen Sie, mit dem, der sich in meinem Opernstoff herumtreibt, — eine Unterhaltung so amüsant, so tiefsinnig, wie im allgemeinen weder das Leben noch Operntexte zu sein pflegen. . . . Ja wundervoll sind solche Reisen! Und so geht es durch Städte, die man niemals gesehen hat und vielleicht nie wieder sehen wird, an lauter unbekannten Gesichtern vorüber, die gleich wieder für alle Ewigkeit verschwinden . . . . . und dann saust man weiter auf heller Straße zwischen Strom und Weingeländen. Wahrhaft reinigend sind solche Stimmungen. Schade, daß sie einem so selten geschenkt sind!"

Georg empfand stets eine gewisse Verlegenheit, wenn Heinrich pathetisch wurde. „Jetzt könnte man vielleicht wieder fahren," sagte er, und sie schwangen sich auf die Räder. Ein schmaler, ziemlich holpriger Seitenweg zwischen Wiese und Wald führte sie bald zu einem unerbaulich kahlen, zweistöckigen Haus, das sich durch ein mürrisch braunes Schild als Wirtshaus zu erkennen gab. Auf der Wiese, die durch die Straße vom Haus geschieden war, stand eine große Menge von Tischen, manche mit einstmals weiß gewesenen, andre mit geblümten Tüchern bedeckt. Hart an der Straße, an einigen zusammengerückten Tischen, saßen zehn oder zwölf junge Leute, Mitglieder eines Radfahrklubs. Mehrere hatten ihre Röcke abgelegt, andre trugen sie flott übergehängt; auf dem himmelblauen, gelb eingefaßten Sweaters prangten Embleme in erhabener roter und grüner Stickerei. Mächtig, aber nicht sehr rein tönte ein Chorlied zum Himmel auf: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Heinrich überflog die Gesellschaft mit einem raschen Blick, kniff die Augen zusammen und sagte zu Georg: mit zusammengepreßten Zähnen und heftig betont: „Ich weiß nicht, ob diese Jünglinge bieder, treu und mutig sind, wofür sie sich jedenfalls halten; daß sie aber nach Wolle und Schweiß duften ist gewiß, und daher wäre ich dafür, daß wir in angemessener Entfernung von ihnen Platz nehmen."

Was will er eigentlich, dachte Georg bei sich. Wäre es ihm sympathischer, wenn hier eine Gesellschaft von polnischen Juden säße und Psalmen sänge?

Beide schoben ihre Räder zu einem entferntern Tische hin und ließen sich nieder. Ein Kellner erschien, in schwarzem, von Fett- und Gemüseflecken übersäten Frack, fegte mit einer schmutzigen Serviette heftig über den Tisch, nahm die Bestellungen entgegen und verschwand.

„Ist es nicht jämmerlich," sagte Heinrich, „daß in der nächsten Umgebung von Wien beinahe überall so verwahrloste Wirtshäuser stehen. Es macht einen geradezu trübsinnig."

Georg fand diese übertriebene Wehmut nicht angebracht. „Ach Gott auf dem Land," meinte er, „man nimmt es eben mit. Es gehört fast dazu."

Heinrich ließ diese Auffassung nicht gelten, begann den Plan zur Gründung von sieben Hotels an den Wienerwaldgrenzen zu entwickeln und berechnete eben, daß man dazu höchstens drei bis vier Millionen benötige, als plötzlich Leo Golowski dastand. Er war im Zivilanzug, der, wie oft bei ihm, eines etwas bizarren Elements nicht entbehrte. Heute trug er zu einem hellgrauen Sacco eine blaue Samtweste und eine gelbliche Seidenkrawatte in glattem Stahlring. Die beiden andern begrüßten ihn erfreut und äußerten einige Überraschung.

Leo setzte sich zu ihnen: „Ich habe ja gehört," sagte er „wie Sie gestern Abend Ihre Partie verabredet haben, und als wir heute schon um neun aus der Kaserne entlassen wurden, dacht ich mir gleich, es wäre doch hübsch mit zwei klugen, sympathischen Menschen eine Stunde im Freien zu verplauschen. So bin ich nach Haus, hab mich in Zivil geworfen und auf den Weg gemacht." Er sagte das in seinem gewöhnlichen, liebenswürdigen, fast naiv klingenden Ton, der Georg immer wieder gefangen nahm, aber in der Erinnerung für ihn einen Beiklang von Ironie, ja von Falschheit zu bekommen pflegte. Doch schien dieser gleichsam schillernde Klang Leos Worten nur in gleichgültiger Unterhaltung eigen; ernste Gespräche wußte er mit einer Bestimmtheit zu führen, die Georg geradezu imponierte. In der letzten Zeit hatte er einigemale Gelegenheit gehabt im Kaffeehaus Diskussionen zwischen Leo und Heinrich über kunsttheoretische Fragen, insbesondere über die Beziehungen zwischen den Gesetzen der Musik und der Mathematik anzuhören. Leo glaubte der Ursache auf der Spur zu sein, aus der Dur- und Molltonarten die menschliche Seele in so verschiedener Weise berührten. Gerne folgte Georg seinen klaren und scharfsinnigen Auseinandersetzungen, wenn sich auch etwas in ihm gegen den verwegenen Versuch wehrte, allen Zauber und alles Geheimnis der Klänge aus dem Walten von Gesetzen gedeutet zu hören, die, ebenso unerbittlich wie diejenigen, nach denen sich Erde und Sterne drehten, mit jenen ewigen aus gleicher Wurzel stammen sollten. Nur wenn Heinrich die Theorien Leos weiterzuführen und gelegentlich auf Schöpfungen der Wortkunst anzu-

wenden suchte, wurde Georg ungeduldig und fühlte sich sofort als stillen Verbündeten Leos, der zu Heinrichs phantastischen und wirren Ausführungen mild zu lächeln pflegte.

Das Essen wurde aufgetragen und die jungen Leute ließen sichs schmecken, Heinrich nicht weniger als die andern, trotzdem er sich über die Minderwertigkeit der Küche höchst mißbilligend äußerte und das Vorgehen des Wirts nicht nur als Ausdruck persönlich niedriger Gesinnung, sondern als charakteristisch für den Niedergang Österreichs auf vielen andern Gebieten aufzufassen geneigt war. Das Gespräch kam auf die militärischen Zustände des Landes, und Leo gab Schilderungen von Kameraden und Vorgesetzten zum besten, über die die beiden andern sich sehr amüsierten. Insbesondre ein Oberleutnant gab zur Heiterkeit Anlaß, der sich der Freiwilligen-Abteilung mit den gefahrverkündenden Worten vorgestellt hatte: „Mit mir wern'S' nix zu lachen haben, ich bin eine Bestie in Menschengestalt."

Während sie noch aßen, trat ein Herr an den Tisch, schlug die Haken aneinander, legte die Hand salutierend an die Radfahrkappe, grüßte mit einem scherzhaften „all Heil", fügte für Leo noch ein kameradschaftliches „servus" hinzu und stellte sich Heinrich vor: „Josef Rosner ist mein Name". Hierauf begann er jovial die Unterhaltung mit den Worten: „Die Herren machen auch eine Radpartie . . ." Da man nicht widersprach, fuhr er fort: „Die letzten schönen Tage muß man benützen, lange wird ja die Herrlichkeit nicht mehr dauern."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Rosner?" fragte Georg höflich.

„Küß die Hand, aber . . . .", er wies auf seine Gesellschaft . . . „wir sind soeben im Aufbruch begriffen, haben noch viel vor, fahren bis Tulln hinunter und dann über Stockerau nach Wien. Die Herren erlauben . .", er nahm ein Zündhölzchen vom Tisch und brannte seine Zigarette vornehm an.

„Bei was für einem Klub bist du denn eigentlich?" fragte Leo, und Georg wunderte sich über das „Du", bis ihm einfiel, daß die beiden Jugendbekannte waren.

„Der Sechshauser Radfahrklub," erwiderte Josef. Obzwar kein Staunen geäußert wurde, setzte er hinzu: „Die Herren werden sich wundern, daß ich als Margaretner Kind diesem vorortlichen Klub angehöre, aber es ist auch nur, weil ein guter Freund von mir dort Obmann ist. Sehen Sie dieser Dicke dort, der jetzt gerade in den Rock hineinschlieft. Es ist nämlich der junge Jalaudek, der Sohn von dem Stadtrat und Abgeordneten."

„Jalaudek . .", wiederholte Heinrich mit deutlichem Ekel in der Stimme und sagte nichts weiter.

„Ah," meinte Leo, „das ist ja der, der neulich in einer Debatte über den Volksbildungsverein diese prachtvolle Definition von Wissenschaft gegeben hat. Haben Sie nicht gelesen?" wandte er sich zu den andern.

Die erinnerten sich nicht.

„Wissenschaft," zitierte Leo, „Wissenschaft ist das, was ein Jud vom andern abschreibt."

Alle lachten. Auch Josef, der aber sofort erläuterte: „Eigentlich ist er gar nicht so, ich kenn ihn ja. Nur im politischen Leben ist er so grob .. weil also nämlich da die Gegensätze aufeinanderplatzen in unserm lieben Österreich. Aber für gewöhnlich ist er ein sehr umgänglicher Herr. Da ist der Junge viel radikaler."

„Ist euer Klub christlich-sozial, oder deutsch-national?" fragte Leo verbindlich.

„O, da wird bei uns kein Unterschied gemacht, nur natürlich, wie das schon so ist ..," er unterbrach sich plötzlich verlegen.

„Nun ja," ermutigte ihn Leo, „daß euer Klub judenrein ist, das ist doch selbstverständlich. Man merkt's auch schon von weitem."

Josef hielt es für das richtigste zu lachen. Dann sagte er: „O bitte sehr auf den Bergen schweigt die Politik; überhaupt die Herren machen sich da falsche Begriffe, wenn wir schon über dieses Thema reden. Wir haben zum Beispiel einen im Klub, der ist mit einer Israelitin verlobt. Aber sie winken mir schon. Habe die Ehre meine Herrschaften, servus Leo, all Heil." Er salutierte wieder und entfernte sich wiegenden Schrittes. Die andern, unwillkürlich lächelnd, blickten ihm nach.

Dann fragte Leo plötzlich zu Georg gewandt: „Wie geht's denn eigentlich seiner Schwester mit dem Singen?"

„Wie," sagte Georg aufgeschreckt und leicht errötend.

„Therese erzählt mir," fuhr Leo ruhig fort, „daß Sie zuweilen mit Anna musizieren. Ist denn die Stimme jetzt in Ordnung?"

„Ja," entgegnete Georg zögernd, „ich glaube schon, jedenfalls finde ich sie sehr angenehm, sehr wohllautend, besonders in der tiefern Lage. Schade, daß sie eben nicht ausreicht, für größere Räume, mein ich."

„Nicht ausreicht," wiederholte Leo nachdenklich, „das ist auch so ein Wort."

„Wie würden Sie es denn bezeichnen?"

Leo zuckte die Achseln und blickte Georg ruhig an. „Sehen Sie," sagte er, „ich habe die Stimme auch immer sehr sympathisch gefunden, aber selbst zur Zeit, als Anna die Idee hatte zur Bühne zu gehen .... ehrlich gestanden, ich habe nie geglaubt, daß aus der Sache was wird."

„Sie haben eben wahrscheinlich gewußt," entgegnete Georg absichtlich leicht, „daß Fräulein Anna an dieser eigentümlichen Schwäche der Stimmbänder leidet."

„Ja freilich wußt ich das; aber wäre sie zu einer künstlerischen Laufbahn bestimmt gewesen, innerlich bestimmt meine ich, so hätte sie diese Schwäche eben überwunden."

„Sie glauben?"

„Ja das glaub ich, das glaub ich ganz entschieden. Darum find ich, daß solche Worte wie ‚eigentümliche Schwäche', oder ‚die Stimme reicht nicht aus' gewissermaßen Umschreibungen für etwas tieferes, seelisches bedeuten. Es liegt offenbar nicht in der Linie ihres Schicksals eine Künstlerin zu werden, das ist es. Sie war sozusagen von Anbeginn dazu bestimmt im Bürgerlichen zu enden."

Heinrich war mit der Theorie von der Schicksalslinie höchst einverstanden und führte den Gedanken in seiner krausen Art weiter und immer weiter, vom Geistreichen übers Verdrehte ins Unsinnige. Dann machte er den Vorschlag, man sollte sich für eine halbe Stunde auf die Wiese hin in die Sonne legen, die in diesem Jahr wohl nicht mehr oft so warm herunterscheinen werde. Die andern stimmten zu.

Hundert Schritte weit vom Wirtshaus streckten sich Georg und Leo auf ihre Mäntel aus. Heinrich setzte sich ins Gras, verschränkte die Arme über den Knien und sah vor sich hin. Zu seinen Füßen senkte sich die Wiese zum Walde hinab. Tiefer unten, in lockeres Laub vergraben, ruhten die Landhäuser von Neuwaldegg. Aus bläulich-grauen Nebeln hervor schimmerten die Turmkreuze und sonngeblendeten Fenster der Stadt, und ganz fern, als trüge bewegter Dunst sie empor, schwebte und verdämmerte die Ebene.

Spaziergänger schritten über die Wiese dem Wirtshaus zu. Einige grüßten im Vorübergehen und einer, ein noch junger Mann, der ein Kind an der Hande führte, bemerkte zu Heinrich: „Das ist aber einmal ein schöner Tag, grad als wie im Mai."

Heinrich fühlte anfangs gegen seinen Willen, wie manchmal solch wohlfeiler aber unvermuteter Freundlichkeit gegenüber, gleichsam sein Herz aufgehen. Sofort aber besann er sich, denn er wußte ja, auch dieser junge Mensch war nur von der Milde des Tags, dem Frieden der Landschaft wie berauscht; in der Tiefe der Seele war auch der ihm feindselig gesinnt, gleich all den andern, die so harmlos an ihm vorbeispazierten. Und er verstand es wieder einmal selbst nicht recht, warum der Anblick dieser sanftbewegten Hügel, dieser verdämmernden Stadt ihn so schmerzlich süß ergriff, da ihm doch die Menschen, die hier zu Hause waren, so wenig und selten etwas Gutes bedeuteten.

Der Radfahrklub sauste über die nahe Straße, die umgehängten Röcke wehten, die Embleme leuchteten und ein rohes Lachen schallte über die Wiese.

„Gräßliches Volk," meinte Leo beiläufig, ohne den Platz zu verändern.

Heinrich wies mit einer unbestimmten Kopfbewegung nach unten. „Und solche Kerle," sagte er mit zugepreßten Zähnen, „bilden sich dann noch ein, daß sie da eher zu Hause sind als unsereiner."

„Nun ja," entgegnete Leo ruhig, „da werden sie wohl nicht so unrecht haben, diese Kerle."

Heinrich wandte sich höhnisch zu ihm: „Verzeihen Sie Leo, ich vergaß einen Augenblick, daß Sie selbst den Wunsch hegen, nur als geduldet zu gelten."

„Das wünsche ich keineswegs," erwiderte Leo lächelnd, „und Sie brauchen mich nicht gleich so boshaft mißzuverstehen. Aber daß diese Leute sich als die Einheimischen ansehen und Sie und mich als die Fremden, das kann man ihnen doch nicht übelnehmen. Das ist doch schließlich nur der Ausdruck ihres gesunden Instinkts für eine anthropologisch und geschichtlich feststehende Tatsache. Dagegen und daher auch gegen alles, was daraus folgt, ist weder mit jüdischen noch mit christlichen Sentimentalitäten etwas auszurichten." Und sich zu Georg wendend, fragte er in allzu verbindlichem Ton: „Finden Sie nicht auch?"

Georg errötete, räusperte, kam aber nicht dazu zu erwidern, da Heinrich, auf dessen Stirn zwei tiefe Falten erschienen, sofort erbittert das Wort nahm: „Mein Instinkt ist mir mindestens ebenso maßgebend wie der der Herren Jalaudek junior und senior, und dieser Instinkt sagt mir untrüglich, daß hier, gerade hier meine Heimat ist und nicht in irgend einem Land, das ich nicht kenne, das mir nach den Schilderungen nicht im geringsten zusagt und das mir gewisse Leute jetzt als Vaterland einreden wollen, mit der Begründung, daß meine Urahnen vor einigen tausend Jahren gerade von dort aus in die Welt verstreut worden sind. Wozu noch zu bemerken wäre, daß die Urahnen des Herrn Jalaudek, und selbst die unseres Freundes des Freiherrn von Wergenthin, gerade so wenig hier zu Hause gewesen sind, als die meinen und die Ihrigen."

„Sie dürfen mir nicht böse sein," erwiderte Leo, „aber Ihr Blick in diesen Dingen ist doch ein wenig beschränkt. Sie denken immer an sich und an den nebensächlichen Umstand ... pardon für diese Frage nebensächlichen Umstand, daß Sie ein Dichter sind, der zufällig, weil er in einem deutschen Land geboren, in deutscher Sprache und weil er in Österreich lebt über österreichische Menschen und Verhältnisse schreibt. Es handelt sich aber in erster Linie gar nicht um Sie und auch nicht um mich, auch nicht um die paar jüdischen Beamten, die nicht avancieren, die paar jüdischen Freiwilligen, die nicht Offiziere werden, die jüdischen Dozenten, die man nicht oder verspätet zu Professoren macht, — das sind lauter Unannehmlichkeiten zweiten Ranges sozusagen; es handelt sich hier um ganz andre Menschen, die Sie nicht genau oder gar nicht kennen und um Schicksale, über die Sie, ich versichre Sie lieber Heinrich, über die Sie gewiß, trotz der Verpflichtung, die Sie eigentlich dazu hätten, noch nicht gründlich genug nachgedacht haben. Gewiß nicht ... sonst könnten Sie über all diese Dinge nicht in so oberflächlicher und in so ... egoistischer Weise reden wie Sie es tun." Er erzählte dann von seinen Erlebnissen auf dem Basler Zionistenkongreß, an dem er im vorigen Jahre teilgenommen hatte und wo ihm ein tieferer Einblick in das Wesen und den Gemütszustand des jüdischen Volkes gewährt worden wäre als je zuvor. In diese Menschen, die er

zum erstenmal in der Nähe gesehen, war die Sehnsucht nach Palästina, das wußte er nun, nicht künstlich hineingetragen; in ihnen wirkte sie als ein echtes, nie erloschenes und nun mit Notwendigkeit neu aufflammendes Gefühl. Daran konnte keiner zweifeln, der, wie er, den heiligen Zorn in ihren Blicken hatte aufleuchten sehen, als ein Redner erklärte, daß man die Hoffnung auf Palästina vorläufig aufgeben und sich mit Ansiedlungen in Afrika und Argentinien begnügen müsse. Ja, alte Männer, nicht etwa ungebildete, nein, gelehrte, weise Männer hatte er weinen gesehen, weil sie fürchten mußten, daß das Land ihrer Väter, das sie, auch bei Erfüllung der kühnsten zionistischen Pläne, doch keineswegs mehr selbst hätten betreten können, sich vielleicht auch ihren Kindern und Kindeskindern niemals erschließen würde.

Verwundert, ja ein wenig ergriffen hatte Georg zugehört. Heinrich aber, der während Leos Erzählung mit kurzen Schritten auf der Wiese hin und hergegangen war, erklärte, daß ihm der Zionismus als die schlimmste Heimsuchung erschiene, die jemals über die Juden hereingebrochen war, und gerade Leos Worte hätten ihn davon tiefer überzeugt, als irgend eine Überlegung oder Erfahrung zuvor. Nationalgefühl und Religion, das waren seit jeher Worte, die in ihrer leichtfertigen, ja tückischen Vieldeutigkeit ihn erbitterten. Vaterland ... das war ja überhaupt eine Fiktion, ein Begriff der Politik, schwebend, veränderlich, nicht zu fassen. Etwas Reales bedeutete nur die Heimat, nicht das Vaterland ... und so war Heimatsgefühl auch Heimatsrecht. Und was die Religionen anbelangte, so ließ er sich christliche und jüdische Legenden so gut gefallen, als hellenische und indische; aber jede war ihm gleich unerträglich und widerlich, wenn sie ihm ihre Dogmen aufzudrängen suchte. Und zusammengehörig fühlte er sich mit niemandem, nein mit niemandem auf der Welt. Mit den weinenden Juden in Basel gerade so wenig, als mit den gröhlenden Alldeutschen im österreichischen Parlament; mit jüdischen Wucherern so wenig, als mit hochadeligen Raubrittern; mit einem zionistischen Branntweinschänker so wenig, als mit einem christlich-sozialen Greisler. Und am wenigsten würde ihn je das Bewußtsein gemeinsam erlittener Verfolgung, gemeinsam lastenden Hasses mit Menschen verbinden, denen er sich innerlich fern fühle. Als moralisches Prinzip und als Wohlfahrtsaktion wollte er den Zionismus gelten lassen, wenn er sich aufrichtig so zu erkennen gäbe; die Idee einer Errichtung des Judenstaates auf religiöser und nationaler Grundlage erscheine ihm wie eine unsinnige Auflehnung gegen den Geist aller geschichtlichen Entwicklung. „Und in der Tiefe Ihrer Seele," rief er aus, vor Leo stehen bleibend, „glauben auch Sie nicht daran, daß dieses Ziel je zu erreichen sein wird, ja wünschen es nicht einmal, wenn Sie sich auch auf dem Wege hin aus dem oder jenem Grunde behagen. Was ist Ihnen Ihr ‚Heimatland' Palästina? ein geographischer Begriff. Was bedeutet ihnen ‚der Glaube ihrer Väter'? eine Sammlung von Gebräuchen, die Sie längst nicht mehr halten und von denen

Ihnen die meisten gerade so lächerlich und abgeschmackt vorkommen, als mir."

Sie redeten noch lang, bald heftig und beinahe feindselig, dann wieder ruhig und in dem ehrlichen Bestreben einander zu überzeugen; fanden sich manchmal wie erstaunt in einer gleichen Ansicht, um einander im nächsten Augenblick in einem neuen Widerspruch zu verlieren. Georg, auf seinen Mantel gestreckt, hörte ihnen zu. Bald neigte sein Sinn sich Leo zu, in dessen Worten ihm ein glühendes Mitleid für seine unglücklichen Stammesgenossen zu beben schien, und der sich stolz von Menschen abkehrte, die ihn als ihresgleichen nicht wollten gelten lassen. Bald wieder war er innerlich Heinrich näher, der sich zornig von einem Beginnen abwandte, das, phantastisch und kurzsichtig zugleich, die Angehörigen einer Rasse, deren Beste überall in der Kultur ihres Wohnlandes aufgegangen waren, oder mindestens an ihr mitarbeiteten, von allen Enden der Welt versammeln und in eine gemeinsame Fremde senden wollte, nach der sie kein Heimweh rief. Und eine Ahnung stieg in Georg auf, wie schwer gerade diesen Besten, von denen Heinrich sprach, denen, in deren Seelen sich die Zukunft der Menschheit vorbereitete, eine Entscheidung fallen mußte; wie gerade ihnen, hin und hergeworfen zwischen der Scheu zudringlich zu erscheinen und der Erbitterung über die Zumutung, einer frechen Überzahl weichen zu sollen, — zwischen dem eingeborenen Bewußtsein daheim zu sein, wo sie lebten und wirkten, und der Empörung sich eben da verfolgt und beschimpft zu sehen; wie gerade ihnen zwischen Trotz und Ermattung das Gefühl ihres Daseins, ihres Wertes und ihrer Rechte sich verwirren mußte. Zum erstenmal begann ihm die Bezeichnung Jude, die er selbst so oft leichtfertig, spöttisch und verächtlich im Mund geführt hatte, in einer ganz neuen gleichsam düstern Beleuchtung aufzugehen. Eine Ahnung von dieses Volkes geheimnisvollem Los dämmerte in ihm auf, das sich irgendwie in jedem aussprach, der ihm entsprossen war; nicht minder in jenen, die diesem Ursprung zu entfliehen trachteten wie einer Schmach, einem Leid oder einem Märchen, das sie nichts kümmerte, — als in jenen, die mit Hartnäckigkeit auf ihn zurückwiesen, wie auf ein Schicksal, eine Ehre oder eine Tatsache der Geschichte, die unverrückbar feststand.

Und als er sich in den Anblick der beiden Sprechenden verlor und ihre Gestalten betrachtete, die sich mit scharf gezogenen, heftig bewegten Linien von dem rötlich-violetten Himmel abzeichneten, fiel es ihm nicht zum ersten Male auf, daß Heinrich, der darauf bestand hier daheim zu sein, in Figur und Geste einem fanatischen, jüdischen Prediger glich, während Leo, der mit seinem Volk nach Palästina ziehen wollte, in Gesichtsschnitt und Haltung ihn an die Bildsäule eines griechischen Jünglings erinnerte, die er einmal im Vatikan oder im Museum von Neapel gesehen hatte. Und wieder einmal, während sein Auge Leos lebhaften und edeln Bewegungen mit Vergnügen folgte, begriff er sehr wohl, daß Anna für den Bruder ihrer Freundin vor

Jahren, in jenem Sommer am See, eine schwärmerische Neigung empfunden hatte.

Immer noch standen Heinrich und Leo einander auf der Wiese gegenüber, und ins Unentwirrbare verlor sich ihr Gespräch. Die Sätze stürmten ineinander hinein, verkrampften sich ineinander, schossen aneinander vorbei, gingen ins Leere; — und in irgend einem Augenblick merkte Georg, daß er nur mehr den Klang der Reden hörte, ohne ihrem Inhalt folgen zu können.

Ein kühler Wind kam von der Ebene her und Georg erhob sich leicht erschauernd vom Rasen. Die andern, die seine Anwesenheit beinahe vergessen hatten, waren dadurch zur Gegenwart zurückgerufen, und man beschloß aufzubrechen. Noch leuchtete der volle Tag über der Landschaft, aber die Sonne ruhte dunkelrot und matt über einer länglich gestreckten Abendwolke.

Während er seinen Mantel aufs Rad schnallte, sagte Heinrich: „Nach solchen Gesprächen bleibt mir immer eine Unbefriedigung, die sich geradezu bis zu einem wehen Gefühl in der Magengegend steigert. Ja wirklich. Sie führen so gar nirgends hin. Und was bedeuten überhaupt politische Ansichten bei Menschen, denen die Politik nicht zugleich Beruf oder Geschäft ist? Nehmen sie den geringsten Einfluß auf die Lebensführung, auf die Gestaltung des Daseins? Sowohl Sie Leo, als ich, wir beide werden nie etwas anderes tun, nie etwas anderes tun können, als eben das leisten, was uns innerhalb unseres Wesens und unserer Fähigkeiten zu leisten gegeben ist. Sie werden in ihrem Leben nicht nach Palästina auswandern, selbst wenn der Judenstaat gegründet und Ihnen sofort eine Ministerpräsidenten- oder wenigstens Hofpianistenstelle angetragen würde —."

„O das können Sie nicht wissen," unterbrach ihn Leo.

„Ich weiß es ganz bestimmt," sagte Heinrich. „Dafür gesteh ich Ihnen ja auch zu, daß ich mich trotz meiner vollkommenen Gleichgültigkeit gegen jegliche Religionsform nie und nimmer werde taufen lassen, selbst wenn es möglich wäre — was ja heute weniger der Fall ist als je — durch solch einen Betrug antisemitischer Beschränktheit und Schurkerei für alle Zeit zu entrinnen."

„Hm," sagte Leo, „aber wenn die Scheiterhaufen wieder angezündet werden . . .?"

„Für diesen Fall," entgegnete Heinrich, „dazu verpflichte ich mich hiermit feierlich, werde ich mich vollkommen nach Ihnen richten."

„O," wandte Georg ein, „diese Zeiten kommen doch nicht mehr wieder."

Die andern mußten lachen, daß Georg sie durch diese Worte, wie Heinrich bemerkte, im Namen der gesamten Christenheit über ihre Zukunft zu beruhigen so liebenswürdig wäre.

Sie hatten indessen die Wiese durchquert. Georg und Heinrich schoben ihre Räder auf dem holprigen Karrenweg vorwärts, Leo ihnen zur Seite, in wehendem Mantel, ging auf dem Rasen hin. Alle schwiegen eine ganze

Weile, wie ermüdet. Wo der schlechte Weg in die breite Straße mündete, blieb Leo stehen und sagte: „Hier werden wir uns leider trennen müssen.“ Er streckte Georg die Hand entgegen und lächelte. „Sie müssen sich heute nicht übel gelangweilt haben,“ sagte er.

Georg errötete. „Na hören Sie, Sie halten mich doch für etwas .....“

Leo hielt Georgs Hand fest. „Ich halte Sie für einen sehr klugen und auch für einen sehr guten Menschen. Glauben Sie mir das?“

Georg schwieg.

„Ich möchte wissen,“ fuhr Leo fort, „ob Sie mir das glauben Georg, es liegt mir daran.“ Sein Ton bekam etwas wahrhaft herzliches.

„Ja natürlich glaub ich es Ihnen,“ erwiderte Georg, noch immer etwas ungeduldig.

„Das freut mich,“ sagte Leo, „denn Sie sind mir wirklich sympathisch, Georg.“ Er sah ihm tief in die Augen, dann reichte er ihm und Heinrich zum Abschied nochmals die Hand und wandte sich zum Gehen.

Georg aber hatte plötzlich die Empfindung, daß dieser junge Mann, der da mit wehendem Mantel, den Kopf leicht gesenkt, in der Mitte der breiten Straße nach abwärts schritt, gar nicht nach einem „zu Hause“ wanderte, sondern irgendwohin in eine Fremde, in die man ihm nicht folgen könnte. Diese Empfindung war ihm selbst umso unbegreiflicher, als er mit Leo in der letzten Zeit nicht nur manche Stunde am Kaffeehaustisch im Gespräch verbracht, sondern auch durch Anna über ihn, seine Familie, seine Lebensumstände allerlei Aufklärendes erfahren hatte. Er wußte, daß jener Sommer am See, der nun mit der jugendlichen Schwärmerei Annas sechs Jahre weit zurücklag, für die Familie Golowski den letzten sorgenlosen bedeutet hatte, und daß das Geschäft des Alten im Winter darauf völlig zugrunde gegangen war. Es sollte nun, nach Annas Erzählung, ganz merkwürdig gewesen sein, wie alle Mitglieder der Familie sich so leicht in die geänderten Verhältnisse fügten, als wären sie seit langem auf diesen Umschwung gefaßt gewesen. Aus der behaglichen Wohnung im Rathauswinkel übersiedelte man in eine trübselige Gasse in der Nähe des Augartens. Herr Golowski übernahm Vermittlungsgeschäfte aller Art, Frau Golowski verfertigte Handarbeiten zum Verkauf. Therese gab Unterricht in französischer und englischer Sprache und setzte anfangs den Besuch der Schauspielschule fort. Ein junger Violinspieler aus verarmter, russischer Adelsfamilie war es, der ihr Interesse für politische Fragen erweckte. Bald hatte sie die Kunst abgeschworen, für die sie übrigens stets mehr Neigung als Talent gezeigt hatte, und binnen kurzem stand sie als Rednerin und Agitatorin mitten in der sozialdemokratischen Bewegung. Leo, ohne mit ihren Anschauungen übereinzustimmen, freute sich ihres frischen und verwegenen Wesens. Manchmal besuchte er sogar Versammlungen mit ihr; da er sich aber nicht gern von großen Worten imponieren ließ, weder von Versprechungen, die niemals einzulösen waren, noch von Drohungen, die ins

Leere gingen, so machte es ihm Spaß ihr meist schon auf dem Heimweg mit unwiderleglicher Schärfe die Widersprüche in ihren und der Parteigenossen Reden nachzuweisen. Insbesondre aber versuchte er ihr immer wieder klar zu machen, daß sie nicht, auf Tage und Wochen oft, ihrer großen Aufgabe so vollkommen vergessen könnte, wenn ihr Mitgefühl mit den Armen und Elenden wirklich ein so tiefes wäre, wie sie sich einbildete. Indes, auch Leos Leben ging nach keinem sichern Ziel. Er hörte Vorlesungen an der Technik, gab Klavierlektionen, plante zuweilen sogar eine Virtuosenlaufbahn und übte dann wochenlang fünf bis sechs Stunden täglich. Aber es war noch immer nicht abzusehen, wofür er sich am Ende entscheiden würde. Da es in seiner Art lag unbewußt auf Wunder zu warten, die ihm Unbequemlichkeiten ersparen konnten, hatte er sein Freiwilligenjahr so lang verschoben, bis der letzte Termin herangerückt war und diente darum erst jetzt, in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Die Eltern ließen Leo und Therese gewähren, und so viel Meinungsverschiedenheiten, so wenig ernstlichen Streit schien es im Hause Golowski zu geben. Die Mutter saß meistens daheim, nähte, stickte und häkelte, der Vater ging seinen Geschäften immer saumseliger nach und sah lieber im Kaffeehaus den Schachspielern zu, ein Vergnügen, in dem er den Niedergang seines Daseins vollkommen zu vergessen vermochte. Seinen Kindern gegenüber schien er seit dem Ruin des Geschäftes eine gewisse Befangenheit nicht los zu werden, so daß er beinahe stolz war, wenn Therese ihm gelegentlich einen von ihr verfaßten Artikel zu lesen gab, oder wenn Leo sich herbeiließ mit ihm am Sonntag Nachmittag eine Partie auf dem geliebten Brett zu spielen.

Georg kam es manchmal vor, als stünde seine eigene Sympathie für Leo mit jener längst verflossenen Neigung Annas für ihn in einem tiefern Zusammenhang. Denn nicht zum ersten Male fühlte er sich in ganz sonderbarer Weise zu einem Manne hingezogen, dem früher eine Seele zugeflogen war, die jetzt ihm gehörte.

Georg und Heinrich hatten ihre Räder bestiegen und fuhren eine schmale Straße, durch dichten, dunkelnden Wald. Später, da dieser sich wieder zu beiden Seiten zurückschob, hatten sie die sinkende Sonne im Rücken und die langgestreckten Schatten ihrer eigenen Gestalten auf den Rädern liefen ihnen voraus. Entschiedener senkte sich die Straße und führte bald zwischen niedern Häusern hin, die von rötlichem Laub überhangen waren. Ein uralter Mann saß vor einer Haustür auf einer Bank, zu einem offenen Fenster sah ein bleiches Kind heraus. Sonst war kein menschliches Wesen zu sehen.

„Wie ein verzaubertes Dorf,“ sagte Georg.

Heinrich nickte. Er kannte den Ort. Auch hier war er mit der Geliebten gewesen, an einem wundervollen Sommertag dieses Jahres. Er dachte daran, und brennende Sehnsucht zuckte ihm durchs Herz. Und er erinnerte sich der letzten Stunden, die er in Wien mit ihr gemeinsam verbracht hatte, in seinem kühlen Zimmer, mit den herabgelassenen Jalousien, durch deren Spalten der

heiße Augustmorgen geflimmert war; des letzten Spazierganges durch steinernkühle sonntagsstille Gassen und durch alte, menschenleere Höfe, — und seiner Ahnungslosigkeit, daß all dies zum letzten Male war. Denn am nächsten Tag erst war der Brief gekommen, der furchtbare Brief, in dem es geschrieben stand, daß sie ihm den Schmerz des Abschieds hatte ersparen wollen und daß sie, wenn er diese Worte läse, längst über die Grenze sei, auf der Fahrt nach der neuen, fremden Stadt.

Die Straße belebte sich. Freundliche Villen erschienen, von kleinen Gärtchen behaglich umgeben; gelinde hinter den Häusern stiegen bewaldete Hügel empor. Noch einmal breitete das Tal sich aus, und der scheidende Tag ruhte über Wiesen und Feldern. In einem großen, leeren Wirtshausgarten waren die Laternen angezündet. Eilige Dämmer schienen von allen Seiten zugleich heranzuschleichen. Nun war die Wegkreuzung da. Georg und Heinrich saßen ab und zündeten sich Zigaretten an.

„Rechts oder links?" fragte Heinrich.

Georg sah auf die Uhr: „Sechs . . und ich muß um acht in der Stadt sein."

„Da können wir also nicht mit einander nachtmahlen?" sagte Heinrich.

„Leider nein."

„Schade. So fahren wir gleich den kürzern Weg, über Sievering, hinein."

Sie zündeten ihre Laternen an und schoben die Räder auf langgestreckten Serpentinen durch den Wald. Der Reihe nach sprang ein Baum nach dem andern aus dem Dunkel in den Schein der Lichtkegel und trat wieder in die Nacht zurück. Stärker rauschte der Wind durchs Laub, und Blätter raschelten nieder. Heinrich fühlte ein ganz leises Grauen, wie es ihn manchmal bei Dunkelheit in der freien Natur überfiel. Daß er den Abend allein verbringen sollte, empfand er wie eine Enttäuschung. Er war verstimmt gegen Georg und ärgerte sich daher auch über dessen Verschlossenheit ihm gegenüber. Er nahm sich nicht zum erstenmal vor von jetzt an auch über seine eigenen, persönlichen Angelegenheiten nicht mehr mit Georg zu reden. Es war besser so. Er bedurfte niemandes Vertrauen, niemandes Teilnahme. Am wohlsten war ihm doch immer zumute gewesen, wenn er allein seines Weges ging. Das hatte er nun oft genug erfahren. Wozu also einem andern seine Seele erschließen? Ja, Bekannte zu gemeinsamen Spaziergängen und Fahrten, zu kühlen, klugen Gesprächen über allerlei Dinge des Lebens und der Kunst, — Frauen um sie flüchtig zu umarmen; doch keines Freundes, keiner Geliebten bedurfte er. So floß das Dasein würdiger und ungestörter hin. Er schwelgte in diesen Vorsätzen, fühlte sich hart und überlegen werden. Die Waldesdunkelheit verlor ihre Schauer, und er wandelte durch die leise rauschende Nacht wie durch ein verwandtes Element.

Die Höhe war bald erreicht. Sternenlos lag der dunkle Himmel über der

grauen Straße und über den nebelhauchenden Wiesen, die sich beiderseits in täuschender Weite zu den Waldhügeln dehnten. Vom nahen Mauthäuschen schimmerte ein Licht entgegen. Wieder bestiegen sie die Räder und fuhren nun so rasch nach abwärts, als die Dunkelheit es gestattete. Georg wünschte sich bald am Ziel zu sein. Seltsam unwahrscheinlich kam es ihm vor, daß er in anderthalb Stunden schon das stille Zimmer wiedersehen sollte, von dem niemand wußte als Anna und er; den dämmrigen Raum mit den Öldrucken an der Wand, dem blau-samtenen Sofa, dem Pianino, auf dem die Photographien unbekannter Leute und eine gypsweiße Schillerbüste standen; mit den hohen, schmalen Fenstern, gegenüber denen die alte, dunkelgraue Kirche ragte.

Laternen brannten längs des Weges. Noch einmal wurde die Straße freier, und ein letzter Blick nach den Höhen öffnete sich. Dann ging es eiligst, zuerst noch zwischen wohlgehaltenen Landhäusern, endlich über eine menschenerfüllte, lärmende Hauptstraße, tiefer in die Stadt hinein. Bei der Votivkirche stiegen sie ab.

„Adieu," sagte Georg „und auf Wiedersehen morgen im Kaffeehaus."

„Ich weiß nicht . .," erwiderte Heinrich; und als Georg ihn fragend ansah, fügte er hinzu: „Es ist möglich, daß ich verreise."

„O, ein so plötzlicher Entschluß!"

„Ja, es packt einen eben zuweilen . . . ."

„Die Sehnsucht," ergänzte Georg lächelnd.

„Oder die Angst," sagte Heinrich und lachte kurz.

„Dazu haben Sie wohl keine Ursache," meinte Georg.

„Wissen Sie das ganz sicher?" fragte Heinrich hämisch.

„Sie haben mir doch selbst erzählt . . ."

„Was?"

„Daß Sie jeden Tag Nachricht haben."

„Ja das ist schon wahr, jeden Tag. Zärtliche, glühende Briefe bekomme ich. Jeden Tag zur selben Stunde. Aber was beweist das? Ich schreibe ja noch viel glühendere und zärtlichere und doch . . . . ."

„Nun ja," sagte Georg, der ihn verstand. Und er wagte die Frage: „Warum bleiben Sie eigentlich nicht bei ihr?"

Heinrich zuckte die Achseln. „Sagen Sie doch selbst, Georg, käme es Ihnen nicht ein wenig komisch vor, wenn man so einer Liebschaft wegen seine Zelte abbräche, mit einer kleinen Schauspielerin in der Welt herumzöge . . ."

„Ich persönlich würde es natürlich sehr bedauern . . . . aber ‚komisch' . . . . . was sollte daran komisch sein?"

„Nein, ich habe keine Lust dazu," schloß Heinrich hart.

„Aber wenn Ihnen . . . . wenn Ihnen sehr viel daran gelegen wäre . . . . wenn Sie es direkt verlangten . . . gäbe die junge Dame nicht vielleicht die Karriere auf?"

„Möglich. Aber ich verlange es nicht. Ich will es nicht verlangen. Nein. Lieber Schmerzen als Verantwortungen.“

„Wäre es denn eine so große Verantwortung?“ fragte Georg. „Ich meine nämlich .. ist das Talent der jungen Dame so hervorragend, hängt sie überhaupt so sehr an ihrer Kunst, daß es ihr ein Opfer wäre, wenn sie die Sache aufgäbe?“

„Ob sie Talent hat?“ sagte Heinrich, „ja das weiß ich selbst nicht. Ich glaube sogar, sie ist das einzige Geschöpf auf der ganzen Welt, über dessen Talent ich mir ein Urteil nicht zutraue. So oft ich sie auf der Bühne gesehen habe, hat mir ihre Stimme geklungen wie die einer Unbekannten und gleichsam ferner als alle andern Stimmen. Es ist wirklich ganz merkwürdig ..... Aber Sie haben sie ja auch spielen gesehen, Georg. Was hatten Sie für einen Eindruck? Sagen Sie es mir ganz aufrichtig.“

„Ja, offen gestanden ... ich erinnere mich nicht recht an sie. Sie entschuldigen, ich wußte ja damals noch nicht .... Wenn Sie von ihr reden, da seh ich immer so einen rot-blonden Schopf vor mir, der ein bißchen in die Stirne fällt, — und in einem kleinen, blassen Gesicht sehr große, schwarze, herumirrende Augen.“

„Ja, irrende Augen,“ wiederholte Heinrich, biß sich auf die Lippen und schwieg eine Weile. „Leben Sie wohl,“ sagte er dann plötzlich.

„Sie schreiben mir doch?“ fragte Georg.

„Ja natürlich. Und übrigens komm ich wohl einmal wieder,“ setzte er hinzu und lächelte starr.

„Glückliche Reise,“ sagte Georg, reichte ihm die Hand und drückte sie mit besonderer Herzlichkeit. Das tat Heinrich wohl. Dieser warme Händedruck gab ihm plötzlich nicht nur die Sicherheit, daß Georg ihn nicht lächerlich fand, sondern merkwürdigerweise auch die, daß die ferne Geliebte ihm treu und daß er selbst ein Mensch sei, dem mehr erlaubt war als manchem andern.

Georg sah ihm nach, wie er auf seinem Rad eiligst davon fuhr. Wieder, wie vor wenigen Stunden bei Leos Abschied, hatte er die Empfindung, als entschwände ihm einer in ein unbekanntes Land; und in diesem Augenblick wußte er, daß er mit keinem von den beiden bei aller Sympathie jemals zu einer so unbefangenen Vertrautheit gelangen werde, wie sie ihn noch im vorigen Jahre mit Guido Schönstein und vorher mit dem armen Labinski verbunden hatte. Er dachte darüber nach, ob das vielleicht wirklich in dem Rassenunterschied zwischen ihm und jenen begründet sein mochte und fragte sich, ob er, ohne das Gespräch der beiden, durch das eigene Gefühl dieser Fremdheit sich so deutlich bewußt geworden wäre. Er zweifelte daran. Fühlte er sich nicht gerade diesen beiden und manchen andern ihres Volks näher, ja verwandter, als vielen Menschen, die mit ihm vom gleichen Stamme waren? Ja spürte er nicht ganz deutlich, daß manchmal irgendwo in der Tiefe zwischen ihm und diesen beiden, stärkere Fäden liefen, als von ihm zu Guido, ja viel-

leicht zu seinem eigenen Bruder? Aber wenn es so war, hätte er das nicht diesen beiden Menschen heute nachmittag in irgend einem Augenblick sagen müssen? Ihnen zurufen: vertraut mir doch, schließt mich nicht aus! Versucht es doch mich für einen Freund zu halten! .... Und als er sich fragte, warum er das nicht getan und an ihrem Gespräch kaum teilgenommen hatte, da ward er mit Verwunderung inne, daß er während dessen ganzer Dauer eine Art von Schuldbewußtsein nicht los geworden war, gerade so als wäre auch er sein Lebenlang von einer gewissen leichtfertigen und durch persönliche Erfahrung gar nicht gerechtfertigten Feindseligkeit gegen die „Fremden", wie Leo selbst sie nannte, nicht frei gewesen und hätte so sein Teil zu dem Mißtrauen und dem Trotz beigetragen, mit dem so manche sich vor ihm verschlossen, denen entgegenzukommen er selbst Anlaß und Neigung fühlen mochte. Dieser Gedanke erregte ihm ein wachsendes Unbehagen, das er sich nicht recht deuten konnte, und das nichts andres war, als die dumpfe Einsicht, daß reine Beziehungen auch zwischen einzelnen reinen Menschen in einer Atmosphäre von Torheit, Unrecht und Unaufrichtigkeit nicht gedeihen können.

Immer schneller, als gälte es diesem Unbehagen zu entfliehen, fuhr er heimwärts. Zu Hause angekommen, kleidete er sich rasch um, damit Anna nicht allzulange warten müsse. Er sehnte sich nach ihr wie noch nie. Es war ihm, als käme er von einer weiten Reise heim, zu dem einzigen Wesen, das ihm ganz gehörte.

(Fortsetzung folgt)

Strafe oder Zuchtwahl? von Arthur Bonus



as jeder erwarten mußte, ist geschehen. Soleilland macht Schule. Eben bringt die Zeitung die Nachricht von einem neuen Verbrechen vom Typus dieser Berühmtheit.

Und warum nicht? Der Verbrecher ist doch ein Mensch wie wir? Er hat doch dasselbe Recht auf das Leben wie wir? Und dasselbe Recht, seinen Genuß zu suchen wie wir, wenn wir in die Gemäldegalerie gehen? Wir finden vielleicht seine Art zu genießen unwürdig? Aber er wahrscheinlich auch die unsere! Er findet sie wahrscheinlich kindlich und schläfrig.

Auch sind das, wie wir wissen, gar keine Fragen des freien Willens, sondern der Erziehung und der Umstände. Der Erziehung wahrscheinlich schon von Voreltern. Frage langer Entwicklung von Generationen her. Und dann der Umstände, die das Ausbrechen begünstigten.

Jemand ist also in der Richtung dieser Verbrechen erblich belastet. Wenn er es in früheren Zeiten war, so wirkte nur die Furcht vor entehrender und vielleicht grausamer Todesstrafe gegen das Gelüst. Er war damals nicht besser, obwohl er das Verbrechen unter der Gegenwirkung jener Faktoren nicht beging; seine Verworfenheit kam lediglich nicht an den Tag!

Und außerdem schlagen wir doch an unsere eigene Brust. Sind denn wir durch unser Verdienst vor diesem Habitus geschützt? Es ist lediglich die andersartige Vergangenheit unserer Existenz und Präexistenz, deren Frucht wir verdienstlos genießen! Wie bringen wir unter so bewandten Umständen es fertig den Henker unsrer Mitmenschen zu spielen!

Merkwürdig, wie zwar keine starke Glut von echter und sozusagen hartherziger Liebe sich aus dem alten Christentum in die moderne physiologische Rechnung hinein verirrt, wohl aber seine abgefaulteste Degenereszenzform die abscheulichste lauwarme Sentimentalität alle Räsonnements geleeartig zusammenlaufen läßt!

Nietzsche, auf dessen Wortspiele vom Brechen, Zerbrechen, Verbrechen man sich dafür mit besonderem Stolz zu berufen pflegt, muß von der Verantwortung für diese Blödheiten freigesprochen werden. Er war so weit von ihnen entfernt, daß er das moderne Streicheln der Verbrecher für ein besonders deutliches Zeichen von Dekadenz erklärt hat. (Des öfteren z. B. in den Notizen zum „Willen zur Macht".)

Aber ist denn nicht in unserm Anfangsräsonnement alles in Ordnung?

In bester Ordnung, natürlich! bis auf einen Punkt, der unglücklicherweise die Hauptsache ist.

Nämlich die Anschauung, aus der die Begriffe von Übertretung und Strafe stammen, ist entweder haltbar oder unhaltbar.

Ist sie haltbar, so gibt es persönliche individuelle Schuld, ein jeder steht für die seine und die Frage nach der Vaterschaft ist müßig.

Oder die Theorie von der sittlichen Weltordnung ist unhaltbar, dann gibt es freilich keine Verbrechen mehr, die abgeurteilt werden könnten von uns, am wenigsten aber das Verbrechen, diejenigen auszumerzen, deren sonderbare Gelüste uns am Leben bedrohen.

Es handelt sich dann überall nicht mehr um Verbrechen und Sühne, sondern um Willen und Willensrichtungen, Wertungen und Wertungsweisen und — was die Hauptsache ist — um die Macht sie durchzusetzen.

Der sogenannte Verbrecher — der nun also kein Verbrecher mehr sein mag, — hat im einzelnen Falle die Macht gehabt, seinem Gelüst Befriedigung zu schaffen. Schön! Da ist nichts mehr zu machen. Aber wenn wir nun das Gelüst haben, den Mann eine Canaille zu nennen und ihn unschädlich zu machen, dann soll dazu kein „Recht" vorhanden sein? Sonderbare Schwärmer! Am Ende kommen wir zum Verbrecherstaat, in dem das Verbrechen erlaubt, aber die Abwehr verboten ist? Vielleicht gar auf Grund einer höheren Sittlichkeit, da es eine gewöhnliche nicht mehr gibt?

Die Menschen handeln naturgesetzlich, und nachher denken sie menschlich." Schön! nur die Verbrecher? sind nur die Verbrecher Menschen? Wenn wir den Geschmack haben, die „Verbrecher" ausmerzen zu wollen, so handeln wir damit gleichfalls natur„gesetzlich"; und noch dazu nach dem wichtigsten Naturgesetz, das es gibt, dem der Auslese.

Die primitivsten Urmenschen suchen sich den Tiger vom Halse zu schaffen, der ihre Herden oder gar ihre Kinder bedroht: sie schlagen ihn tot ohne Sorge davor, daß das Weltgericht sie nach den Gründen befragen könne. Was aus allen alten Gesängen aller Völker und Zeiten herüberklingt als das unbedingt Preiswürdige: das Abschlachten und Ausmerzen erst der untermenschlichen und dann der menschlichen Raubtiere, das soll ein Unrecht gewesen sein? Verstehe ich recht: ein Unrecht, weil es kein Unrecht gibt?

Das Weltgericht, daß es den Verbrecher abzuurteilen gar nicht geben soll, wird feierlich wieder eingesetzt, um diejenigen abzuurteilen, welche den Totschläger totschlagen. Es scheint also nur erlaubt zu sein, Unschuldige zu ermorden? Obwohl es keine Schuld und also auch keine Unschuld gibt! Man kann sich sozusagen freimorden?

Das ist ja alles so dumm!

Es ist so dumm, daß die, welche es vorbringen, unbedingt einer Hypnose von vielleicht ganz anders gearteten Vorstellungen unterliegen müssen, für welche jenes humanitäre Bußgeschwätz nur eine Schutzvorstellung ist.

Suchen wir die Fäden in die Hand zu bekommen. Die Anschauungsreihen, die sich in dieser Frage zusammen- und auseinanderwickeln, verbünden und bekämpfen. Es handelt sich dabei nicht sowohl um die Entstehung der verschiedenen Gedankenreihen oder Anschauungen — der eigentliche Wertinhalt einer Sache ist selten ihr ältester Inhalt — sondern um die für uns entscheidenden Gesichtspunkte in ihnen.

Die ältere Handhabung der Strafe ist wohl überall in dem Sinne geschehen, einen wünschenswerten Habitus erziehen zu wollen, indem man den nicht gewünschten ausrottete. Aber das wird sich sehr früh und vielleicht von allem Anfang an mit religiösen Gedanken vereinigt haben. Der wünschenswerte Typus ist von der Gottheit gefordert. Der, welcher den nicht gewollten Menschentypus ausrottet, das heißt also der Inhaber der Strafgewalt, handelt im unmittelbaren Auftrag der Gottheit.

Dies ist sogar höchst wichtig.

Es ist zwar die allgemeine Meinung, daß die Gottheit nur das zu sagen und zu garantieren hatte, was die Tyrannen oder denn die Priester wollten, und es liegt ja auf der Hand, daß ihr Dienst Versuchungen in dieser Richtung nahe legte. Aber doch erst, wo der Glaube an sie im Schwinden war. Ursprünglich bezeichnet der Glaube an die Strafe verhängende Gottheit gerade umgekehrt alles das im Menschen, was vom nächsten Vorteil abführte, vor seiner Verfolgung warnte, dem einzelnen und auch dem Gewalthaber und Priester gegenüber die Rechte der Gemeinschaft verfocht.

Georg Simmel hat in seiner „sozialpsychologischen Monographie" über die „Religion" sehr einleuchtend ausgeführt, wie man die Gottheit geradezu als metaphysisches Siglum für alles auf die Gemeinschaft als solche konzentrierte Denken und Wollen auffassen könne. In dieser Anschauung drückt sich ein beständiges Element aller Religion in der Tat aus. Das andere, das ich für noch wichtiger und grundlegender halte, ist, daß sich im Gottesgedanken das Gefühl der Zukunft, alles noch so primitive Verantwortungsgefühl für eine Zukunft, für die „Entwicklung", wie wir sagen würden, ausspricht. Unter beiden Gesichtspunkten war die Religion von jeher der Schutz der Gemeinschaft und ihrer erwünschten und erstrebten Zukunft gegen Vergewaltigungen einzelner. So ist sie von ihren Anhängern und Dienern von jeher und zwar in aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit aufgefaßt worden.

Durch die religiöse Bedeutung, mit der man Begriff und Ausübung der Strafe umkleidete, sicherte der Gemeinschaftsinstinkt, daß die durch die Strafgewalt sich vollziehende Auslese nicht zu irgend einem kurzen Einzelnutzen vorgenommen wurde, sondern sich wirklich auf ein Ideal, das heißt eine Zukunftsgestalt der Gemeinschaft als solcher bezog. Religion ist überall, wie ich in meiner „Religion als Schöpfung" ausgeführt habe, das „Selbstbewußtsein der Schöpfung", ein „bewußtes Sichselbsthineinstellen in die innerlich verspürte Tendenz der Schöpfung". Deshalb ist es billig, daß vor allem die Auslese unter ihre Heiligung gestellt wurde. Die Menschen sind verantwortlich vor dem Gott, der die Zukunft ihrer Gemeinschaft heraufführt.

So wichtig und zukunftreich auch diese Verbindung der Strafgewalt mit der Religion war, so gab es doch einen Gesichtspunkt, unter dem sie ganz unerträglich dünken mußte.

Je innerlicher, zarter nämlich und sozusagen zukünftiger das Ideal sich aus-

wuchs, in dessen Dienst die Auslese stattfinden sollte, desto weniger schien es möglich, Menschen, kurzsichtige und auf den Schein angewiesene Menschen damit zu betrauen.

In diesem Sinn hat das junge Christentum gegen die Verbindung der Religion mit menschlicher Gerechtigkeitsübung, ja mit jeder Staatsgewalt Sturm gelaufen. „Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Man soll wachsen lassen gutes und schlechtes Korn zur Ernte. Einst, am Ende der Dinge, am jüngsten Tage wird die Frage nach den letzten Werten beantwortet werden; dem Menschen steht es nicht zu, sie zu beantworten. Und die Auslese? Die soll man der Entwicklung selbst überlassen. Der Geist selbst soll sie vollziehen. Nicht durch irgend einen äußerlichen Eingriff soll hier geholfen werden — man soll vielmehr „nicht widerstehen dem Bösen“ — die inneren Mächte sollen alles allein machen.

Die ganze Formensprache, ja die ganze Mythologie des neuen Testamentes ist darauf hin ausgearbeitet, diese Idee zu sichern. Alles Gesetz, alles Verbieten, alle Negation ist abgetan, der schaffende Geist soll allein das Wort behalten. Woher soll dieser Geist kommen? Er soll sich aus dem Leben und besonders dem tragischen Sterben des Christus, der nicht widerstand dem Bösen, als eine große starke Begeisterung erzeugen und durch das Gedächtnis daran ernähren. (Abendmahl, Taufe in das Sterben des Christus.)

So ist hier der Versuch gemacht worden, gegen alle Herrschaft der Gewalt, die äußerlich ausmerzt, die Entwicklung selbst ins Feld zu führen, die von selbst die richtige Auslese heraufbringen wird. Denn die stärksten und edelsten Gedanken werden sich durch die ihnen innewohnende Begeisterungskraft allein und ohne Unterstützung durchsetzen.

Diese Zuversicht war der „Glaube“, der in sich selbst gewiß und „selig“ machte, auch abgesehen von aller Betätigung.

Diese Revolution in der Denkweise — eine erste Trennung der Kirche vom Staate — bedeutet für unser Gebiet vor allem, daß jenes ganze innere Getriebe von Wollungen, Gefühlen, Gedanken, die sich um die Begriffe: Verantwortung und Sünde, Schuld und Sühne drehen, sich aus seiner Verbindung mit der Juristik löste und selbständig und zu einer Diskussion wurde, die sich restlos in der Seele des einzelnen, zwischen ihm und der Gottheit zu Ende sprach. Nur sich selbst hatte der einzelne ein Recht, der Sünde oder Schuld zu zeihen. Brüderlicher Rat und Vorhalt ist das einzige, was das Christentum nach seinem ersten Entwurf über die persönliche Selbstbeurteilung hinaus zuließ.

In solcher Beschränkung haben jene Begriffe das Gefühls- und Geistesleben durch zwei Jahrtausende hindurch zu unerhörter Feinheit ausgefeilt.

Die Geschichte hat zu dieser Konzeption doch zwei Anmerkungen geschrieben. Eine, die den Text berichtigte und eine, die ihn wiederherstellte.

Denn einerseits hat sich die Verachtung aller Staatsgewalt und insbesondere aller Strafgewalt nicht erhalten lassen. Im Bereich der neuen Religion selbst hat sich eine neue Strafgewalt aufgemacht. Und die so eingetretene rückläufige Bewegung hat in ihrer Heftigkeit auch wieder zu der alten Verbindung — wenn auch etwas loserer — zwischen Strafgewalt und Religion geführt.

Andrerseits aber ist die urchristliche Stellungnahme nicht einfach wieder untergegangen, sondern sie hat sich als höchst wirksames Zersetzungselement für die weitere Entwicklung bewährt. Wenn der Zweifel an dem „Gottesreich auf Erden", dem Kirchenstaat, immer wieder aufgewacht ist, bis er zur Reformation führte, und wenn der Zweifel an dem christlichen Staate, zu dem dann die Reformation doch wieder zurücklenkte, auch bei uns, im gelobten Lande der Staatskirchentümer um sich greift, so ist die Nachwirkung jener urchristlichen Gedanken, die ein jeder in seiner Bibel bei sich hat, weder die letzte, noch die unwirksamste Ursache davon gewesen.

Die grundsätzliche Scheidung zwischen der sittlich-religiösen Beurteilung, der nur und allein als einer Selbstbeurteilung irgendwelches Recht gelassen wird, und die jedes Richten anderer mit Bitterkeit zurückweist — Splitter und Balken! — und der juristischen Beurteilung, die sich nicht auf höchste innere Idealbilder, sondern auf den äußerlichen Habitus bezieht, ist so wichtig, daß, wenn sie mit Energie durchgeführt werden könnte, sie unser ganzes Rechtswesen umwandeln müßte.

Zurzeit sind beide Beurteilungsweisen in voller Gährung. Alles geht unordentlich, schäumig und dickflüssig durcheinander, wie wir zu Anfang gesehen haben. Wenn sich die Mischung einmal klären sollte, würde es dennoch einen guten Wein geben.

Es wird sich dann zeigen, daß, was hier grob genug als „äußerlich" und „innerlich" auseinandergehalten wurde, zwei verschiedene Etappen auf ein und derselben Angriffslinie sind.

Die religiöse Betrachtung, welche vor allem sehr starke Distanzen voraussetzt und ausdrückt, betrachtet letzte Ziele, die sie in irgend einer Form von Wirklichkeit schon vorhanden setzen muß, da sie ausdrücklich sub specie aeternitatis schaut, also abgesehen von Zeitvorstellungen, die sie im Zusammenhang der letzten Werte nicht gelten läßt. Da ihr das Bedürfnis nach Distanz wesentlich ist, so ist schon darin gegeben, daß sie zu einer Gesetzgebung nicht vorschreiten kann, sondern nur in der Form unbeschränkter Freiwilligkeit gesund bleibt.

Die Auslese, die sie ersehnt, kann sie deshalb nur als eine positive und selbstschöpferisch vorschreitende denken. Sie müßte ja sonst die ganze Welt hinrichten, und jeder überzeugte Religiöse sich zu allererst. — Tatsächlich hat die christlich religiöse Betrachtung, wo sie in Fanatismus übergeht, das heißt, sich in gegenwärtige Wirklichkeit sinnenfällig, also zwangsweise, durchsetzen will, etwas Selbstmörderisches.

Die juristische Beurteilungsweise umgekehrt hat nur mit sofort Erreichbarem zu tun. Sie muß sich deshalb auf das Allergröbste beschränken, ja eigentlich auf Zurückschneidung nicht sowohl des Nichterwünschten als des Nichtmehrerträglichen, des eigentlich schon Überwundenen, des atavistisch Gewordenen.

Setzen sich nun die beiden Betrachtungsweisen so auseinander, wie es dieses ihr Wesen erfordert, daß also die religiöse ganz auf die ferne Zukunft und die innere Verbindung mit ihr gespannt und also ganz Selbstbeurteilung bleibt, während die juristische sich rein praktisch orientiert, so könnte es nicht ausbleiben, daß sie sich auf das Trefflichste ergänzen, statt sich gegenseitig zu verderben.

Die religiöse würde sich darauf sowohl konzentrieren als beschränken, alles Edelste im Menschen aufzurufen und wachzuhalten. Sie würde sich alles Richtens enthalten und allen Zwang dem Staate überlassen. Und diesem würde dadurch der Boden freigegeben für eine Reform der Gesetzgebung und Rechtsprechung unter rein praktischen Gesichtspunkten und vor allem vom Grundsatz der Auslese und der Zuchtwahl aus.

Unter der Herrschaft der Schuld- und Sühnegerechtigkeit wird die Rechtsprechung je länger je öfter zu einer wahren Komödie. Ein schwerer Verbrecher soll sein Urteil empfangen. Kein Mensch kann bei gründlicher Überlegung daran zweifeln, daß diese Bestie in Menschengestalt für ihre Ausbrüche nicht verantwortlich ist. Aber wer möchte seinerseits verantworten, sie von neuem auf ihre Opfer loszulassen! Ein Hinundhergewürge beginnt, um irgend ein Maß von Verantwortung festzustellen, das gestattet, sie wenigstens für einige Jahre unschädlich zu machen. Da der Wahnwitz bekanntlich mit einem hohen Grad von Raffiniertheit zusammengehen kann, so läßt sich denken, mit wie verfeinerten und verbesserten Methoden der Mann seinem Hange nachgehen wird, wenn er einige Jahre später seine Tätigkeit wieder aufnehmen darf. Zeit, sie nach allen Seiten zu durchdenken, hat er durch die liebevolle Fürsorge des Staates genug gehabt.

Denn so ist es: die Tüchtigen und Ehrlichen zahlen Steuern, damit den Verbrechern freie Zeit garantiert werden könne, über neue Streiche nachzudenken, ohne durch Nahrungssorgen ungebührend abgelenkt zu werden! Närrische Welt!

Aber es kommt noch besser! Es ist dem Staate viel zu wenig, dem Verbrecher nur freie und sorgenlose Zeit zum Nachdenken zu geben, er fügt die positive Erziehung zum Verbrechen hinzu.

Ein Beispiel aus der Zeitung, zufällig aufgegriffen. Abteilung „Gerichtssaal": Ein junger Arbeiter geht mit seinen Freunden nach Hause. Er gerät, da sie über Leibeskräfte sprechen, auf den Einfall, ihnen vor Augen zu demonstrieren, wie stark er sei. Er ist so stark, daß er aus der Gartenmauer neben ihnen mit bloßer Hand einen Stein herausbrechen kann. In der Tat, es gelingt. Indessen der Eigentümer der Mauer freut sich weniger über das Kunststück; der Arbeiter kommt vor Gericht. Sachbeschädigung. Wegen bisheriger völliger Unbescholtenheit niedrigstes Strafmaß: vier Wochen Gefängnis.

(Dresden, um Anfang Mai 1904.) Das heißt, auf die Sache gesehen: der Staat hält den jugendlichen Streich für den ausreichenden Beweis einer so außerordentlichen Begabung, daß er mit einer Promptheit, wie keiner anderen Begabung gegenüber sie zu ermutigen und zu fördern beschließt. Zu diesem Zwecke verordnet er einen vierwöchentlichen Kursus bei vorgeschrittenen Vorarbeitern desselben Faches mit freier Versorgung: „Als die vier Wochen um waren, stand ich im Leben da als ein Mensch, der seinen Platz unter den anständigen Leuten eingebüßt hatte, dafür aber von einer Anzahl verwegener Burschen der Freundschaft und Achtung gewürdigt wurde. Ich war im Gefängnis gewesen und hatte gesehen, daß man, wenn man sich in die Umstände zu schicken wisse, auch da leben und Ehre gewinnen könne." (Aus Speck: Zwei Seelen.)

So also sieht heute die Auslese von Gnaden der Schuld- und Sühnejustiz aus. Die alte noch von keiner Kritik angenagte Form dieser Rechtsprechung, die einfach die Tat als solche für Schuld nahm und strafte, traf wohl auch manche wertvolle Opfer mit, aber sie traf doch wenigstens auch die Schädlinge der Entwicklung. Die rein religiöse verzichtete auf die Ausmerzung der Schädlinge, aber doch auch der Wertvollen, die über die Schranken gingen. Die jetzige Mischung trifft die Wertvollen, die, welche kräftig genug sind, Verantwortungen zu fühlen und nicht zu scheuen, aber läßt die eigentlichen Schädlinge, die Unverantwortlichen, frei.

Eine Gerechtigkeitspflege, welche Schuld und Sühne dahin entließe, wo sie hingehören, nämlich in die Selbstbeurteilung, und dafür den Zweck der Auslese offen zugrunde legte, würde in den meisten Fällen fast umgekehrt vorgehen, als die strafende Gerechtigkeit es tut.

Sie würde vor allem eine Unterscheidung vornehmen, die jetzt nur ganz nebensächlich einmal gemacht wird, auf die sie aber alles Weitere erst gründen würde: die Unterscheidung zwischen Taten aus verbrecherischer Gesinnung und zwischen Verbrechen aus Zufall, Zorn, Entrüstung, Not.

Die Taten aus verbrecherischer Gesinnung wird diese Gerechtigkeitspflege, sobald und soweit das irgend möglich ist, damit beantworten, daß sie ihren Träger ausstreicht, auslöscht („erste Operation, sobald man ihn in der Gewalt hat: ihn kastrieren", sagt Nietzsche).

Die Taten der anderen Klasse wird sie vielleicht nicht straffrei lassen können, aber sie wird sich jede nur mögliche Mühe geben, sie von allem Element des Entehrenden freizuhalten. Denn erstens haben sie in den meisten Fällen gar nichts Verächtliches an sich, sehr häufig im Gegenteil den Stempel des größeren Mutes und des stärkeren Charakters. Und zweitens soll man denen, die über die Grenzen gingen, die Grenzen wohl fühlbar machen, noch fühlbarer doch die Möglichkeit und Wünschbarkeit der Rückkehr.

Um nun auf den Fall zurückzukehren, von dem wir ausgingen, — so ist also ein Verbrecher aus Anlage wie jenes Scheusal doch verächtlich? und bedarf entehrender Strafe? Wenn er aber verächtlich ist, so wird ihm also

doch eine Schuld zugeschrieben, durch deren Aufsichziehen er unsere Achtung verloren hat?

Erstlich war das so wenig gesagt, daß vielmehr das Ideal unter allen Umständen bleibt, die Schuldrechnung ganz in das Gebiet der Religion überhaupt, in das Gebiet der Selbstbeurteilung, zurückzuziehen.

Aber zweitens ist es ganz etwas anderes, ob auf Grund einer feststellbaren Schuld eine Strafe verhängt wird, oder ob als Gegenwirkung gegen eine auszumerzende Handlungsweise eine Entehrung über ihren Täter verhängt wird. Denn in diesem letzteren Falle erhebt der Staat den unsinnigen Anspruch gar nicht, etwas schlechterdings rein Innerliches, Subjektives, wie es eine Schuld ist, objektiv feststellen und beurteilen zu können. Er gibt vielmehr den Willen kund, auf eine so und so beschaffene Handlungsweise mit der Verhängung eines Makels zu reagieren. Ob er das kann, das ist keine metaphysische, sondern eine Tatsachenfrage. Wird er vielleicht seltener, als ihm angenehm ist, durchsetzen können, daß der Verbrecher selbst den Makel fühle, so wird er doch in den meisten Fällen durchsetzen können, daß ihn andere als mit einem Makel behaftet ansehen, und das genügt zur Not.

Daß auf diese Weise so intime Größen aus dem religiösen Innenleben zu Kampfmitteln der Gesellschaft gegen die einzelnen gebraucht werden, mag uns barbarisch vorkommen. Wir sollen dennoch nicht verkennen, daß die religiösen Größen sämtlich als Kampfmittel entstanden sind. Es ist ihnen also diese Verwendung nicht unnatürlich, wenn auch aus einem früheren Zustand der Religion hergeholt, also atavistisch und insofern in der Tat barbarisch.

Diese Herkunft und innere Bedeutung nimmt ihnen übrigens nicht das Geringste von ihrem etwaigen Wert: auch die wissenschaftlichen Begriffe sind als Kampfmittel entstanden und verdanken diesem ihrem Charakter noch heute ihren Wert. Wäre es freilich so, wie es der Spießbürger sich vorstellt — es gibt irgendwo eine absolute Wahrheit; soweit sie überhaupt erkennbar ist, erkennt die Wissenschaft sie, und wird eines Tages ihren letzten Zipfel erwischt haben, — dann wäre es die albernste Kraftverschwendung, die man erdenken kann, sich noch mit irgend einer anderen Erkenntnisart einzulassen, statt alle Kraft auf die wissenschaftliche Durcherkenntnis der Wirklichkeit zu konzentrieren. Indessen diese Vorstellung ist genau so einleuchtend als — ich muß mich hier selbst wiederholen; ich habe seit zehn Jahren darauf hingewiesen — als wenn man sagen wollte: die einzige berechtigte Art Sinneswahrnehmungen zu machen sei diejenige des Sehens, wogegen das Hören, Tasten, Schmecken, Riechen nur soweit Wert habe, als ihre Wahrnehmungen sich in Gesichtsempfindungen umsetzen lassen! Oder: als sie ein undeutliches Sehen sind, oder: ein „bildliches".

Ein Mensch, der innerlich frei ist, sieht mit Lächeln auf die Bemühungen, eine Betrachtungsweise zu ungunsten aller anderen zu monopolisieren. Er freut sich des Reichtums seiner geistigen Fangapparate, und denkt nicht daran, auch nur einen einzigen zu desavouieren. Er weiß, daß die Moden wechseln.

Einst hatte die religiöse Betrachtungsweise das Monopol, und man maß an ihr alle Wahrheit. Jetzt gibt die Mode dem wissenschaftlichen Erkennen den Preis und befiehlt, an ihm zu messen.

Aber es gibt keine „Wahrheit". Der Mensch steht inmitten der so verschieden gestalteten Wirklichkeit und bahnt orientierende Gestellwege durch sie. Wenn er einen Weg durch sein eigenes tiefstes Innres ins Innre der Natur aufbrechen sieht —

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen? (Goethe) —

so wird er sich dadurch am wenigsten beirren lassen, daß ihm jemand sagt: von außen angesehen sähe es anders aus!

Wenn also zahllose Menschen je und je im Kampf um den ihnen wünschenswert erscheinenden Zukunftszustand ihrer eigenen Individualitäten als stärkstes weil innerlichst erregendes Mittel das gefunden haben, ihre Abweichungen von dem gewünschten Ziel als Schuld und als ihnen selbst verächtlich zu empfinden, und wenn sie von da aus weiter die Empfindung hatten, daß in diesem inneren Treiben ihnen das Innerste der Natur, ihr Geheimnis, ihre Gottheit, ihr Gottesreich aufbreche, und daß das, was sie von dem ihnen wünschenswerten Zukunftszustand trenne, sie gleicherweise auch vom „Kerne der Natur", von der Gottheit trenne, so werden wir solche Empfindungen und Vorstellungen zunächst einfach als Tatsachen bestehen lassen müssen, gesetzt auch, wir fänden uns selbst nicht mehr in der inneren Situation, sie mitzuempfinden. Darüber hinaus werden wir aber zugeben müssen, daß allem besten Erkennen nach nichts den Typus des Menschen mehr verfeinert und auf sein heutiges Niveau gebracht hat, als die Wirksamkeit dieser Schuld- und Sühnevorstellungen.

Bedient sich nun also der Staat der dies bedeutenden Vorstellungen im Kampf gegen die in seinem Inneren hervorbrechenden Widerstände, so will das zunächst nur sagen, daß er bei seinem Auslesegeschäft die Verpflichtung fühlt, sich an die edelsten Instinkte seiner Glieder zu wenden.

Ist die Form, in der er das tut, barbarisch, so ist das eine ganz untergeordnete Frage gegen die Werte und Gefahren gerechnet, um die es sich handelt.

Wir werden das sofort sehen, wenn wir aus diesen mehr prinzipiellen Erwägungen in das Gebiet des Konkreten zurückschreiten.

Also jene Canaille hat einen Nachfolger erhalten. Merkwürdig: das erste Gefühl eines jeden, der die Nachricht las, ist die gewesen: das mußte kommen!

Weshalb? Ist etwa unrichtig, was darüber gesagt wurde, daß der Verbrecher nicht durch eine Tat ein Verbrecher sei, sondern zumeist es von Vorelternzeiten her ist, es handelt sich nur mehr um günstigere oder ungünstigere Umstände, die verbrecherische Anlage zur Betätigung reifen oder sie verborgen — oft wohl ihrem eigenen Träger verborgen — bleiben zu lassen?

Es ist richtig. Aber eben unter jene begünstigenden oder verhindernden

Umstände gehört zu allererst und zu allermeist die Furcht. Die Furcht einerseits vor der Strafe, zumal der Todesstrafe, und zweitens vor der Verachtung. Denn man mag noch so schön beweisen, daß lebenslänglich Zuchthaus viel schlimmer als Todesstrafe ist, psychologisch steht es anders. Unter der Schuld- und Sühnejustiz mochte man sagen: ganz gleich, wie der Verbrecher empfindet, wir haben nur zu befinden, was in Wirklichkeit schlimmer und seinem Verbrechen mehr äquivalent ist — denn die Schuld- und Sühnetheorie ist grausam wie alle Rache! Außerhalb jener Theorie dagegen handelt es sich gerade um die psychologische Wirkung, genauer um die hemmende. Wichtiger wäre gewiß die ausmerzende Wirkung. Aber sie kann nicht direkt ins Auge gefaßt werden. Denn freilich lockt nichts das Verbrechen derer, die von Natur längst Verbrecher sind, so schnell hervor, als die Abschaffung der Todesstrafe, und von da aus gesehen, könnte man gewiß kein raffinierteres Mittel als dieses erfinden, um die Verbrecher dazu zu verlocken, sich zu verraten. Aber erstens so lange dieser Selbstverrat nicht zur Ausmerzung führt, hat er gar keinen Sinn. Zweitens kostet er zu viel unschuldige Menschenleben, die nämlich der Erstlingsopfer eines solchen Verbrechers bis zu seiner Entdeckung. Drittens verstärkt jede Tat den Hang und wirkt also der Auslese entgegen, wenn keine Unschädlichmachung folgt.

Und nun denke man sich eine solche Bestie mit jenem unbesiegbaren Verbrechergelüst, um das es sich im Falle Soleilland handelt. Bisher wußte er das Äußerste von Abscheu, das man erdenken kann, an ein Verbrechen geknüpft, wie es ihm eigentlich im Blute liegt. Unter diesem Banne würde er nicht selten kaum zum Bewußtsein seiner Anlage gekommen sein; womit ein allmähliches Wiederabsterben des verbrecherischen Triebes möglich wurde. Nun aber wird seine Phantasie gewaltsam angestachelt. Der Abscheu ist gar nicht so allgemein, wie anzunehmen war; es ist sogar eine Art Ruhm damit zu ernten; geistreiche Verteidiger werden großartige Reden für ihn halten; einige Tage wird die ganze Welt mit angehaltenem Atem die Entscheidung über sein Schicksal erwarten. Und dann kommt er in irgend eine Kolonie, die es ihm freistellt, sich so abenteuerlich angenehm, als er vermag, auszudenken, in Staatspflege, — wer weiß, man kann vielleicht auch wieder frei werden! Genug!

Die unklare Mischung von modernen physiologisch-pathologischen Erkenntnissen mit der alten religiösen Straftheorie, wie sie in den modernen Exaltationen das große Wort führt, schließt folgendermaßen: Dieser Verbrecher ist unschuldig, deshalb darf er nicht bestraft werden.

Vom rein modernen Standpunkt einer Justiz unter dem Gesichtspunkt der Auslese aus kann man diese Anschauung am kürzesten durch folgendes Paradoxon widerlegen: Eben weil er unschuldig ist, muß er bestraft werden. Wäre er schuldig, so könnte man auf „Besserung" rechnen; da er unschuldig und also auch unverbesserlich ist, so muß er ausgemerzt werden.

Der Salon / von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Ein scharfes aber feines Wort von Oscar Wilde besagt: „Viele Frauen wünschten einen Salon zu haben, es gelang ihnen aber nur ein Restaurant zu gründen." Solcher Mißerfolg ist größtenteils darauf zurückzuführen, daß in der modernen Welt die Tradition des Salons in des Wortes zarter und schöner Bedeutung vielfach verloren ging, ja, daß man sich allgemein immer weniger Rechenschaft gab, was man darunter wünscht und meint.

Niemand erinnerte sich mehr der Kulturmission des Salons. Jene Frauen, die geistig hoch genug veranlagt sind, um einer solchen Aufgabe Rechenschaft zu tragen, widmen sich meistens einem praktischen Beruf, einer besonderen Kunst, einer nachdrücklichen, aufreibenden Wohltätigkeit und gehen dadurch dem Kulturfaktor verloren, der in feinsinniger Geselligkeit liegt. Denn einen Salon zu haben ist an sich eine so schwierige Kunst, daß es selten oder kaum gelingen wird, das „Empfangen" nur nebenbei, nur oberflächlich zu behandeln.

Der Kunst des Empfangens ist wie jeder anderen Kunst nicht mit dem Talent allein gedient, das Talent muß ausgebildet, gepflegt, unablässig geübt werden. Es muß sich genau wie bei jeder anderen Kunst an eine gesunde Tradition lehnen und doch individuelle, freie Ausblicke gewähren. Es verlangt einen hohen Grad von Selbstverleugnung. Nur edelster Frauenart mag diese Kunst vollkommen gelingen, denn sie besteht in der Hauptsache darin, andere möglichst zur Geltung zu bringen, selbst nur insofern zu glänzen und zu strahlen, als es für die Beleuchtung des Ganzen erforderlich ist.

Prätentiöses Gelehrtentum oder sonst irgend eine Aufdringlichkeit des Wesens vernichtet sofort die Blume der Geselligkeit. Eine Dame von Welt soll unendlich viel wissen und die Diskretion haben, es nur ahnen zu lassen. Die Kenntnisse dürfen nur gleichsam unwillkürlich wirken oder sich in scherzender Art verraten. Der Interessenkreis darf nicht einseitig sein, nicht gründlich auf ein Fach beschränkt, die Herrin des Salons muß, wie es Molière verlangte „avoir des clartés de tout".

Zu der Kunst des Empfangens gehört auch, wie zu jeder Kunst, der feste Boden wohlerlernten Handwerks. Gerade das Handwerksmäßige ist besonders mühsam und monoton, erfordert geduldige Übung und sicheren Geschmack. Es besteht in den tausend Formen und Förmlichkeiten des Verkehrs, den Briefen, Billets und kleinen Aufmerksamkeiten, geschickten Redensarten und klugen, zierlichen Erfindungen, Ausreden, Beschönigungen, zarten Andeutungen, Zurechtweisen und im Schaffen eines günstigen Rahmens für die Unterhaltung. Wie in jeder Kunst ist das scheinbar Unbefangenste, Natürlichste, Selbstverständlichste, das leicht Hingeworfene und Freie gerade dasjenige, was dem Künstler die größte Mühe, Sorge und Arbeit gemacht hat. Die Höflichkeit des Künstlers besteht darin, nie mit seiner Technik zu protzen, das Überwinden schwerer

Hindernisse für sich allein zu bewältigen und uns mit seinem Spiel zu erfreuen. Sobald man die Mühe merkt, ist die Stimmung verflogen.

Es scheint das Leichteste von der Welt den äußern Rahmen für die Unterhaltung zu schaffen, den Empfangsraum. Doch schon hier kann nur ein Meister oder eine Meisterin das Richtige treffen. Der Rahmen ist für das Bild von außerordentlicher Wichtigkeit. Mit schwerer Pracht kann er ein zartes Gemälde erdrücken, mit bunter Aufdringlichkeit das feingestimmte überschreien, mit magerer Dürftigkeit das Reichwirkende herabstimmen. Auch der Raum für Gastgeber und Gastfreunde muß mit ebenso klugem Gefühl gewählt sein, wie der Rahmen für das Bild. Die „geographische Lage" einiger Stühle und Sessel kann vernichtend für die Konversation werden, eine unglückliche Beleuchtung, die das Auge blendet oder durch ausstrahlende Wärme Kopfweh gibt, zerstört die ganze Harmonie des geselligen Zusammenseins. Auch Zugluft oder Stickluft lassen jede anmutige Behaglichkeit verschwinden. Sogenannte „ärarische" Pracht bringt sofort etwas Ledernes und Steifes in das Gehaben der Gäste. Ein vollgestopftes Zimmer, wo Andenken, Photographien und Nippes, zweifelhaft abgestaubt, die Luft bedrücken, wirkt lähmend auf den idealen Schwung der Gedanken; in solchem Raum hat man nur Lust über Dienstmädchen und sonstige häusliche Unannehmlichkeiten oder über die lieben Verwandten zu sprechen. Dagegen muß man gestehen, daß wirklich armselige Bohême mit rauchendem Ofen und zerbrochener Teekanne dem begeisterten Strom der Rede durchaus förderlich zu sein scheint. Berühmte „Plausch-heime" waren nicht anders ausgestattet. Allerdings wird in solchem Fall das Gespräch leicht paradox oder phantastisch, es färbt sich wild revolutionär und gibt interessante Improvisationen ohne sehr ernsten Gehalt. Die wahre Vollkommenheit, die strenge Selbstzucht fehlt.

Ich bemühte mich oft, jene Salons in den verschiedensten Städten, die für angeregte Unterhaltung bekannt sind, auf ihr Klima und ihre äußere Beschaffenheit zu prüfen und zu vergleichen. Die verschiedenartigsten Empfangsräume schienen günstig, alle hatten aber gewisse gemeinsame Merkmale. Ihre Möbel bildeten niemals eine Art von Mausefalle, aus der man sich nur schwer oder mit Geräusch entfernen kann. Freiheit der Gruppenbildung war ermöglicht, jedoch das Entstehen eines Kreises besonders begünstigt, eines Kreises, der leicht und ungezwungen erweitert oder zusammengezogen werden kann. Endlich grüßte in allen günstig eingerichteten Empfangsräumen ein freundlich warmer und ruhiger Farbenton von den Wänden.

Um das Empfangen wirklich zu verstehen muß man vor allem eine Persönlichkeit darstellen und um eine solche darzustellen muß man Persönlichkeit besitzen. „Eine Persönlichkeit darstellen" — das ist in ganz besonderem Sinn gemeint. Der Sprachgebrauch des klassischen Altertums verstand unter dem Wort „persona" zuerst eine Maske. Dies ist gar nicht so überraschend, wie wir es im ersten Augenblick wähnen, denn bei den Gebildeten in Rom und Griechen-

land hatte die Persönlichkeit wirklich etwas Theatralisches. Wer eine Rolle im öffentlichen Leben spielen wollte oder mußte, bediente sich eines stets durchdachten und überlegten Benehmens. Er legte die gewählte Maske nur im innersten Kreis der Familie ab und sein Privatleben bildete ein abgeschlossenes Ding für sich. Noch heute sind bei orientalischen Völkern alle häuslichen Angelegenheiten streng vom geselligen Dasein des Mannes geschieden. Es gilt geradezu für unschicklich sich danach zu erkundigen. Solche Scheidung wäre im europäischen und modernen Leben nicht gut möglich, da hier die Frau in der Geselligkeit maßgebend ist. Ihrem Charakter und den Grundbedingungen ihres Daseins entsprechend, kann sich aber die Frau viel weniger als der Mann von den intimen Dingen ihrer Umgebung emanzipieren. Allein auch für sie liegt trotzdem eine strenge und harte Pflicht in der Aufgabe bei der Geselligkeit eine gewisse Maske zu tragen.

Geschäftliche Angelegenheiten, häusliche Zwiste und Krankheiten gehören nicht in den Salon. Gleichmut und Liebenswürdigkeit dürfen nie darunter leiden. Eine Frau von Welt, ein Mann von Welt darf sich nie vor anderen gehen lassen, nie zur Klage oder Anklage hingerissen sein. Freundliche Teilnahme für fremdes Glück und Leid muß scheinbar so stark überwiegen, daß man gar nicht daran denkt für sich selbst Teilnahme zu beanspruchen. Doch das liebevolle Interesse für die Gäste soll sich nie bis zur Neugier steigern und ihre intimsten Verhältnisse werden ebensowenig berührt wie die eigenen. Mit solcher Strenge allein kann ein vornehmer Ton im Salon entstehen. Jede Nachgiebigkeit in dieser Beziehung zieht die Unterhaltung über kurz oder lang auf das Niveau des Kaffeeklatsches herab. Wenn auch zurzeit der Empfindsamkeit, einer Blütezeit der Salons, freundschaftliche Ergüsse Mode waren, so erscheinen sie gerade durch ihren Überschwang, durch ihren poetischen oder pathetischen Aufputz sozusagen stilisiert und waren dadurch bis zu einem gewissen Grade unschädlich gemacht. Um in geselligem Kreis angenehm zu wirken, muß die eigene Persönlichkeit zwar nicht affektiert aber etwas stilisiert erscheinen. Die Art sich zu geben muß nicht wider die Natur sein aber sie sollte an eine gepflegte Gartenlandschaft erinnern. Jene „captatio benevolentiae", die im Briefstil alter Zeiten vorgeschrieben war, hat hier eine ernste Berechtigung. Doch der eingestandene Wunsch nach Wohlwollen darf sich niemals zu naiver, gröblicher Schmeichelei erniedrigen.

In der Einrichtung des Salon selbst wirkt alles geschmacklos, das zu intim, zu persönlich ist, ohne ein Kunstwerk zu sein. Photographien lieber Angehöriger, Andenken, die nichts als Andenken sind, wirken ungünstig, denn ästhetisch feineres Empfinden drängt den Gästen möglichst wenig vom Privatleben auf. Wenn diese unentbehrlichen Rücksichten einmal im Lebensinstinkt der Dame von Welt, des Mannes von Welt eingewurzelt sind, dann ist erst eine liebenswürdige Entfaltung der Persönlichkeit möglich. Es entsteht jene schöne Sicherheit, die im Spiel des geselligen Seins überall Harmonie hervorzuzaubern vermag.

Um vieles zu verstehen und dadurch vieles zu beherrschen, muß man vor allem, wie ein geistvoller Engländer meint, „get rid of ones self" — sich selbst

los werden. Nicht farblose, blutlose Puppen entstehen dadurch, obwohl es oberflächlich urteilende Menschen leicht annehmen, sondern es bildet sich jene unbefangene, spielende Anmut des Geistes, die wiegenden Rhythmus in die Erscheinungen des Lebens bringt, wenigstens für die Spanne Zeit, die geselliger Art und Erholung gewidmet ist. Köstliche Beispiele des Vollkommenen bieten einige berühmte Frauen, die man recht gut Heilige der Geselligkeit nennen könnte. Ich erwähne Mademoiselle de Lespinasse, die trotz der heftigsten seelischen und körperlichen Qual Herrliches an Grazie und Liebenswürdigkeit leistete. In ihrem Salon merkten die Freunde, die intimsten Besucher nichts davon, daß sie es mit einer zu tot Getroffenen zu tun hatten, daß die entzückend heitere, teilnahmsvolle Hausfrau erschöpft zusammenbrach, sobald sich der letzte Gast empfahl. Ich erwähne Madame Recamier, die in späteren Lebensjahren erblindete. Sie wollte ihren Freunden keinen traurigen Eindruck durch ihre Blindheit machen, sprach niemals davon und wußte ihren Salon so einzurichten, daß sie sich gut darin zurecht fand und ihre Besucher lange heroisch täuschte. In solcher Art wirkt die gesellige Maske groß und erhaben. Das Spiel des Lebens wird idealisiert, die ästhetische Tugend überragt im Verkehr mit Menschen jede andere, weil sie Schönheit und Anmut bis ins kleine und kleinste für sich hat.

Das ist freilich, wenn man will, Theaterspiel. Im anfänglichen Sprachsinn war ja auch Person ein Wort für Maske, ein Teil der Komödie. Daher stammt der Ausdruck „die Personen des Stücks", die Bezeichnung „lustige Person", die Übertragung „personnifier" — personifizieren — und andere Redensarten mehr. Der Salon ist eine kleine Bühne, eine Stätte der Kunst. Natürlich — aber in dem Sinn, wie Schiller „gemein natürlich" sagt — kann er nicht sein nach seinem ureigenen Wesen. In einer realistischen, naiv materiell gesinnten Zeit muß er deshalb verflachen, verkümmern oder, wie sich Oskar Wilde ausdrückt, zum Restaurant werden.

Nur sobald der Stil im Leben Berechtigung und Ansehen genießt, kann ein wirklicher Salon entstehen. Mit wildem Naturalismus in Wort und Tat ist er durchaus unvereinbar. Die Selbstbeherrschung, die anmutig geistvoller Verkehr zeitigt und verlangt, wird undenkbar in einem Zustand natürlicher Urwüchsigkeit. Menschen, die gewohnt sind, in Affekt und Laune keinen Zügel zu dulden, auf gefälliges Äußere in Ansehen, Gebärde und Rede, auf ritterliche Rücksicht und weibliche Milde keinen Wert zu legen, Wahrheitsfanatiker — wie etwa Ibsens Helden und Heldinnen — passen nicht in den Salon, so ehrenwerte oder interessante Leute sie auch sein mögen. Sie sind vielleicht im Freien, vielleicht in zackiger Gebirgslandschaft genießbar oder in einer Wirtsstube älteren Stils, wo sich ihre Beredsamkeit in Hemdsärmeln, die Ellbogen auf dem Tisch, den Bierkrug in der Faust am liebsten und schicklichsten ergießt. Selbstbeherrschung läßt sich nicht improvisieren. Fortgesetzte Übung von Jugend auf kann erst die Toilette des Benehmens schaffen, die für den

Salon unentbehrlich ist und von puritanisch Gesinnten mit so grimmer Verachtung bestraft wird.

Unsicher, voll kalter Zurückhaltung oder überraschend mit einer Sturzwelle unerwarteter Freundschaftlichkeit ist das „gemein natürliche" Benehmen. Von seinem Standpunkt aus wirkt zarter Anstand unausstehlich. Das begreift sich von selbst. Denn Jenen, die noch tief in der Gemeinnatürlichkeit stecken, fehlt jedes Unterscheidungsvermögen zwischen Zierlichkeit und Geziertheit, ebenso wie der hoffnungslos Unmusikalische nicht zwischen Musik und Lärm unterscheiden kann. Solche Menschen für den Konzertsaal oder für den Salon bekehren zu wollen, ist ganz unnötig und töricht, weil ihre Bekehrung nie aufrichtig sein wird, sondern nur ungeschickten, hassenswerten Snobismus erzeugt. Lügenhaft aber sind Alle, die das zarte Spiel der Geselligkeit nicht als solches harmlos erkennen, nicht unbefangen mit seinen Scheinwerten umgehen können und die zum Spiel gehörigen Verkleidungen für unehrliche Zwecke benutzen. Sie erzeugen den Begriff der „bösen" oder „falschen Welt", deren Lüge die Moralisten seit Jahrhunderten bekämpfen.

Es ist natürlich, daß jene Völker, deren Sprache und Anlagen für das Redespiel besonders geeignet sind, die Italiener und Franzosen, den Salon erfanden und besonders pflegten.

Doch Ansätze finden sich schon am Ende des republikanischen Rom im Hause Tullias, der Tochter Ciceros, die einen schöngeistigen Kreis um sich sammelte und beherrschte. Im allgemeinen ahmte die römische Geselligkeit ziemlich plump die griechische nach und beschränkte sich zunächst auf deren niedrigste Äußerungen, nämlich protzenhafte Festmahle, die in Orgien übergingen und würzte auch den geselligen Verkehr durch einen Zug von Grausamkeit, der in Hellas fehlte. Feines Hetärentum im hellenischen Sinn gab es nie. Denn Hetäre bedeutete ursprünglich durchaus nicht Kurtisane — sondern etwa emanzipierte Dame. Sie war eine Frau, die von einer freien Kunst lebte, vielleicht von Poesie oder Musik. Der Vormundschaft ihrer Familie entzogen, konnte sie geselligen Verkehr mit Männern pflegen, während die Verheiratete durch Sitte, Kindersegen und häusliche Sorge daran gehindert war. Sie konnte wohl, wie auch später jede Künstlerin, zur Kurtisane herabsinken, aber dies geschah selten, wie man uns berichtet, und die Freundinnen der großen Männer Griechenlands konnten öffentliche Ehrungen erhalten. Aber die Freundinnen eines Tibull, Catull, Horaz mit alleiniger Ausnahme Clodias scheinen recht gewöhnliche Kurtisanen gewesen zu sein. Habsüchtig, falsch und wankelmütig und in recht unfeiner Weise den Freuden der Tafel ergeben, stehen sie in der Geschichte. Es begann jedoch manche verheiratete Frau sich zu emanzipieren gleich Ciceros Tochter und bildete im blumengeschmückten römischen Hause einen Salon, wie er sich nach Wesen und innerem Gehalt im Lauf der Zeiten nur wenig geändert hat. Die Wahl der Gäste war bei diesen Damen sehr exklusiv, sie nahmen sich die berühmte Hetäre Laïs zum Beispiel,

die so streng verfuhr, daß die Schwierigkeit zu ihren Freunden zu zählen, das heißt „ein Würdiger zu sein", sprichwörtlich wurde. Ein schöner Nachhall griechischer Geselligkeit war Mäcenas zu verdanken. Der Freund des Augustus zog sich von der Politik zurück, um gesellig-literarischen Freuden zu leben. Ein Mann, der in der Politik steht, ist nicht frei, seine Freunde nach Belieben auszusuchen. Einflußreichen Leuten kann er die Türe nicht verschließen, wenn sie auch noch so langweilig sind. Nur seine Freiheit von Staatsgeschäften gestattete Mäcenas, die geistige Elite Roms bei sich zu versammeln. Der Bauernsohn Vergil, der Sklavensohn Horaz verkehrten bei ihm mit den Freunden des Kaisers, mit den Sprossen der ältesten Aristokratie. Ein Ereignis für diese schöngeistige Gesellschaft war die Einweihung des neuen Hauses, das Mäcen sich in den Gärten des Esquilin errichtete. Damals verfaßte Horaz die achte Satire, die zu unserem Erstaunen mit einem so derben (kaum übersetzbaren) Witz endet, daß dieses Gedicht für den oberflächlichen Leser mit den feinsinnigen Tafelgenossen in Widerspruch zu stehen scheint. Doch große klassische Zeiten folgen immer knapp auf rohe, kraftstrotzende, sodaß ihr Geschmack durchaus nicht zimperlich sein kann wie bei der übermäßigen Verfeinerung einer Dekadenz. Manieren und Geselligkeit des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich lassen sich leicht mit denen des cäsarischen Rom vergleichen, während der zierliche Ovid als der Dichter einer antiken Rokokozeit und deren Daseinsformen erscheint. Die Wichtigkeit der Toilette, das „petit lever de Madame", bei dem nicht nur der Haarbau sich vollendet, sondern ein Dichter vorliest, ein Kuriositätenhändler verkauft, eine Alte Liebesbotschaft übernimmt, ein „Soupirant" an die Türe klopft, diese ganze eigentümliche Form des Salonlebens kennzeichnet Altroms und Frankreichs Rokoko.

Die eigentlich schöngeistige Geselligkeit hat jedoch in Rom nie so lieblich geblüht wie in den afrikanischen Kulturzentren, Alexandrien und Karthago. Noch zu den Zeiten des Kirchenvaters Augustin galt in Karthago ein rhetorischer Meinungsaustausch für ein interessantes Salonereignis und anmutige Unterhaltung machte den Gladiatorenkämpfen ernstlich Konkurrenz. Es fiel den ersten Christen aus besseren Kreisen besonders schwer, der hochentwickelten heidnischen Geselligkeit zu entsagen und die Teilnahme sehr ungebildeter Elemente an den christlichen Liebesmahlen oder anderen Zusammenkünften der Gemeinde führte einen Ton herbei, der vornehm raffinierten Menschen fremd war. Feine Sprache und feine Umgangsformen verloren sich. Einige Kirchenväter empfanden es schmerzlich, daß der christlichen Gesellschaft vorgeworfen wurde, dem Schöngeist entgegen zu sein. Dagegen verglich ein heidnischer Philosoph der feinen Welt in gesellschaftlicher Beziehung die neue Lehre der Zauberin Circe, die Menschen in Tiere verwandelt habe. Das Bestreben gebildeter Christen, durch den Schmuck der Philosophie salonfähig zu werden, tritt in manchem Werk deutlich zutage. Knapp vor dem Zusammenbruch, der die antike Kultur verschüttete, sehen wir noch ein anmutiges Bild,

das an Platos Geselligkeit erinnert. Sankt Augustin entwirft es in seinen Dialogen. Er schildert die Zusammenkünfte in einem Landhaus bei Mailand, wo die Jünglinge, von seiner Mutter Monica freundlich bewirtet, sich in schattigem Garten am Gespräch ergetzten. Nach friedlichen Erörterungen über letzte Weisheit trennte man sich mit dem freundlichen Lächeln feinen Anstands. Weniger günstig endete die Geselligkeit in den Palästen des Aventin zu Rom, wo der heilige Hieronymus in dem Salon der frommen Marcella und anderer vornehmer Christinnen verkehrte. Einige dieser Damen, die vermutlich etwas hysterisch waren, zeigten ihre Schwärmerei für den heiligen Freund auf übertriebene Art. Klatsch und Verleumdung entstanden und Hieronymus floh in die Wüste, um den Unannehmlichkeiten eines Modepredigers zu entgehen. Hier begegnen wir auch zum erstenmal einer Art „Salonstreberei", die sich in modernen Zeiten auf das widerlichste entwickeln sollte, nämlich der Spekulation unter dem Vorwand von Frömmigkeit und Wohltätigkeit höhere Sprossen der geselligen Leiter zu erklimmen und in die Intimität der Vornehmen einzudringen. Diese Erscheinung blühte und gedieh in den Salons des christlichen Europa bis auf unsere Tage. Doch wie die meisten geistigen Neuerungen eine gewisse Klarheit und anmutige Abrundung erst im vornehmen Salongespräch erhalten, bereitete sich unter geistreichen Frauen und feingebildeten Männern auch jene philosophisch-gesellschaftliche Schule des Christentums vor, die ihm den Weg zum Kaiserhof bahnte.

Es ist bedauerlich, daß strenge Moral immer an den Blütezeiten anmutigen Verkehrs allerlei auszusetzen vermag. Wer kann es leugnen, daß es nicht die Hausmutter war sondern die hochgebildete Hetäre, die sich um Griechenlands geistigen Ruhm verdient gemacht hat? daß in Rom nur die freidenkende Frau die engen Schranken ihres Gemaches durchbrach und daß im Mittelalter, als tausend Jahre nach dem Untergang der Antike wider ein Blümlein der Geselligkeit erblühte, sein Garten die zierlich ausgelassene Welt der Minnehöfe war? Die Geselligkeit sollte den rauhen, starken Mann, der in Eisen daherging und sich laut seiner Muskelstärke rühmte, zum wohlerzogenen Ritter ausbilden, zum galanten Diener der schwachen Frau. Der Salon von damals — das Burggärtlein oder der Erker im Schloß — gaben dem Jüngling ein Ideal, das er anbetete, das Weib. Der Edelknabe schmachtete zu Füßen der Herrin und lernte lesen, um ihr die Dichter vorzutragen, der fahrende Ritter sang, um im Saal ihr Lächeln zu erhaschen und die Strenge schickte ihn hinaus auf Abenteuer, damit er in ihrem Dienst sein Leben wage. Aber bald erstickte das feine ritterliche Gebahren in den Launen der Frau, die sich voll Übermut benahm und die Kulturaufgabe, die eine Art von mittelalterlichem Salon begonnen hatte, wurde von leerem Prunk und sinnlicher Gemeinheit überwuchert. In Deutschland steht und fällt mit der Geselligkeit die Schönheit der Sprache. Mit der Blüte des Rittertums und Frauendienstes versank auf immer die entzückende Ausdrucksweise des Mittelhochdeutschen, die

so rein und zierlich, schmelzend im Munde, vornehm und sanglich gewesen. An seine Stelle trat später das harte schwere Bibeldeutsch, den Freuden der Konversation so fremd und feind, daß feine Geselligkeit schon dadurch erschwert war. Die Gelehrten bedienten sich der lateinischen Sprache, deren das Frauenzimmer unkundig blieb. So nahm die Geselligkeit am geistigen Fortschritt keinen Teil. Der Salon wirkte nicht mildernd auf den bitteren Gelehrtenstreit, nicht poetisch beschwingend inmitten der Pedanterie, er konnte unsere arme Sprache nicht veredeln, die der Meistersang hölzern, die Kanzel langweilig und der Katheder ungefüg machte. Es bedurfte in klassischer Zeit des Genies wahrhaft großer Männer, eines Goethe und eines Schiller, um sie den Ansprüchen feinsinniger Geselligkeit gemäß neu zu entwickeln. Von Patrioten wurde seit dem 17. Jahrhundert den höheren Ständen Deutschlands der Vorwurf entgegengehalten, daß sie französisch redeten. Aber die Muttersprache war zu schwer und ernst, sie konnte den Zierlichkeiten nicht gefüg sein, die unzertrennlich sind vom geselligen Verkehr in einem Salon. In Frankreich sprach die vornehme Welt spanisch, ehe Corneille das Französische abgeschliffen hatte.

Den liebenswürdigsten Gegensatz zu der barschen Art, die nach der Reformation und während des dreißigjährigen Krieges nördlich der Alpen herrschte, bildeten die kleinen, italienischen Höfe zurzeit der Renaissance, wie sie Baldassare Castiglione im Cortegiano schilderte. Damals gab es jene genialen Dilettanten des Lebens, die aus der Welt und ihren Künsten wirklich „un diletto", einen Genuß zu schaffen vermochten. Ich sage mit Absicht Dilettanten, denn die geistig hervorragenden Männer und Frauen der italienischen Renaissance waren deshalb so recht Geselligkeitsmenschen, weil sie jedem strengen Fachwesen widerstrebten. Der Kastengeist des Fachmanns, der sich nie und nirgends für den Salon geeignet hat und eignet, war ihnen fremd. Gelehrsamkeit und Kunst spielten ineinander, die Stunde und den Raum zu schmücken, Eleganz, Wissen und Können verschwisterten sich. Daß Verrat lauerte, Treubruch den Dolch zückte, gab der Geselligkeit eigenen Reiz. Denn in vollkommenem Behagen versandet auch das Leben des Salons. Gefahr hält wach, Gefahr verleiht auch dem Gespräch kräftige Würze. Diese Erscheinung läßt sich durch den Lauf der Zeiten verfolgen. Von Machthabern bekämpfte Ideen werden gepflegt und großgezogen im Kreis der Frau, ob eine Marcella für den heiligen Hieronymus mit Lebensgefahr schwärmt, ob vor dem Sinne einer Olympia antike Schönheit neu erwacht, ob in den Salons des 19. Jahrhunderts zu Mailand — wie Stendhal erzählt — der Gedanke eines einigen Vaterlandes zur Tat reift. Die bürgerliche Frau blieb selbst im Italien der Renaissance vielfach hausbacken, wenn auch weniger als in Deutschland. Wie zu den Zeiten des Horaz entwickelte sich aus dem Bedürfnis nach feiner Geselligkeit das Mäcenatentum. Alle Künste huldigten dem anmutigen Verkehr und Austausch der Gedanken. Gärten wurden angelegt, kühle Säle geschaffen zum freundschaftlichen Lustwandeln in holdem Gespräch. Und wenn die Worte

verstummten, erklang Musik und Gesang zu geselliger Freude. Alles diente der weltlichen Unterhaltung und schmückte den Salon — im größten, weitesten Sinn. Fürstinnen durch Geburt und Fürstinnen im Reich der Liebe wetteiferten im Bemühen, die Männer des Wortes, des Schwertes, und des Pinsels zusammenwirken zu lassen in förderndem Gespräch. Ohne die Salons der Frauen in Rom, in Florenz, in Mantua oder Ferrara wäre das wunderbare Durchgreifen des Kunstgefühls, seine Selbstverständlichkeit unmöglich gewesen.

Die Freude an öffentlicher Rhetorik, die das ganze Altertum kannte und die den Gebildeten des modernen Deutschland durch die Kanzel nicht selten verleidet wurde, hat den Grund zur allgemeinen und besonderen Bildung klassischer Kulturen gelegt. Sie blieb den romanischen Völkern zu eigen und ließ neue Blüten erstehen in der Freude am Gespräch, an der Konversation des Salons, die von dem alten Stamm der Rhetorik Säfte zog und sich nährte. Schließlich ersetzte sie die Rhetorik vielfach als Bildungsmittel oder vervollständigte sie. Gewählte, fein pointierte Sprache, interessante rednerische Wendungen können noch heute in französischen und italienischen Salons bewundert werden.

Die Eleganz der französischen Stücke von Corneille bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts, die glänzenden Reden und Dialoge darin, sind durchaus nicht affektiert, wie ein Stammtischbesucher vielleicht annehmen könnte, sondern der Dichter lauschte sie dem wirklichen Leben ab. Sie bedeuten den Niederschlag des traditionellen Salontons in seinem Mittelwert. Briefe und Memoiren bilden wohl auch solchen Niederschlag, aber der feinste Duft, das eigentlich Wertvolle der schnell verhallenden Konversation ist nicht festzuhalten. Darum ist es schwer, einstige Salons zu verstehen und zu würdigen. Neid oder Scheelsucht haben vielfach nur die Karikatur ihres Wesens der Nachwelt überliefert. So kam ein parodistisches Bild der sogenannten „Précieuses" auf uns. Das eigentümliche Verdienst jener Damen aus dem Kreis der Madame de Rambouillet ist noch nicht in das rechte Licht gerückt. Einer noch sehr rohen Gesellschaft mußte ihr Bestreben, fein und mit gelehrter Anmut zu sprechen, lächerlich scheinen. Die Rolle, die zum erstenmal Männern der Feder im Palast adeliger Frauen zufiel, dünkte den ungebildeten Kavalieren abgeschmackt. Wenn auch manche kleine Albernheit und Pedanterie in dem erwählten Kreis vorkam, so war er immerhin himmelweit erhaben über der Art, die bis dahin geherrscht hatte, und sein Einfluß vermochte in verhältnismäßig kurzer Zeit die Reste feudaler Barbarei, wie das Duellunwesen in den Straßen, die Prügeleien und unflätigen Witze, den brutalen Sprachgebrauch zu mildern. Jene hohen und höchsten Herrschaften, die auf solche Sitten oder Unsitten guter alter Zeit hielten, waren natürlich empört und suchten da und dort in der Provinz mit einem langandauernden Erfolg etwas davon festzuhalten. Die geniale Frau, die den eigentlichen, modernen Salon gründete — Madame de Rambouillet, mit ihrem Schäfernamen la divine Arthenice — brachte eine Neuschöpfung zustand, über die man nicht genug staunen kann,

wenn man bedenkt, aus welchen Verhältnissen sie emporwuchs. Der Palast der Rambouillets bedurfte eines Neubaus. Wie alle Häuser jener Zeit besaß er noch keinen eigentlichen Salon, sondern ungemütliche Säle mit steif an der Wand stehenden Sesseln, nur für große Versammlungen geeignet, nicht für intime Plauderei. Die Wände waren dunkel, unfreundlich die Fenster verteilt. Da niemand sie im geringsten verstand, entwarf Madame de Rambouillet selbst den Plan: „Un soir, après y avoir bien rêvé, elle se mit à crier: — Vite du papier, j'ai trouvé moyen de faire ce que je voulais. — Sur l'heure elle fit le dessein." Es war im Jahr 1618, als in Deutschland der Krieg anhob, der alles Feingeistige zertrat. Die neue glückliche Disposition der Räume im Hôtel Rambouillet wurde bald in ganz Frankreich nachgeahmt. Sehr modern mutet eine Beschreibung an von Madame de Rambouillets Empfangsraum, den sie mutig hatte himmelblau ausschlagen lassen, von jener „chambre bleue", in der Frau von Sévigné plauderte und Corneille den Cid vorlas. Blühende Blumen und grüne Pflanzen bildeten eine Art Grotte, in der die Hausfrau in günstigem Lichte saß. Zwischen den Blumen waren zartgefällig Kunstwerke aufgestellt, auf kleinen Tischen lagen schöne Bücher. Achtzehn bequeme Sitzmöbel bildeten einen trauten Kreis. Mehr Gäste wollte Arthenice nicht gleichzeitig empfangen. Ich weiß nicht, ob Erfrischungen gereicht wurden. Die Sitte Chokolade im Salon zu trinken bürgerte sich erst später ein, viel später kamen Kaffee und Thee, Getränke, die großen Einfluß auf gesellschaftliche Sitte gewannen. Man lernte im Hôtel Rambouillet ohne Weinlaune heiter zu sein, mit Worten zu florettieren und statt an Zoten sich an Madrigalen zu ergetzen. Die Sprache verlor einiges Kräftige aus der Zeit des Rabelais, gewann aber Leichtigkeit und klare Anmut. Statt gelehrter, bissiger Disputationen entstand feine, literarische Kritik. Herz und Geist erschlossen sich dem Zauber geistvoller Plauderei.

Die Wärme, die Begeisterung, das Zügelhalten, Andeuten und Fallenlassen, gefällige Verbinden und glänzende Auflösen, das in höchster Gesprächskunst sich offenbart, ist von rührender Flüchtigkeit, im Augenblick geboren und gestorben.

In der Beherrschung eines Salons liegt darum vielleicht die selbstloseste Kunst, jedenfalls die zarteste von allen. Ihr Schmelz verträgt kein Anfassen und wer sie ausübt, muß großmütig sein, denn ihr Wesen besteht im Schenken, in selbstverständlicher Hingabe. Allerdings eignet ihr eine gewisse Herrschsucht. Die Selbstverleugnung darf nie dazu führen, die Zügel ganz locker zu lassen; fühlbare Autorität der Hausfrau ist unerläßliche Vorbedingung eines Salons. Wenn, zum Beispiel, bei Madame Geoffrin zur Aufklärungszeit die Hitzköpfe aneinander gerieten, genügte ein leicht hingeworfenes „C'est bon!" der präsidierenden Dame um die Fluten zu glätten. Wie sich dem Stab des Dirigenten im Orchester die Musikanten fügen, auch wenn jeder Einzelne ein großer Künstler auf seinem Instrument ist, so müssen die „habitués" eines Salons dem Wink der Herrin gemäß ihre Leidenschaft zum pianissimo herabstimmen,

wenn es der gute Ton verlangt. Jene Anarchie, die mancherorten Gemütlichkeit genannt wird, ist die ärgste Feindin der Geselligkeit. Ein wüstes Toben statt erquicklich rhythmischen Wiegens und Klingens wird dann das Gespräch, alles Unkraut sprießt aus dem Herzen, es bläht sich die Dummheit und betrübt schweigt der Kluge, das Wort Salomonis im Sinn: „Die Zunge ist ein kleines Glied, doch sie schafft großes Unheil." Rhythmus verlangt jede Kunst und ohne Rhythmus, ohne Eingliedern und Beschränken einzelner Willkür kann auch der Salon nicht bestehen. Ein anarchistisch gemütlicher Salon ist ebensolch ein Unding wie ein Tanz, der darin bestehen sollte, daß die Leute ohne Takt durcheinanderlaufen und einander absichtlich auf die Füße treten. Die moderne Ungeduld gegen jede Autorität und ein gewisser Mangel an Stilgefühl hat während eines Menschenalters die Salons so ziemlich dezimiert und vernichtet und auch den Einsichtigen versagt sich über das eigentliche Wesen anmutiger Geselligkeit, über ihr Ideal klar zu werden. Sie trat zugunsten des Sports zurück und verlor endlich in den Augen der meisten Leute jede Daseinsberechtigung, es sei denn als ziemlich unverblümter Heiratsmarkt.

Den Nachrichtendienst, den einst die Salons des 18. Jahrhunderts besorgten, gibt uns die Presse, die Anekdoten und Witze werden von Witzblättern statt von Witzbolden gebracht. Männer und Frauen streben immer mehr auseinander, langweilen sich gegenseitig, stehen in erbarmungslosem Konkurrenzkampf statt in graziösem Liebesspiel und Wetteifer der Geister. Welche Möglichkeiten, welche Hoffnungen hat ein moderner Salon?

Eine andere entmutigende Erscheinung ist die parodistische Art des Salonlebens in manchen Kreisen. Alles Gehaben und Gebahren Vornehmer oder Reicher wird schließlich von weniger Vornehmen und weniger Bemittelten nachgeahmt. Oft plump und ungeschickt, meistens erst dann, wenn die betreffende Mode bei den Höherstehenden vorüber ist. Jahrhunderte lang kann sich die Parodie einer Kultursitte in der Provinz, im Heim des Kleinbürgers erhalten. Allerdings gibt es auch einen glücklichen Gegensatz. Wenn der vornehme, reiche Stand seine Kulturaufgabe vergißt, sie den Händen entgleiten läßt, vermag es oft der kleine Mann diese Aufgabe zu ergreifen, sie tüchtig, ja selbst glänzend zu lösen. Oder er bildet einen Hort für die Liebe zu idealen Dingen, während der Reiche oder Hochgestellte in sträflichem Hochmut dieses köstliche Erbe gebildeter Väter verachtet und in seinen Sitten zur Rüpelhaftigkeit herabsinkt. Nun ist es eine sehr heikle Frage, wie es sich mit der Kulturaufgabe des Salons verhält, ob der kleine Mann auch dieses Gut retten und halten kann, wenn die zunächst Berufenen es ihren Händen entgleiten lassen und verloren geben. Oder ob sein Bemühen lächerlich ist und bleibt, wie es Molière so geistvoll verspottete in den „Précieuses ridicules“ und im „Bourgeois gentilhomme.“ Kleinliche Kritiker haben Molière vorgeworfen zum Ergötzen seiner aristokratischen Gönner das Bürgertum der Lächerlichkeit preis zu geben. Molière, der Tapezierersohn, der es zu so hoher Kunst gebracht

hat, dachte nicht daran, sein Ansehen bei hohen Herren durch solche Mätzchen zu fördern. Er spottete über die Absonderlichkeiten des Adels ebenso wie über jene des nachäffenden Bürgers und scheute nicht einmal davor zurück die modische Bigoterie im „Tartuffe" bitter zu höhnen. Nicht den Bildungsdrang emporgekommener Leute, sondern den armseligen Snobismus verspottet der Dichter. Wenn Cathos und Madelon ehrliche Liebe für Poesie besäßen und in richtigem Verständnis ihrer Eigenart auf zierliches Benehmen hielten, hätte Molière wohl nichts dagegen. Was er geißelte, war jene — auch heute noch häufige — Parodie feingeselligen Lebens, jene plumpe Sucht der Nachahmung, die vorhandene Kulturwerte ins Gemeine herabdrückt. Wenn man eine Art Unterhaltung pflegen will, der man noch nicht gewachsen ist, macht man sich lächerlich.

Es ist großartig, wenn der greise Kaiser Karl noch auf seine alten Tage lesen und schreiben lernt. Es ist komisch, wenn Monsieur Jourdan (Molière, Le Bourgeois gentilhomme), der als Krämer Geschäfte gemacht hat, auf seine alten Tage Madrigale dichten und Menuette tanzen lernt. Feine Geselligkeit erträgt keinerlei Dünkel, aber sie verlangt ehrlichen Stolz, ein Selbstbewußtsein innerhalb des eigenen Standes, ein kräftiges Fußen auf dem zugehörigen Gebiet, mag es ererbte Scholle oder geistig erobertes Arbeitsfeld sein.

Nur solches Selbstbewußtsein gibt den inneren Halt, gibt jene Festigkeit, die Anmut und Würde im Geleite hat. Ein ungefestigter Mensch fürchtet immer, sich etwas zu vergeben, er schmeichelt oder beleidigt, stürzt auf dich zu oder kehrt dir den Rücken. Er ist salonunfähig.

Geburt und Geld geben freilich einige geeignete Voraussetzungen für die Fähigkeit einen Salon zu gründen und zu führen. Das Fehlen allzu materieller Sorgen ist günstig, auch die Sicherheit, die eine starke, sich gegenseitig hilfreiche Kaste verleiht.

Aber Geld bringt die Gefahr der Protzerei, Geburt den versimpelnden Einfluß des „cousinage", wie man in deutschen Süden die Verwandtschaft im weitesten Sinne nennt. Die Aufgabe eine geistige Elite um sich zu sammeln und fruchtbar zu machen, scheint eine der natürlichsten Pflichten des Geburtsadels und der Fürstlichkeiten. Sie ist nur von Zeit zu Zeit glänzend gelöst worden. Denn der Aristokrat, wie er sein soll, gefällt dem Aristokraten, wie er nicht sein soll, sehr übel und wird in der eigenen Gesellschaft oft so hart angegriffen nnd verhöhnt, daß seine Aufgabe unendlich erschwert ist. Da nimmt es kein Wunder, daß sie nur selten bewältigt wurde.

Welch Nasenrümpfen gab es unter den Standesgenossen, als Madame de Rambouillet ihren berühmten Salon gründete und geistvolle Leute ohne Titel heranzog! Wie sehr wurde ein ähnliches Bestreben bei manchen ihrer berühmtesten Nachfolgerinnen bekrittelt und bespöttelt, sogar in giftiger Weise angegriffen! Die Angst vor dem Geist, die manchem modernen aristokratischen Kreis nachgerühmt wird, war immer in jenem Teil des Standes vorhanden, der sich aus eigensinnigen bäuerlichen Landjunkern oder aus frischgebackenem Geldadel

rekrutierte. Diese Kulturfeindlichkeit vererbte sich durch manche Generation. Charakteristisch ist der Salon von Madame Geoffrin und derjenige ihrer Tochter, der Marquise de la FertéJmbault. Madame Geoffrin, eine schlichte, aber höchst scharfsinnige und reiche Bürgersfrau verstand es während eines Zeitraums von vierzig Jahren das Herrscheramt in einem Salon voll geistiger Größen und ein feines Mäcenatentum auszuüben. Ihr Salon hieß „le royaume de la rue St. Honoré“. Ihre Tochter, die neugebackene Marquise, war dagegen bestrebt, den frisch errungenen Standesgenossen zu schmeicheln und zwar nicht den besten unter ihnen. Sie gründete in dem Haus, das sie mit ihrer Mutter teilte, einen dieser feindlichen Salons, in dem die hochmütigsten Hohlköpfe, die Snobs jener Zeit, sich zur Gesellschaft der „Lanturlus“ vereinigten. Diese Gesellschaft protestierte mit Hohn gegen das Königreich der Madame Geoffrin. Das 18. Jahrhundert barg aber in seinen Tiefen soviel Geist und Anmut, daß auch den rebellischen „Lanturlus“ etwas davon geblieben war und ihre Scherze über jenen Durchschnitt erhob, der später das weltliche Leben verflachte. Umso merkwürdiger erscheint nur ihr lauter Protest gegen die Herrschaft des Geistes. Stets hatten die in Wahrheit Vornehmen viel Schlimmes von den Snobs aller Zeiten zu gewärtigen. Am schwersten ist es vielleicht für regierende Fürsten, eine wahrhaft feine Geselligkeit zu entfalten. Die meisten bedeutenden Menschen scheuen vor der Langeweile an einem Hof, vor den Schmeichlern und innerlich leeren Menschen, zu denen — der Sage nach — jeder Höfling gehört. So sahen sich manche bedauernswerte Fürstlichkeiten, auch solche, die Besseres verdienten, immer wieder auf den eigenen Familienkreis und auf die Umgebung von Strebern und bestenfalls von guten, aber unbedeutenden Leuten beschränkt. Interessant zu lesen sind die Memoiren und Briefe aus den Jahren Anna Amalias und Karl Augusts in Weimar. Sie belehren darüber, welche unglaubliche Schwierigkeiten einem Fürsten das Schaffen eines geistig belebten Kreises kostet. Die Herzogin selbst schrieb in ihren Aufzeichnungen: „Die Fürsten sind von Jugend auf mit Ungeziefer umringt. Hierdurch werden sie entweder mißtrauisch gegen alle oder werfen sich unwürdigen Menschen in die Arme.“ Man sieht, wie sich alles in dem kleinen Weimar aufbläht, wie die Armen im Geist Gift spritzen gegen den Dr. Goethe und seinen Anhang, gegen die Neuerungen auf dem Gebiet der Geselligkeit, gegen die „unstandesgemäße Vergnügungssucht“ der Fürstin Mutter und ihres Sohns. Da aber die regierenden Herren nur durch zwanglosen Verkehr mit den feinsten und besten Geistern ihrer Zeit über die Kulturströmungen wirklich unterrichtet sein können und vertraut werden mit den Forderungen der jeweiligen Kunst, so erwächst durch den Mangel hervorragender und führender Salons jenen Ländern beträchtlicher Schaden, deren gebildete Welt Wert legt auf die ästhetische Kultur.

Leider entstehen die Schwierigkeiten bei Gründung und Erhaltung des Salons vielfach auch aus dem Charakter der Gäste. Allzuoft neidisch und

kleinlich gesinnt versuchen sie einander herauszubeißen. Wie Madame du Deffand, Madame Geoffrin, Fräulein von Lespinasse in Paris der Aufklärungszeit unter ihren Gästen immer vermitteln und beilegen mußten, wie Anna Amalia stets den Zerwürfnissen und Kabalen Rechnung trug, so verlangten und verlangen die Salons seit ihrem Entstehen taktvolles Nachgeben so lang es möglich ist und rücksichtsloses Entfernen, sobald die letzte Hoffnung schwindet. Rousseau ist nicht der einzige, der um seines schwierigen Charakters willen verbannt werden mußte.

Wenn von dem Gastgeber oder der Dame des Hauses jener Nimbus wegfällt, den vornehmer Stand, Kulturtradition oder regierende Macht verleiht, wird es viel schwerer, mit Autorität Frieden zu machen. Hier liegt das größte Hindernis für Leute in gewöhnlichen Verhältnissen den Salon dauernd zu erhalten. Die Persönlichkeit freilich überwindet alles. In beschränkten Räumen, mit beschränkten Mitteln empfing Henriette Herz. Aber in ihren einfachen Zimmern drängten sich ungeladen weltliche und geistliche Fürsten, Künstler und Gelehrte. Ihr Salon in Berlin war wohl erfüllt von bedeutenden Menschen aber ihre gesellschaftliche Stellung in Rom übertraf jede Erwartung. Kronprinz Ludwig von Bayern, der allmächtige Kardinal Consalvi, Thorwaldsen, Niebuhr und Bunsen huldigten der geistvollen Frau, die selbst erstaunt über ihre Erfolge und über das bewegte Leben anderer italienischer Salons in ihr Tagebuch schrieb: „Das ist etwas, was wir in Berlin und überhaupt in Deutschland nicht kennen. Mit Essen und Wein können wir es allenfalls erzwingen, mit Verstand und einer Öllampe, wie hier, gewiß nicht."

Wo die Tradition feiner Geselligkeit fehlt, wo alles mühsam gespannt scheint, wie eine Frau in ungewohntem Sonntagsstaat, wo die Leute sich eigentlich nichts zu sagen haben und wo einzig die Sehnsucht besteht gegenseitig mit der Quantität oder Qualität der Gäste großzutun, kann nur eine Parodie des Salons entstehen. Die vielverspottete gute Stube stellt im Grund eine idealistische Forderung dar, die nur durch Eitelkeit und Großmannssucht entartet. Ihre prätentiöse Nüchternheit wirkt nicht umsonst so antipathisch. Sie verwächst nicht innerlich mit dem Leben der Familie, sie soll nach außen „repräsentieren", nämlich darstellen oft auch nur vorspiegeln und von einer Stellung, einem Wohlstand erzählen, die garnicht vorhanden sind. Die gute Stube ist ein Symbol für jenes oft verzweifelte, oft traurige, im besten Fall dumme Streben nach äußerlichem, oberflächlichem Geehrtsein von der sogenannten „besseren Gesellschaft". Dieses in Ursache und Wirkung weitverzweigte Ideal der guten Stube wird in England „gentility" genannt, denn die Manieren, Lebensäußerungen und Konventionen vermögender Stände gelten dort für maßgebend. In Deutschland wird es vielfach unter dem allumfassenden Begriff „Bildung" angestrebt, denn der Deutsche glaubt noch immer, daß eine genügende Menge von Kenntnissen zum Weltmann mache.

Der Italiener denkt naiver, ihm genügt Äußerliches, die Möglichkeit des Cylinders

für den Mann, des Federhutes für die Frau, das Vergnügen einer gelegentlichen Wagenfahrt, ihn zum „mezzo-signore", sie zur „mezzo-signora" zu stempeln. Solche Leute führen dann gern ein gewisses prätentiöses Geselligkeitsleben, anstatt sich mit freundschaftlich harmlosem Verkehr zu begnügen und zu erfreuen.

So peinlich und langweilig, weil innerlich hohl, unwahr und gespreizt die typische Geselligkeit der guten Stube ist, so interessant und förderlich kann der ganz anspruchslose Empfang sein, dessen Wesen am besten in der Bohême und bei den Kosmopoliten verstanden wird. Nicht der alte, vornehme Salon grüßt mit seinem besonderen Stil, mit seiner gemessenen Behaglichkeit, seinen jahrelang treugebliebenen „habitués", denen die „causerie au coin du feu" unentbehrliche Gewohnheit wurde, nicht der würdevolle Raum, dessen Lichter derselbe alte Diener mit derselben umständlichen Feierlichkeit seit Jahrzehnten anzündet, dessen Fauteuils und Sessel im bekannten Kreise stehen. Improvisation, ausgelassene Laune, unbefangenes zufälliges Kommen und Gehen kennzeichnen den anspruchslosen Salon, dessen ich hier gedenken möchte, der mir zum Gesicht der modernen Welt am besten zu stehen scheint. Wie ein Zelt aufgeschlagen wird, kann er sich überall und immer auftun, wo Wind und Welle des neuzeitlichen Daseins einige Leute zusammentreibt, die Konversation zu machen verstehen und lieben. Im bescheidensten Wohnzimmer, im höchstgelegenen Atelier, im kleinsten Hôtelsalon kann er sich bilden, dann gleichsam abgebrochen werden und anderswo von neuem entstehen. Picknickartig steuert jeder der Gäste etwas bei, den Tee, die Weltanschauung, Reiseerinnerungen, die Zigaretten, die Bonbons, die Scherze oder den Flirt. Ohne Feierlichkeit, aber doch mit Anmut werden die Erfrischungen von den jüngsten Mitgliedern der Gesellschaft gereicht, die feinen, blauen Rauchwölkchen mischen ihren Duft mit dem Duft der Blumen, die mit einigen Skizzen den schnell entstandenen Schmuck des Empfangsraums bilden. Derartiger in der Form vollständig anspruchsloser Geselligkeit erinnere ich mich selbst am liebsten.

„Geselligkeit ist die Arbeit des Müßiggängers", meinte ein unwirscher Mann. Arbeit macht sie ihren Freunden allerdings, eine sehr große, sehr komplizierte, aufopfernde Arbeit sogar. Ich habe mich oft gefragt, ob diese Arbeit, die Menschenkenntnis, Anregung für Kunst und Künstler, Annäherung und Verständnis zwischen den Geschlechtern, Erholung für den Müden, Trost für den Traurigen zu ihren Zwecken zählt, ob diese Arbeit, der jede Kulturepoche so unendlich viel verdankt, mehr zu verachten sei als die Tätigkeit eines Fachmanns, der etwa über irgend eine tote Ausgrabung, über irgend ein totes Wort Bände schreibt in barschem Einsamsein?

Edle Muße braucht die Welt auch, um die allerorten fieberhaft betriebene Arbeit kennen und schätzen zu lernen, um ihre Früchte zu genießen. Wer einen Salon wirklich zu führen versteht, gibt mit seiner Arbeit anderen das schöne Geschenk edler Muße.

Knulp/ Erzählung von Hermann Hesse

Dem einen geschieht es frühzeitig, dem andern erst spät, aber einmal geschieht es jedem, daß er die Jugend unvermerkt entschwunden findet und aus dem köstlich süßen Warten und Dahinleben hinübertritt in die nicht minder köstlichen, doch strengeren Jahre des endgültig wachgewordenen Bewußtseins. Nun hat Form gefunden und ist Kristall geworden, was bis dahin trüb und treibend dämmerte, allein es ist auch das verantwortungslose Hinschlendern und das trunkene Gefühl der tausend Möglichkeiten vorüber und nimmt im Fernerwerden immer blauere und tiefere Paradiesfarben an. Ja es scheint dem Bewußtgewordenen in manchen schwächeren Stunden, als liege der eigentliche Reiz und Schatz des Menschenlebens schon jenseits hinter ihm — obwohl das Gold und Ferneblau, das er in seine Erinnerungen malt, vielleicht gerade ein Zeugnis dafür ist, daß er noch immer Fernen sucht und Unendlichkeit um sich fühlt. Möge es damit so oder anders stehen, jedenfalls ist es zu allen Zeiten ein festliches und auch wehmütiges Ding, Flügel zu nehmen und das verklärte Heimwehland der Jugend aufzusuchen, das uns verloren scheint und uns nun doch inniger angehört als zu den Zeiten, da wir noch unbekümmert als in unserem Eigentum darin umhergingen.

Es war noch mitten in der fröhlichen Jugendzeit, und Knulp war noch am Leben. Wir wanderten damals, er und ich, in der glühenden Sommerszeit durch eine fruchtbare Gegend und hatten wenig Sorgen. Tagsüber schlenderten wir an den gelben Kornfeldern hin oder lagen auch unter einem kühlen Nußbaum oder am Waldesrand, am Abend aber hörte ich zu, wie Knulp den Bauern Geschichten erzählte, den Kindern Schattenspiele vormachte und für die Mädchen seine vielen Lieder sang. Ich hörte mit Freude zu und ohne Neid, nur wenn er unter den Mädchen stand und sein braunes Gesicht wetterleuchtete und die Jungfern zwar viel lachten und spotteten, aber mit unverwandten Blicken an ihm hingen, da schien es mir zuweilen, er sei doch ein seltener Glücksvogel oder ich das Gegenteil, und dann ging ich manchmal zur Seite, um nicht so überflüssig dabei zu stehen, und begrüßte entweder den Pfarrer in seiner Wohnstube um ein gescheites Abendgespräch und ein Nachtlager, oder setzte ich mich ins Gasthaus zu einem stillen Wein.

Eines Nachmittags, erinnere ich mich, kamen wir an einem Kirchhof vorüber, der samt einer kleinen Kapelle verlassen zwischen den Feldern lag, weit weg vom nächsten Dorf, und mit seinen dunkeln Gebüschen überm Mauerkranz recht friedevoll und heimatlich in dem heißen Lande ruhte. Am Eingangsgitter standen zwei große Kastanienbäume, es war aber verschlossen und ich wollte weitergehen. Doch Knulp mochte nicht, er schickte sich an über die Mauer zu steigen.

Ich fragte: „Schon wieder Feierabend?"

„Wohl, wohl, sonst tun mir bald die Sohlen weh."

„Ja muß es denn grade ein Kirchhof sein?"

„Ganz gern, komm du nur mit. Die Bauern gönnen sich nicht viel, das weiß ich wohl, aber unter der Erde wollen sie's doch gut haben. Darum lassen sie sich's gern eine Mühe kosten und pflanzen was Sauberes auf die Gräber und daneben."

Da stieg ich mit hinüber und sah, daß er recht hatte, denn es lohnte sich wohl, über das Mäuerlein zu klettern. Da innen lagen in geraden und in krummen Reihen die Gräber neben einander, die meisten mit einem weißen Kreuz von Holz versehen, und darauf und darüber war es grün und blumenfarbig. Da glühte freudig Winde und Geranium, im tiefern Schatten auch noch später Goldlack, und Rosenbüsche hingen voller Rosen, und Fliederbäume und Holunderbäume standen dick im Holz und Laub, daß es wie ein Lustgarten war.

Wir schauten alles ein wenig an und setzten uns dann im Grase, das stellenweise hoch und in Blüte stand, und ruhten aus und wurden kühl und zufrieden.

Knulp las den Namen auf dem nächsten Kreuz und sagte: „Der heißt Engelbert Auer und ist über sechzig Jahr alt geworden. Dafür liegt er jetzt unter Reseden, was eine feine Blume ist, und hat es ruhig. Reseden möcht ich schon auch einmal haben, und einstweilen nehm ich eine von den hiesigen mit."

Ich sagte: „Laß sie nur und nimm was anderes, Reseden welken bald."

Er brach doch eine ab und steckte sie auf seinen Hut, der neben ihm im Grase lag.

„Wie es da schön still ist!" sagte ich.

Und er: „Ja, schon. Und wenn es noch ein wenig stiller wär, so könnten wir wohl die da drunten reden hören."

„Das nicht. Die haben ausgeredet."

„Weiß man's? Man sagt doch immer, der Tod ist ein Schlaf, und im Schlaf redet man oft und singt auch mitunter."

„Du vielleicht schon."

„Ja, warum nicht? Und wenn ich verstorben wär, da würd ich warten, bis am Sonntag die Mädlein herüberkommen und still herumstehen und sich von einem Grab ein Blümlein abbrechen, und dann würd ich ganz leis anfangen singen."

„So, was denn?"

„Was? Irgend ein Lied."

Er legte sich lang auf den Boden, machte die Augen zu und fing bald mit einer leisen, kindlichen Stimme an zu singen:

> Weil ich früh gestorben bin,
> Drum singet mir, ihr Jüngferlein,

Ein Abschiedslied.
Wenn ich wiederkomm',
Wenn ich wiederkomm',
Bin ich ein schöner Knabe.

Ich mußte lachen, obwohl das Lied mir gut gefiel. Er sang schön und zart, und wenn manchmal die Worte keinen völligen Sinn hatten, war doch die Melodie recht fein und machte es schön.

„Knulp", sagte ich, „versprich den Jungfern nicht zu viel, sonst hören sie dir bald nimmer zu. Das mit dem Wiederkommen ist schon recht, aber gewiß weiß das kein Mensch, und ob du dann grade ein schöner Knabe wirst, das ist erst recht nicht sicher."

„Sicher ist es nicht, das stimmt. Aber es wäre mir lieb. Weißt du noch, vorgestern, der kleine Bub mit der Kuh, den wir nach dem Weg gefragt haben? So wär' ich gern wieder einer. Du nicht auch?"

„Nein, ich nicht. Ich habe einmal einen alten Mann gekannt, wohl über siebzig, der hat so still und gut geblickt und mir kam es vor, als könne an ihm nur Gutes und Kluges und Stilles sein. Und seither denk ich hie und da, so möcht ich gern auch einer werden."

„Ja, da fehlt dir noch ein Stückchen dran, weißt du. Und es ist überhaupt komisch mit dem Wünschen. Wenn ich jetzt im Augenblick bloß zu nicken brauchte und wäre dann so ein netter kleiner Bub, und du brauchtest bloß zu nicken und wärst ein feiner milder alter Kerl, so würde doch keiner von uns nicken. Sondern wir würden ganz gern bleiben wie wir sind."

„Das ist auch wahr."

„Wohl. Und auch sonst, schau. Oft denk ich mir: Das Allerschönste und Allerfeinste, was es überhaupt gibt, das ist ein schlankes junges Fräulein mit einem blonden Haar. Stimmt aber nicht, denn man sieht oft genug, daß eine Schwarze fast noch schöner ist. Und außerdem, es geschieht auch wieder, daß mir so scheint: Das Allerschönste und das Feinste von allem ist doch ein schöner Vogel, wenn man ihn so frei in der Höhe sieht schweben. Und ein andermal ist gar nichts so wundersam wie ein Schmetterling, ein weißer zum Beispiel mit roten Augen auf den Flügeln, oder auch ein Sonnenschein am Abend in den Wolken droben, wenn alles glänzt und doch nicht blendet, und alles dann so froh und unschuldig aussieht."

„Ganz recht, Knulp. Es ist eben alles schön, wenn man es in der guten Stunde anschaut."

„Ja. Aber ich denke noch anders. Ich denke, das Schönste ist immer so, daß man dabei außer dem Vergnügen auch noch eine Trauer hat, oder eine Angst."

„Ja wie denn?"

„Ich meine so: Eine recht schöne Jungfer würde man vielleicht nicht gar so fein finden, wenn man nicht wüßte, sie hat ihre Zeit und danach muß sie alt werden und sterben. Wenn etwas Schönes immerfort in alle Ewigkeit

gleich bleiben sollte, das würde mich wohl freuen, aber ich würd es dann kälter anschauen und denken: Das siehst du immer noch, es muß nicht heute sein. Dagegen was hinfällig ist und nicht gleich bleiben kann, das schaue ich an und habe nicht bloß Freude, sondern auch ein Mitleid dabei."

„Nun ja."

„Darum weiß ich auch nichts Feineres, als wenn irgendwo bei Nacht ein Feuerwerk angestellt wird. Da gibt es blaue und grüne Leuchtkugeln, die steigen in die Finsternis hinauf und wenn sie grade am schönsten sind, dann machen sie einen kleinen Bogen und sind aus. Und wenn man dabei zuschaut, so hat man die Freude und auch zu gleicher Zeit die Angst: gleich ist's wieder aus, und das gehört zu einander und ist viel schöner, als wenn es länger dauern würde. Nicht?"

„Doch wohl. Aber das stimmt auch wieder nicht für alles."

„Warum nicht?"

„Zum Beispiel, wenn zwei einander gern haben und heiraten, oder wenn zwei miteinander eine Freundschaft schließen, so ist das doch grade deswegen schön, weil es für die Dauer ist und nicht gleich wieder ein Ende haben soll."

Knulp sah mich aufmerksam an, dann blinzelte er mit seinen schwarzen Wimpern und sagte nachdenklich: „Mir ist es auch recht. Aber auch das hat doch einmal sein Ende, wie alles. Da gibt es vielerlei, was einer Freundschaft den Hals brechen kann, und einer Liebe auch."

„Schon recht, aber daran denkt man nicht, bevor es kommt."

„Ich weiß nicht. — Sieh, du, ich habe zweimal in meinem Leben eine Liebschaft gehabt, ich meine eine richtige, und beidemal wußte ich gewiß, daß das für immer sei und nur mit dem Tod aufhören könne, und beidemal hat es ein Ende gefunden und ich bin nicht gestorben. Auch einen Freund hab ich gehabt, daheim noch in unsrer Stadt und hätte nicht gedacht, daß wir beide bei Lebzeiten auseinanderkommen könnten. Aber wir sind doch auseinander gekommen, schon lang."

Er schwieg und ich wußte nichts dazu zu sagen. Das Schmerzliche, das in jedem Verhältnis zwischen Menschen ruht, war mir noch nicht zum Erlebnis geworden und ich hatte es noch nicht erfahren, daß zwischen zwei Menschen, sie seien noch so eng verbunden, immer ein böser Abgrund offen bleibt, den nur die Liebe und auch die nur von Stunde zu Stunde mit einem Notsteg überbrücken kann. Ich dachte über die vorigen Worte meines Kameraden nach, von denen mir das über die Leuchtkugeln am besten gefiel, denn ich hatte das selber schon manches Mal empfunden. Die leise lockende Farbenflamme, in die Finsternis aufsteigend und allzu bald darin ertrinkend, schien mir ein Sinnbild aller menschlichen Lust, die je schöner sie ist, desto weniger befriedigt und desto rascher wieder verglühen muß. Das sagte ich auch zu Knulp.

Aber er ging nicht darauf ein.

„Ja, ja", sagte er nur. Und dann, nach einer guten Weile, mit gedämpfter

Stimme: „Das Sinnen und Gedankenmachen hat keinen Wert, und man tut ja auch nicht, wie man denkt, sondern tut jeden Schritt eigentlich ganz unüberlegt so, wie das Herz gerade will. Aber das mit dem Freundsein und Verlieben ist vielleicht doch so, wie ich meine. Am Ende hat doch ein jeder Mensch das Seinige ganz für sich und kann es nicht mit anderen gemein haben. Man sieht es auch, wenn einer stirbt. Da wird geheult und getrauert, einen Tag und einen Monat und auch ein Jahr, aber dann ist der Tote tot und fort und es könnte in seinem Sarge drin grade so gut ein heimatloser und unbekannter Handwerksbursch liegen."

„Du, das behagt mir aber nicht, Knulp. Wir haben doch oft geredet, daß das Leben schließlich einen Sinn haben muß und daß es einen Wert hat, wenn einer gut und freundlich statt schlecht und feindselig ist. Aber so, wie du jetzt sagst, ist eigentlich alles einerlei und wir könnten grade so gut stehlen und totschlagen."

„Nein, das könnten wir nicht, mein Lieber. Schlag doch einmal die paar nächsten Leute tot, die wir treffen, wenn du's vermagst! Oder verlang einmal von einem gelben Schmetterling, er soll blau sein. Der lacht dich aus."

„So meine ich's auch nicht. Aber wenn doch alles einerlei ist, dann hat es keinen Sinn, daß man gut und redlich sein will. Dann gibt es ja kein Gutsein, wenn blau so gut wie gelb und bös so gut wie gut ist. Dann ist eben jeder, wie ein Tier im Wald, und tut nach seiner Natur und hat weder ein Verdienst noch eine Schuld dabei."

Knulp seufzte.

„Ja, was soll man darüber sagen! Vielleicht ist es so, wie du sagst. Dann wird man auch deswegen oft so dumm betrübt, weil man spürt, daß das Wollen keinen Wert hat und daß alles ganz ohne uns seinen Weg geht. Aber eine Schuld gibt es deswegen doch, auch wenn einer nicht anders hat können als schlecht sein. Denn er spürt es doch in sich. Und darum muß auch das Gute das Richtige sein, weil man dabei zufrieden bleibt und sein gutes Gewissen hat."

Ich sah es seinem Gesicht an, daß er dieser Gespräche satt war. Es ging ihm oft so, er kam ins Philosophieren hinein, stellte Sätze auf, redete für sie und wider sie und hörte plötzlich wieder auf. Früher hatte ich gemeint, er sei dann meiner unzulänglichen Antworten und Einwürfe müde. Aber es war nicht so, sondern er fühlte, daß seine Neigung zum Spekulieren ihn auf Gelände führe, wo seine Kenntnisse und Redemittel nicht ausreichten. Denn er hatte zwar recht viel gelesen, unter anderem Tolstoi, aber er konnte zwischen richtigen und Trugschlüssen nicht immer genau unterscheiden und fühlte das selber. Von den Gelehrten redete er, wie ein begabtes Kind von den Erwachsenen redet: er mußte anerkennen, daß sie mehr Macht und Mittel hatten als er, aber er verachtete sie, daß sie doch damit nichts Rechtes anfingen und mit allen ihren Künsten doch keine Rätsel lösen konnten.

Nun lag er wieder, den Kopf auf beiden Händen, starrte durch das schwarze Holunderlaub in den blauen heißen Himmel und summte ein altes Volkslied vom Rhein vor sich hin. Ich weiß noch den letzten Vers:

Nun hab ich getragen den roten Rock,
Nun muß ich tragen den schwarzen Rock,
Sechs, sieben Jahr,
Bis daß mein Lieb verweset war.

Spät am Abend saßen wir am dunkeln Rand eines Gehölzes einander gegenüber, jeder mit einem großen Stück Brot und einer halben Schützenwurst, aßen und sahen dem Nachtwerden zu. Vor Augenblicken noch waren die Hügel vom gelben Widerschein des Späthimmels beglänzt und in flaumig schwimmendem Lichtrauch aufgelöst gewesen, nun aber standen sie schon dunkel und scharf und malten ihre Bäume, Felderrücken und Gebüsche schwarz auf den Himmel, der noch ein wenig lichtes Tagesblau, aber schon viel mehr tiefes Nachtblau hatte.

Solange es noch licht gewesen war, hatten wir einander drollige Sachen aus einem kleinen Büchlein vorgelesen, das hieß „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" und enthielt lauter dumme lustige Schundlieder mit kleinen Holzschnitten. Das hatte nun mit dem Tageslicht sein Ende gefunden. Als wir fertig gegessen hatten, wünschte Knulp Musik zu hören und ich zog die Mundharfe aus der Tasche, die voller Brosamen war, putzte sie aus und spielte die paar oft gehörten Melodien wieder. Die Dunkelheit, in der wir schon eine Weile saßen, hatte sich vor uns nun weit in das vielfältig gewölbte Land hinein verbreitet, auch der Himmel hatte seinen bleichen Schein verloren und ließ im Schwärzerwerden langsam einen Stern um den andern hervor glühen. Die Töne unserer Harmonika flogen leicht und dünn feldeinwärts und verloren sich bald in den weiten Lüften.

„Wir können doch noch nicht gleich schlafen", sagte ich zu Knulp. „Erzähl' mir noch eine Geschichte, sie braucht nicht wahr zu sein, oder ein Märchen."

Knulp besann sich.

„Ja", sagte er, „eine Geschichte und auch ein Märchen, beides beieinander. Es ist nämlich ein Traum. Vorigen Herbst hat es mir so geträumt und seither zweimal ganz ähnlich, das will ich dir erzählen:

Da war eine Gasse in einem Städtlein, ähnlich wie bei mir daheim, alle Häuser streckten die Giebel auf die Gassenseite, aber sie waren höher als man sie sonst sieht. Da ging ich hindurch und es war, wie wenn ich nach einer langen, langen Zeit endlich wieder heimkehrte; aber ich hatte nur eine halbe Freude, denn es war nicht alles in Ordnung und ich wußte nicht ganz sicher, ob ich nicht doch am falschen Ort und gar nicht in der Heimat sei. Manche Ecke war ganz wie es sein sollte und ich kannte sie sofort wieder, aber viele Häuser waren fremd und ungewohnt, auch fand ich die Brücke und den Weg

zum Marktplatz nicht und kam statt dessen an einem unbekannten Garten und an einer Kirche vorbei, die war wie in Köln oder in Basel, mit zwei großen Türmen. Unsre Kirche daheim aber hat keine Türme gehabt, sondern nur einen kurzen Stumpen mit einem Notdach, weil sie früher sich verbaut haben und den Turm nicht fertig machen konnten.

So war es auch mit den Leuten. Manche, die ich von weitem sah, waren mir ganz wohlbekannt, ich wußte ihre Namen und hatte sie schon im Mund, um sie damit anzurufen. Aber die einen gingen vorher in ein Haus oder in eine Seitengasse und waren fort, und wenn einer näher kam und an mir vorbeiging, verwandelte er sich und wurde fremd; aber wenn er vorüber und wieder weiter weg war, meinte ich im Nachsehen, er sei es doch und ich müsse ihn kennen. Ich sah auch ein paar Weiber vor einem Laden beieinander stehen und eine davon, schien mir's, war sogar meine verstorbene Tante; aber wie ich zu ihnen gehe, kenne ich sie wieder nimmer und höre auch, daß sie eine ganz fremde Mundart reden, die ich kaum verstehen kann.

Schließlich dachte ich: wenn ich nur wieder aus der Stadt draußen wäre, sie ist's und ist's doch nicht! Doch lief ich immer wieder auf ein bekanntes Haus zu oder einem bekannten Gesicht entgegen, die mich alle auch wieder für Narren hatten. Dabei wurde ich nicht zornig und verdrießlich, sondern nur traurig und voller Angst; ich wollte ein Gebet hersagen und besann mich mit aller Kraft, aber es fielen mir nichts als unnütze, dumme Redensarten ein — zum Beispiel „Sehr geehrter Herr" und „Unter den obwaltenden Umständen" — und die sagte ich verwirrt und traurig vor mich hin.

Das ging, schien mir, ein paar Stunden lang so weiter, bis ich ganz warm und müd war und völlig willenlos immer weiterstolperte. Es war schon Abend und ich nahm mir vor, den nächsten Menschen nach der Herberge oder nach der Landstraße zu fragen, aber ich konnte keinen anreden und alle gingen an mir vorbei, wie wenn ich Luft wäre. Bald hätte ich vor Müdigkeit und Verzweiflung geweint.

Da auf einmal ging es wieder um eine Ecke, und da sah ich unsere alte Gasse vor mir liegen, ein wenig gemodelt und verziert zwar, aber das störte mich jetzt nimmer viel. Ich ging darauf los und kannte ein Haus ums andere trotz der Traumschnörkel deutlich wieder, und endlich auch unser altes väterliches Haus. Es war ebenfalls übernatürlich hoch, sonst aber fast ganz wie in alten Zeiten, und die Freude und Aufregung lief mir wie ein Grausen den Rücken hinauf.

Unter dem Tor aber stand meine erste Liebste, die hat Henriette geheißen. Nur sah sie größer und etwas anders aus als früher, war aber nur noch schöner geworden. Im Näherkommen sah ich sogar, daß ihre Schönheit wie ein Wunderwerk war und ganz engelhaft erschien, doch merkte ich nun auch, daß sie hellblond war und nicht braun wie die Henriette, und doch war sie es auf und nieder, wenn auch verklärt.

„Henriette!“ rief ich hinüber, und zog den Hut ab, weil sie so fein und herrlich aussah, daß ich nicht wußte, ob sie mich noch werde kennen wollen.

Sie drehte sich ganz herum und sah mir in die Augen. Aber wie sie mir so ins Auge sieht, mußte ich mich verwundern und schämen, denn es war gar nicht die, für die ich sie angesprochen hatte, sondern es war die Lisabeth, meine zweite Liebste, mit der ich lang gegangen war.

„Lisabeth!“ rief ich also jetzt, und streckte ihr die Hand hin.

Sie sah mich an, das ging bis ins Herz, wie wenn Gott einen anschauen würde, nicht streng und etwa hochmütig, sondern ganz ruhig und klar, aber so geistig und überlegen, daß ich mir wie ein Hund vorkam. Und sie wurde im Anschauen ernst und traurig, dann schüttelte sie den Kopf wie auf eine vorlaute Frage, nahm auch meine Hand nicht an, sondern ging ins Haus zurück und zog das Tor still hinter sich zu. Ich hörte noch das Schloß einschnappen.

Da kehrte ich um und ging fort, und obschon ich vor Tränen und Leidwesen kaum aus den Augen sah, war es doch merkwürdig, wie die Stadt sich wieder verwandelt hatte. Es war jetzt nämlich jede Gasse und jedes Haus und alles genau wie in früherer Zeit und das Unwesen ganz verschwunden. Die Giebel waren nicht mehr so hoch und hatten die alten Farben, die Leute waren es wirklich und schauten mich froh und verwundert an, wenn sie mich wieder kannten, auch riefen manche mich mit meinem Namen an. Aber ich konnte keine Antwort geben und auch nicht stehen bleiben. Statt dessen lief ich mit aller Macht den wohlbekannten Weg über die Brücke und vor die Stadt hinaus und sah alles nur aus nassen Augen vor Herzweh. Ich wußte nicht warum, mir schien nur, es sei hier für mich alles verloren und ich müsse in Schande fortlaufen.

Dann, wie ich vor der Stadt draußen unter den Pappeln war und ein wenig anhalten mußte, fiel mir's erst ein, daß ich daheim und vor unserem Haus gewesen sei und an Vater und Mutter, Geschwister und Freunde und alles mit keinem Gedanken gedacht habe. Es war eine Verwirrung, Kümmernis und Scham in meinem Herzen wie noch niemals. Aber ich konnte nicht umkehren und alles gut machen, denn der Traum war aus und ich wurde wach.“

Knulp sagte: „Ein jeder Mensch hat seine Seele, die kann er mit keiner anderen vermischen. Zwei Menschen können zueinander gehen, sie können miteinander reden und noch beieinander sein. Aber ihre Seelen sind wie Blumen, jede an ihrem Ort angewurzelt, und keine kann zu der andern kommen, sonst müßte sie ihre Wurzel verlassen, und das kann sie eben nicht. Die Blumen schicken ihren Duft und ihren Samen aus, weil sie gern zueinander möchten; aber daß ein Same an seine rechte Stelle kommt, dazu kann die Blume nichts tun, das tut der Wind, und der kommt her und geht hin wie und wo er will.“

Und später: „Der Traum, den ich dir erzählt habe, hat vielleicht die gleiche

Bedeutung. Ich habe weder der Henriette mit Wissen unrecht getan noch der Lisabeth. Aber durch das, daß ich beide einmal liebgehabt und zu eigen habe nehmen wollen, sind sie für mich zu einer solchen Traumgestalt geworden, die beiden ähnlich sieht und doch keine ist. Die Gestalt gehört mir eigen, aber sie ist nichts Lebendiges mehr. So habe ich auch oft über meine Eltern nachdenken müssen. Die meinen, ich sei ihr Kind und ich sei wie sie. Aber wenn ich sie auch lieben muß, bin ich doch ihnen ein fremder Mensch, den sie nicht verstehen können. Und das, was die Hauptsache an mir und vielleicht gerade meine Seele ist, das finden sie nebensächlich und schreiben es meiner Jugend oder Laune zu. Dabei haben sie mich gern und täten mir gern alles Liebe. Ein Vater kann seinem Kind die Nase und die Augen und sogar den Verstand zum Erbe mitgeben, aber nicht die Seele. Die ist in jedem Menschen neu."

Ich hatte nichts dazu zu sagen, da ich diese Gedankenwege damals noch nicht, wenigstens nicht aus eigenem Bedürfnis, gegangen war. Mir war bei diesem Spintisieren eigentlich recht wohl zumute, da es mir nicht bis ans Herz ging und ich deshalb vermutete, es werde auch für Knulp mehr ein Spiel als ein Kampf sein. Außerdem war es friedsam schön, da zu zweien im trockenen Gras zu liegen, auf die Nacht und den Schlaf zu warten und die frühen Sterne zu betrachten.

Ich sagte: „Knulp, du bist ein Denker. Du hättest sollen Professor werden."

Er lachte und schüttelte den Kopf.

„Viel eher könnt' es sein, daß ich noch einmal zur Heilsarmee ginge", meinte er dann nachdenklich.

Das war mir zu viel. „Du," sagte ich, „spiel' mir doch nichts vor! Willst du nicht auch noch ein Heiliger werden?"

„Doch, das will ich auch. Jeder Mensch ist heilig, wenn es ihm mit seinen Gedanken und Taten wirklich Ernst ist. Wenn man etwas für recht hält, muß man es tun. Und wenn ich es einmal für das richtige halte, daß ich zur Heilsarmee gehe, dann werde ich's hoffentlich auch tun."

„Immer die Heilsarmee!"

„Jawohl. Ich will dir sagen, warum. Ich habe schon mit vielen Leuten gesprochen und auch viele Reden halten hören. Ich habe Pfarrer und Lehrer und Bürgermeister und Sozialdemokraten und Liberale reden hören; aber es war keiner dabei, dem es ganz bis ins Herz hinein Ernst war und dem ich zugetraut hätte, daß er im Notfall für seine Weisheit sich selber geopfert hätte. Bei der Heilsarmee aber, mit allem Musikmachen und Radau, hab' ich schon drei-, viermal Leute gesehen und gehört, denen ist es Ernst gewesen."

„Woher weißt du das denn?"

„Das sieht man schon. Der eine zum Beispiel, der hat in einem Dorf eine Rede gehalten, am Sonntag, im Freien bei einem Staub und einer Hitze, daß er bald ganz heiser war. Kräftig hat er ohnedas nicht ausgesehen. Wenn er kein Wort mehr herausbrachte ließ er seine drei Kameraden einen

Vers singen und nahm derweil einen Schluck Wasser. Das halbe Dorf ist um ihn herumgestanden, Kinder und Große, und haben ihn für Narren gehabt und kritisiert. Hinten stand ein junger Knecht, der hatte eine Peitsche und ließ von Zeit zu Zeit einen Mordsknaller los, um den Redner recht zu ärgern, und dann lachten jedesmal alle. Aber der arme Kerl ist nicht bös geworden, obwohl er gar nicht dumm war, sondern hat sich mit seinem Stimmlein in dem Spektakel durchgefochten und hat gelächelt, wo ein andrer geheult oder geflucht hätte. Weißt du, das tut einer nicht um einen Hungerlohn und um des Vergnügens willen, sondern er muß eine große Helligkeit und Gewißheit in sich haben."

„Meinetwegen. Aber eins paßt nicht für alle. Und wer ein feiner und empfindsamer Mensch ist wie du, der tut bei dem Spektakel nicht mit."

„Vielleicht doch. Wenn er etwas weiß und hat, was noch viel besser ist als die ganze Feinheit und Empfindsamkeit. Es paßt freilich nicht eins für alle, aber die Wahrheit, die muß für alle passen."

„Ach Wahrheit! Woher weiß man, ob grade die mit ihrem Halleluja die Wahrheit haben."

„Das weiß man nicht, ganz richtig. Aber ich sage ja nur: wenn ich einmal finde, daß das die Wahrheit ist, dann will ich ihr auch folgen."

„Ja wenn! Aber du findest ja jeden Tag eine Weisheit, und morgen läßt du sie nimmer gelten."

Er sah mich betroffen an.

„Da hast du etwas Schlimmes gesagt."

Ich wollte mich entschuldigen, doch wehrte er ab und blieb still. Bald sagte er leise Gutnacht und legte sich ruhig hin, aber ich glaube nicht, daß er schon schlief. Auch ich war noch zu lebhaft und lag noch weit über eine Stunde lang mit aufgestützten Ellbogen da und schaute in das nächtliche Land hinein.

Am Morgen sah ich gleich, daß Knulp heute seinen guten Tag habe. Ich sagte ihm das, und er strahlte mich mit seinen kinderhaften Augen an und sagte: „Richtig geraten. Und weißt du auch, wo es herkommt, wenn einer so einen guten Tag hat?"

„Nein, woher?"

„Es kommt davon, daß man nachts gut geschlafen und recht viel Schönes geträumt hat. Aber man darf es nimmer wissen. So geht mir's heute. Ich habe lauter Pracht und Lustbarkeit zusammengeträumt, aber alles vergessen; ich weiß nur noch, daß es herrlich schön gewesen ist."

Und noch eh' wir das nächste Dorf erreicht und eine Morgenmilch im Leibe hatten, sang er schon mit seiner warmen, leichten, mühelosen Stimme drei, vier nagelneue Lieder in die nüchterne Frühe hinein. Aufgeschrieben und abgedruckt würden diese Lieder vielleicht recht wenig vorstellen. Aber wenn Knulp kein großer Dichter war, so war er doch ein kleiner, und während er sie selber

sang, sahen seine Liedchen den schönsten anderen oft ähnlich wie hübsche Geschwister. Und einzelne Stellen und Verse, die ich behalten habe, sind wahrhaft schön und mir noch immer wert. Es ist nichts davon aufgeschrieben worden und seine Verse kamen, lebten und starben harmlos und verantwortungslos wie die Lüfte wehen, aber sie haben nicht nur mir und ihm, sondern vielen anderen, Kindern und Alten, manche Viertelstunde schön und lieb gemacht.

Hell und sonntagsangetan
Wie ein Fräulein aus dem Tor,
Kommt sie rot und aber stolz
Über'm Tannenwald hervor —

so sang er an jenem Tage von der Sonne, die in seinen Liedern fast immer vorkam und gepriesen wurde. Und sonderbar, so wenig er im Gespräch das Spekulieren lassen konnte, so unbefangen waren seine Verslein, die wie saubere Kinder in hellen Sommerkleidern dahinsprangen. Oft waren sie auch sinnlos drollig und dienten nur dazu, den vorhandenen Übermut entströmen zu lassen.

Den damaligen Tag wurde ich ganz von seiner Laune angesteckt. Wir begrüßten und neckten alle Leute, die uns begegneten, so daß hinter uns her bald gelacht, bald geschimpft wurde, und der ganze Tag verging uns wie eine Festlichkeit. Wir erzählten einander Streiche und Witze aus der Schulzeit, hingen den vorübergehenden Bauern und oft auch ihren Rossen und Ochsen Spitznamen an, aßen uns an einem verborgenen Gartenzaun an gestohlenen Stachelbeeren satt und schonten unsere Kräfte und Stiefelsohlen, indem wir beinahe jede Stunde eine Rast hielten.

Mir schien, seit meiner noch jungen Bekanntschaft mit Knulp hätte ich ihn noch nie so fein und lieb und unterhaltsam gefunden, und ich freute mich darauf, daß von heute an das eigentliche Zusammenleben und Wandern und Lustigsein erst anheben sollte.

Der Mittag wurde schwül und wir lagen mehr im Grase als wir marschierten, und gegen den Abend hin zog sich Gewitterdunst und drange Luft zusammen, so daß wir beschlossen, für die Nacht ein Dach zu suchen.

Knulp wurde nun allmählich stiller und ein wenig müde, doch merkte ich es kaum, denn er lachte noch immer herzlich mit und stimmte oft in meinen Gesang ein, und ich selber ward noch ausgelassener und fühlte ein Freudenfeuer um das andere in mir angehen. Vielleicht war es bei Knulp umgekehrt, daß in ihm die festlichen Lichter schon zu verglimmen begannen. Mir ist es damals immer so gegangen, daß ich an frohen Tagen gegen die Nacht hin immer lebhafter wurde und kein Ende finden konnte, ja oft trieb ich mich nach einer Lustbarkeit nachts noch ganze Stunden allein herum, wenn die andern längst ermüdet waren und schliefen.

Dieses abendliche Freudenfieber befiel mich auch damals und ich freute mich,

als wir talwärts gegen ein stattliches Dorf kamen, auf eine lustige Nacht. Vorerst bestimmten wir eine abseits stehende, leicht zugängliche Scheuer zu unserer Nachtherberge, dann zogen wir in das Dorf ein und in einen schönen Wirtsgarten, denn ich hatte meinen Freund für heute als meinen Gast geladen und dachte einen Eierkuchen und ein paar Flaschen Bier zu spendieren, weil es doch ein Freudentag war.

Knulp hatte die Einladung auch willig angenommen. Doch als wir unter einem schönen Platanenbaum an unsrem Gartentisch Platz nahmen, sagte er halb verlegen: „Du, wir wollen aber keine Trinkerei anfangen, gelt? Eine Flasche Bier trink' ich gern, das tut gut und ist mir ein Vergnügen, aber mehr mag ich kaum vertragen."

Ich ließ es gut sein und dachte: wir werden schon zu so viel oder wenig kommen, als uns Freude macht. Wir aßen den heißen Eierkuchen und ein kräftig frisches, braunes Roggenbrot dazu und allerdings ließ ich mir bald eine zweite Flasche bringen, während Knulp seine erste noch halbvoll hatte. Mir war, da ich wieder üppig und herrschaftlich an einem guten Tische saß, herzlich wohl zumut und ich dachte das heute abend noch eine Weile zu genießen.

Als Knulp mit seinem Bier zu Ende war, nahm er trotz meiner Bitten keine zweite an und schlug mir vor, jetzt noch ein wenig durchs Dorf zu schlendern und dann zeitig schlafen zu gehen. Das war nun gar nicht meine Absicht, doch mochte ich nicht geradezu widersprechen. Und da meine Flasche noch nicht leer war, hatte ich auch nichts dagegen, daß er einstweilen vorausging, wir würden uns nachher schon wieder treffen.

Er ging denn auch. Ich sah ihm nach, wie er mit seinem bequemen, genießenden Feierabendschritt, eine Sternblume hinterm Ohr, die paar Treppen hinab auf die breite Gasse und langsam dorfeinwärts bummelte. Und wenn es mir auch leid war, daß er nicht noch eine Flasche mit mir leeren wollte, dachte ich im Nachschauen doch froh und zärtlich: Du lieber Kerl!

Inzwischen nahm die Schwüle, trotzdem die Sonne schon verschwunden war, noch immer zu. Ich hatte das gern, bei solchem Wetter in Ruhe bei einem frischen Abendtrunk zu sitzen, und richtete mich an meinem Tische noch auf einiges Bleiben ein. Da ich beinahe der einzige Gast war, fand die Kellnerin reichlich Zeit, mit mir ein Gespräch zu pflegen. Ich ließ mir von ihr auch noch zwei Zigarren bringen, von denen ich eine anfänglich für Knulp bestimmte, doch rauchte ich sie nachher in der Vergeßlichkeit selber noch.

Einmal, etwa nach einer Stunde, kam Knulp wieder und wollte mich abholen. Ich war jedoch seßhaft geworden und da er müde war und Schlaf hatte, wurden wir einig, daß er an unsere Schlafstätte gehen und sich hinlegen sollte. So ging er denn. Die Kellnerin aber fing sofort an, mich nach ihm auszufragen, denn er stach allen Mädchen in die Augen. Ich hatte nichts dagegen, er war ja mein Freund und sie nicht mein Schatz, und ich pries

ihn sogar noch mächtig, denn mir war wohl und ich meinte es mit jedermann gut.

Es fing zu donnern und leis im Platanenbaum zu winden an, als ich endlich spät aufbrach. Ich zahlte, schenkte dem Mädchen einen Zehner und machte mich ohne Eile auf den Weg. Im Gehen spürte ich wohl, daß ich eine Flasche zu viel getrunken hatte, denn ich hatte die letzte Zeit ganz ohne starkes Getränk gelebt. Doch machte mich das nur vergnügt, denn ich konnte schon etwas vertragen, und ich sang noch den ganzen Weg vor mich hin, bis ich unser Quartier wiederfand. Da stieg ich leise hinein und fand richtig den Knulp im Schlaf liegen. Ich sah ihn an, wie er hemdärmlig auf seiner ausgebreiteten braunen Jacke lag und gleichmäßig atmete. Seine Stirn und der bloße Hals und die eine Hand, die er von sich weggestreckt hielt, gaben in dem trüben Halbdunkel einen bleichen Schein.

Dann legte ich mich in den Kleidern nieder, doch machte die Erregung und der eingenommene Kopf mich immer wieder wach und es wurde draußen schon Zwielicht, als ich endlich fest und tief und dumpf einschlief. Es war ein fester, doch kein guter Schlaf, ich war schwer und matt geworden und hatte undeutliche, plagende Träume.

Am Morgen erwachte ich erst spät, es war schon voller Tag, und das helle Licht tat mir in den Augen weh. Mein Kopf war leer und trüb und die Glieder müde. Ich gähnte lang, rieb mir die Augen und streckte die Arme, daß die Gelenke knackten. Aber trotz der Müdigkeit hatte ich noch einen Rest und Nachklang von der gestrigen Laune in mir und dachte den kleinen Jammer am nächsten klaren Brunnen von mir zu spülen.

Es kam jedoch anders. Als ich mich umsah, war Knulp nicht vorhanden. Ich rief und pfiff nach ihm und war im Anfang noch ganz arglos. Als jedoch Rufen, Pfeifen und Suchen vergeblich blieb, kam mir plötzlich die Erkenntnis, daß er mich verlassen habe. Ja, er war fort, heimlich fortgegangen, er hatte nicht länger bei mir bleiben mögen. Vielleicht weil ihm mein gestriges Trinken zuwider war, vielleicht weil er sich heute seiner eigenen gestrigen Ausgelassenheit schämte, vielleicht nur aus einer Laune, vielleicht aus Zweifel an meiner Gesellschaft oder aus einem plötzlich erwachten Bedürfnis nach Einsamkeit. Aber wahrscheinlich war doch mein Trinken daran schuld.

Die Freude wich von mir, Scham und Trauer erfüllte mich ganz. Wo war jetzt mein Freund? Ich hatte, seinen Reden zum Trotz, gemeint, seine Seele ein wenig zu verstehen und teil an ihm zu haben. Nun war er fort, ich stand allein und enttäuscht, mußte mich mehr als ihn anklagen und hatte nun die Einsamkeit, in welcher nach Knulps Ansicht jeder lebt und an die ich nie ganz hatte glauben mögen, selber zu kosten. Sie war bitter, nicht nur an jenem ersten Tag, und sie ist inzwischen wohl manches Mal lichter geworden, aber völlig will sie mich seither nimmer verlassen.

Otto Erich Hartleben/ Briefe an seine Frau

In diesen Briefen schlägt Otto Erichs Herz. Gleichwohl sind sie nicht — wenigstens im engern Sinne nicht — eigentliche „Liebesbriefe“. Das Tagebuch, das ich vor Jahresfrist herausgab (Fragment eines Lebens. Mit 24 Illustrationen. München 1906), ergänzend, zeigen sie den Menschen Hartleben, den man in den Himmel gehoben und mit Steinen beworfen hat. Beides ist falsch. Er war ein Mensch. Mit großen Vorzügen, mit großen Fehlern. Es ist nötig, dies recht eindringlich zu betonen. Vor allem: In seinen Beziehungen zu den Frauen, insbesondere zu der einen, die ihm sein kurzes Leben hindurch treu zur Seite stand, zu seiner Frau, strömen Licht und Schatten zu einem starken wahren Bild zusammen. Das Knospen und Wachsen dieser Liebe, die immer eine Ehe war und niemals aufhörte, Liebe zu sein, ist der Inhalt dieser „Novellen in Briefform“.

Seinem Moppchen gilt — trotz allem — seine Sehnsucht in allen ruhig-gütigen Stunden, sie ist der ruhende Pol in den Wirrnissen der dunklen. Er hat sie sich erzogen, zur Ehe erzogen: Nun verlangt er das Höchste von ihr. Verständnis. Auch für die Qualen, die er ihr schafft. Und durch alle Anfechtungen und Nöte trägt sie die Liebe zu ihm, die sich nicht irre machen läßt, die versteht und deshalb verzeiht. Es wenigstens immer aufs neue versucht. Und als sie endlich glaubt, daß sie doch nicht weiter könne, daß sie ihren Weg allein zu Ende gehen müsse, und den Antrag auf Scheidung stellt — da nimmt sie ihn resigniert zurück, als sie sieht, daß die definitive Trennung, die freilich längst eine räumliche war, den selig-unseligen Mann noch elender machen will. Der Gedanke an den festgesetzten ersten Termin erpreßt ihm immer von neuem Tränen. Und so läßt sie ihn gewähren. Sie hat ihre Liebe erlitten ...

Abschließend noch eine sachliche Bemerkung. Die Briefe, einstweilen in Auswahl (sie beginnen schon 1887) und auch diese nicht ohne Scheu hier dargeboten, sind, von (zuweilen nicht unerheblichen) Kürzungen abgesehen, ein wortgetreuer Abdruck, bei dem nur die Interpunktion ergänzt bezw. geändert wurde. In der Hauptsache wurden des Dichters Bemerkungen über Literatur und Freunde hier ausgemerzt: sie werden, so weit es die Rücksicht auf Lebende gestattet, der Buchausgabe neuen Reiz verleihn. Ein zweiter Band, der Briefe an Freunde bringen wird, soll später die Sammlung vervollständigen und abschließen.

Franz Ferdinand Heitmueller

Mei liebes Weib! Stolberg a. H., 17. November 1889.

Besten Dank auch für deinen zweiten Brief. Ich hatte diese Woche wirklich viel auf dem Gericht zu thun und habe zudem wider eigenes Erwarten mit der Ausarbeitung des Einacters ernstlich begonnen, so daß ich fast glaube: er

ist gerettet. Da ich ihn gewissermaßen in deinen Armen ersonnen und mit dir zuerst besprochen habe, sollst du ihn auch zu allererst lesen und ihn selber nach Berlin an Francis Stahl schicken, damit er womöglich noch in dieser Saison, Anfang nächsten Jahres, aufgeführt wird.

„Germinal" im Volksblatt ist von demselben Zola, der die „Mutter Erde", die uns Korman* einmal lieh, geschrieben hat. Er erwähnt in seinen Romanen freilich manches was andere Romanschriftsteller aus sogenannter Wohlerzogenheit verschweigen — aber das geschieht aus dem echt künstlerischen Drange, den Eindruck der Lebenstreue und Lebenswahrheit des Erzählten zu erhöhen, unsere Illusion, daß wir es mit dem Wirklichen zu thun hätten, zu verstärken. Der Romanschriftsteller schreibt seinen Roman nicht, um einem männlichen und weiblichen Damen- publikum seine Wohlerzogenheit zu beweisen oder zu erhärten, sondern um ein treues und ergreifendes Abbild des wirklichen Lebens zu geben. Das im „Germinal" geschilderte Elend der Bergarbeiter ist keineswegs übertrieben. Ein Jahr nach Erscheinen des Romans brachen in Belgien die großen Streiks aus, welche sich fast wie nach dem Recept des Zolaschen Romanes abspielten und welche Zustände enthüllten, die zum mindesten ebenso entsetzlich waren, wie die von Zola geschilderten. Du würdest hierzu leicht die Belege finden können, wenn du das Volksblatt gelegentlich auch mal über den Feuilletonstrich nachlesen wolltest. Maupassant ist der Franzose, über den, wie du dich vielleicht erinnerst, ich mit Tovote in Berlin des Oefteren gesprochen habe. Tovote verehrt ihn ganz besonders: er erzählte uns sein Leben und von seinen Werken an dem Nachmittag, wo wir im Garten des Residenztheaters auf den Anfang von „Fernande" warteten. Ich kenne von ihm bisher wenig mehr, als die zwei Brüder, die auch mir außerordentlich imponiert haben. Maupassant ist noch ein junger Mann, und man hat Ursache, noch Großes von ihm zu erwarten.**

Mei liebes, braves Weib! Stolberg a. H., 26. November 1889.

Herzlichen Dank für deinen Brief, über den ich mich sehr gefreut habe. Glaube mir, es wird mir ordentlich schwer, dir gerade diesen Brief mit Anmerkung der darin enthaltenen Böcke zurückzuschicken. Aber ich habe mir diese Praxis für die kurze Zeit, die wir überhaupt noch nötig haben, Briefe mit einander zu wechseln, einmal fest vorgenommen, und es wäre unrecht von mir, wenn ich das nun gleich wieder aufstecken wollte, weil mir ein Brief seinem Inhalt nach gut gefällt. Aller Anfang ist schwer, aber es wäre doch lächerlich, wenn es dir nicht gelingen sollte, solche Bagatellen zu überwinden! — Du weißt ja, wie wenig ich auf die sogenannte „Bildung" Wert lege, wie widerlich mir die Gesellschaft der „Gebildeten" ist. Wir wollen *Menschen*, wirkliche Menschen, aber keine „Gebildeten" sein, welche sich wegen irgend

* Arzt in Leipzig. ** Der Schluß fehlt.

welcher angelernten Dinge für wertvollere Geschöpfe halten, als ihre Mitmenschen. Aber außer jener „Bildung" in Anführungszeichen, außer der gesellschaftlich sanctionierten und mit möglichster Engherzigkeit uniformierten Bildung, giebt es noch eine andere, jene, von der man sagt, „Bildung macht frei!" d. h. frei von den stumpfsinnigen Vorurteilen der legitimen Gesellschaft. Das ist eine Bildung, welche in dem Begriff „Mensch sein" enthalten ist. Sie geht nicht auf Äußeres und Angelerntes — ihr Wesen ist selbstständiges Denken, natürliches Fühlen, das ist die Bildung, welche wir erstreben, die einzige, welche für uns Wert hat. Das sage ich dir alles, um nicht den trüben Gedanken in dir aufkommen zu lassen, als ob, indem ich darauf bestehe, daß du orthographisch schreibst, ich in dieser Äußerlichkeit ein Symptom deiner Unzulänglichkeit, Unebenbürtigkeit oder dgl. erblickte. Meinetwegen könntest du Zeit deines Lebens mit constanter Bosheit „das" statt „daß" schreiben, ich meine: meine Wertschätzung deiner Persönlichkeit würde dadurch nicht modifiziert, ebensowenig, wie du in meiner Achtung steigen würdest, wenn du nun wirklich lernst, fehlerfrei zu schreiben. Aber es handelt sich nicht um mich, sondern um dich und andere. Und erst indirekt, indem ich darunter leide, wenn andere dich nicht für voll nehmen, berührt diese Frage auch mich. Ist dir das klar? Und wirst du nun ohne jede Erbitterung auch diesen zweiten Brief geduldig durchkorrigieren? Ich will dich nicht zwingen, ihn noch einmal abzuschreiben, obwohl ich, wie gesagt, gern diesen Brief aufgehoben hätte. — Ich habe mir diese Tage bei einen Diner, wo mir die brennende Plumpuddingsauce über die Hand floß, auch ein paar Finger verbrannt: du siehst, wie wir auch in dieser Beziehung sympathisieren. Am nächsten Sonntag in vier (!) Wochen sehn wir uns in Berlin.

Herzlichst dei Erich.

Mei armes Weib! Stolberg, 27. November 1889.

Man muß dumm sein wie ein Ochse, um zu glauben, daß ein Blatt, auf welches man auf der Post abonnieren kann, verboten sei. Wenn man dir wegen der Lektüre des Volksblatts Schwierigkeiten macht, so geh. Ich werde dir nicht zumuten, in einer Umgebung zu bleiben, welche so kleinlich denkt. Sich jedoch darüber „tot zu ärgern", würde ich dir nicht empfehlen. Besten Dank für die Zusendung des Abschnitts aus der Leipziger Zeitung. Auch so ein Act kleinlicher Unduldsamkeit! Sobald ich einen Brief von dir erhalte, beantworte ich denselben: deinen gestrigen Brief habe ich daher schon gestern erwidert. Die „Gespenster" besitze ich z. Z. nicht. Ich lege dir dafür ein paar andere Dramen von Ibsen bei, die du noch nicht kennst.

Herzlichst dei Erich.

Stolberg a. H., 1. Dezember 1889.

L. S. Besten Dank für deinen lieben Brief. Ich bin die nächsten Tage nicht in der Lage, ausführlich zu antworten. Es geht mir gut, der Einacter

schreitet rüstig fort, schon 40 Seiten. Er muß natürlich fertig sein, bevor ich nach Hannover und von da nach Berlin gehe. — Also heute in vier Wochen! Auch ich freue mich sehr. „Herr Doktor, daß ist das Glück" hieß es im ersten, „Herr Doktor, das ist daß Glück" im zweiten. Ja — ja! Das muß doch sehr schwer sein. Übrigens bin ich sonst sehr zufrieden. Im letzten wirklich „das" so gut an Ort und Stelle, „daß" einem „das" Herz im Leibe lacht.

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Mein liebes Weib! Stolberg a. H., 2. Dezember 1889.

Du dachtest wohl schon, ich hätte ihn vergessen? Ja, das könnte dir so passen! Aber nein, im Gegenteil: ich gratuliere dir von ganzem Herzen und wünsche dir, daß du noch immer älter werden mögest! Und anbei schick ich dir einen Korb voll guter Dinge für Magen und Seele. Das Buch von meiner Mutter über meine Kinderzeit schenke ich dir freilich nicht, aber daß ich es dir zum lesen schicke, ist auch ein Geschenk, und vielleicht, wenn du es so verstehst, nicht das geringste. Die Wurst und Käse sind aus Hannover von meiner guten Tante, sie werden dir wohl schmecken, denk ich. Auch den grünen Heinrich lege ich auf deinen Wunsch bei. Heb die vielen Zeitungen auf, du kannst sie gut gebrauchen, wenn du mal wieder Bücher verpackst.

Herzlichen Gruß und einen schönen Geburtstagskuß! Dei Erich.

Mei Weib! Hannover, 26./27. 12. 89.

Armes Kind! Influenza!? — Jeder anständige Mensch jetzt! — Besten Dank für großartiges Tintenfaß! — Nur Geniales (!) draus schreiben!!! — Es lebe Berlin und die Zukunft! Dei Erich.

Mein liebes Weib! Hannover, 29. Dezember 1889.

Ich sitze da und warte vergeblich auf meine Freunde, die ich zum Frühschoppen zu mir geladen hatte. Das schöne Eiswetter hat alle hinausgelockt zum Schlittschuhlaufen. Da kann ich wohl nichts Gescheuteres thun, als an mein Weib zu schreiben, das ohnehin bei dem Trubel hier schlecht wegkommt. Was macht deine Influenza? Ist sie noch vorhanden? — Auch ich kam hier ganz krank an, hatte hier aber keine Zeit, diesen Zustand festzuhalten. Da kommt der Kleine als erster, da muß ich schließen. Herzlichst dei Erich.

In den Armen.

Ich kann auf Erden nur noch rein empfinden,
wenn ich dich treu in meine Arme schließe
und als mein eigen vor der Welt dich schütze ...

Und kann auf Erden nur noch freudig atmen,
wenn ich umschlossen bin von deinen Armen
und ruhen darf an deinen weißen Brüsten.

Mein liebes Weib! Stolberg a. H., 13. Januar 1890.

Wenn ich meine schlechte Laune nicht einmal an dir auslassen soll, an wem soll ich es denn da schließlich thun?! Heute scheint übrigens die Sonne, und ich bin, obwohl ich z. Z. ganz allein in unserm Schöffensaal hinterm Kruzifix sitze, ganz fidel. Auch meine Erkältung ist vorüber. — Wegen der Korallenbrosche mach dir nur keine Sorgen: du sollst sie haben. Ich muß doch nur erst selber Gelegenheit haben, eine zu kaufen. Hier in Stolberg kann ich das doch nicht. Sobald wir uns sehen, bekommst du sie also. So lange gedulde dich nun aber bitte noch und quäle mich nicht fortwährend damit. . Ich empfehle dir natürlich, solange du noch hustest oder sonst irgendwie nicht ganz wohl bist, bei Muttern in Halle zu bleiben. Überhaupt verlaß dich nicht so sehr auf Magdeburg. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich dahin komme. Halle oder Torgau oder Nordhausen sind viel wahrscheinlicher. Ich sage dir das, damit du nachher nicht enttäuscht bist. Bitte gewöhne dir doch auch an, gleich oder wenigstens den Tag darauf zu antworten. Du schreibst zwar, daß ich dir eine Last wäre und dies würde die Last wohl noch erschweren, aber bei einer so gewichtigen Persönlichkeit wie mir, kommt es auf ein wenig mehr oder weniger kaum an. Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Mein Weib! Stolberg a. H., 16./17. 1. 90.

In später Nacht komm ich nach Hause. Unterwegs schon hab ich in Gedanken auf das kalte Bett geschimpft, in das ich stumpfsinnig steigen werde. Und nun finde ich deinen Brief vor, in dem ich dich so ganz wiedererkenne — — weeß Knöppchen, es wird mir wirklich schwer. — Du liebes Weib, du! — Wenn du gern nach Dresden fährst und Geld dazu hast, habe ich gewiß nichts dagegen: ich kann dir leider vorm 1. Februar kein Geld mehr schicken — d. h. falls du es nicht dringend nötig hättest —? Mein Weib — mein liebes Weib: schreib doch den Idealismus nicht mit einem „ß" am Ende! man denkt ja sonst doch nur an eine Abart von Apfel- oder Pflaumenmuß . . . Aber es ist reizend so — drollig — entzückend — berauschend — hinreißend u. s. w. Du willst dein Brot verdienen? Schaute du! Das wäre noch schöner! Wozu habe ichs denn durch schlaflose Nächte zum Königlich Preuß. Gerichts-Referendar gebracht??!?! — Hungern wir lieber beide: aber zusammen, für 200 M. monatlich, zum Sterben ist das zu viel und zum Leben auch nicht zu wenig. Freilich — freilich — freilich, man muß sich einrichten — aber das werden wir verstehen, gelt? Herzlichst dei Erich

(etwas, aber nie wieder-bezecht).

Mein liebes Weib! Stolberg a. H., 19. 1. 90.

Siehst du, wie verkehrt es ist, dir etwas lebhafte und gar liebenswürdige Briefe zu schreiben! Gleich hat man dich um alle deine Ruhe gebracht und deine Einbildungskraft in unziemlicher und unzuträglicher Weise erregt. Wie du weißt, bezeche ich mich niemals, und auch dann nur unvollkommen. Ledig-

lich in dieser unvollkommenen Form war es neulich Abend der Fall. Heut ist der Tag des Herrn. Unter meinem Fenster, in der in halber Höhe an den Berg geklebten Kirche, läuten sie so fest sie können den ganzen Tag, entweder zur Kirche, oder aus der Kirche oder zur Abwechslung aus Trauer über den Heimgang meiner lieben, guten, hochseligen Kaiserin Augusta. Unter diesem feierlichen Geläut soll heute noch der Graf Hans fertig werden …

Herzlich grüßend dei Erich.

Mein lieber Moppel! Berlin, 11. Juli 1891.

Diese Nacht hab ich geträumt, daß ich dich im Garten sitzen sah und schreiben. Ich ging leise heran und sah dir über die Schulter. Da maltest du gerade eine große III auf eine neue Seite. Aha, dachte ich, sie fängt ein neues Kapitel an, da will ich sie lieber nicht stören und schlich ebenso leise wieder weg, d. h. ich weiß nicht genau, ob ich dich nicht vorher auf das dreieckig ausgeschnittene Stück Nacken geküßt habe und so. Herzlichen Gruß und Kuß!

Dein u. so Erich.

Mei liebes Moppel! Berlin N. W., Karlstr. 32, 24. Juli 1891.

Also wenn du dir noch einmal unterstehst, in einem Briefe an mich so schlechte Verse abzuschreiben, wie diese mit den „Händen, enden, senden, wenden" … dann laß ich mich notariell von dir scheiden. Merk dir das! Es giebt viel Schauderbares auf dieser Welt, aber für mich nichts Schauderbareres als Verse, damit kann man mich der Heilsarmee in die Arme jagen. Selbstverständlich spreche ich nicht von wirklich guten Versen, wie sie Goethe und ich und noch ein paar andere in wenigen glücklichen Stunden gemacht haben: das sind eben so übernatürliche Ausnahmen, daß sie nur die Regel bestätigen — nämlich die Regel, daß alle Verse für den geschmackvollen Menschen eine stinkende Scheußlichkeit bedeuten. — Ich arbeite. Die Begehrliche wird zum 1. August fertig, dann kommt das neue, u. so. Leb wohl, mein liebes Kind, laß es dir weiter gut gehen!* Herzlichen Gruß und Kuß!

Dei Erich.

Mein liebes Moppchen! [Alland.]

Bist du sehr traurig? Ich auch. Aber nur Geduld, es kommen auch wieder bessere Tage. Ich freue mich auf den Winter, wo wir wieder in Berlin zusammen sind. Ich werde ganz mit meinem Moppchen leben und viel arbeiten. Hier wo es mir gut geht und ich gar kein Geld brauche, arbeite ich einstweilen mein Stück um. Meine Adresse: Alland bei Baden bei Wien, bei Herrn Privatier Franz Hartleben. Einen rechten Kuß!

Dein Erich.

---

* In Lobenstein.

Mein liebes Weib! Alland, 28. Juli 1892.*

Ich kann dir die erfreuliche Mitteilung machen, daß meine Arbeit recht gut und zu meiner Befriedigung von Statten geht. Ich arbeite in einer Laube, die fast ganz von wildem Laub verhängt ist. Im Laube summen die Bienen. Wenn ich nachsinnen muß, mach ich einen Rundgang durch den Garten, und ich glaube wirklich, daß die herrliche Luft und die sommerliche Stille wohlthuend auf meine geistige Thätigkeit einwirkt. Herzlichen Gruß und Kuß!

Dein Erich.

NB.: Ich arbeite natürlich das „Ehrenwort" durch. 1. Act fertig.

Mein liebes Moppchen. Alland, 29. Juli 1892.

Inzwischen hast du wohl mehrere Briefe von mir erhalten; ich erklärte dir auch, wie es gekommen ist, daß ich den deinigen vom Zwanzigsten erst so spät erhalten habe. — Es thut mir schrecklich leid, daß du wieder so krank geworden bist. Ich dacht es mir fast, denn ich ging die ganzen Tage bis gestern, Mittwoch, in einer bei meinem Naturell ganz ungewöhnlichen gedrückten und beklommenen, angstvollen Stimmung herum, aus der heraus ich dir auch jenen ersten Brief aus Alland schrieb. Ich wußte ja nicht, daß du krank seist, aber daß du irgendwie littest, fühlte ich und schrieb deshalb: „Du bist wohl recht traurig? Ich auch". Du siehst, wie vollkommen ich mich zu deiner Theorie von den Ahnungen bekehrt habe und zu dem Glauben, daß zwischen zwei Menschen, die sich so lieb haben wie wir, irgend ein unbewußter Zusammenhang herrscht, auch wenn sie von einander entfernt sind. Nun glaub ich aber, daß dies verbindende Gefühl nicht blos Schmerzen vermittelt, sondern auch die Gefühle der Freude und das Ende der Schmerzen. Seit gestern Mittag**, wo ich dir mitten in meiner Arbeit die paar befriedigten Worte über diese schrieb, fühlte ich eine Erleichterung, die nicht einmal heute, nachdem ich deinen traurigen Brief gelesen habe, völlig wieder verschwindet. Nicht wahr: es ist inzwischen schon eine Besserung eingetreten? Bedenke auch, daß diese Anfälle in immer größeren Intervallen aufgetreten sind und daß du noch jedesmal wieder gesund und kräftig daraus hervorgegangen bist. Das muß dir doch ein fester Trost sein! — Mit herzlichem Gruß, auch an deine Frau Mutter, und einem langen Kuß dein Erich.

Ich der Unterzeichnete verspreche hiermit meinem lieben Moppchen, mit ihr im Jahre 1900 — im Falle daß wir beide dann noch leben — eine schöne Reise in das nördliche Norwegen zu machen. Konventionalstrafe, falls ich dies Versprechen nicht im Jahre 1900 erfülle —: 10000 Mark. Auf Ehrenwort!
Otto Erich Hartleben. Berlin, 13. Februar 1893.

---

* Handschrift hat 29., Poststempel 28. Juli. ** Handschrift hat 28. Juli; es ist jedoch klar, daß dieser Brief vom 29. Juli zu datieren ist.

Mei liebes gutes Moppchen! 8. 6. 93.

Sei doch verständig und gut und bring mich nicht zur Verzweiflung! Wie kann ich denn eine Hoffnung fassen, daß du jemals wieder gesund werden wirst, wenn bu schon wegen dieser zwei Tage, wo du länger in der Klinik liegen sollst, einen solchen Lärm machst, dich so aufregst und also loswütest auf deine Gesundheit. Mich hat dieser dumme Jähzorn von dir wieder so traurig gemacht, wie ich schon seit acht Tagen nicht mehr gewesen war; wenn ich erst anfangen muß, zu zweifeln, daß es dir gelingen wird, dich selber in Zukunft besser im Zaum zu halten und dein Temperament zu zügeln, dann ist es mit mir aus, das fühl ich deutlich, dann kann mich das Leben überhaupt nur noch anekeln, ich habe dann aber eine Niete gezogen, und wie sollte sich da noch irgend eine Arbeit und irgend ein Streben lohnen und mich erfreuen: mit dem Bewußtsein, einen andern Menschen, den man so lieb hat, unglücklich gemacht zu haben, kann ich auf die Dauer nicht leben, andere mögen das können, ich nicht, ich ganz gewiß nicht! Also, mein liebes gutes Moppchen: sei verständig und gut, ja? Das Leben ist wirklich zu ernst, und vielleicht, wenn man es ernst nimmt, auch zu schön, als daß man es durch Launen und häßliche Eigenwilligkeiten aufarbeiten oder verschandeln sollte! Das muß doch mein Moppchen nicht, das ich so lieb habe und auf das ich sonst so stolz bin! Die Franzosen nennen eine Geliebte: Maitresse, d. h. auf Deutsch: „Herrin", und dieser Bezeichnung liegt ein Verhältnis zu Grunde, in dem der Mann nach den Launen und Eigenwilligkeiten des Weibes tanzt und vor ihnen zittert: ein Verhältnis, wie ich es erst jetzt wieder mit Schauder und Schmerz bei H. beobachtet habe. Du achtest aber, wie ich hoffe, dich und mich zu hoch, um ein solches Verhältnis zwischen uns zu wünschen. Du verstehst, wie ich hoffe, daß das deutsche Wort Geliebte, wie ich es auffasse und mit mir alle, die von der lebenden Generation für die Zukunft in Betracht kommen, auf ein Verhältnis sich bezieht, das alle sittlich ernsthaften und schönen Seiten einer „Ehe" in sich begreift, ohne die häßlichen und gemeinen Seiten des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwanges, der zu 99 Prozent das eigentliche Wesen der bürgerlichen „Ehe" bildet. Wenn du deinen Verstand zusammennimmst und dich in diese Anschauung hineindenkst, die einzige, die menschlich vornehm und zugleich wahrhaft modern ist, dann wirst du nicht nur eine frohe Sicherheit und Überlegenheit unserer Liebe fühlen, die so viel höher geartet ist, als das jämmerliche Gros der Ehen, du wirst auch ein für allemal die stumpfsinnige Sorge um die Zukunft los werden, weil du dir sagen mußt, daß es damit wohl recht wenig Gefahr haben muß, wenn ich unseren Bund so auffasse. (Vorausgesetzt, daß du Vertrauen zu mir hast.) Aus den kleinbürgerlichen Anschauungen, in denen du herangewachsen bist, mußt du dich aber losmachen, das ist eine geistige Arbeit, die ich von dir verlangen darf, wenn ich das Leben mit dir teile. Es hängt da Eines am Andern! Für meine Maitresse, die gern endlich, schließlich doch

noch meine Frau werden möchte, schickt sich ein solches Benehmen, wie das heute, vollkommen, es ist sogar stilvoll. Für dich aber, für mein liebes Moppchen, für meine Geliebte, für mein Weib, schickte es sich ganz und gar nicht und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil es eine frivole Gefährdung deiner eigenen Gesundheit darstellte, die ich so schmerzlich empfand, daß ich laut heulend wie ein Verrückter die Elsasserstraße entlang ging und eine trostlose Depression empfand, die .. na, die .. Schwamm drüber! Ich habe jetzt versucht, sie mir etwas von der Seele runter zu schreiben, vielleicht hast du die Gnade und Güte, über diesen Brief ein wenig nachzudenken. Es ist wirklich nicht so schwer für ein Weib, einen fein empfindenden Mann zu Grunde zu richten. Ich hoffe, daß dein Ehrgeiz auf originellere Ziele gelenkt ist. — — Also: mein liebes süßes Moppchen, sei gut und verständig! Und Mensch, ja? Es küßt dich dei Erich.

Mei liebes Moppchen! [Zürich, 12. 8. 93.]

Aber na nu ne! Ich hab ja doch blos mei Scherzchen gemacht! Ae bischen Ulk: als wie Gott der Herre: du sollst nich so streng sein mit mir. Ich bin ja sonst wie ä Murmeltierchen: mer brauchts mir ja blos zu sagen. Ich will ja blos meinem Moppchen dienen, auf daß mirs wohl gehe und ich lange lebe auf Erden! Verstehst du denn gar keinen Scherz mehr? Ich darf doch wohl mal ä bischen albern sein! Ich mache äben mei Späßchen! „Du hast gesündigt und du wirst verbannt!" schreibst du da! Aber na nu ne: das klingt ja fercherlich! Da sollt mer sich ja, weeß Knöppchen, ordentlich ferchten! Gott verdimm mich!

— —

Mein Aufenthalt hier in Zürich wird sich nach der Länge deines Aufenthalts in Augustusbad richten: nicht umgekehrt. Wie lange du die Kur noch gebrauchen sollst, hat der Doktor zu bestimmen. „Würdest du mit einem dummen, ruhigen Schaf, daß sich alles gefallen läßt, glücklich sein?" Ich sollte glücklich sein, ich, ich allein?

„Nein, teures Wesen! Ohne dich
sind mir des Lebens schönste Farbentöne blaß!
Ich könnte ohne dich jetzt nicht mehr leben! Laß
dich überzeugen, daß ich alles wage,
damit ich ewig dich auf Händen trage —
und krümelte der Erdball unter uns zusammen,
um Flockenruß zu werden in den Flammen,
die seine Jahreszeiten rauben"!*

Heil! Gruß und Kuß! Dein lachender Erich.

---

* Verse aus Alexanders Dedekinds Trauerspiel „Kürnberg", das Otto Erich verulkt hatte. (Freie Bühne f. mod. Leben, I, Heft 22 vom 2. Juli 1890.)

Mein liebes Moppchen! [Zürich.] 12. August 1893.

Heute gehen die beiden Congresse zu Ende und alle Delegierten fahren wieder in ihre Heimat zurück. Es ist mir ganz angenehm, denn wenn ich auch die Arbeit nicht unterbrochen habe, so ist sie doch nicht in der Weise vorwärts gegangen, wie ich wünschte. Wie lange du in Augustusbad bleiben sollst? So lange, wie es der Dr. Meyer für wünschenswert hält. Wir brauchen uns ja gar nicht zu beeilen. Nur 1. October möcht ich wieder in Berlin sein.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich!

Mein liebes Moppchen! [Hannover.] 27. Oktober 1893.

Mir scheint, du hast mit oder an mir wirklich eine gute Partie gemacht. Denn — es ist ja lächerlich, aber wahr — so lieb wie ich dich nach allen mir aufstoßenden Symptomen zu haben scheine — ich weiß nicht, aber ich glaube: so lieb kann dich „alte Ziege" wirklich kein anderer Mensch je gehabt haben, noch jemals haben. Vielleicht ist das eine Anmaßung von mir, da mich ja die Menschen meistens für einen herzlosen Genüßling halten, aber ich selber kann mich nur an die Symptome halten und diese sprechen doch dafür, daß ich in dir mein liebes Weib verehre, daß mir viel mehr wert ist als mein immerhin sterblicher Cadawer. Wie? — Giebst du mir nicht recht? — Nicht wahr: wir wollen uns dieses klägliche Dasein so behaglich und liebenswürdig einrichten, wie wir beide zusammen es mit unseren bescheidenen Gemütskräften irgend können — denn, nicht wahr, mehr können Menschen doch nicht zu Stande bringen und Höheres können sie nicht leisten. Und in diesem Sinne küsse ich deine schönen, kleinen Füße. —

Julius Hart ist ein lieber Mensch. Sein Kosewort für alte Freunde lautet „alte Ziege" — wir pflegen uns so anzureden, und ich erachte es in keinem Sinne für eine Profanation des Wortes, wenn ich dich auch mal so anrede — die besondere Eigentümlichkeit der Dürre, wie sie sonst im allgemeinen den Ziegen, insbesondere den alten Ziegen nachgerühmt wird, trifft zwar auf dich, im besonderen Falle, leider in keiner Weise zu, aber die Anrede als solche mußt du mir trotzdem gütigst gestatten. Gute Nacht! Kuß! Dein Erich.

Mein liebes Moppchen! [Weimar.] 17. Juli 1894.

Festessen des Pan. — Ich komme hier erst übermorgen, Freitag, los. — Wie geht das Schwimmen in der Ostsee?* Hast du dirs so gedacht? — Wenn du Lust hast, fahre doch noch an die Nordsee, das ist ja nicht schlimm. Vielleicht nach Sylt, erkundige dich. Dort soll der Wellenschlag am stärksten sein. Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Kissingen, 21. Juli 1894.

So bin ich denn in Bayern eingerückt,
nachdem ich mich aus Rudolstadt gedrückt:

* In Ahlbeck bei Swinemünde.

Die Leute waren wirklich gar zu fade,
um meine schöne Reisezeit wars schade.
Hier sitz ich nun im allerliebsten Städtchen
bei einem wirklich reizend hübschen Mädchen,
bei einem wundervollen blanken Wein —
und grüße dich — denn ach! — ich bin allein.

Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Würzburg, 23. Juli 1894.

Deinen Brief, der keine Moralpauke sein soll, habe ich gestern Abend verdaut. Bitte nimm unsere „Ehe" nicht in dieser Weise tragisch. Dadurch könntest du nur dir und mir das Leben schwer machen. Ich habe dich allerdings, wie du schreibst, aus Liebe zu meinem Weibe gemacht, auch „vor aller Welt", weil mich deine schlechte und schiefe soziale Stellung ärgerte und quälte. Aber nun und nimmer habe ich damit etwa die „Pflichten eines guten Ehemannes" im bürgerlichen Sinne des Wortes auf mich genommen. Ich kann keinen Zwang und keine Pflicht von außen her empfinden, das mußt du wissen, wenn du mich kennst, und du kannst durch das Citieren berühmter Aussprüche berühmter Männer über die Pflichten des Ehemannes nur böses Blut bei mir machen. — Also — Schwamm über die Weisheit des Ehemannes Sch. Ich küsse dich herzlich! Dein Erich.

Mein liebes Moppchen! [Florenz.] [1. 4. 95.]

Sie ist da. Die Witwe. Ein altes Mädchen, das früher Lehrerin war und jetzt schriftstellert. Sie schreibt an einem mehrbändigen kulturhistorischen Werke über die Entwicklungsgeschichte der Spitzen. Das was sie am Pitti und den Uffizien interessiert, hängt zwischen den beiden über dem Arno — es sind die schauderhaften alten Portraits, die in dem langen Gange aneinanderhängen: sie glaubt dort die ersten in der Geschichte nachweisbaren Spitzenkragen erkennen zu dürfen. Sie ist unendlich gelehrt und riesig dumm. Vom Kinderlehren hat sie sich grade wie Bruno Wille ein unglaublich langsames Tempo im Sprechen angewöhnt. In diesem Tempo und mit dem Tone einer unfehlbaren Überlegenheit belehrt sie einen über Dinge, die man grade gestern im Bädecker gelesen hat. Du kannst dir vorstellen, wie ich mit hochgezogenen Augenbrauen dabei sitze, bedeutungsvoll mit dem Kopfe nicke und nur manchmal ein wichtiges: So, so! dazwischen werfe.... Anbei übersende ich dir die ersten 24 Bilder, die ich mit meiner Camera gemacht habe. 12 davon, die du an den Telegraphendräten leicht erkennen kannst, sind aus dem Coupéfenster des fahrenden Schnellzuges heraus gemacht. Es waren die ersten, die ich aufnahm. Sie sind auf der Brennerbahn, vor und nach Innsbruck, gemacht, und wenn sie auch natürlich an Schärfe zu wünschen übrig lassen, sind sie als Erinnerungsbilder sehr nett. Auf dem

einen ist das Coupéfenster als Rahmen mit aufgenommen. Die von Florenz und Umgebung sind schon besser, einige davon sogar ganz reizend. So z. B. das aus den Cascinen (dem Wäldchen vor Florenz, in das auch wir damals zum Corso hinausgefahren sind) mit dem Kinderkopf vorn. Ich schicke dir demnächst die Platten, von denen ich noch bessere, sorgfältigere Abzüge zu machen gedenke, wenn ich wieder daheim bin. Ich bleibe mindestens noch 8 Tage hier und werde noch viele Aufnahmen machen, die ich dir nach und nach alle zusenden werde. Du hast dann ein Bild meiner ganzen Reise beisammen. Auch die Witwe werd ich dir photographieren, vorausgesetzt, daß ihre allzu spitze Nase die Platte nicht zersticht. Grüße Else,* wenn du sie siehst, herzlich von mir, und sei selber auf das Beste gegrüßt von deinem

Erich Happele.

Mein süßes goldenes Moppchen! Rom, Via de' Crociferi, 13. April 1895.
Ich küsse dich. Dein Erich.

[Rom, 14. 4. 1895.]

„Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht".

Nicht war, mein Moppchen: Das ist ein Vers? Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! [Florenz.] 3. April 1896. (Charfreitag.)

Ich bin erst gestern hier angekommen, weil ich zwei Tage lang am klimatischen Fieber krank gewesen und in Verona und Mantua elend im Hôtel gelegen habe. Aus dem lachenden Frühling in Bozen kam ich, als die Witterung umgeschlagen war, in das rauhe Oberitalien und bekam alsbald dieselben Zustände wie damals in Neapel. Ich hatte einen Herrn Behrens,** Maler aus München, zum Reisegefährten; er fuhr allein weiter und ich sehnte mich sehr nach meinem Moppchen. Ich fuhr die 2 Stunden von Verona nach Mantua und ließ mich in das Hôtel fahren, in dem wir vorigen Sommer einen netten Abend zusammen waren. Ich wußte, daß dort ein deutscher Wirt Sennoner war und an diesen wandt ich mich. Er hatte auch Mitleid mit mir, gab mir Chinin und ein warmes Zimmer mit vielen Decken, darauf fühlte ich mich gestern so weit gekräftigt (nach 12 Stunden Schlaf), daß ich die Fahrt hierher riskierte. Und siehe da: kaum war ich nach sechsstündiger Fahrt durch den Appenin, das Gebirge, das Italien quer durchkreuzt, hindurchgefahren, da ging es mir, wie vor zwei Jahren nach der Fahrt nach Capri. Ich fühlte mich wie neu geboren, trank einen Liter Wein und legte mich schlafen. Heute kommt es mir fast komisch vor, daß ich mich noch vorgestern schwer elend gefühlt habe. Hiernach wirst du mir wohl verzeihen, daß du zwei Tage auf Nachricht von mir hast warten müssen. Ich war nicht im Stande, eine ver-

---

* Schwester Hartlebens. ** Peter.

nünftige Karte zu schreiben und wußte zudem nicht, ob du schon in Wiesbaden oder in Berlin seiest. Du hättest dich ja auch nur geängstigt, wenn ich dir von meinem Zustande früher etwas mitgeteilt hätte, ehe ich dir meine Wiederherstellung hätte melden können. — Ich komme nun auf deine hier, Casa Nardini, vorgefundenen Mitteilungen. Ich werde unter diesen Umständen Ostern in Florenz bleiben und bitte dich, mir deine ausführliche Antwort auf diese Karten* noch in die Casa Nardini zu schicken, wo ich dasselbe nette kleine Zimmer bekommen habe, wie voriges Jahr. Es ist jetzt in Rom sehr voll, den Kirchentrubel kenne ich und ich muß ein paar Tage Ruhe zur Arbeit haben. — Deine letzte Karte in Bozen noch erhalten. Die Korrekturen vom Fischer auch, hier. Das Buch wird ganz gut aussehn. Die Tintenfeder, mit der ich diese Karten schreibe, hat mir in Bozen ein Herr, Maler Rentzing, aus München geschenkt, sie scheint aber nicht besser zu sein, als meine früheren, wenn sie nur heute noch Stand hält. — Ich habe übrigens unterwegs einige nicht bloß nette, sondern auch wichtige Bekanntschaften gemacht, u. a. den künftigen Theaterdirektor des Theaters im Westen, der die Absicht hat, meine liebe Hanna Jagert wieder aufzuführen und andere „bessere" Menschen. Ich wurde sehr verzogen. Auch der Kapellmeister Levy, an den du den Angelus geschickt hast, ist mir riesig freundlich entgegengekommen. Er ist einer unserer allerersten Kapellmeister, der immer in Bayreuth dirigiert hat. — In Bozen habe ich einige sonnige Tage verlebt und der Wirt im Batzenhäusl hat mir ein feines Stammglas dediziert, auf dem eingraviert steht: „Dr. (!) Otto Erich Hartleben, 25. März 1896." Ich habe mich revanchiert, indem ich der Kellnerin Marie, derselben, die uns vorigen Sommer bediente, ein eigenes „Poesie"-Album gestiftet habe. — Ich bitte mir aus, daß du, mein goldenes Moppchen, nicht den Kopf hängen läßt, auch wenn es dir noch nicht besser geht. Das schickt sich nicht für dich, du mußt so viel Mut und Tapferkeit haben, wie ich Liebe zu dir und tiefe Dankbarkeit. Und wenn ich dir wirklich mal einen Tag keine Karte schreibe, so soll das möglichst selten sein und nur aus solchen Ursachen vorkommen, wie in den letzten drei Tagen. Schreibe mir nur ruhig deine Klagen, wenn es dir noch nicht gut geht, ich will und muß ewig ganz intim Teil an dir haben, und es ist nicht mehr als recht und billig, wenn ich erfahren muß, daß du leidest. Ich lasse durchaus nicht „was irdisch ist dahinten", sondern bin mit meinem Leichtsinn längst zu Ende und nur dann innerlich froh, wenn ich als Mensch meine Pflichten erfüllt habe. Mein Reisegefährte Behrens ging, als ich diese Karten an dich zu schreiben anfing, in das Café Varieté, wo wir auch einmal einen Abend zusammen drin waren, und wollte mich durchaus mithaben. Aber diesmal ließ ich ihn allein ziehen, und sagte ihm, ich wolle hier schreiben. Ich habe einen ganzen Stoß von Sachen hier vorgefunden. Ich werde, bis er zurückkommt, möglichst

* Acht Postkarten.

viel erledigen. Wegen der teuren Preise in Wiesbaden mach dir keine Gedanken! Sobald du siehst, daß du nicht langst, schreib mir sofort: ich lasse dir dann mehr schicken. Auch wird dir Otto* jederzeit aushelfen, wenn Not an dem Mann ist. Wir fahren zusammen diesen Sommer nach Kopenhagen! An M. schreib ich heute noch. Er wird mich wohl noch hier in Florenz treffen. Ich habe ja keine Eile und muß, wie gesagt, mal Ruhe haben. Das kann ich in der Casa Nardini und auch hier, im Restaurant Melini, wo mich jeder kennt. Ich sitze seit 1 ½ Stunden in meiner schwarzen Brille da und schreibe, zum Erstaunen der Italiener. Nun will ich Schluß machen und dir nochmals versprechen, daß du jeden Tag von mir mindestens eine Karte erhalten sollst. Ich glaube, wenn du die Tage zählst, die wir schon entfernt sind, kommt im Durchschnitt mehr denn eine pro Tag heraus. Ich küsse dich herzlich.
Dein Erich.

[Florenz, 10. 4. 96.]

Mein liebes Moppchen! Ich war heute Nachmittag bei Böcklin und habe einen ganz großen Eindruck empfangen, den ich für mein Leben nie vergessen werde. Er malt augenblicklich ein Bild, das bedeutender ist als alles, was er je gemalt hat. Er war von einer märchenhaften Freundlichkeit gegen mich, die ich dem PAN verdanke. Seine Villa liegt auf halbem Wege nach Fiesole in einer herrlichen Lage mit der schönsten Aussicht auf Florenz. Kurz — es war wundervoll! Ich bin noch ganz berauscht von dem Eindruck. Herzlichst
dein Erich.

Mein liebes, goldenes Moppchen! Chiusi, 19. April 1896.

Hier im Bahnhofsrestaurant sitzend hab ich dir schon eben eine Karte geschrieben, aber das was ich auf dem Herzen habe, kann ich doch nicht auf Karten schreiben. Jetzt wo ich allein bin, ohne meinen Reisegefährten, der meine Gedanken immer noch ablenkte, fühl ich erst, wie tief traurig ich eigentlich bin. Ich muß sehr viel trinken, um nicht einfach verrückt zu werden. Des Morgens, wenn ich aufwache, habe ich ein Angstgefühl, das ich dir nicht beschreiben kann, und das erst nach einigen großen Gläsern Wermuths wieder weicht. Ich habe die Empfindung, als ob mir wohler würde, wenn ich mich einmal vor dir auf den Knieen gründlich ausweinen könnte — meine Nerven sind in einer Überspannung, wie ich sie niemals früher gekannt habe. O, habe du doch Mut, du bist die Stärkere von uns beiden: ich gehe ja einfach in Scherben, wenn du mich nicht halten willst.
Dein Erich.

28. April 1896.

Mein liebes Moppchen! Ich lese hier eben auf einem römischen Grabstein:

„La debolezza umana piange,
sorride l'immortale speranza"

---

* Bruder Hartlebens.

d. h. auf Deutsch:

„Menschliche Schwäche weint,
unsterbliche Hoffnung lächelt.“

Ich finde das sehr schön. Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Rom, 7. Mai 1896.

Deinen Brief in Groß-Folio vom 3. Mai hab ich gestern erhalten, und als ich ihn einmal in ganzer Zeitungsgröße entfaltete, entstand unter den anwesenden Freunden ein bewunderndes Kopfschütteln. Welch ein Weib! das solche Briefe schreibt! Zu lesen hab ich ihnen natürlich nichts gegeben. Abgesehen von P., der willkürlich von Frascati heraus- und hereinfährt, ist mein täglicher Umgang Ludwig von Hofmann, ein besserer Mensch. Er hat mir ein Bild geschenkt, einen Jungen, der unter einem Citronenbaum sitzt, von dem ein allzuschwer von Citronen belasteter Zweig im Vordergrunde herniederhängt. Ich habe mir hier einen alten Rahmen dazu gekauft und glaube, daß dieses Bild unserer schönen kleinen Wohnung einen neuen großen Reiz verleihen wird. Das Arrangement über meinem Schreibtisch muß ganz geändert werden, die japanischen Fahnen müssen fort, die Geweihe müssen aufrücken u. s. w. Auch die Tambourins müssen vielleicht hinaus. Ach, ich könnte so viel mehr Platz gebrauchen, aber nicht wahr, mein Moppchen, wir wollen vorsichtig sein und nicht zu viel Pflichten uns aufladen. Eine Wohnung von 65 M. monatlich macht keine ernstliche Beschwer, wenn man mehr braucht, hat man Angst, ob man es auch immer verdienen könne u. s. w. Mit einer größeren Wohnung wachsen ja dann auch andere Bedürfnisse. In München sitzen nämlich auch noch zwei Maler, die mir Bilder versprochen haben, und ich kann doch nicht einfach sagen: ne Kinder, es thut mir leid, ich hab keinen Platz. Na, wir werden sehen. — Heute ist mit einem Schlage der Sommer hier eingetroffen. Nichts mehr vom Frühling. Sommer, Hitze, Gestank und herrlicher Duft .. und Farben, überall Farben. Hoffentlich kommt nun kein Rückschlag mehr — denn dieses kalte Regenwetter hier war so schrecklich deprimierend, zumal man vor sechs Wochen in München und Bozen schon das herrlichste Frühlingswetter genossen hatte. In Wiesbaden wird es jetzt auch heiß werden. — Also nun zu deinem Briefe. Wie ich schon auf meiner vorletzten Karte schrieb: es kommt alles darauf an, ob du eine Nachkur brauchst oder nicht. Ich dachte mir schon, daß der Arzt dir eine solche vorschreiben würde. . Also Tannenluft . . vollständige Ruhe. Unter diesen Umständen machen wir die Sache so: Du bleibst bis zum 3. Juni in Wiesbaden. Ich hole dich dort ab, und wir fahren zusammen, nicht nach Berlin, sondern auf den Harz. Zunächst nach Clausthal, da zeig ich dir das Haus meines Großvaters und sein Grab, und dann gehen wir nach Hahnenklee — zu Fuß 2 Stunden — und mieten uns dort ein bei Line Loorz, dem alten guten Mädchen, daß 30 Jahre bei meinem Großvater war, jetzt natürlich eine alte Frau.

Du weißt ja: ihr Sohn Erich ist mein erster Patsohn (dem wir neulich die Uhr geschenkt haben). Dort bleiben wir ganz allein für uns, 4 Wochen, und ich zeige dir, wie herrlich der Oberharz ist, auf dem ich geboren bin, wie ernst und wie groß er ist. — Unsere Wohnung in Berlin mag warten. Wenn du nachher durchaus eine Woche früher nach Berlin willst, so kann ich ja nach Weimar gehn — aber das können wir noch besprechen. Unter allen Umständen feiern wir unser Wiedersehen am 3. Juni in Wiesbaden. Wenn du deine Kur beendet hast, kannst du ja noch Ausflüge in die Umgegend machen u. s. w. Dein Billet, das somit verfallen würde, kannst du vielleicht mit Verlust an einen Commissionär losschlagen. Aber reiß dir deshalb die Beine nicht aus. Du weißt ja, wie ich über das vorhandene Geld denke. Später neues erwerben muß ich und werde ich. Ob das früher kommt oder später, ist ganz egal. Ich glaube, du traust mir auch im Grunde. Vor allen anderen Dingen will ich und wünsche ich, daß mein Moppchen sich ihres Lebens freue und froh werde, darin besteht nämlich mein von dir öfters erwähnter Egoismus — glaubst du denn, daß ich innere Ruhe und damit die Fähigkeit zu größeren Aufgaben gewinnen könnte ohne diese allertiefste Genugthuung? Darüber denk mal nach! — Ich bin ganz lustig anzusehn: habe mir die Haare scheeren lassen und dabei bemerkt, daß sie zur Hälfte bereits grau sind, so ein verschämtes Grau, das sich aus dem Aschblond kaum herauswagt. Ich küsse dich.

Dein Iglein.

Mein liebes, goldenes Moppchen! [21. 4. 97.]

Mut, mein liebes Weib, Mut, mach dir keine dummen Gedanken, sondern halt dich frisch und genieße so viel vom Leben, wie dir vorkommt. Meiner kannst du ganz sicher sein, denn erst kommst du und dann kommst du nochmal und dann kommen die anderen noch lange nicht. Wohl habe ich Mitleid, das grenzenloseste, mit dir, aber das ist es wahrlich nicht allein, sondern Liebe und Dankbarkeit und Bewunderung sind auch dabei. Ich reise in 2 Stunden nach Rom, erhielt gerade noch deinen Brief. Auch kam ein erfreuliches Schreiben vom Volkstheater bezüglich Ehrenwort und ein dito von der Jugend, die mein neues Gedicht „Franzensfeste" annehmen und mir 200 M. Honorar und Vorschuß nach Rom senden wollen. Das kann ich gut gebrauchen. . . Du kannst dir denken, was ich für Stimmung habe. Dazu einen mörderischen Schnupfen und das Ohr, das immer noch schmerzt. Ich hoffe in Rom ein stilles Zimmer zu finden, in dem ich das Ehrenwort für Wien bearbeiten kann.

Mit herzlichen Gruß und Kuß dein Erich Iglein.

Rom, 27. April 1897.

Mein liebes Moppchen, die Stahlfederfrage ist gelöst, nachdem sich einerseits die goldene Feder von Harlan gut eingeschrieben hat und ich andrerseits meine Füllfeder, mit der ich auch diese Karte schreibe, habe wiederherstellen

lassen. — Ich schrieb dir wohl schon, daß ich am 1. Mai mein altes Zimmer Via de' Crociferi 3 III wieder beziehe. Dort wird ein Einacter entstehen, der mir neulich Abend beim Frascataner eingefallen ist. — Das Papier, das mir R. nach Berlin geschickt hat, ist überirdisch schön: ich schreibe dir nächstens einen guten Brief darauf. Herzlichen Gruß und Kuß! Dein altes Iglein.

Mein liebes goldenes Moppchen! Frascati, 29. April 1897.

Ich bin heute nach Frascati herausgefahren und werde bis 1. Mai, wo ich mein altes Zimmer Via de' Crociferi 3, beziehe, hierbleiben.

Soeben erhielt ich auch deinen langen lieben Brief und möchte dir gleich kurz darauf antworten, wie sehr er mich ergriffen hat und wie tief ich dabei empfunden habe, daß ich dir ganz und gar angehöre. Ach, mein liebes Moppchen, hör doch endlich auf, daran zu zweifeln — du hast es bei Gott nicht nötig! Ich küsse dich viele Male herzlichst. Dein Erich.

Frascati, 30. April 1897.

Im Lande der Thorheit küßt ich die Hände der schönen Fraun,
sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden, lockenden Wort
und eitel genoß ich spielend den siegenden Übermut.
Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab:
Ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
hersehnen aus der Ferne — *deine* Hände, die
allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

Dein Otto Erich.

Mein liebes Moppchen! Rom, 1. Mai 1897.

Du hast vollständig recht. Entweder oder. Bitte schreib du ihr, daß sie mich überhaupt nicht wiedersieht, wenn sie uns das Kind* nicht giebt. Daß ich andrenfalls stets ihr Freund bleiben werde. Das muß genügen. Jetzt hab ich das Kind noch nicht lieb und kann mein Gewissen mit freiwilligen Zahlungen befriedigen. Wenn sie es uns giebt, werde ich vielleicht noch einmal ein glücklicher Mensch werden. Das heißt: das ist natürlich auch nur eine Einbildung von mir. Glück ist anders.

Du bist mein liebes Moppchen. Herzlichst dein Erich.

Mein liebes Moppchen! Rom, 8. Mai 1897.

Deinen langen Brief vom Donnerstag habe ich gestern erhalten. Inzwischen hast du wohl schon ein paar Moorbäder genommen. Bitte schreib mir doch,

---

* Ilsulein.

wie es dir jetzt zur Zeit geht, ob du Schmerzen hast. Ich bin, wenn ich einen solchen Brief von dir erhalte, immer ganz entsetzt und zerschlagen, das kannst du dir wohl denken. Ich bin nicht blos deshalb unglücklich, weil ich nicht so schaffen kann, wie ich möchte, sondern weil ich überhaupt nicht so bin, wie ich sein möchte — warum zwingst du mich, dir dies ausdrücklich zu gestehn? Du weißt es ja doch längst. Bitte, thu mir nun den einen Gefallen und versage dir nichts, was du genießen könntest. Z. B. die Rheinfahrt nach Bonn mußt du jedenfalls machen, ich bitte dich darum. Am 15. werde ich dir wieder 250 M. schicken lassen, damit du nicht zu sparen brauchst. Ich lege dir ein paar Bilder bei: zwei sehr schöne von Bozen, eins vom Batzenhäusl und eins von der Villa Falconieri bei Frascati, in der Richard Voß wohnt. Du fragst auch, ob ich arbeite. Nein, mein armes Moppchen, ich bummle nur. Ich bin froh, wenn ich in Gesellschaft bin. Oft, wenn ich allein bin und mich meinen Gedanken überlasse, steigt mir eine heiße Angst auf und ich renne auf die Straße. Meine Gesellschaft ist die alte: Khaynach, Rodolfo (die beiden sind zur Zeit mit einander verfeindet), Hofmann, Volkmann, Tuaillon, Krueger und neuerdings der Radierer Otto Greiner. — Gestern habe ich einen guten Kauf gemacht: ich fand einen marmornen Panskopf, alter schöngegilbter Marmor, und erhandelte ihn um 20 Lire, also etwa 15 M. Es wird ein origineller Schmuck meines Zimmers sein.* Herzlichen Gruß und viele Küsse! Dein Erich.

Mein liebes Moppchen! Rom, Via de' Crociferi, 3. III. 9. Mai 1897.

Nach dem beiliegenden Briefe der Em.** scheint es allerdings ziemlich aussichtslos, daß sie uns das Kind geben wird. Schließlich kann man ihre Empfindungen ja nur ehren und muß sich dabei beruhigen. Einige Wendungen ihres Briefes, wie: „so wie sie ehedem durch mich lebte, so lebe ich jetzt durch sie," sind geradezu großartig, und, wie ich sie kenne, auch echt empfunden. Es ist eben mein Schicksal, daß immer nur die menschlich-wertvollsten Frauenzimmer auf mich hereinfallen. Ich habe nun noch das Aeußerste versucht und ihr gedroht, was ich ja niemals ausführen könnte, daß ich mich um sie und das Kind überhaupt nicht mehr bekümmern würde, wenn sie es uns nicht gäbe. Aber zuweit darf ich das nicht treiben, sonst tötet sie sich. — Wir werden also wohl, mein liebes Moppchen, ohne ein kleines Kind zusammen weiterleben und uns dabei hoffentlich auch ganz wohl und jedenfalls leichter und bequemer fühlen und weniger Sorgen haben — und schließlich, wenn die kleine Ilse gedeiht und man hat bei der Em. nicht zu befürchten, daß sie verkommt, werden wir uns doch freuen, wenn sie dann mal zu Onkel und Tante zu Besuch kommt. Nimm das Leben nicht tragischer, als es ist, mein liebes Moppchen, sondern nimm das Gute, wo es zur Hand liegt. — Ich lege diesem Briefe noch eine Kritik vom Papa H. über die sittliche Forderung

* Jetzt im Besitz Cäsar Flaischlens. ** Mutter Ilsuleins.

und eine Karte der Jugend bei, die mir den Empfang des Gedichtes an dich bestätigt. Viel herzliche Grüße und Küsse! Dein Erich.

[Rom.] 16. Mai 1897.

Mein liebes Moppchen, bestell dir mal einen Teller Walderdbeeren und eine Citrone. Dann bestreu die Erdbeeren tüchtig mit Zucker und presse die Citrone darüber aus. Das habe ich hier heute von Italienern gelernt. Es ist herrlich! — Gestern hab ich wieder ein schönes Gedicht gemacht „Die Fackel"* und an die Jugend geschickt. Wenn du mir einen artigen Brief schreibst, schreib ich es dir ab. Herzlichen Gruß! Dein Iglein.

Mein liebes Moppchen! 27. Mai 1897. Rom.

Heut fühl ich mich wieder ganz wohl. Habe die Heiligsprechung in der Peterskirche mittelst eines zwölfstündigen Schlafes verschlafen und bin recht froh darüber. Ich wollte dir noch den „Alp", wie es in Romanen heißt, der dich wegen Ellen plagte, vom Busen nehmen. Es ist mir nicht unlieb, daß du mich darauf angeredet hast, und ich so einmal Gelegenheit habe, dir zusammenhängend und erschöpfend diesen Fall darzustellen. Aber auch heute find ich dazu nicht die Zeit und nicht die Ruhe.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Mein liebes Moppchen! Rom, 31. Mai 1897.

Nun endlich wird es gutes Wetter, nachdem es den ganzen Mai hindurch scheußlich war, und jetzt endlich fängt es an, mir besser zu gehn, nachdem ich die ganzen letzten Wochen gekränkelt habe. Meine beiden Ohren waren angegriffen, ich hatte einen Schnupfen ganz unerhörter Art, so daß ich oft keine Luft mehr kriegte, dabei eine physische Mattigkeit, die durch das viele seelische Leiden, durch die an Verzweiflung grenzende Unzufriedenheit mit mir selbst noch gesteigert wurde. Das war mein Monat Mai in Rom, um den mich gewiß mancher Fernstehende beneidet hat. Jetzt ist es mit den Ohren wieder etwas besser, obwohl ich fürchte, daß mein Gehör einen dauernden Knacks davontragen wird. Ich verstehe nicht mehr fein und detailiert, sondern das Geräusch bringt mir alles durcheinander. Immerhin merk ich es hier nicht so, weil die andern ebenfalls mehr oder weniger taub sind und man deshalb überhaupt lauter und deutlicher spricht als sonst. Mein Schnupfen wird, wenn das Wetter jetzt mal andauernd heiß bleibt, wohl auch vergehn; einstweilen hab ich gestern 39 Taschentücher in die Wäsche gegeben und mir ein Reservedutzend neue gekauft. Ich werde wohl Pfingsten noch hier bleiben oder in Florenz. Ich habe hier den jungen Böcklin näher kennen gelernt, der heute wieder nach Florenz zurückgereist ist. Durch ihn hoff ich eine etwas zwangslosere Bekanntschaft mit dem Böcklinschen Hause machen zu können. —

* Von reifen Früchten (München 1902), 32.

Ich kann für Ellen nicht gutsagen. Es wäre möglich, daß sie mich — obwohl ich ihr das gründlich ausgeredet habe — immer noch im Stillen ein wenig liebte. Von mir aber kann ich, nachdem ich mich sehr ernsthaft geprüft habe, versichern, daß ich keine Leidenschaft, keine Liebe mehr für sie empfinde, und ich kann dir weiter versichern, daß sie dir und unserem Verhältnis niemals gefährlich werden wird. Nur das eine kannst und darfst du natürlich nicht verlangen, daß wir nicht mehr in irgend welcher freundschaftlicher Verbindung miteinander stehen dürften. Das ginge nicht. Dazu hinterläßt eine Jugendliebe, wie es die unsrige war, denn doch zu tiefe Spuren fürs Leben, auch dann, wenn das eigentliche Feuer längst verlöscht ist. Jedenfalls kannst du, was ich immer wiederhole, ganz ruhig und meiner sicher sein.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Rom, 3. Juni 1897.

Mein liebes Moppchen! Dein Brief war so lang, daß ich mich sehr darüber gefreut und ihn schon zweimal gelesen habe, womit freilich der heutige Tag nahezu ausgefüllt ist. Was dein Bild anbelangt, so scheint es mir das erste gutgelungene von dir zu sein und war mir ein sehr liebes Geburtstagsgeschenk, für das ich dir herzlich danke. — Ich habe dir schon einen Brief nach Berlin geschickt, weil ich annahm, daß du über Berlin nach Coethen fahren würdest. Daß du so viele gebrochene Herzen in Wiesbaden zurückgelassen hast, schmerzt mich zwar im Interesse der Bevölkerung, erfüllt mich im übrigen jedoch mit Stolz. Herzliche Grüße an dich und deine Mutter! Dein Erich.

[Rom, 6. 6. 97.]

Mein liebes Moppchen, habe deinen Brief aus Halle bekommen. Du irrst dich, wenn du meinst, daß Ellen glaube, es geschehe das ohne dein Mitwissen, gewissermaßen hinter deinem Rücken. Im Gegenteil. Ellen ist zum größten Respect erzogen. Sei unbesorgt! Ich bleibe noch hier, es ist heiß, aber die Nächte sind schön, es kühlt sich während der Nacht doch immer ab, das macht die Nähe des Meeres.

Herzliche Grüße an dich und deine Verwandten! Dein Erich.

[Rom, 8. 6. 97.]

Mein liebes Moppchen, wir leben fast nur noch in Nächten. Aber in was für Nächten! Die Gassen stinken wie die Nacht. Dazu singen neapolitanische Komiker, und deutsche Professoren wenden sich mit Abscheu ab. Dein Erich.

[Rom, 9. 6. 97.]

Mein liebes Moppchen! Ich schwitze hier in Rom was Ehrliches zusammen. Morgen will ich nach Porto d'Anzio ans Meer fahren und ein Seebad nehmen. Wann ich abfahre, weiß ich noch nicht. Gestern kam hier ein Professor aus Berlin an, der glatt durchgefahren war und erzählte, daß die Luft in Berlin

viel drückender sei als hier in Rom. Wir sitzen die Abende im Freien vor den Toren, wo sich stets ein lustiges Leben entwickelt. Immerhin schreib mir nur von jetzt an gleich nach München ins Hôtel Abenthum. Ich glaube kaum, daß ich mich auf der Rückreise noch irgendwo aufhalten werde.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

[Rom, 11. 6. 97.]

Mein liebes Moppchen! Heute war ich am Meer in Porto d'Anzio, einem der größten italienischen Seebäder. Der Hafen ist wunderbar schön, fast schöner als der von Neapel. Das Meer ging hoch und ich habe ein prachtvolles Seebad genommen. Abends fuhren wir wieder zurück (2 Stunden Eisenbahn). Es ist jetzt wirklich schön in Italien, und ich möchte gern noch bleiben, wenn ich mich wohl fühlte. Aber mein Appetit ist, wie stets nach einigem Aufenthalt bei italienischer Küche, so herunter, daß ich fast nichts mehr essen kann, und ein Mittagessen bei Peter Behrens wirkt auf meine Phantasie wie ein lockendes Ziel, geschweige denn die Küche meines vortrefflichen Moppchens. Jedenfalls, wenn ich noch mal nach Italien gehe, geh ich noch vier Wochen später als diesmal. Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

„Armer abgebrannter Krähhahn!" Rom, 18. Juni 1897.

Mein liebes Moppchen! Die obige schöne Anrede stand, ich weiß nicht wie, auf dieser Karte, als ich sie umdrehte. Sie galt R., mit dem ich in letzter Zeit manchen Strauß gefochten habe. Ich bin immer noch in Rom; fürchte nicht, daß ich zu früh in Berlin eintreffen werde. Ich fahre wahrscheinlich nach München glatt durch, weiß aber nicht.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Sor Ottone.

Mein liebes Moppchen! Bozen, 20. Juni 1897.

Ich bin an Florenz vorbeigefahren und zwar aus Gesundheitsrücksichten. Ich habe mir die italienische Küche wieder völlig zuwider gegessen, und die letzten Tage in Rom konnt ich überhaupt nichts mehr genießen. So hab ich denn die Strapaze auf mich genommen und bin die 18 Stunden hierher wieder glatt durchgefahren. Hier ist es ganz kühl, hat große Gewitter gegeben und ist eine wundervolle Luft. Das erste Glas Pilsener im Hôtel Greif hat auf meinen Magen wie eine Offenbarung gewirkt, und ich habe gleich eine köstliche Forelle und ein halbes Backhuhn essen können. In Rom hab ich noch einen Brief von dir bekommen. Den nach Florenz laß ich mir ins Abenthum schicken und hier im Batzenhäusl fand ich auch einen, von vorgestern aus Berlin. Deine letzten Briefe haben übrigens ein fatales Parfüm am Leibe, hoffentlich — nicht dein eigenes . . Du hast ganz recht, wenn dir die betreffende Wendung aus Ellens Brief nicht gefällt. Auch ich schrieb dir ja, daß ich sie theatralisch, also wenig schön fände. Überhaupt hat sie manches in ihrem äußeren Wesen, was mich durchaus abstößt — aber man muß zu ihrer Ent-

schuldigung bedenken, daß sie in dem kleinbürgerlichen Milieu des flachesten Berlinertums groß geworden und auch die letzten 10 Jahre gelebt hat. Sie hat übrigens keine Stellung in einem Haushalt, wie sie sie wünschte, gefunden, sondern wird als Comptoiristin in eine Berliner Verlagsbuchhandlung eintreten... Wenn es dir Vergnügen macht, mein liebes Moppchen, können wir uns ja in Leipzig wiedersehen und uns die dortige Ausstellung anschaun. Eben, wie mir dieser Gedanke kommt, beginnt am Nebentisch ein Gespräch über diese Ausstellung — ein paar Sachsen untereinander — sie sind voll der höchsten Begeisterung.. Nicht wahr: dies Papier ist herrlich? Ist denn der Stoß von Calzone in Rom in Berlin angekommen? Das ist dasselbe Papier.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Innsbruck, im grauen Bären, 21. Juni 1897.

Mein liebes Moppchen! Es regnet. Du weißt ja, wie das ist, wenns in Innsbruck regnet. Scheußlich. Und dabei ist es kalt, alle Berge frisch beschneit. Ich fahre morgen nach München. Ich hatte heute große Sehnsucht nach dir, da ich hier ja fast immer mit dir zusammen war. Wie denkst du über Leipzig? Würd es dir Vergnügen machen?

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

[Wien, 14. 9. 1897.]

Liebes goldenes Moppchen! Heißen Dank für deinen famosen Brief über Unjamwewe. Deinen Vers habe ich gleich an die Jugend zum Halkyonier geschickt. Bravo! Fahre so fort! Heil! Dein Erich.

Mein liebes Weiberl! Wien, 17. September 1897.

Vielen Dank für deine poetischen Postkarten. Mir graut vor dir! Wann du jetzt auch noch anfängst zu dichten — nachher: wo soll das enden? Glücklicherweise waren die letzten Verse recht schlecht, wie das ja nit anders sein kann, da sie vom Teufel der Eifersucht diktiert wurden. Bin ich denn garstig gegen dich? Vernachlässige ich dich? Bist du nicht mein gefeiertes Moppchen? — Nun also! sei doch nicht undankbar und mißgönne mir nicht die dummen Weibsen, die etwa noch auf mich hineinfallen mögen! Ich bin doch son armes Hascherl. Übrigens — Scherz bei Seite — du hast gerade jetzt absolut keine Ursache, deine Eifersucht spielen zu lassen. Nicht das kleinste Abenteuer habe ich erlebt: es ist zum weinen . . .

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Du weißt, ich kann nicht immer dichten.
Gehörte das Dichten zu meinen Pflichten,
wär ich äußerst bedauernswert.
Aber das merkt doch wohl ein Pferd,

wie viel leichter ein Pegasus,
daß ich jetzt doch mal dichten muß.

Gilt es doch deine Genesung zu singen,
dir ein erneuertes Vivat zu bringen,
gilt es doch nach viel bösen Stunden
zu singen von frisch geschlossenen Wunden.
Zwar liegst du ja noch auf deinem Bette,
aber — das ist das furchtbar Nette —
wir brauchen nun keine Angst mehr zu haben,
können die Herzen mit Hoffnung laben.
Und wieviel leichter, als wir gedacht,
hast du das Schreckliche durchgemacht.
Heute fühl ich zum ersten Mal
wie sich löst die gespannte Qual,
mit der wir in den letzten Wochen
heimlich sind herumgekrochen.
Ich sage heimlich, denn keins von beiden,
zeigte dem andern gern sein Leiden —
jeder war vor dem andern heiter,
doch saß er — allein — auf der Hühnerleiter;
mir zumal schien das Leben — schlesisch,
wenn mich packte das böse Gewissen,
wenn ich dachte ans letzte Jahr,
wo ich oft so ruppig war.

Aber nun wird wieder alles besser,
denn das böse-mildtätige Messer
des Professors hat dich befreit
von langjährigem bittren Leid.
In begeisterten Tönen und Weisen
möcht ich diesen Professor preisen,
aber das würde sich wohl nicht passen,
will mich nicht gern belächeln lassen.

Und nun wird es nicht lang mehr dauern:
kommt der Frühling, und aus den Mauern
fahren wir mit der Eisenbahn,
fröhlich, wie wir es einst getan,
aller Sorgen und Lasten ledig,
nach der schimmernden Welt — Venedig!

*

Diese Verse hab ich gemacht
mit viel Freude und wenig Müh,
daß sie, wenn du aufgewacht,
dich begrüßen morgen früh.
Nun zum Schluß
einen Kuß!

[Berlin.] Lutter und Wegner, 6. Februar 98. Dei Erich.

Florenz, Melini, 28. Mai 1898.

Mein liebes Moppchen! Wieso? Muß es denn durchaus ein Brief sein? Ich schreib dir doch jeden Tag alles, was dich interessieren kann. — Meine „Gefühle und Empfindungen" sind die nämlichen, wie immer, und ich liebe nicht, davon zu quatschen. Das ist in keiner Weise gesund. Vor allem aber ist mir das Papier zu schlecht. Ich habe kein Briefpapier mitgenommen. Warte, bis ich nach Rom komme, wo ich mich an meiner alten Quelle, beim Calzone, wieder vollkaufe. Dann sollst du auch einen Brief bekommen. — Du hast mir übrigens noch gar nicht geschrieben, wie bei dir die Kur anschlägt — immer nur von Ilsulein. — Heut regnet's hier — ich sitze beim Wermut und korrigiere. Meine Adresse: Roma, Via Campidoglio 5.

Herzlichst euer Erich.

Rom, 11. Juni 1898.

Mein Zuckermops! Eben hab ich 5 neue, wenn auch kurze Briefe zur „kleinen Mama" geschrieben. Du sollst mal sehn: das wird auch noch mal ein ganz gutes Buch. — Über das Bild vom Ilsulein, das ich mit dem anderen in meiner Cigarrentasche trage, freue ich mich immer wieder. Ist sie denn wirklich so reizend? — Nicht wahr: nun bist du auch brav, mein liebes goldenes Moppchen, und erholst dich recht schön? Herzlichst

Erich Papali.

Rom, 14. 6. 98.

Mein liebes Moppchen! Ich war ein paar Tage krank — Brechdurchfall, Fieber u. s. w. Jetzt ist mir wieder wohler, wenn ich auch weder etwas essen noch Wein trinken kann. Ich genieße ausschließlich Citronenlimonade ohne Zucker, was mir aber sehr gut schmeckt. Einfach eine frische Citrone ausgequetscht, Eis drauf und Selterwasser — großartig! Ich begreife nicht, wie Menschen Alkohol genießen können. — Sind meine Bilder angekommen? Hübsch, wie? Also das Ilsulein hat zwei neue Zähnchen gekriegt! Na da! Herzliche Gratulation. Schreib mir mal wieder einen ordentlichen Brief. Du wohnst also jetzt in Ligau?* Und wie gehts dir? Herzliche Grüße und viel Bussi! Euer Rabenpapali.

---

* Augustusbad.

[Rom.] Augusto Campagnoli, 19. Juni 1898.

Liebes Moppchen! Ich bin reuevoll zum Augusto zurückgekehrt, wo es das einzig genießbare Beefsteak in Rom giebt: esse nur noch hier. Heut hab ich auch auf Hofmanns dringenden Wunsch wieder etwas Wein getrunken, zwar wenig, aber auf dein Wohl. Herzlichen Gruß! Euer Erich Papali.

Porto S. Stefano, 23. 6. 98.

Mein goldenes Moppchen! Ich bin mit Ludwig von Hofmann ans Meer gefahren. Wir sitzen auf einer kleinen Halbinsel mit einem hohen Berge: Porto San Stefano presso Orbetello. Wir bleiben hier einige Tage. Es ist landschaftlich sehr schön, aber ein unglaublich primitives Leben. Uebrigens giebt es nichts Größeres zwischen Himmel und Erde als Citronenlimonade — mein Leibgetränk. Der Wermut ist verstoßen. Herzlichen Gruß!

Dein Erich.

[Orbetello.] 24. 6. 98.

Mein liebes goldenes Moppchen! Es ist ganz herrlich hier! Allerdings:

„Was wohl geeignet ist, hier jede Lust zu dämpfen,
ist, daß man Tag und Nacht muß mit den Fliegen kämpfen".

Aber diesen Kampf lernt man. Nachts leg ich mir ein großes Taschentuch über den Nischel, so daß sie nicht dran können. — Ach, und ein Wein wächst hier! Canajola heißt er. Wundervoll. Ludwig von Hofmann und ich vertragen uns gut. Im Hôtel, das ganz in das Meer hinausgebaut ist, giebt es auch Eis! Du ahnst nicht, wie wichtig das ist. Herzlichst dein Erich.

Porto San Stefano, 25. Juni 1898.

Mein liebes Moppchen! Ich bin hier in merkwürdig wohliger Stimmung — zwar von Fliegen halb gefressen — aber still und heiter, fern von Sorgen und Liebe, diesen beiden Erbfeinden aller Ruhe. — — Hoffentlich geht es dir ähnlich, hoffentlich haben sich deine armen Nerven beruhigt. Ende Juli hol ich euch ab, bleibe auch wohl noch ein paar Tage mit euch in Dresden. Herzlichst dein Erich.

[Rom, 13. 7. 98.]

Letzter Abend in Rom. Dein lieber guter Mann.

[Rom. 14. 7. 98.]

Mein liebes Goldenes! Deinen Brief bekam ich noch. Selbstverständlich habe ich nicht das Geringste „übelgenommen". Wie stellst du dir das überhaupt vor, daß ich etwas übel nehme? Warte auf mich! Ich küsse dich!

Dein Erich.

Mein liebes Goldenes! München, 1. Dezember 1898.

Eben die erste Unterredung mit Em. gehabt. Ich hatte verdammte Angst, aber sie war — zwar traurig — aber ruhig, über Erwarten sanft. Die vor-

treffliche Frau D. hatte sie bereits darauf vorbereitet, daß ich wahrscheinlich ohne Ilsulein kommen würde. Meine eigene Erkältung machte die des Kindes glaubhaft. — Morgen mehr, jetzt geht es in die Hanna Jagert.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Mein liebes gutes Moppchen! München, Karlstr. 40, 12. Mai 1899.

Tadellos hat sich unser Ilsulein auf der Reise benommen. Während der ganzen 12 Stunden hat es keine Mißhelligkeit gegeben, kein schiefes Gesicht hat sie gezogen. Die Bedingungen, unter denen wir reisten, waren aber auch sehr günstige: von Leipzig an hatten wir das Coupé allein und später im Speisewagen waren wir stundenlang auch die einzigen, so daß sie darin herumtollen konnte wie in einer eigens für sie eingestellten Kinderstube. Einmal richtete sie ein kleines Malheur an. Sie zeigte nämlich einer alten, offenbar schon kränklichen Dame unverhofft ihr „Moppchen"*. Die alte Dame fiel vor Schreck vom Stuhl und hatte das Bewußtsein verloren. Man trug sie aus dem Speisewagen in ihre erste Klasse zurück.

Das Wiedersehn mit Mutterchen war sehr rührend. Ich fuhr dann mit den beiden nach der Augustenstraße, wo die Familie D. einen Jubel vollführte, als ob ihr eigenes Kind heimgekehrt sei. Ilsulein stand wie eine Prinzessin umringt im Local und erklärte: ja, aber morgen muß ich wieder zu meiner Mama fahren. Im übrigen war sie ohne jede Befangenheit, ließ sich von uns ohne Umstände auf der Chaiselongue, an die der Tisch herangerückt wurde, zu Bett bringen und fragte ganz sachlich: wird denn hier nun die Lampe ausgemacht? Ich bin sehr gespannt, wie sie sich weiter benommen hat. Heute nach Tisch geh ich zu ihr und werde dir darüber schreiben. — Schwartzens neue Wohnung ist großartig. Unzählige Räume, Luftheizung, electrisches Licht, wundervoll. Ich habe zwei schöne Räume, die nach den Garten hinausgehn, ein Arbeitszimmer und ein Schlafzimmer, an das sich, durch eine Tapetentür verbunden, ein wahrhaft elegantes Badezimmer anschließt. Ich habe mich, nach einer ziemlich strammen Sitzung gestern Abend — Nero hatte natürlich eine Unzahl Leute zusammengetrommelt — heute gegen Mittag „erhoben", habe ein Bad genommen, mir Mosel und Apollinaris bestellt, und dies ist das erste, was ich nun an meinem Schreibtisch thue... Herzlichen Gruß und Bussi!

Dein treuer Gatte Erich.

München, im Ratskeller, 12. Mai 1899 — Abends 9 Uhr.

Mein liebes goldenes Moppchen!

Also nach Tisch ging ich zur Em. Ich war überhaupt so tief deprimirt, daß ich den Mund nicht aufmachen konnte — dazu Schmerzen am Fuß, dem ich gestern zu viel zugemutet hatte. Ein entsetzliches Gefühl des Alterns und

* Kosename einer Puppe.

Alleinseins — mir traten immer still die Thränen ins Auge. Ilsulein ignorirte mich vollständig. Als ich kam, war sie unten; diese sind ganz ordentliche Leute, aber doch schließlich Münchener Vorstadtbudiker. Ihr jüngstes Kind, das Liesel, ist ein siebenjähriges hübsches Mädel. Das hatte nun eine alte Puppenküche ausgegraben, und das Ilsulein war darin ganz weg. Als sie heraufgeholt wurde, beachtete sie meine Gegenwart garnicht, und als sie bei mir bleiben sollte, fing sie an zu heulen. Ich ließ sie dann die paar Kraxeleien an dich schreiben, aber sie war garnicht bei der Sache. Glatt weggewischt war Berlin und alles. Du kannst dir denken, wie traurig ich wurde. Ich war kaum im Stande, äußerlich höflich gegen Em. zu bleiben. — Dann fuhren wir ins Hofbräuhaus, ins wirkliche Hofbräuhaus. Tiefer Stumpfsinn! Ich war froh, als ich schließlich allein war. — Ich habe der Em. gesagt, daß ich das Kind an „Sommers-Anfang", 21. Juni, wieder mitnehme. Wenn sie es uns dann nicht mitgiebt, müssen wir das Kind uns aus dem Herzen reißen, so weh es thun mag. Aber man soll sein Herz nicht an Menschen hängen — so ein Kind macht es einem ja vor. — Entschuldige meine verzweifelte Stimmung — ich sehe ja vielleicht zu schwarz — aber ich kann mir momentan nicht helfen. Weißt du, was ich mir sage? Wenn sie's mir nicht wiedergiebt, ist es auch nicht mein Kind.— Einen herzlichen Kuß, mein liebes gutes Moppchen — behalte lieb

deinen armen Erich.

Mein liebes Moppchen! Venedig, 5. Juni 1899.

Verzeih mir: du solltest das natürlich ebenso wenig erfahren, wie irgend ein anderer Mensch. Ich habe Ellen, nachdem ich von München abgereist war, in aller Stille getroffen. Aber sie mußte nach dem Süden, es war die allerhöchste Zeit. Und da sie auf der Welt niemanden außer mir hat, so ist es unter den obwaltenden Verhältnissen wohl begreiflich, daß ich ihren Bitten nachgab und sie hinunter begleitete. Ich will ihr bei Neapel irgend einen stillen Ort suchen, wo sie dann bleiben kann. Hier in Venedig sind wir länger geblieben, als wir wollten, teils wegen der Geldklemme, teils weil sie reiseunfähig war. Wenn du wüßtest, was ich unter ihren Krankheitsanfällen zu leiden habe, würdest du wohl vorwiegend Mitleid mit mir und vielleicht auch mit ihr empfinden und mir das Herz nicht noch schwerer machen durch solche schrecklichen Worte wie „Lebwohl". Du bist mein liebes Herzensweib, das ich nie mehr entbehren kann — wie oft soll ich dir das sagen? — Ende des Monats hol ich mir unser Ilsulein ab, und wir werden in unserem Berliner Heim wieder zusammen sein: es ist nichts verändert. Ich küsse dich.

Dein Erich.

Mein liebes Moppchen! Venedig, 6. Juni 1899.

Hoffentlich trifft dich dieser Brief bereits bei ruhigerer Gemütsverfassung an. Ich kann mir ja denken, wie roh diese Entdeckung durch einen solchen

Geschäftsbrief wirken mußte, und ich mache mir die größten Vorwürfe an diese Eventualität nicht gedacht zu haben — in der Sache selbst kann ich mir jedoch mit dem besten Willen keine Vorwürfe machen. Das Geld ließ ich deshalb an ihre Adresse schicken, weil ich keinen Paß mitgenommen hatte, während sie einen besaß. Mir ist das Leben jetzt fast unmöglich gemacht, und ich halte mich nur durch sehr viel Scotsch Whisky und Chianti so weit aufrecht. Ich darf ihr gegenüber meine tiefe Depression nicht zum Ausdruck bringen, denn sie würde sie für Verzweiflung an ihrem Zustande halten. Und dabei hab ich keine anderen Gedanken als an dich, mein liebes Weib, dem ich so große Schmerzen bereiten muß und das ich doch so sehr lieb habe. Ein netter Zustand. Bitte, schreibe mir noch hierher, was geschehen soll. Oder nein: schreib mir postlagernd nach Rom, so weit muß ich sie nun auf jeden Fall begleiten. Wenn dus verlangst, laß ich sie dann allein. Ich kann nur an deine Großmut appellieren und dich bitten, mich meine Mission beenden zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß ich sie in Rom nicht in den Kreis meiner Freunde mitnehme, sondern sie, wie meistens auch hier, in der Pension lasse. Ihre Lebensweise muß ja so wie so eine ganz andere sein, als die meinige sein kann. Ich erwarte also deinen nächsten Brief in Rom, postlagernd. Wenn du in mein Herz sehn könntest, mein liebes Moppchen, so würdest du darin keine Spur von Untreue gegen dich entdecken, wohl aber viel Angst, daß du mir verloren gehen könntest. Dein „Leb wohl" auf der Karte hat mir die schwersten Stunden meines Lebens eingebracht.

Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! [München, 9. 10. 99.]

Der gute Angelus Silesius sagt ja:

„Die Liebe, wenn sie jung, braust wie ein neuer Wein —
je mehr sie alt und still, je klarer wird sie sein."

Wie kannst du wohl daran zweifeln, daß ich dich mehr denn je von ganzem Herzen lieb habe? Küßchen! Dein Erich.

[Berlin, 11. 10. 00.]

Mein liebes goldenes Moppchen. Das Ilsulein ist von Harlans herzlich aufgenommen und hat sich sofort lachend in die neue Umgebung hineingefunden. „Adieu, Erich, ich besuche dich dann mal, morgen vielleicht" — so verabschiedete sie sich von mir. — Dann fuhr ich zu Brahm. Er glaubt so stark an einen Saisonerfolg.* Zunächst hat er das Stück auch für die nächste Woche 5 Mal, ebenso wie diese, angesetzt. Heil und Sieg! Dein Erich.

[Auf einer Visitenkarte.]

Liebes goldenes Moppchen. Anbei der Wein. Ilsulein ist sauwohl, hat

* Des Rosenmontags.

mich kaum eines Blicks gewürdigt. Canaille. Keine Spur von dem treuen Gemüt ihres Erich. — Ich gehe mit Harlan in „Fritzchen" und nachher an den Freitagsstammtisch. Schlaf schön. Heil! Dein Erich.

Der Wein ist stehend aufzubewahren und vorsichtig einzuschenken.

Kaltenleutgeben, 16. 11. 00.

Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust:
Früh um halb sieben werd ich geweckt
und zunächst in ein heißes Dampfbad gesteckt,
gleich drauf durch ne kalte Douche erschreckt.
Dann muß ich ne Stunde spazieren laufen,
darf drauf zur Belohnung Kuhmilch saufen!
Um 10 Uhr, recht gut verpackt,
so in 6, 7 Laken eingesackt,
lieg ich in nassen Windelein,
ganz wie die lieben Kindelein,
auf daß mein Herz gleich jenen rein
soll werden und auch mein Leberlein.
So lieg ich eine Stunde lang,
dann zieht man wieder an einem Strang,
damit das schöne kalte Wasser
herabsaust auf den sündgen Prasser.
Darauf folgt eine Bergersteigung,
von jeher meine besondere Neigung —
um 1 Uhr ist jeder pünktlich zu Hause
und setzt sich nieder zum Mittagsschmause.

Forts. folgt.

Ich muß unterbrechen, es ist halb zehn,
da muß ein jeder ins Bette gehn.

Mein liebes goldenes Moppchen! Kaltenleutgeben, 1. Dezember 1900.

Meinen allerherzlichsten Glückwunsch zu deinem Geburtstage! Heil und Segen! — Ich schicke dir mein Bild, das der Bieber in Berlin kurz vor meiner Abreise gemacht hat. Ich finde es ganz leidlich — bischen zu „freundlich" — was? Das Profilbild, daß ich dir noch beilege, ist nicht angenehm, es giebt das Krankhafte, die nervöse Überreizung, in der ich mich damals befand, wieder. Von dem Enface-Bilde werd ich mir ein Dutzend machen lassen.

Also, mein Moppchen: der Rosenmontag wird am Burgtheater wahrscheinlich schon am Donnerstag, den 13. ds. M., herauskommen. Ich würde dich dann am Dienstag, den 11., Abends in Wien erwarten, damit du am Mittwoch auch die Generalprobe mitmachen kannst. Ein sehr gutes Hôtel, durch Schlenther, mit dem ich gestern zusammen war, empfohlen, hab ich schon: das Residenzhôtel, dort werden wir in nächster Nähe des Burgtheaters hausen. —

Nach dem glänzenden Siege, den wir erringen werden, werden wir eine kleine gemütliche Hochzeitsreise nach dem Süden antreten und zwar: am ersten Tage nach Graz, der dritten österreichisch-deutschen Theaterstadt — übrigens ist morgen, Sonntag, bereits in Prag der Rosenmontag — am zweiten Tage nach Triest, wo man Abends 9 Uhr ankommt, Hôtel de la Ville, und den nächsten Tag bleibt. Am vierten Tage nach Görz, was nur zwei Eisenbahnstunden weit ist, und wo ich meinen famosen Priester, mit dem ich vor 2½ Jahren in Rom mich befreundet habe, besuchen will. Dann am fünften Tage mittelst vierstündiger Eisenbahnfahrt nach Venedig, wo wir in dem feinsten Hôtel an der Riva, beim Danieli, Quartier nehmen und uns überlegen werden, wohin es weitergehen soll. Ich küsse dich.

Dein Erich.

Mein liebes Ilsulein! Kaltenleutgeben bei Wien, 3. Dezember 1900.

Ich gratuliere dir zu deinem Geburtstage! Du bist nun fünf Jahre alt! Vergiß das nicht! Da ist man schon beinah groß, wenn man fünf Jahre ist, jedenfalls: ein bischen groß bist du nun schon und mußt immer hübsch gesittet sein. Wie gefällt es dir in München? Bei der guten Tante Grethe ist es gewiß sehr schön, aber wenn du erst wieder nach Berlin fährst und die Tante Martha holt dich oder Mama und Erich kommen und holen dich und wir fahren wieder nach der Motzstraße 93, wo Lulise ist — da ist es auch sehr schön, nicht wahr? Und damit du auch nicht vergißt, wie dein alter Erich aussieht, schicke ich dir mein Bild — nicht wahr, so sehe ich aus? Und viele, viele Bussi schick ich dir auch mit. Dein alter Vater Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Schloß Marbach, 1. März 1901.

Heute bin ich umgezogen: nach Nr. 29, der anderen Ecke des ersten Stockes, die nach Südwesten liegt. Das Zimmer ist fast ebenso groß, wie Nr. 23, wo wir den ersten Tag waren und wo jetzt die Frau B. sitzt — aber es ist viel wohnlicher, ganz besonders weil die Thür in einer Ecke liegt und die ganze nördliche Wand für die Betten frei läßt. Es sollte auch 12 M. kosten, aber die Frau ist mir „entgegengekommen" — ich zahle nur zehn.

Die Frau B. muß denken, daß ein rohes Ei ein Panzerschiff gegen mich ist, so schüchtern und sorgsam behandelt sie mich, und ist noch nicht einmal ungezogen gewesen, obgleich sie schon zwei Tage hier ist. Anfangs war ich so baff, daß ich gar nicht recht wußte, ob es mir angenehm war oder nicht, daß sie da war. Aber heute hat sie mir so nett bei den Correcturen geholfen und überhaupt — es war doch ein sehr lieber Gedanke von dir — ich werde nachher mit viel größerer Ruhe die noch nötigen Monate meiner werten Gesundheit leben. Also hab nochmals herzlichen Dank! Vor allem hab ich ja nun auch reichliche Gelegenheit, ihr für die Zukunft den Standpunkt zu erläutern, auf dem sie geschmackvoller Weise zu stehen hat. Ihr Fonds ist nobel, daran läßt sich

nicht tippen.. Anders mit der guten Em. Sie hat deiner Schwester wieder verschiedene feine Briefe geschrieben — wende dich bitte deswegen an sie. Du weißt, ich billige deine Absicht, es jetzt auf des Messers Schneide ankommen zu lassen. Und wer weiß: wenn sie im Stande ist, das Kind mir wieder wegzunehmen, wird sie es vielleicht im Stillen garnicht für mein Kind halten — und was geht mich dann die ganze Geschichte noch an? Schreib ihr das! — Mein augenblicklicher Gesundheitszustand ist gut. Ich bin zwar heute nicht aus dem Hause gegangen, weil ein grundloser Quatsch auf den Wegen ist, aber ich habe mir infolge des Umzuges im Hause genug Bewegung gemacht und auch nicht geschlafen am Tage. Herz 10 : 6½. Bin neugierig obs in dem neuen Zimmer auch Maischen giebt. Krebs läßt dich schön grüßen, und du möchtest doch ja noch bei mir bleiben. Meine besten Grüße an deine Wiesbadener Freunde! Herzlichen Kuß! Dein lieber kleiner Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Schloß Marbach, 9. Mai 1901.

Der beiliegende Brief von Frau B. ist, wie du aus dem deutlichen Poststempel des Umschlags ersehen kannst, vom 30. Januar dieses Jahres. Ich hatte anfänglich mein Ziel, „Schloß Marbach", ganz geheim halten wollen, wie du dich erinnerst, und es auch ihr nicht verraten. Darauf bezieht sich das. Aber wer ist Dodo? Das muß ja ein himmlisches Mädchen sein, wenn es nicht ein bloßer Scherz ist. Hoffentlich schreibt sie bald mehr. Frau B. hat sich übrigens infolge eines Eisenbahnunglücks auf der Fahrt nach Berlin von hier vor sechs Wochen ein Kopfleiden zugezogen, das ernster zu sein scheint. Der Speisewagen entgleiste nämlich und schlug mit seinen Insassen hin und her, bis der Zug zum Stehen kam. Smith,* mit dem ich darüber sprach, riet mir dringend, sie zu Köppen** zu schicken. Sie ist aber zu einem anderen gegangen, der ihr nicht geholfen hat, weil sie Köppen gegenüber nicht von ihrer hiesigen Anwesenheit glaubt schweigen zu können. Du hast ja Köppen inzwischen gesprochen und ihm vielleicht selber davon erzählt. Wenn nicht, bitte ich dich, sie ihm gegenüber von ihrer Verpflichtung der Verschwiegenheit zu entbinden. Köppen soll gerade von solchen Gehirnstörungen etwas verstehen. — Bei dieser Gelegenheit freu ich mich, dir mitteilen zu können, daß das damalige längere Verbleiben der Frau B. auf meinen ausdrücklichen Wunsch und mein Bitten geschah, entgegen dem Willen der Frau B., die sich nur auf eine Woche eingerichtet hatte und nach einer Woche fort wollte. Ihre alte Frau ist ihr zur Strafe dafür davongelaufen.

Nächste Woche wird nun wohl endgültig Em. in Berlin erscheinen und ihr Kind holen. Wenigstens schreibt sie mir erst heute wieder, daß sie sich „nicht mehr veranlaßt" sähe, meinetwegen „Opfer zu bringen", (O Schwachsinn der Weiber!), und daß es ihr „voraussichtlich nächste Woche möglich sein würde, nach Berlin

---

* Anstaltsarzt. ** Prof. Dr. M. Köppen, mit dem Hartleben befreundet war.

zu fahren, um Ilse zu holen". Also, wie gesagt, alles was billigerweise zur nötigen Ausstattung der Kleinen gerechnet werden muß, packst du ihr in einem Korb zusammen, was aber Luxus ist und sich nicht für ein armes Kind in kleinen Verhältnissen schickt, packst du in einen anderen Korb und — stellst es weg. Dann laß ihr mein Telegramm aus Locarno übergeben, aus dem sie ersehen kann, daß du schon das vorige Mal in der Lage gewesen wärest... Sie ist nämlich entgegengesetzter Ansicht und meint, daß dir „mein Geld lieber sei als mein Kind" und daß du ihr nur aus Angst vor mir das Kind nicht gegeben hättest. Auch hat sie mir eine ernstliche Rüge erteilt, weil du seidene Unterröcke trügest. Diesen Brief hab ich ihr übrigens ohne begleitende Worte zerrissen zurückgeschickt.

Mein Herz ist heute wieder 7 : 5½ — es hat ein wenig gewackelt, aber nur bis 9 : 6 — also nicht erheblich. „Du bist fast immer in Constanz", lese ich in deinem freundlichen Briefe. O Schwachsinn der Weiber! Ich bin die letzten Wochen je einmal hinübergerutscht. Man fährt bekanntlich von Steckborn eine halbe Stunde. Nachmittags 2 Uhr ab, Abends Acht ist man wieder zurück und hat die ganze Weltstadt Constanz abgeklappert. Ich bade immer noch Vormittags.. Am 14. fahre ich mit Smith nach Darmstadt. Am 15. ist die Eröffnung, am 16. Himmelfahrt. Am 17. denk ich wieder in Marbach zu sein. — Jetzt will ich ins Bettchen gehn, morgen früh aber den Brief, eh Krätke kommt, fertigstellen. Also — Gute Nacht!

Rom, beim Protto, 12. Juli 1901.

Mein liebes goldnes Moppchen. Anbei ein Brief von Annemarie* an dich. Von deiner Schwester ist nur noch eine Ansichtspostkarte vom Königsee gekommen, die ich aufhebe. Mir geht es hier nach wie vor gut. Ich errege durch meinen Appetit das Gespött der Freunde und Tuaillon behauptete gestern Abend allen Ernstes, ich hätte seit meinem Hiersein runde Bäckchen gekriegt. Jedenfalls, solange mir hier die Spaghetti schmecken, sehe ich keinen Grund, zu den Fleischtöpfen des Schlosses Marbach zurückzukehren. Trinken thue ich nach wie vor mäßig, ohne des Guten zu viel zu thun. Am liebsten Chianti, der am bekömmlichsten ist. Ich schreibe diese Zeilen in Ermangelung eines standesgemäßen Briefpapiers auf die Abrechnung der Berliner Bank, aus der du ersehen kannst, das du deine Hand keinem Unbemittelten gereicht hast.

Mit herzlichem Gruß und Kuß dein Erich.

Rom, 14. Juli 1901.

Mein liebes goldenes Moppchen, gar sehr warte ich auf einen ausführlichen Brief über deine „Reiseabenteuer" zwischen Rom und Berlin und über deine an asiatische Beulenpest grenzenden Flohstiche. Ein Brief von dir kann garnicht ausführlich genug sein. Heil! Dein Erich.

---

* Schwester Hartlebens.

Desenzano, Bahnhof, 1. Februar 1902.

Mein herzliebes goldenes Moppchen!

Ich kann dir gar nicht sagen, wie voll Schmerz ich bin, jetzt wo du fortgefahren bist — in solchen Stunden merke ich erst recht, wie furchtbar lieb ich dich habe. Alles andere ist ja Unsinn dagegen.

Ich weine und küsse dich. Dein Erich.

Desenzano.

Immer noch auf diesem entsetzlichen Bahnhof! Eben donnerte der Blitzzug vorbei, der dich in Verona aufnehmen wird. Uns hier würdigte er keines Aufenthalts. Der ganze Bahnhof wackelte. Ich habe eine Nudelsuppe, ein Stück Rindfleisch und Polenta verzehrt. Dies Glas Chianti trink ich auf dein Wohl — ob es gleich noch nicht 9 Uhr ist. Meine Gedanken sind bei dir.

Herzlichst dein Erich

Mein liebes goldenes Moppchen! Amalfi, 25. März 1902.

Wie kann man sich nur so viel selbsterschaffene Pein machen! Was giebst du dich solchen trübsinnigen Einbildungen und Übertreibungen hin, wo doch die Wirklichkeit recht wohl mit Gemütsruhe zu ertragen wäre. Ich werde in Zukunft nicht längere Zeit von dir im Jahre entfernt sein, wie durchschnittlich die ganzen letzten acht Jahre, und weder meine Gesinnungen noch meine Gefühle für dich haben sich verändert. Das könnte dir doch wohl eine zuversichtliche Stimmung einflößen — denn wenn du ernstlich darüber nachdenkst, kannst du daran nicht zweifeln. Dagegen bist du wohl nicht böse, wenn ich deinen Gedanken, nunmehr eine kleinere Wohnung zu nehmen, meinerseits nicht Ernst nehme. Zum mindesten ist es doch nicht an der Zeit, jetzt über einen solchen verzagten Plan zu korrespondieren, wo ich doch Anfang Juni nach Berlin komme. Ich habe deinen Brief mit den Entwürfen H.'s sehr wohl erhalten, aber es nicht für nötig gehalten, auf diese Unkenrufe zu antworten. Einstweilen habe ich noch guten Mut, daß es, wenn auch nicht im Stile der letzten anderthalb Jahre, so doch in einem anständigem Stile, mit dem doppelten Haushalt in Berlin und Salò, gehen wird. Du wirst natürlich im Herbst die Lulise mitnehmen nach Salò, und dann werden wir die Wintermonate in Salò sehr viel billiger leben, als wir es in Berlin selbst in einer kleineren Wohnung könnten. . Was nun die guten Menschen betrifft, die dir durch Klatsch und Nadelstiche Schmerzen bereiten, so hab ich kein Verständnis dafür, wie du dem nicht sehr einfach abhilfst, wenn du dir sowas schon annehmen mußt —: verkehr doch nicht mit ihnen!

Mir gehts gut. Ich grüße und küsse dich herzlich! Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Salò, 23. October 1902.

Ich bin so schrecklich traurig, daß ich dir nicht ordentlich schreiben kann. Anbei 500 M. in Form eines Cheks an die Deutsche Bank. Es ist der Rest

meines Guthabens. Mit deinen Scheidungsgedanken quäle dich und mich bitte nicht mehr. Ich habe dich lieb und sehe keinen Vorteil für dich in einer solchen Scheidung, selbst wenn ich sie übers Herz bringen könnte. Was ich nicht kann. Um mich herum ist alles wüst und in mir auch.

Herzlich grüßt und küßt dich dein kleiner Erich.

[Visitenkarte. Salò.] 24. October 1902.

Anbei mit herzlichem Gruß die Mappe mit meinem S. H., die der Briarava ganz hübsch gemacht hat. Hoffentlich gefällt sie auch dir und du schreibst mir darin einen freundlichen Brief. Mir geht es elend. Dein Erich.

Noch ist kein Zimmer annähernd fertig.

Mein liebes goldenes Moppchen! Salò, 14. December 1902.

Also endlich wieder in Berlin. Was hast du nur so lange in Brünn gemacht? Ich habe ja keine Ahnung. Weshalb schreibst du denn garnicht mal einen Brief, der von dir handelt, wie es mit deiner Gesundheit geht usw. Ich bin seit dem 12. October krank — ein Leiden löste das andere ab, und jetzt verfolgt mich seit Wochen ein hartnäckiger Kehlkopfkatarrh, so daß ich ganz ohne Stimme bin und nur flüstern kann — schon seit Wochen. — 9 Wochen lang hab ich nun täglich Leute, manchmal 12 Mann im Hause und im Garten. Noch immer treiben sich 2—3 Malerlümmel im Treppenhause herum, und im Garten arbeitet der Maurer mit 4 Leuten. 2 Mal täglich kommt eine Barke mit Erde ... Du kannst dir also ein Bild machen von dem vielfachen Ärger und von dem ruhelosen Leben — ans Geld mag ich schon garnicht mehr denken — es geht in die Tausende und Abertausende — von Arbeiten ist natürlich keine Rede. Wenn nicht die Hoffnung bliebe, daß es wenigstens später, im Frühling, besser würde ... man hofft eben weiter. — Ich bitte dich mir 2 wichtige Sachen zu besorgen. Erstens mich bei der Polizei abzumelden. Die drei Zettel werden mir leer hierher geschickt, ich fülle sie aus und schicke sie dir wieder. Du mußt sie dann zur Frau M. bringen, die sie unterschreibt und der Polizei wieder zustellt. Die Wohnung mietest dann du, und ich werde auf die Weise doch die gottverdammten Steuern los. Die stehen doch in keinem Verhältnis zu den paar Wochen, die ich im Jahre in Berlin bin. — Der Rosenmontag macht jetzt seine Runde durch Italien. Er hat bisher in Mailand, in Neapel und in Genua gefallen. Dort ist vor einigen Tagen auch das Ehrenwort mit starkem Erfolg gespielt worden. Rindler* ist ganz außer sich vor Vergnügen. Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Mein liebes goldenes Moppchen! Salò, 29. December 02.

Heute ist ein trüber Tag — aber bis heute hatten wir drei Wochen lang das schönste Sonnenwetter ohne einen Tropfen Regen. Diese Zeit habe ich

* Paolo Rindler, litterarischer Agent in Mailand.

benutzt, um im Garten ordentlich vorwärts zu kommen — es gab Tage, an denen 12 Mann im Garten arbeiteten. Ein Ende ist noch nicht abzusehn.. Vor allem dank ich dir herzlich für die prachtvolle Tischlampe, die pünktlich zum Fest ankam: sie bildet das bei weitem schönste und wertvollste Möbel meines hiesigen Hausstandes. Die früher mir aus Dresden geschickte ist übrigens auch nicht häßlich. Du findest sie abgebildet in dem Peter Behrens-Heft der dekorativen Kunst auf Seite 31, wo sie auf dem Tisch steht. Auch für den Kalender und den weißen Seidenschlips meinen schönsten Dank! Ich habe mich sehr gefreut, als ich am ersten Weihnachtsfesttage deinen telegraphischen Gruß erhielt und mich geschämt und geärgert, daß du von mir keinen rechtzeitigen Brief bekommen hattest. Ich war eben die ganzen Tage im Garten, im Freien gewesen und Abends meist ganz abgespannt. Punkt 6 Uhr trat seit langer Zeit schon ein fest lokalisierter periodischer Stirnschmerz ein. Bitte laß mir in bester Verpackung 2 Nasendouchen schicken. Meine ist mir entzwei gegangen.. Die 300 M. ließ ich dir zu Weihnachten schicken, damit du dir davon etwas recht Schönes kaufen solltest und zugleich, um davon einige Sachen zu bezahlen. Am 7. oder 8. Januar wirst du wieder Geld von mir bekommen. Ich lege dir außerdem noch die ausgefüllten drei Abmeldungen bei, von denen ich eine, nachdem sie polizeilich abgestempelt ist, zurückerbitte. Natürlich muß dann mein Schild von der Tür verschwinden. Die Möbeln schenke ich dir, und du mietest die Wohnung. Auch dürfen alsdann keine Briefe mehr an mich angenommen werden, wenigstens keine amtlichen. Ich habe hier bereits ein Vierteljahr Steuern bezahlen müssen.

Ich grüße dich herzlich und bin und bleibe dein lieber kleiner Erich.

Mein liebes goldnes Moppchen! Salò, 9. Januar 1903.

Deinen Brief vom Sylvester habe ich bekommen. — Hier ist das eigentliche Leben, wenn man mal eingerichtet ist, sehr billig. Wir, drei Menschen und ein Teckel, haben in den letzten beiden Monaten 650 Lire inkl. Holz (was beinah das Teuerste ist) gebraucht — also etwas mehr als 250 M. im Monat. Die Lebensmittelpreise sind sehr billig, und wenn man erst den Garten mit Hühnern und Gemüse bepflanzt hat und nicht mehr zu heizen braucht ... Mein liebes Moppchen, ich will gern, herzlich gern mit dir zusammentreffen — in Wien hab ich oft genug, wenn ich ganz allein im blauen Igel saß, gedacht, wenn doch mein Moppchen da wär — aber die war bei die feinen Leute und strengte sich an, den kleinen Erich zu vergessen. Dann nachher im Fiaker, der zur Südbahn fuhr — nein, das war nicht schön, mein liebes Moppchen. — Also nun laß mich mal hier den Frühling erleben. Ich habe, wie du weißt, den Aberglauben, daß ich nur noch diesen Winter zu leben habe. Das steckt mir fest im Gehirn. Weshalb auch nicht? Ich habe viel genossen — und auch dir bin ich vielen Dank schuldig. Mein Testament habe ich gemacht... Aber Ostern in Bozen! Wenn es aufwärts mit mir geht, wollen

wir uns dann dort treffen, ja? Und froh sein, wie wir es doch Gott sei Dank so oft zusammen gewesen sind. .

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Erich.

Mein liebes goldnes Moppchen. [Salò.] Sonntag, 15. März 1903.

Entschuldige mein langes Schweigen, ich hatte Logierbesuch von meinem Freunde L. H., dem Bildhauer aus Darmstadt, und bin bei dem andauernden schönen Wetter fast garnicht an den Schreibtisch gekommen. Deine letzten Briefe haben mir viel Schmerz bereitet und in mir aufs neue den Glauben befestigt, daß diese Scheidung eine Torheit ist, die du bereuen wirst — mir ist schon jetzt so schlimm zu Mute, daß mir bei dem Gedanken an den 18. April regelmäßig die Thränen kommen. Lublinski mußte ich von einer Wiederverheiratung sprechen, weil er sonst zweifellos Schwierigkeiten und Umstände gemacht haben würde. Es kann dir einerlei sein, was er denkt... Zwei Körbe, einen mit Citronen am Zweig und einen mit Apfelsinen, hab ich an dich abgeschickt; ich hoffe, daß sie beide in deinen Besitz gekommen sind. Ein Strauß immergrüner Zweige soll bald folgen. — Ich wollte gern auf eine Woche nach Florenz gehn, um mich dort mit meinem alten Freunde Heinrich R., Professor in Freiburg, zu treffen — aber ich werde es wohl gesundheitshalber lassen müssen. Mich plagen seit Monaten die scheußlichsten Stirnschmerzen — die Stirnknochen sind geschwollen und schmerzhaft... es ist abscheulich. Zum arbeiten bin ich so gut wie garnicht gekommen, ich habe auch den Glauben an mich völlig verloren, und Sorgen und Angst vor der Zukunft lassen keine Ruhe und Sammlung mehr in mir aufkommen. Ich habe bereits über 23000 Lire Schulden auf das Haus gemacht, um es wohnlich einzurichten, und es ist noch immer kein Ende abzusehn. Tag für Tag arbeiten 8 Mann im Garten. Du siehst also, mein liebes goldenes Moppchen, es steht alles in allem recht schlimm um den kleinen Erich, und der Wunsch und das Gefühl, nur noch diesen letzten Winter leben zu wollen und zu können, war sehr berechtigt. Nun wird also noch weitergelebt, aber wie und wozu? Die Frau B. ist immer heiter und guter Laune oder ärgerlich und brummig. Die Gabe des Mitleids ist ihr nicht geworden. Ich leide dann törichterweise doppelt und verliere, wenn ich allein bin, oft die Fassung. — Mein Garten wird sehr schön, wie ich hoffe, und ich wandre jetzt, wo die Blüten kommen, fast den ganzen Tag darin herum. Herzlichen Gruß und Kuß!

Dein Erich.

Mein liebes goldnes Moppchen! [Salò.] 22. März 1903.

Es war unrecht von mir, daß ich dich an einer trostlosen Stimmung, die mich wider Willen tagelang beherrschte, Teil nehmen ließ — aber nimm es als einen Beweis meiner unveränderlichen Anhänglichkeit, daß ich damit zu dir flüchtete. Du mußt nicht denken, daß Ellen es an der wirklich nötigen

Fürsorge oder auch an der eigentlichen Teilnahme innerlich fehlen ließe, wenn ich leidend bin — es ist nur die Art und der Ton — und auch eine gewisse Gedankenlosigkeit — (daß man dem Menschen, wenn er leidet, nicht mit Vorwürfen kommen soll, selbst wenn er sie verdient hat) — kurz, du kennst mich ja — wie sensitiv ich bin — und du hast mich verwöhnt. Herzlich grüßt dich dein Erich.

Mein liebes, goldnes Moppchen! [Halkyone-Salò.] 23. Mai 1904.

Du lebst — du genießest. Das ist recht so, und ich — freue mich darüber. Damit du nicht Geldes wegen deinen Aufenthalt in Wien abzukürzen brauchst, schick ich dir anbei jetzt schon 300 Lire, denn ich will nicht, daß du dir ohne Grund etwas versagst. Nächsten Monat werden wir weiter sehn. Ich bin fleißig, und da brauch ich denn meine Weiber nicht darben zu lassen, denn man bezahlt mir meine Arbeit sehr gut . . Aber meine Leber. Ja, ich gehe also nach diesem Montecatini, wo Verdi 50 Jahre lang hingegangen ist. Das Bad hat einen sehr großen Namen in Italien. Am 30. fahr ich hier ab. Ich besuche zuerst die Ausstellung der Frührenaissance in Siena, wohin mich ein alter Bekannter, der dort eine Villa bewohnt, eingeladen hat. Dann, vielleicht am 5., 6., nach „bagni Montecatini", so heißt die Eisenbahnstation, die eine halbe Stunde von Pistoja (bei Florenz) entfernt ist und in den Bergen liegt. Dort bleib ich vier Wochen und hoffe, daß ich auch dort arbeiten kann. Den Vorgesetzten nehm ich mit und schließe hier das Haus — das ist das Praktischste. Weiter habe ich noch nicht disponiert. — Kennst du den grünen Baum zur Nachtigall bei Jena, in dem Dorfe Cospeda? — Ich schließe, denn die Rosina will ihren Pfingstmontag-Nachmittag genießen und soll diesen Brief noch mitnehmen. Herzlich grüßt und küßt dich dein jetzt völlig ergrauter alter Schorschi.

Mein liebes Goldenes! [Florenz.] 3. Juni 1904.

Ich sitze am Morgen meines 40. Geburtstages in Florenz beim Melini allein. An diesem Tisch hab ich oft und vergnügt mit dir liebem Menschenkinde zusammengesessen. Und jetzt denk ich gern und mit Liebe und mit Dankbarkeit an dich. — Ich bin und bleibe dein Erich.

Mein liebes goldnes Moppchen! [Halkyone-Salò.] 6. September 1904.

Verzeih mir bitte mein beträchtlich langes Schweigen, ich werde ja nun bald in der Lage sein, dir die Ursachen mündlich zu erzählen. Die Hauptsache war, daß ich diese letzte Zeit mal wirklich wieder viel und intensiv gearbeitet habe, dann war ich ein klein wenig verschnupft durch deine Zaghaftigkeit grade zu einer Zeit, wo ich fühlte, daß es endlich wieder vorwärts geht — aber ohne Groll gegen dich, liebes Moppchen! — dann hatte das mich liebende Weib mich mal wieder bis nach Rom getrieben u. s. w., wie das so in meinem Schicksalsbuche verzeichnet steht. Nun haben wir wundervolle, abkühlende

Gewitter fast täglich, und die Trauben werden in der nächsten Woche geschnitten — eine ungeheure Fülle, allein in meinem Garten — und täglich klappert die Schreibmaschine viele Stunden und liefert die Reinschrift des grünen Baums zur Nachtigall — und alle zwei Stunden kommt ein Telegramm von einem großen deutschen Theáter und wünscht, bittet, beschwört, verlangt dringend, heischt und erwartet die Erstaufführung des neuen Studentenstücks. Der erste, der telegraphierte, war Brahm, und ihm werde ich das Stück auch zuerst anbieten. Alles Weitere, zum Teil recht Amüsante — mündlich. — Kennst du denn eigentlich Cospeda bei Jena auf dem Schlachtfelde? Also wir werden dahin, nachdem der Wahrhaft gute Mensch durchgefallen ist, eine kleine Reise zusammen machen, uns den grünen Baum zur Nachtigall ansehn und nachher in Weimar Onkel Wendeborn besuchen. Erwarte mich am 17./18. in Berlin und sei herzlichst gegrüßt und geküßt von deinem alten Schorschi Erich.

Mein Moppchen, wenn ich dir all die Liebe und Hochachtung, die ich für dich empfinde, ausdrücken könnte, müßte ich ein größerer Künstler sein als ich bin. Iglein.

Mein liebes goldnes Moppchen! [Halkyone-Salò.] 1. December 1904.

Ich hatte gestern eben deinen Geburtstagsbrief spediert, als dein langerwarteter vom 27. November 1904 ankam. Gestern war ich ein wenig hypochondrisch, heute aber, wo ich mich über die wohlgelungene Anpflanzung eines Dutzend schöner Cypressen gefreut habe und mit einem neuen Gärtner einen neuen Contract geschlossen habe, welcher dazu dienen wird, daß mein Garten binnen wenigen Jahren der schönste unserer Riviera ist — heute bin ich wieder etwas leicht-sinnig, hoffnungs-freudig und unternehmungs-lustig. Und deshalb will ich denn heute auch gleich deinen ausführlichen Brief beantworten — pflicht-getreu, wie ein Wirklicher Geheimer Ober-Reichsschulden-Tilgungs-Commissar. — Daß dieser Anfall von Gesichtsrose etwas so gefährliches gewesen ist, kann ich immer noch nicht recht glauben — auch Boral*, dem ich haarklein alles erzählte, meinte, er hätte sowas niemals an die große Glocke gehängt — je nun, die Medicin ist leider eine „Wissenschaft“ — da darf also jeder anderer Meinung sein. Der eine ist der anderen Meinung einer Autorität, der andere ist der anderen Meinung seiner eigenen Person. — Heute vor drei Jahren, am 1. December 1901, kamen wir mit dem Wagen von Desenzano fahrend Nachmittags in Salò an. Wie schön war damals das Wetter! Halkyonische Tage. — Jetzt grau und kalt. Morgen mehr. — Herzlichst dein Erich.

* Arzt in Salò.

Mein liebes Moppchen! [Salò.] Sonntag, 18. D. 04.

Ich muß noch im Bette liegen, Herr Dr. Lehmann aus München ist auch noch da. Es war ein großes Glück für mich, daß er auf Telegramm gleich kam. Und Annemarie! Weshalb antwortest du ihr nicht? Weihnachten darf ich ein wenig aufstehn. Matt, aber wohl grüßt dich herzlich dein Erich.

[Halkyone-Salò.] Sonntag, 15. Januar 1905.

Mein liebes goldnes Moppchen!

Köstliche Würste aus Halle an der Saale grüßten mich heute vom Frühstückstische! Eia! — Herzliche Grüße dir und deiner Mutter für dieses sinnige Geschenk — denn wahrlich: Ernährung ist alles für einen Genesenden. Dies bin ich nun doch, man kann mich schließlich jetzt mit Recht so nennen, wenn ich auch noch, wie die kleinen Kinder thun, beim Treppensteigen immer nur einen Fuß erst ansetze und dann den andern zu ihm nachziehe — so matt bin ich noch. — Aber eine andere Sorge raubt mir oft Ruhe und Schlaf und lähmt mich bei der Wiedergewinnung meiner Energie. Angesicht zu Angesicht mit dem, was die Menschen Tod nennen, kommen dem anständigen Menschen schwere Verantwortungsgefühle. Ich bitte dich, zu Lublinski zu gehen und ihn zu befragen, ob unser Testament aufgehoben werden muß, oder ob es durch einen Zusatz deinerseits geordnet wird, derart, daß du auf meinen italienischen Besitz an Mobilien und Immobilien zu Gunsten der Frau E. B. verzichtest und dich auf die Nutznießung meines litterarischen Eigentums sowie auf den Besitz meines Berliner Mobiliars beschränkest. Ich fürchte, daß wir das erste Testament umstoßen und ein neues werden machen müssen. Jedenfalls lastet diese Frage zur Zeit sehr auf mir und, sobald ich darüber ins Klare, je eher ich darüber in Ruhe komme, desto leichter wird mir das neue Leben zu tragen sein und werde ich wieder productiv werden, falls mir dies überhaupt noch beschieden ist. — Jetzt ist wieder ein Doktor im Hause, der Dr. Hirschhorn aus Florenz. Vorgestern früh zeigte sich nämlich wieder eine Schwellung an der Nase, und Ellen mein Kind telegraphierte in ihrer Angst sofort an diesen Doktor, den wir erst seit diesem Sommer kennen lernten. (Er ist der Nachfolger des von dir gekannten, inzwischen verstorbenen Dr. Kurtz in Florenz, dessen Praxis er übernommen hat.) Er kam sofort, fand aber nur einen sanften Reconvalescenten — statt wie der Dr. Lehmann einen bewußtlos Fiebernden, der wenige Stunden vor der Krisis stand...

[Telegramm aus Salò.] 11. 2. 12 Uhr 39.

Sofort kommen. Erich schwer krank.

[Telegramm aus Salò.] 11. 2. 5 Uhr 45 Nachm.

Erich tot.

„Landschaften"/ Gedichte von Karl Vollmoeller

I.

Marmorgebirge stehn mit schroffen Schneiden
Rings um die Stadt und schattenblauen Schlüften.
Als Himmel wölbt sich über starren Lüften
Ein Dom von mattem Glas. Und weiß und seiden,

Ein falbes Licht von ewig gleicher Helle.
Kein lebendes. Den ungeheuren Wall
Aus Blei durchbrechen Türme und Kastelle
Von Silber, Zinn und weißestem Metall

Und Stahl. Die Dächer und Terassen flimmern,
Doch steigt kein Rauch. Die Ebene ist Sand und schweift
Maßlos und wüste. Hinter Mauern schimmern
Künstliche Gärten, wo die Ernte reift

Der Früchte, die von Glas, an starren Teichen
Von Glas. Gerüche bringt ein lauer Wind,
Die Düften so wie tote Schwestern gleichen
Und Töne, welche keine Töne sind.

II.

Am Tor von blauen Blüten eine Trift.
Wir wandeln, Schattenlose — (selbst nur Schatten!)
Unkörperlich und lieben das Ermatten
Und beugen oft uns nach dem lauen Gift.
— Wie war dies doch, als wir Erinnerung hatten!

Noch spiegeln fern im weißen Dunst sich Schemen
Der Tat, Abglanz der roten Siegesmale,
Gewühl der Schlachten, flammende Fanale,
Rauchende Städte, lodernde Triremen,
Und schreiten ernst vorbei gewaltige, fahle

Bilder der alten Jäger und Heroen:
Die Keule führend, rauch- und blutbeleckt,
Und Frauenleiber, fürstlich unbedeckt
Der starren Brüste leidenschaftlich Drohen —
Wie ist, daß nichts mehr uns Begehren weckt?

Und wir nur lieben, auf glanzlosen Matten
Die zarten, blassen Blüten ohne Rast
Zu pflücken, Schattenlose — (selbst nur Schatten!)
Wie war dies doch als wir Erinnerung hatten!
— Kaum daß sich einer an die Stirne faßt ...

Da brachst den Bann und sprachst das rechte Du,
Das eine Wort, das Wort: das Meer ... Und brüllend
Zerbirst die Luft, ein tiefes Gold enthüllend.
Das Weltmeer klafft und braust. — Nur ich und Du,
Wir schwimmen, freudig das Geschick erfüllend,

Schiffbrüchig, nackt und stolz der roten Sonne zu.

Der Elementargeist/ von Felix Poppenberg



Salamandrisch glühend, ein E. Th. A. Hoffmannscher Elementargeist aus funkelndem Kristall-Pokal, so steigt mir Hans von Bülows Dämon aus seinen Briefen.*

Wenn ich in diesen mit magnetischem Fluidum geladenen sechs Bänden lese, in denen des Meisters Wittwe die zuckenden Gebärden, die momentanen Vibrationen eines unruhvollen Lebens mit feinen stillen Händen, den Händen einer Samaritaine, zum Ganzen gefügt, daß sie ein erfüllungsreiches Gebild geworden, dann denke ich an die Gestalten, die ich liebe, die Übersteigerer des Lebens mit dem „opium naturel“ in Blut und der Leidenschaft zum Grenzenlosen. In mannigfachen Gestalten erscheinen sie, als Leibhaftige und als imaginäre Porträts aus eines Dichters Hirn.

Stendhal gehört zu ihnen, er war der große Heimliche dieser Zunft, im Äußeren von spröder „Sécheresse“, im Innersten aber von desto brennenderer Leidenschaft zum Ungewöhnlichen, zum divin imprévu; dann der Fürst Pückler, der hier in seinen Frissons und seiner Phosphoreszenz einmal gespiegelt wurde — Bülow selbst war entzückt von ihm und witterte an ihm scharf, wie er 1884 schrieb, die „Verwandtschaft mit Byron Heine, mit hundert mir sympathischen Autoren, last not least (ha, ha!) mit mir selber" heraus. Kapellmeister Johannes Kreisler erscheint, E. Th. A. Hoffmanns Geistesgeschöpf, dessen „musikalische Leiden und Freuden", und dessen Excentriks der Seele aus wundem überreizten Gefühl heraus mit Teufeleien und infernalischem Gelächter seinem Menschenbruder Hans so wesensgleich sich zeigen. Und einer sei nicht vergessen, der Gascogner, Monsieur Cyrano de Bergerac, wie ihn Rostand bezaubernd wiederkehren ließ, von den silbernen Schellen einer souveränen Edelnarrheit umklirrt, der Held der fabulösen Nase über dem Zwergenkörper und der graziösesten Seele. Seine Verse hätte sich Bülow in sein Wappen flechten dürfen, er der Mann mit dem „Leib des Schneiders und dem Blick des Bändigers." Auch er durfte von sich sagen: „den Witz habe ich zum Zierrat mir erkoren", doch „nur mir selbst erlaube ich mich zu foppen." Und nicht nur zum Zierrat, sondern auch — ganz ähnlich dem cousin gaulois — als tödlich spitze Waffe ... „und beim letzten Verse stech ich" ...

Das Scherzo dieser Lebenssymphonie ist nicht harmlos. Das geschliffene Wort ist für diese nervöse, hyperempfindliche Natur, eine deckende Notwehr gegen die zudringliche Gewöhnlichkeit, ein Flammengaukelspiel, die Lästigkeiten abzuwehren, und eine befreiende Entladung überstarker innerer Spannungen in Blitzen und im Wetterleuchten.

---

* Die sechs Bände der Bülowbriefe, mit lebensvollen Begleitstellen und zeitgenössischen Stimmen musterhaft herausgegeben von Marie von Bülow, sind bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen.

Oft voll Charme und jener Liebenswürdigkeit, die gerade an den schwierigen Menschen sich bezaubernd weist, noch öfter aber ätzend, in jener Shakespeareschen Laune, die Imbéciles zu Tode zu kitzeln, ein inneres Gift durch Malice abzureagieren. Immer aber in jenem ästhetischen Egoismus geistigen Selbstgenusses. Und wer ihn in diese Motion versetzt, daß er in Schwingung kommt, den mag er leiden, selbst wenn er ihn zaust.

So liest man hier Geschäftsbriefe an Hermann Wolff, — der bei dem jeu d'esprit ein glänzender Karambolage-Partner war, — mit einem funkelnden Mienenspiel der Sätze und einem Flamboyantstil der sich selber überkletternden Einfälle.

Noch eine Cyrano-Parole steht auf diesem Schild: honnête et exalté. Man denkt an jene lächelnde Verschwendung des Gascogners, der sein Letztes mit einem Beutelwurf dahingibt: „wie töricht, aber wie pompös". Solche Gentilezza der Geste war auch Bülow eigen, eine Leidenschaft zur Noblesse, — „des Anständigen kann man nie zu viel tun", — und eine Wut gegen alles Schäbig-Menschlich-Ordinäre. Im Stiften und Spenden zu künstlerischen Großzwecken war er, der von finanziellem Pech verfolgte Lebenskämpfer — beschämend für die Besitzenden — immer voran. Seinen Stolz setzte er darein. Und war auch ein Gefühl des „Pompösen" dabei, sicher war es nicht Renommisterei und Großmannssucht, die auf die anderen spekuliert, eher wieder eine Art ästhetischen Selbstgenusses, das eifernde fordernde Eigengefühl, sich als Edelmann zu bestätigen. Und dieser Zug stammt auch aus Stendhalschen Untergründen.

Honnête et exalté ist er auch in seiner Kunst und in seinen menschlich-künstlerischen Beziehungen. Ein Serapionsbruder, ein Davidsbündler im Geist, mit dem Fanatismus contre les philistins, ein Desperado gegen das Ewig-Gestrige, das er auch wohl — man hört dabei sein beliebtes Hm! Hm! — das „Eheliche" nennt und immer in der Lockung des Epater le bourgeois. Dann werden alle Kobolde seines Wesens los. Aus Opposition dirigiert er „antiphiliströs". Vollgefühl und Wesensherrlichkeit durchströmt ihn nun, unnennbare Lebens-Fluten: „le concert c'est moi"; Seelenrausch und Extase, und in Eroberung und Hingabe der höchste Augenblick „... Orchestercoitus" so heißt ers selbst.

Selbstgenießer und doch kein Ichdiener, sondern ein gläubiger Fanatiker der Idee; ein Enthusiast unter der Tarnkappe des Spötters; ein bereiter hingebungsvoller Vasall im Dienst des als Groß erkannten und wie Nietzsche ein „verehrendes Tier", voll brennenden Triebs anzuhangen und für die gute Sache mit jedem Einsatz zu kämpfen. Als „Priester und Soldat" fühlte er sich, für die „Trinität Wagner, Liszt, Berlioz" schlug er seine heroischen Orchesterschlachten und durchquerte erobernd, doch auch wundengezeichnet, als „chrétien errant" ruhlos wandernd die Welt. Und narbenbedeckt, von schleichender Giftheimsuchung nie genesen — „das Rezept für dieses Gift", so sagt er bitter, „ist in Bayreuth zu erfahren" — fand seine Seele in ihrem zweiten Leben einen neuen Herrn, auch er ein Johannes, Johannes Brahms, der von Schumann Verkündete, von Grazien und Helden Gewiegte.

Das ist ein Herrendienst, tief berührend wie herb innerliche, keusche Mannentreue in einem altdeutschen Epos. Man fühlt, wie Ehrfurcht Bülow glücklich macht und wie ihn Dankbarkeit neu beflügelt und belebt, wieder einen starken wirksamkräftigen Sinn für sein Dasein gefunden zu haben.

So übervoll ist sein Herz vom Werk dieses Meisters, daß sein behender Geist ihm gegenüber gehemmt erscheint, daß er stockt und nicht im gewohnten Spieltrieb schwingt. Eine temperierte Atmosphäre wehte um Brahms den Menschen, etwas Antoniohaftes der sensibelen unbeherrschten Nervennatur Bülows gegenüber. Und so kommt, was kommen muß. Auf das schrankenlose sich Verlieren hat die Natur die Enttäuschung als Preis gesetzt, und in jeder großen Nähe liegt schon der Keim der Entfremdung.

Eine Nervennatur ist Bülow, von jener Konstitution, die in den körperlichen Zuständen durchaus von Ebbe und Flut der seelischen Stimmungen beherrscht wird, die im Lauf eines Tages alle Stadien von welker Lebenserschöpfung bis zum strahlenden Lebensglanz durchmachen kann. Pückler, der Selbstbeobachter und E. Th. A. Hoffmann in ihrer quälerischen Neugier nach den Geheimnissen des eigenen Ichs haben aus der Erkenntnis ihrer ähnlichen Verfassung das eigene baromètre spirituel sich aufgestellt. Bülows zuckende Erregbarkeit hatte zu solchen Selbstanalysen nicht den Wesenseinschlag von Kühle und sachlichem Naturforschersinn, der jenen eigen.

Indirekt nur läßt sich aus hastigen Briefen voll empörerischem Aufschrei über die Tyrannei seines inneren Dämons ein Reflex dieser zermürbenden états d'âme erkennen.

Bülow trug die hautlose Stelle auf der Brust, von der Baumeister Solneß spricht. Berührungen, ja nur ein fataler Hauch, der dem Robusteren kaum fühlbar wird, peinigen ihn mit unerträglicher Qual. Er wird, um damit fertig zu werden, zu einem maßlosen Verbrauch seiner Gefühlskräfte gezwungen, und das erschüttert, schlimmer als jede Débauche, den Haushalt seines Inneren. Das Gegenbild ist Goethe, der — im Tasso steigt das noch einmal auf — im Grunde von der gleichen Rasse, in genialisch hellsichtiger Selbsterhaltung immer die in jeder Epoche seiner Existenz notwendigen Befestigungen für sein Geheimstes und Verletzlichstes sich fand; der schließlich in den Steinen, Pflanzen und Farben unübersteigbare magische Grenzen gegen Menschen und Menschenwesen sich aufrief. Ihrer nicht zu achten, ward er so am Lebensausgang mächtig, und man kann ihn auf stygischem Kahn sich vorstellen, dem Baudelaireschen Don Juan gleich:

> Der starre Held stand auf sein Schwert gestützt,
> Er hat das alles nicht zu sehn geruht.

Welch Schmerzensmann dagegen Bülow. Kranke Scheu vor den Menschen plagt ihn und immer wieder ein unstillbarer Menschenhunger und ein unersättliches Freundschaftsverlangen; und dabei ist er doch aus der überwachen Reizbarkeit seines leichtverletzlichen Wesens ganz ungeeignet zu nahen Ge-

meinschaften und mehr als jeder andere bis zur Lebensgefahr bedroht durch das Bewußtsein von der Unsicherheit aller menschlichen Zusammenhänge.

Man kann beobachten, wie überfein sein Gefühl für den Ton einer Situation ist. Er bebt innerlich zusammen unter der leisesten Dissonanz, und er duldet peinvoll darunter. Was an jedem anderen vorübergehn würde, zwingt ihn zu tagelangem Grübeln. Und das Mißlingen einer Begegnung mit Menschen, die ihm etwas Wertvolles sind, martert ihn nicht anders, als die verpfuschte Wiedergabe eines musikalischen Werkes. Wie leidet er unter Lösungen und Trennungen in der Freundschaft und in der Liebe. Und nie lernt er die überwindende Gefaßtheit, die sich in die Hand der Notwendigkeit gibt, gewiß, daß ihr alle Dinge zum besten werden müssen.

Als Gegengewicht gegen das an „Fußangeln und Selbstschüssen" reiche äußere Leben kultiviert Bülow seine phantasiespielende Vorstellungsexistenz, seine vie imaginaire, und sie für sich selbst darstellerisch zu machen, sie in Gesichten, Einfällen, Gestalten gaukeln zu lassen, wurde ihm die Korrespondenz ein Mittel. Die vie imaginaire wird Erscheinung in der vie epistolaire. Auf dem Papier kann Bülow, ungefährdet durch den falschen Gegenton der Erwiderung, sich frei bewegen und sich tummeln in ungestörten Variationen seines Selbst. Hier genießt er ganz.

Man möchte denken, daß die erotischen Episoden in den Briefen, jener amoureuse Reigen voll klingender Magie wie aus Hoffmanns Erzählungen, — Elvira in Padua voll Gluckschen Iphigenienklanges, Giulia-Milanese, die so rhythmisch schreitet, Romaine, die Caprice, — daß diese Nôtre Coeurstimmungen, im transluciden Erinnerungs-Abglanz seines Traumes und in der Spiegelung der Niederschrift vielleicht wollüstiger gefühlt sind als in der banalen Wirklichkeit.

Ja gewiß ist dieser Imaginäre auf dem Papier sicherer seines Gefühls, und sein allersicherstes Gefühl dabei bleibt immer die Sehnsucht nach dem, was fern.

In der wirklichen Begegnung ist er durch sein auf leiseste Mißstimmungen fast gierig reagierendes Temperament, allen Hemmungen und Depressionen, und der brutalen Zerstörung des Gefühls, zu leicht ausgeliefert.

Selbsterkenntnisvoll scheut und meidet er daher auch immer, wenn es geht beinah gespensterfurchtsam das von den mittleren Menschen als so „reizend" empfundene Wiedersehn mit all seiner Enttäuschungs-, Befangenheits- und Befremdungsmöglichkeit. .

Doch wenn er schreibt, dann kann er liebhaben, dann kann er, ungereizt, auch still und gut sein, teilhaben an schlichten und primitiven menschlichen Gefühlen und sich anlehnen, ein müder Sohn der Erde. Die Briefe an die Mutter, die Briefe an seine Frau, die sein Gedächtnis uns in diesen Büchern aufbewahrt in hingebungsvollem Erinnerungsdienst, sie geben davon Kunde.

Die Briefe waren neben der Musik Bülows Paradis artificiel. Hier fand der Elementargeist seine höhere Wirklichkeit ...

Politische Chronik/ von Theodor Barth


Es sind nicht immer die Haupt- und Staatsaktionen, die den Geist einer Zeit am klarsten erkennen lassen. Eine charakteristische Anekdote oder eine Gerichtsverhandlung sind manchmal eine reichere Quelle historischer Erkenntnis als ein Konferenzprotokoll oder ein dickleibiger Gesetzeskommentar. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Chronist zwei politische Vorkommnisse zu verzeichnen, die, so wenig bedeutend sie an und für sich erscheinen, doch dem Charakterbild der Gegenwart einige markante Lichter aufsetzen. In den Tagen um Weihnachten und Neujahr, da die Mitglieder der Parlamente sich am heimatlichen Herde vergeblich abmühten, die politische Vernunft des Bülowblocks zu ergründen, wurde in Moabit der Prozeß der königlich preußischen Staatsanwaltschaft gegen Maximilian Harden verhandelt: eine Strafsache, die einige Wochen vorher, auf Grund einer Privatbeleidigungsklage des ehemaligen Stadtkommandanten von Berlin, Graf Moltke, das Schöffengericht beschäftigt und dort zu einer Freisprechung geführt hatte. Die Staatsanwaltschaft entdeckte nachträglich ein öffentliches Interesse, und nahm daraufhin ihrerseits die Verfolgung auf, anstatt die Angelegenheit der Berufungsinstanz in Privatklagesachen zu überlassen. Die juristische Korrektheit dieses Verfahrens ist zweifelhaft. In diesem Prozeß war aber so vieles sonderbar, daß diese juristische Seite der Sache ganz in den Hintergrund trat.

Die Verhandlungen vor dem Fünfrichterkollegium wurden besonders bemerkenswert durch den diametralen Gegensatz zu allem, was sich vor dem Schöffenrichter abgespielt hatte. Wo man früher Licht gesehen hatte, sah man jetzt Schatten, während die früheren tiefen Schatten einem strahlenden Licht Platz machten. Der Angeschuldigte und seine Verteidiger, die vordem aus vollen Backen Fanfare geblasen hatten, schlugen nunmehr Schamade. Die Tugend feierte Triumphe, wie seit den Romanen der Marlitt nicht wieder. Die Verfehlungen gegen den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches, von denen vor einem Monat die Spatzen im Grunewald gepfiffen haben sollten, wurden in den Bereich der Fabel verwiesen. Es gab keine Liebenberger Clique, keine Kamarilla mehr, selbst der anklägerische Schatten des Alten im Sachsenwalde verblaßte unter dem schwächer werdenden Erinnerungsvermögen klassischer Zeugen. Im November verließ der Angeklagte als freigesprochener Triumphator, der den Beweis der Wahrheit seiner Behauptungen geführt habe, den Gerichtssaal; am dritten Januar wurde er wegen verleumderischer Beleidigung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil das Gegenteil derselben Behauptungen erwiesen sei. Das bekannte Wort: si duo faciunt idem non est idem erlebte die Variante: wenn zwei preußische Gerichte über dasselbe urteilen, so ist es nicht dasselbe. War diese Wahrnehmung für den Freund einer einheitlichen Rechtspflege schon nicht gerade befriedigend, so mußte

die Gerichtsverhandlung jedem Freund des guten Geschmacks schwer auf die Nerven fallen. Inmitten dieses falschen Pathos und einer Wichtigtuerei, der jede politische Perspektive fehlte, wirkte eine Bismarcksche Bemerkung über die Kamarilla wie eine Oase in dieser Wüste von Hofklatsch und Gefühlstrivialitäten.

Die Hohenzollern-Begeisterung weist den Gedanken, daß an unsrem Kaiserhofe eine Kamarilla existieren könne, wie eine Majestätsbeleidigung ab. Natürlich gibt es keine Kamarilla mit wirklichen geheimen Mitgliedern und Pensionsberechtigung. „Wenn die Sachen so dumm gemacht würden, daß der regierende Herr die Absicht bemerkt, oder daß sie von außen haarscharf nachweisbar wären, könnte sich nirgends eine Kamarilla halten." Dieses Bismarcksche Wort trifft den Nagel auf den Kopf. Man kann hinzufügen, eine Kamarilla wird es immer da geben, wo die Gnade des Monarchen ein entscheidender Faktor in der Politik ist. Im heutigen England wäre jede Kamarilla unwirksam, da die Gnade oder Ungnade des Königs keine Existenzfrage für einen Minister ist. Ein Staatsmann, der das Vertrauen der Volksvertretung genießt, hängt nicht von der Gunst des englischen Königs ab. Das Tätigkeitsfeld einer Kamarilla, die dem früheren England ja auch keineswegs fremd war, müßte unter den gegenwärtigen konstitutionellen Verhältnissen Großbritanniens unfruchtbar bleiben. Anders bei uns. Hier lohnt es sich, für die Umgebung des Königs, gegen die verantwortlichen Ratgeber der Krone zu intrigieren. Kann der Monarch gegen einen Minister eingenommen werden, so ist dessen politisches Schicksal entschieden. Der Herrscher soll aber erst gefunden werden, der völlig immun gegen Ohrenbläserei, verleumderisches Geraune, Schmeichelei und ähnliche Intrigantenkünste wäre. Man kann dreist behaupten, daß die Kamarilla das natürliche Nebenprodukt jeder absolutistischen Gewalt ist. Wir aber leben in Preußen wenigstens im Halbabsolutismus, und Preußen regiert das Reich. Wenn Fürst Bülow morgen bei dem König von Preußen in Ungnade fällt, so hält ihn keine Blockmajorität. Das Wort: regis voluntas suprema lex ist einstweilen bei uns noch eine unbestreitbare Tatsache. Das Bestreben, einen Minister in offner parlamentarischer Feldschlacht zu überwinden, ist fast aussichtslos. Ein Höfling, dem es gelingt, den Wurm des Zweifels in die Blüte des königlichen Vertrauens zu setzen, kann dagegen unter Umständen den Sturz selbst eines Bismarck bewirken. Das ist ein Grund, und kein geringer, für die Notwendigkeit einer Einschränkung monarchischer Machtvollkommenheit durch Stärkung des Einflusses der voluntas populi. Ein zweites Argument für die Überlegenheit der parlamentarischen Regierungsform über den Halbabsolutismus, wie er bei uns herrscht, ist die Möglichkeit, einen falschen Weg, den man in der Politik eingeschlagen hat, rasch wieder zu verlassen. Wir erleben es bei der preußischen Polenpolitik gerade jetzt aufs neue, mit welcher Hartnäckigkeit begangene Fehler weiter verfolgt werden. Wenn die Minister des Königs nichts anderes sind als die Vollstrecker seines staatsmännischen Wil-

lens, so kann der Monarch seine Politik nicht wechseln, ohne damit einzugestehen, Fehler begangen zu haben und das wird einem Herrscher noch saurer als gewöhnlichen Sterblichen. Bei einem parlamentarischen Regierungssystem kommt der König nie in eine solche peinliche Lage. Die Verantwortung für alle begangenen Mißgriffe tragen die Minister. Sobald ihre Politik in die Irre führt und sie das Vertrauen der parlamentarischen Mehrheit verlieren, übernimmt die Opposition die Regierung und ist dann nicht nur berechtigt, sondern moralisch geradezu verpflichtet, den falschen Weg ihrer Vorgänger zu verlassen. Mit anderen Worten: bei uns ist es für alle konservativen Elemente, die einen Wechsel in der Politik verhindern wollen, nie schwer, jede grundsätzliche Änderung als eine Schädigung der Autorität der Krone darzustellen. Der Grundsatz: the king can do no wrong, der in parlamentarisch regierten Ländern bei jedem Wechsel der Politik den König vor der öffentlichen Kritik sicherstellt, wird bei uns zum Leitmotiv absolutistischer Unfehlbarkeit und zur Entschuldigung für ein Beharren in alten Irrtümern. In früheren Zeiten hat man diese Stabilität von Regierungsgrundsätzen und Regierungsmethoden als einen besonderen Vorzug, wenigstens in der auswärtigen Politik, gepriesen. Auch in dieser Beziehung haben uns bittere Erfahrungen eines Besseren belehrt. Daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch den Fürsten Bülow glücklicher und erfolgreicher wäre, als die von Sir Edward Grey oder von Monsieur Pichon wird kein Mensch behaupten wollen, und doch sind sowohl der englische, wie der französische Minister des Auswärtigen keine Staatsmänner exzeptioneller Art. Die Möglichkeit eines Wechsels der Politik, die unter einem parlamentarischen System immer besteht, ist durchaus kein Element der Schwäche, sondern der Stärke. Das sehen wir augenblicklich bei uns auf allen Gebieten. Unsere Finanzmisere im Reich, die Rückständigkeit des Wahlrechts in Preußen, die Verfahrenheit unserer Nationalitätenpolitik, die reaktionäre Behandlung der konfessionellen Fragen, der Mangel an Initiative in der auswärtigen Politik: alles verstärkt den Eindruck eines großen industriellen Unternehmens, das sich nicht entschließen kann, mit alten Fabrikationsmethoden zu brechen und neue wirksamere Maschinen einzusetzen.

Selbst unsere Volksbewegungen leiden unter diesem Mangel einer gesunden konstitutionellen Entwicklung. Jede Agitation, die nicht damit zu rechnen braucht, die von ihr vertretenen Ideen auf regulärem konstitutionellem Wege zur Macht zu bringen, muß die Neigung zur Überschwänglichkeit und zum Utopischen annehmen. Je geringer die Wahrscheinlichkeit für eine Opposition ist, daß sie einmal genötigt werden wird, ihre Grundsätze positiv zu betätigen, um so weniger wird sie sich Mäßigung auferlegen. Wenn man bei uns statt die Sozialdemokratie administrativ zu boykottieren, ihr reichlicher Gelegenheit geben würde, sich an den Aufgaben der staatlichen Verwaltung zu beteiligen, so würde damit die Sozialdemokratie ungleich wirksamer bekämpft werden, als durch die täppische Art, in der man ihr heute unter beständiger Verletzung

der Rechtsgleichheit und unter gleichzeitiger Anwendung der patriotischen Phrase zu Leibe zu gehen versucht.

Die Ungesundheit unseres ganzen konstitutionellen Lebens ist auch zu einem nicht geringen Grade für eine Vereinskrisis verantwortlich zu machen, die neben dem Harden-Prozeß die parlamentarische Weihnachtsferienpause sensationell ausgefüllt hat.

Der Flottenverein ist eine Organisation des Flottenenthusiasmus. Es liegt in der Natur solcher bloß auf Stimmungmacherei berechneten organisatorischen Gebilde, daß diejenigen an die Spitze kommen müssen, welche die vollsten Akkorde anzuschlagen wissen. Die Maßlosen werden in derartigen Vereinen die Maßvollen immer übertrumpfen. Ganz folgerichtig ist darum auch im Flottenverein eine Richtung ans Ruder gekommen, die so wenig Maß und Ziel kennt, daß selbst dem Reichsmarineamt ob dieses Flottenenthusiasmus angst und bange geworden ist. Diese Leute spielen mit Hunderten von Millionen Mark für den Ausbau unserer Kriegsflotte, als ob es sich um Weihnachtspfeffernüsse handelte. Die Personifikation dieser ungebändigten Begeisterung ist der General Keim. Ihn hat man denn auch demonstrativ an die Spitze des Vereins gestellt. Das hat sich alles ganz logisch vollzogen. Aber den dekorativen Elementen des Vereins fängt diese Entwicklung an fürchterlich zu werden; und der präsumptive bayrische Thronfolger hat deshalb die Wahl des Generals Keim zum geschäftsführenden Vorsitzenden benutzt, um auszuscheiden. Seitdem herrscht im Flottenverein eine Aufregung wie in einem Ameisenhaufen, in den ein Stock gestoßen wurde. Der bayrische Zweigverband droht, sich aufzulösen. Man bombardiert sich gegenseitig mit Vertrauens- und Mißtrauensvoten. Es ist ein wahres Glück, daß der Flottenverein nicht selbständig über Kriegsfahrzeuge verfügt. Es könnte sonst auf dem Starnberger See zu einer heißen Schlacht kommen.

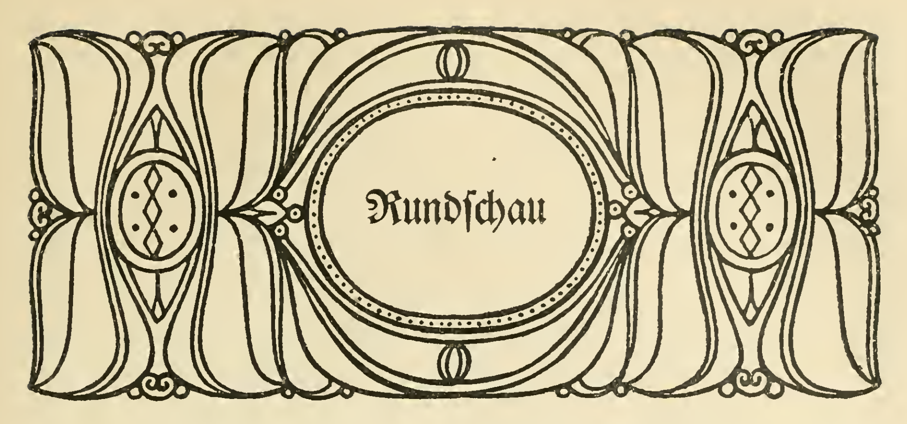
Da inzwischen Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, auf die Seite des Wittelsbachers getreten ist, so wird voraussichtlich der General Keim in die Wüste gesandt werden.

Wie immer dieser Zwist aber auch endigen mag, er zeigt, daß dieser Begeisterungsverein sich überlebt hat. Wir leiden heute in Deutschland eher unter einem zuviel als einem zuwenig Flottenenthusiasmus. Es gab in Preußen eine Zeit, in der gegen einen verabschiedeten Offizier ein ehrengerichtliches Verfahren eingeleitet wurde, weil er für eine deutsche Flotte mit sammeln geholfen hatte. Die preußischen Junker fanden das durchaus in der Ordnung. Für ein deutsches Reich zu schwärmen war ja damals ein ebensolches Vergehen, wie heutigentags das Schwärmen für den sozialistischen Zukunftsstaat. Damals war ein deutscher Flottenverein gut und nützlich. Heute erscheint er ebenso überflüssig wie etwa eine neue und vermehrte Auflage des früheren Nationalvereins. Die patriotische und die nationale Phrase feiern bei uns schon Orgien genug.

Mit dem Wiedererscheinen der Parlamente auf der politischen Bühne ist sich die öffentliche Meinung deutlicher bewußt geworden, daß es ernstere Dinge gibt als Harden-Prozesse und Flottenvereins-Krakehl. Die Finanznöte des Reichs drängen zu neuen Steuertaten. Das Branntweinmonopol und die Zigarren-Banderolensteuer treten immer klarer aus dem Nebel hervor. Direkte Reichssteuern bleiben auf dem Programm der Freisinnigen. Fürst Bülow hat nichts dagegen, daß sie auf diesem Programm bleiben. Er ist in allen Dingen tolerant, die ihm nichts kosten. Er ist auch immer bereit, den Glauben an die spätere Erfüllung frommer Wünsche in gläubigen Gemütern zu nähren. Nur soll man ihn nicht drängen, etwas zu leisten, bevor die Zeit erfüllet ist. Mit derselben zu nichts verbindenden diplomatischen Gleichgültigkeit steht er der Wahlreformfrage in Preußen gegenüber. Selbst wer nicht so töricht war, aus dem gelegentlichen liberalisierenden Getue des Fürsten Bülow auf eine ernsthafte Reformneigung zu schließen, konnte dennoch durch den überflüssigen Hohn überrascht werden, mit dem der preußische Ministerpräsident am 10. Januar im Abgeordnetenhause den freisinnigen Antrag auf Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen und Änderung der bestehenden skandalösen Wahlkreiseinteilung beantwortete. Die letztere Forderung, die auch die Nationalliberalen erhoben, würdigte er überhaupt keiner Erwähnung, der ersteren setzte er ein rundes Nein entgegen. Er tat aber noch ein übriges, indem er außerdem kategorisch erklärte, daß die preußische Regierung nicht daran denke, auch nur die geheime Stimmabgabe zu concedieren. Wenn ihre vagen Reformerwägungen überhaupt jemals zum Abschluß kommen sollten, so werden sie sich zu dem Vorschlage eines Pluralwahlrechts verdichten, das eine neue Auflage der Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen Dreiklassenwahlsystems sein würde. Illusionsfreie Liberale mußten auf eine Abweisung des freisinnigen Antrags gefaßt sein: Aber man wähnte, sie würde mit einer graziösen Handbewegung erfolgen. Fürst Bülow aber hat es vorgezogen, den blockgetreuen Antragstellern unter dem begeisternden Zuruf des preußischen Junkertums einen Fußtritt zu versetzen. Weg, aufdringliche Bettler! Was frage ich nach Euren Wünschen, wenn das Wohlwollen meiner agrarischen Freunde auf dem Spiele steht. Wen die schnurrige Idee einer konservativ-liberalen Paarung nicht des Sinnes beraubt hatte, folgerichtig zu denken, der durfte übrigens niemals darüber im unklaren sein, daß von diesem agrarischen Dornbusch sich keine liberalen Feigen sammeln ließen, und daß Fürst Bülow bei jeder Kontroverse zwischen liberalen Wünschen und konservativen Abneigungen den letzteren Genüge leisten werde. Er mußte in dieser Tendenz bestärkt werden, als er sah, wie leicht es ist, die Freisinnigen von denen getrennt zu halten, die in allen wichtigen Fragen der praktischen Politik dasselbe wollen wie sie. Der Linksliberalismus wird erst dann für den Fürsten Bülow und für jeden Reichskanzler, der nach ihm kommt, ein politischer Faktor werden, der sich Berücksichtigung erzwingt, wenn er den

Nachweis geführt hat, daß er die Entschlußfähigkeit besitzt, sich unter Umständen auch mit dem Acheron gegen die Oberen zu verbinden. Heute traut man ihm das nicht zu, und deshalb glaubt man, ihn ungestraft als quantité négligeable behandeln zu dürfen. Bei den in diesem Jahre stattfindenden Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause wird die Frage einer Kooperation des Linksliberalismus mit der Sozialdemokratie aufs neue praktisch werden. Siegt auch hier wieder die spießbürgerliche Abneigung gegen sozialdemokratische Agitationsmethoden über die klar erkennbaren Erfordernisse einer ernsthaften demokratischen Politik, so bleibt der Freisinn auch in der nächsten Legislaturperiode des preußischen Abgeordnetenhauses das parlamentarische Aschenputtel. Würde er dagegen so viel Nerv und Entschlossenheit zeigen, um die Unterstützung der Sozialdemokratie nicht nur gelegentlich halb widerwillig anzunehmen, sondern durch resolute Gegenleistungen auf der ganzen Linie zu erlangen, so würden die Konservativen und jede Regierung sofort begreifen, daß mit der bisherigen Nasführung des Freisinns nicht weiter operiert werden kann. Es sind genug Anzeichen dafür vorhanden, daß die Sozialdemokratie einem politischen Zusammenwirken mit der bürgerlichen Demokratie heute weit geneigter ist als jemals früher.

Hoffentlich wird die politische Ohrfeige, die den Freisinnigen am denkwürdigen 10. Januar von dem Patron der konservativ-liberalen Paarung appliziert ist, die Geister wieder dieser politischen Kombination zuwenden, der einzigen, welche die demokratische Entwicklung Deutschlands nachdrücklich zu fördern imstande ist.



Rundschau

Der Gottsucher

Es gab einmal einen Menschen, der einen Sparren hatte; die wenigen, die ihn für ihren Freund hielten, nannten ihn den Gottschnüffler. Eines Abends im ersten Herbst, als er große Einsamkeit um sich getan hatte, als er am offenen Fenster stand, als er den spärlichen Geräuschen, die sich da und dort erhoben, taub war und als er durch einen dünnen Nebel hindurch die goldene Saat der Gestirne in der ungeheuren schwarzen Schlucht des Himmels schaute, war ihm etwas wie eine Erleuchtung gekommen, und er trat ins Zimmer zu seiner Lampe zurück und hielt beide Hände vors Herz, als ob ihm da etwas weh täte. Von da hoben sich die zwei blassen Hände vor die Stirn und sanken nach vielen langen Minuten erst wieder, als es ihm gelungen war, für sein Erlebnis einen Gedanken und Worte zu finden. Dieser Gedanke aber hieß etwa: Wer Gott suchen wolle, müsse darauf aus sein, ein Element und eine Gleichheit zu finden. Man dürfe nämlich nicht ein Eines hinter dem Rücken der Welt suchen, in dem alle Dinge und Wirklichkeiten verschwänden wie im Hut eines geschickten Zauberers; es lohne nicht, eine andere Welt zu suchen als die mannigfaltige unserer Sinne und unserer Seele; all das Versuchen laufe doch nur auf Täuschung und noch ärgere Vermenschlichung hinaus; wenn es einen Gott gäbe, müsse er eine spürbare Existenz und Wirklichkeit sein; und wenn etwas wäre, was alle Dinge, seien sie sonst noch so anders unter einander, gemeinsam hätten, was man in allem träfe, was alles verband, dann sei das Gott, und einen andern könne man nicht haben und nicht wollen.

Und so machte er sich denn ans Vergleichen und verglich viele Menschen und Tiere und Pflanzen und all die leblosen Dinge und Unsichtbarkeiten der Wirklichkeit mit einander. Aber was er allgemeines und kettendes fand, waren zunächst nur leere, von Menschen für die Zwecke der Wissenschaft gemachte Abstraktionen oder übertragene Menschlichkeiten, nämlich solche Worte wie Materie oder Geist oder Energie, denen jede Qualität, jede Wirklichkeitswahrheit zu praktischem Behufe künstlich ausgelaugt waren. Und da murmelte er immer: „Ich suche doch Wirkliches, Daseiendes, Herzhaftes! Ich suche ein Band. Gott ist ein Band. Das All ist ja da, es hält doch zusammen und purzelt nicht ein. Und was es erhält, muß überall dabei sein, und wenn denn nun alle Welt für uns zur Wahrnehmbarkeit und Empfindung geworden ist, muß traun auch Gott zu spüren und zu schmecken sein. Ich werd' ihn schon kriegen! Werd' ihn schon kriegen!" So dachte er auch an die frühen, griechischen Denker, die Gott ein Wasser oder eine Luft oder ein Feuer oder einen Äther genannt hatten und hieß sie in stillem Vergnügen seine kindlichen Väter. In eifrigem Lernen und eigenem Forschen verfolgte er die frischen Wege der Naturwissenschaft und erwartete viel von den neuen Deutungen des elektrischen Wesens und von den Entdeckungen unbekannter Strahlungen, von denen er sagte, Lebewesen mit andern und fremden Sinneswerk-

zeugen hätten sie aus Versehen aus der Tasche und in unsern Dunstbezirk fallen lassen. Nie dachte er daran, sich denen anzuschließen, die krähten oder flüsterten, das Weltall sei Gott. Er wußte ja doch, daß man den Gott nur darum suchte, weil die Welt so sei, wie sie sei; wenn die Welt Gott wäre und nicht die ebenso rätselvolle wie wundervolle, nicht weniger unsinnige als sinnreiche, desgleichen verruchte und liebevolle Welt, dann brauchte man ja eben nichts Göttliches und wäre man füglich, gerade wenn sie Gott wäre, gar nie auf den Wunsch und Gedanken gekommen, von einem Gott zu träumen oder zu reden. Sie ist nicht Gott, sagte er wohl; sie ist mehr und weniger als er; Gott ist nur ein Teil von ihr und ein Meister über sie. Aber wenn ich den Gott erst habe, soll mir auch der Satan nicht entwischen, der mit seinen höllisch scharfen Feuerfingern das Band verbrennt und zerschneidet.

Niemand weiß, auf welchen Weg und zu welchem Ende er noch gelangt wäre, wenn nicht besorgte Bürgersleute ihren vermögenden Verwandten ins Irrenhaus gebracht hätten, wo er bald wirklich erkrankte und zur großen Befriedigung der Ärzte und zum Kummer seiner Angehörigen nach wenigen Jahren völligem Blödsinn und einige Zeit später dem Tode verfiel.

Ich gehörte nicht zu den Freunden und auch nicht zu den Verschwisterten und Verschwägerten des seltsamen Gottsuchers; aber ich war einmal mit ihm zusammen, hörte seine ruhige und klare Rede, hinter der wohl explosible Unruhe und ängstlich flatterndes Sehnen zu merken war, und ich sagte ihm damals ungefähr folgende Worte, nachdem ich aus einer Mappe eine Radierung von Rembrandt gezogen und zwischen uns auf meinen Tisch gelegt hatte: „Der Gott, den du suchst, ist der alte Schöpfergott, der in der Welt dauernd drin ist und in jedem Detail aller Dinge steckt und sich doch zu allem verhält wie ein Schaffender zu seinem Werk. Drüber und drin, jenseits und doch auch auf allen Oberflächen und in allen Tiefen, ein Element, in das alles getaucht ist, ein Band und ein dirigierender Geist: wovon du sprichst, ist das Verhältnis des Künstlers zu seinem Werk. Wenn du als Ehrlicher und Starker, ohne Sentimentalität und frei von Menschlichkeit und Enge, empfinden und aufzeigen kannst, daß die Welt ein reines und vollendetes Kunstwerk ist, daß irgendwo oder irgendwie — denn die Modalität hat der Mensch erfunden, weil's ihm in Raum und Zeit zu eng und zu viel Wirrsal war; nun sagt er irgendwie und lebt in diesem Wort der Sehnsucht wie in der Fremde, die zur Heimat ward — daß irgendwie also ein Höheres ist, für das alle Dinge Himmels und der Erden wie die Modelle für den Künstler sind; das alle Gegensätze und alle Schroffheiten, alle gegen einander schreienden Töne in Musik auflöst, wie hier Rembrandt alles in Licht und Schatten und Licht und Schatten noch einmal in seine Seele verwandelt hat, dann hast du Gott gefunden. Denn wer das Kunstwerk ganz und inständig kennt, der hat auch den Künstler und braucht ihn nirgends sonst zu suchen und kennt ihn auch, wenn er so anonym ist wie dein Gott, der sich doch wohl nie bewogen fühlen wird, sich zu seinem Werk nun gerade Menschen gegenüber zu bekennen, denen es ja auch immer, wenn sie aufrichtig waren, ein zweifelhaftes und verdächtiges Opus war. Aber sind wir denn nicht auch bloß Figuren im Stück? Puppen seiner Erfindung? Wenn wir zwei hier wie Faust und Gretchen von Gott und Weltband uns besprechen, ist's nicht noch toller, als wenn Faust und Margarete nach ihrem Herrn und Macher, nach Johann Wolfgang Goethe forschen wollten? Du findest das oft, dieses Heraustreten der Kunstgestalten aus dem Rahmen, in den tief und tollen Werken der deutschen Romantiker; es war der kleinere Sinn dessen, was sie Ironie genannt haben. Der größere Sinn aber war gerade der, daß es nur in solcher Ironie gelingen kann, uns aus den Dimensionen des Werks, in das wir gebannt sind, wie an dem eignen Zopf hoch, in die Ewigkeit zu werfen. Die Mystik? Auch sie ist nur eine besondre Form dieser Narrenweisheit, der großen Weltironie des Menschen. Willst du die wahre Welt oder den Sinn der Welt oder den Gott erkennen, oder wie du sagst, das Band und das Gleiche oder das Elementare, dann darfst du nicht mehr mitspielen, sondern müßtest ein Zuschauer sein können. Warum wohl ist den Erwählten, keineswegs dem Volke,

Liebe, das heißt Selbstentäußerung, Armut und lauter schweres Weggehn auf die Herzen geladen worden? Oft wußten's die Apostel selber nicht, aber die Stärksten sagten's grad heraus, die seien Esel, die da glaubten, es sei die Last der Heiligkeit fürs warme Wohl der Menscheneinzelnen hier oder dort verliehen worden. Nicht um den Menschen unter Menschen sorgten die Mystiker und die Nachfolger Christi, als sie die Demut und Entsagung lehrten, und die Erweckten Indiens, die aufs Nirwana wiesen. Sie lehrten Praxis für den Egoismus derer, die erkennen, die Gott haben und Gott sein wollten. Ein Weg von der Bühne weg sollte all diese Abtötung sein; eine Technik, in den überweltlichen Zuschauerraum, ins Herz des Wesens zu gelangen. Aber freilich, in den Tragödien spielen auch die Leichen noch mit, und schreibende und redende Mystiker kommen mir manchmal wie Schauspieler vor, die sich wundervoll tot gestellt haben, die aber doch vor den Vorhang treten und von Menschenliebe und Eitelkeit nicht frei sind, wenn man sie herausruft. Was sie träumen, ist oft tiefste Ironie und wahrer Salto mortale und Überschwang aus totem Leben in den Lebenstod; doch wenn sie sprechen, sind sie wohl manchmal auch von dem gemeinern Sinne der Ironie umwittert. Trotz all dem Zweifel und unsäglicher Unmöglichkeit aber will mir doch scheinen: Wer auf der Suche ist, kommt nimmermehr zum Finden. Wer aber gar nichts sucht, nicht den Gewinn und nicht die Erkenntnis und nicht den Gott, dem mag vielleicht ein Blitz, ein Nichts aufzucken, das ihm Gott ist und ihn Gott macht. Da mag noch himmlisch sein, was er dann redet, wenn er vom Tod erwacht Mitmenschen sucht und nur noch dichtend Worte stammelt. Den ewigen Tod im Nu erlebte wohl der schweigsamste und darum größte Mystiker, der dann so helle, harte, trockene Worte sprach: Non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere, was ich dir diesmal übersetzen will: nicht mehr mitspielen; nur noch zuschauen. Und schauen wie ein Blinder, dem die große Welt ein innerliches Licht geworden ist."

Es war nicht lange nach diesem Gespräch, daß der Mann, der Gott fast wie mit der Laterne gesucht hatte, von der Familie ein wenig wie unter die Zuschauer versetzt wurde. Vielleicht ist er, ehe sein armes Menschenhirn in Wahrheit erkrankte, göttlicher Momente habhaft geworden. Freilich hat nie jemand etwas davon erfahren, und ein Mann, der gesund in dem Hause gewesen und vermöge eines seltenen Glückes auch gesund wieder herausgekommen war und der ihn viel beobachtet hatte, berichtete mir, er sei aus dem völligen Schweigen des Denkens oder der Versunkenheit in das Schweigen seiner Krankheit und dann in das Schweigen des Todes gefallen.

Gustav Landauer

Liebesdrama

Johannes Raff, ein junger Wiener Poet, verfaßt ein Trauerspiel mit dem Untertitel „Hohe Liebe".* Der Dramaturg hat einigen Grund solchem Unternehmen ein ängstliches Vorurteil entgegen zu bringen. Was junge Wiener Dichter heute treibt von der Liebe zu singen, ist in der Regel eine Stimmung, die zu dramatischer Form in höchstem Grade disqualifiziert. Mit dem wundervollen Netz von Worten, das ihnen Hugo von Hofmannsthal gewebt hat, gehen sie im Meer dieses großen Gefühls fischen und sind glücklich allerlei kleine, recht besonders blinkende Empfindungen empor zu heben. Genießendes Verweilen in der von jenem Wort angeregten Lebensfülle ist ihre Lust — sie wollen nicht vorwärts, wollen keinem Ziele zu, sie sind keine Dramatiker. Ihnen ist die Fülle tief erfühlter Augenblicke nicht der weiche Ton, aus dem — abnehmend und verteilend — das einheitliche Bild eines groß gesehenen Schicksals gestaltet werden soll; ihnen haftet die Schöpferfreude am Ausgestalten jedes einzelnen Gefühls, kein Teilchen Leben soll ihnen verloren gehn — sie sind Lyriker. Greift aber der Lyriker zur dramatischen Form, müssen die Reden handelnd gedachter Menschen so jede Gefühls-

* Der letzte Streich der Königin von Navarra (Hohe Liebe). Ein Trauerspiel von Johannes Raff. — S. Fischer, Verlag, Berlin 1907.

möglichkeit der Situation bis zu Ende erschöpfen, so zerbricht die szenische Illusion: statt wirklicher, wirkender Menschen sehen wir lauter verkleidete und öffentlich produzierende Lyriker vor uns. Eine Unform ist entstanden.

Johannes Raff kann diese dramaturgische Besorgnis nicht eben im Prinzip entkräften — aber für seinen besonderen Fall kann er jedes Vorurteil überwinden. Das freilich trifft ein: die Menschen dieses Dramas haben eine so schwelgerische Breite des Gefühlsausdrucks, daß das dramatische Gefühl, die tragende Illusion in einer großen fortstürmenden Bewegung zu stehen, zeitweise erlahmt. Wohl sind die Worte Raffs immer bewegt, aber oft trägt ihr Fluß nicht vorwärts — oft bilden sie Wirbel, umkreisen strudelnd einen Punkt. Sie sind dann undramatisch, unspielbar — denn nicht jede Bewegung, nur die vorschreitende, die Handlung und die Gesten erzeugende, in die sinnlich sichtbare Welt hinauswirkende — nur solche Bewegung ist dramatisch. Raffs Drama scheint bei aller Glut oft an der Oberfläche lyrisch erstarrt, bei allem Tempo der Rede bewegungslos. — Doch nur an der Oberfläche; denn im Kern, dort wo Tod und Leben des dramatischen Gedichtes sich entscheidet, da lebt in Raffs Kunst eine bewegende Kraft, die mehr als lyrische Gefühlsentfaltung ist, die in Feuerflüssen hervorbricht, uns aus den Wirbeln reißt und vorwärts trägt. Eine geistige, ordnende, Werte setzende Kraft. — „Liebe" ist für Raff nicht nur das Stichwort, das eine Schaar merkwürdig intensiver Nervenerlebnisse auf die Szene ruft; — es ist für ihn auch die große sittliche Macht, die Tier und Gott in uns zu einer als tief notwendig begriffenen Einheit des Seins zusammenglüht, die Macht, durch die ein Mensch einem andern den Schlüssel zu reichen vermag, der ihn aus seiner fruchtbaren Ich-Einsamkeit hinausläßt ins Weltall. Die Heiligkeit dieser geistigen Macht ist es, die den Dichter dieser „Hohen Liebe" erschüttert hat. Zwei Menschen, die von ihr im tiefsten Kern erfüllt sind, der Graf Foix und sein Weib Simone, erliegen als Opfer dem lüsternen Gesellschaftsspiel eines Königshofes, der gewohnt ist das Allerheiligste als witzigen Unterhaltungsstoff zu benutzen. Sie erliegen, weil auch in ihnen die tierisch dumpfe Unterwelt mächtig war. Und sie triumphieren doch, ihre kleinen Gegner in großem Fall zermalmend und im Verlöschen zu reinster Harmonie aufleuchtend — sie triumphieren, weil der Gott in ihnen ist. Aus einem Blutfeld dampfender Opfer, schwebt kühl, rein und groß die Idee der Liebe hoch — über alles kleine und halbe der Menschen hinweg sich zu ihrer ganzen Größe entfaltend.

Die Gewalt dieser geistigen Leidenschaft hat die Raffsche Wortkunst mit der kämpferischen Kraft, der drängenden Bewegtheit, der menschenrundenden Plastik des Dramatikers gerüstet. So wird sein ungewöhnliches lyrisches Vermögen, die schwellende Masse des Empfindungsausdrucks, ihm letzten Endes doch nur Stoff, — der weiche Ton, in dem das Bild der dramatischen Idee geformt wird. All diese seelenlösenden Klänge und Rhythmen dienen zuletzt einem großgerichteten Willen — und so ist es nicht einmal „undramatisch", wenn der Dichter in unerhörter Kühnheit seinen Dialog in Sonettenform austönen läßt. Aus diesen strengsten reinsten Sprachkunstgebilden tönt uns der ganze Triumph der im Menschenkampf erlösten Idee zu. — Wir stehen erschüttert am Schluß und vergessen manche Stockung, manche lästige Ausbiegung des Weges. Hier ist ein Dichter vorgetreten, der noch sehr viel zu lernen hat — der aber das Unerlernbare zu besitzen scheint.

Julius Bab

Die Neuen Gedichte von Ricarda Huch

Vor dreizehn Jahren hat Ricarda Huch einen Band Gedichte erscheinen lassen: herrliche Gebilde von großer Stimmungskraft und erstaunlicher Formsicherheit. Seither hat sie uns aus ihrer reichen Fülle manches geschenkt, was die Zeiten überdauern wird: aber Verse hat sie keine veröffentlicht. Der Band, der jetzt den lyrischen Ertrag dieser dreizehn Jahre bringt,* ist äußerlich schmächtig: auf sechzig Seiten ebensoviel Gedichte.

* „Neue Gedichte". Im Insel-Verlag.

Aber diese sechzig Seiten wiegen schwer — schwerer als ganze Stöße moderner Lyrik.

Man scheut sich über die Gedichte zu schreiben. Nicht bloß weil man, um sie wiederklingen zu lassen, die Worte der Dichterin beschwören müßte, sondern mehr noch deswegen, weil man den Duft des Persönlichen, der auf den Blättern liegt, nicht zerstören möchte. Denn man fühlt: eine Dichterin opfert hier vom Heiligsten, was ihr das Leben geschenkt, priesterlich-keusch mit eigenen Gluten die Flamme schürend, die sie hüten soll ...

Reinste Lyrik ist in diesen Band eingeschlossen, ohne Beimischung epischer Elemente. Gefühlsregungen, Stimmungen, wie ein Hauch verwehend, in Worte gebannt und gebunden. Aber diese Worte leben und glühen. Und aus dem Dämmer des Hintergrundes leuchten sie oft auf, gleich Blitzen in gewitterschwüler Nacht; Töne wie in Novalis' Abendmahlshymne hören wir:

„Ich will dich, wie der Christ den Heiland hat:
Er darf als Mahl den Leib des Herrn genießen.
So will ich dich, o meine Gottheit, haben,
In meinem Blut dein Fleisch und Blut begraben."

Dann wieder jauchzen sie in dionysischen Räuschen:

„Der Becher klingt; mein Herz ist der Becher!
Trink Liebe, trinke dich satt!"

Oder sie strahlen in gebundenen Terzinenstrophen, gleich Diamanten in Gold gefaßt:

„Wenn je ein Schönes mir zu bilden glückte,
War's, weil ich hingegeben deinem Wesen
Mit meiner Seele mich in dich verzückte,

Und wie der Winzer nach dem Traubenlesen
Erglüht und schwankt in Purpurgeist gebadet,
Wie Kranke, die nach tiefem Schlaf genesen,

Wie ein Geliebter, den ein Gott sich ladet,
Ihm teilt an goldnem Tisch des Nektars Blüte, —
Zurück mir kam mit Harmonie begnadet
Lebendgen Feuers Wogen im Gemüte."

(Zu dem letzten Verse begegnen wir einem Varianten im Insel-Almanach für 1908, der zeigt, was man ohnehin ahnt, wie diese Gedichte erst nach vielfachem Formen ihre hohe Vollendung in Ausdruck und Bild erreicht haben. Dort hatte jener Vers noch die Fassung: „Unsterblich Feuer wogend im Gemüte".)

Hinter ihren ersten Gedichten gewahrte man noch oft Conrad Ferdinand Meyers großen Schatten. Hier aber ist es eigenste gereifte Wortkraft, die uns zwingend umfängt. Nur einmal, in den Versen: „Ach Gott, ein Grablied meinem Herzen stimmt ..." ist es, als hörte man aus der Ferne Huttens schwere Tritte herüberdröhnen — nicht bloß dank der Assoziation, die die stumpfgereimten Zweizeiler wecken, mehr noch wegen der scharf geschliffenen Antithesen innerhalb der kurzen Strophen.

Daß es nicht eine „Sammlung" von Gedichten ist, daß man vielmehr ein einziges Schicksalslied durch die Blätter rauschen hört, das wie das Meer bald hoch aufbrandet, bald wieder leise Gesänge lispelt: das macht diesen Band zu einer so intimen Gabe. Und ich kenne nur ein Buch, das ich ihm vergleichen könnte: die Sonette nach dem Portugiesischen von Elizabeth Barrett. Allein aus den Sonetten der Barrett lugt doch hie und da, wenn auch leise, eine bewußt poetische Gebärde hervor, und ihre Liebe kleidet sich manchmal doch auch in rhetorische Falten. Beides ist Ricarda Huchs Wesen fremd. Und in ihren Sonetten, weniger schlank als die der Barrett, bewundern wir die übermächtige Gedrungenheit und die wogende Fülle, die das kunstvoll geschmiedete Gehäus jeden Augenblick zu sprengen droht.

Auch darin ist ihr ja Conrad Ferdinand Meyers Kunst vorbildlich gewesen. Aber in diesen Sonetten ist sie über den großen Meister hinausgekommen.

Jonas Fränkel

Unsterblichkeit

Schade um das schöne Buch!*

An einer Berliner Friedhofpforte prangen die Eingangsworte: „Macht hier das Leben licht und schön — Kein Morgen gibt's, kein Wiedersehn." Diese poetischen

* H. v. Keyserling, „Unsterblichkeit".

Knittelverse spiegeln die heutige, allgemein gültige Weltanschauung wieder, die von der Wissenschaft als garantiert richtig abgestempelt, überall zum Gebrauch angeboten wird.

Es erfüllt den Durchschnittsbürger mit Stolz, wenn er mit dem kirchlichen Dogma von der Unsterblichkeit der Seele gebrochen hat und zum Dogma der Wissenschaft von der Sterblichkeit der Seele übergegangen ist. Das nennt er dann Freiheit und duldet keinen Widerspruch.

Diesem allmächtigen Dogmatismus gegenüber ist es eine Tat, die Unsterblichkeit als Problem zu behandeln. Keyserlings Verdienst ist es, die Frage wieder aufgeworfen zu haben: was ist der Sinn des Unsterblichkeitsglaubens und worauf gründet er sich?

Wie Proteus gezwungen wurde seine wechselnden Gestalten abzuwerfen, hinter denen er sich verbarg, so muß der ewige Inhalt des Unsterblichkeitsgedankens hinter all den schimmernden Mythen und Sagen aller Völker aufgesucht werden, bis er sich uns offenbart als die urmenschliche Überzeugung von einem Zusammenhang der einzelnen Person mit einer überpersönlichen Wesenheit.

Auch die Natur lehrt uns überall die gleiche Wahrheit. Jedes Lebewesen ist aus kleinsten Teilen, den Zellen aufgebaut, die sich zu einer höheren Wesenheit — dem Organ verknüpfen. Das Organ ist aber selbst nur ein Teil einer höheren Einheit, einer Pflanze oder eines Tieres. Die Pflanze, das Tier, der Mensch sind aber ihrerseits nur ein Teil, sei es einer Kolonie, einer Familie, eines Staates oder einer Art.

Immer umfassender und umfassender wird dieser Zusammenhang der Teile zu immer weiteren, immer mannigfaltigeren Einheiten, bis er unserem kurzsichtigen Auge entschwindet.

Die Einzelperson eines jeden Menschen, die uns so losgelöst von allem scheint, verlängert sich, wenn man ihre Vergangenheit und Zukunft mit ins Auge faßt, einerseits zum Kinde, anderseits zum Greise, eine wunderliche Einheit bildend, die ein Leben ausfüllt.

Auch unser Bewußtseinsinhalt, der von Moment zu Moment wechselt, zeigt deutlich die Merkmale einer Organisation, die weit über dieses Augenblicksdasein hinausreicht. Kant hat die Grundzüge dieser Organisation klargelegt und uns die Wege zu jener überpersönlichen Macht gewiesen, der alle Form entstammt.

Keyserling wendet sich endlich an das unmittelbare Gefühl jedes einzelnen, das ihm sichere Kunde gibt von einem Zusammenhang über seine Person hinaus mit einer unbekannten Wesenheit.

Dieser Appell an die Leser wird, fürchte ich, ohne Antwort bleiben. Zu weit hat die materialistische Weltanschauung den Einzelmenschen von seinem überpersönlichen Grunde abgetrennt. Jeder Gedankengang ist nur auf das eine Ziel gerichtet, überall die mechanische Ursache zu erkennen. Das Verständnis für den Zusammenhang der Teile in einem Ganzen ist immer mehr im Schwinden. Die Folgen dieses sacrificio dell' intelletto zeigen sich immer deutlicher. Der natürliche Verstand, abgetrennt von allen Problemen der Harmonie und des Wunderbaren, verliert seine Wurzeln, er verflacht und verdummt.

Schade um das schöne Buch.

J. v. Uexküll

Shaws erster Monograph

Wir saßen beim Lunch, 10 Adelphi Terrace: Shaw, Mrs. Shaw, eine junge Amerikanerin und ich. Der Hausherr, eben aus Italien zurückgekehrt, erzählte von seiner ersten Begegnung mit Anatole France. Sie waren in irgend einer Kirche (war's nicht in Rom?) auf ein Gerüst geklettert, um die Deckengemälde zu betrachten. Feierliche Vorstellung unter erschwerenden Umständen. France erweckte den Eindruck, als ob er den Namen des obskuren Iren zum erstenmal höre; dieser tat so, als ob er sich des welterschütternden Momentes voll bewußt sei. Aus der Unterhaltung wurde nicht viel bei der Polyglottie der Hauptteilnehmer. France redete weiter französische Feuilletons, sprach Diamanten.

Dem schlichten Shaw sagt der Diamant nichts. Seine schmucklose Rede liebt die Klimax (auch darin verrät sich der geborene Rhetor). Er baute, ganz ungekünstelt, folgende Klimax: der Bruder der jungen Dame habe ein Attentat auf ihn vor, er plane ein Buch

über ihn. Ursprünglich habe er nur einen Artikel für eine Tageszeitung schreiben wollen. Das Material sei ihm aber immer mehr angeschwollen, so daß er einen Aufsatz von zwanzig Seiten in einer Monatsschrift zu veröffentlichen gedachte. Auch das erschien ihm bei der Fülle dessen, was er über Bernard Shaw zu sagen hatte, noch höchst unvollkommen. Da sei er auf den Gedanken verfallen, ein Buch von zweihundert Seiten über G. B. S. zu schreiben. Es half nichts; er verzweifelte daran, seinem Gegenstand gerecht zu werden. Schließlich habe er eingesehn, daß er eine Geschichte des europäischen Geisteslebens in zwanzig Bänden vom Stapel lassen müsse: nachdem er sich in den ersten neunzehn Bänden mit den Vorläufern seines Helden auseinandergesetzt, werde er endlich im zwanzigsten Bernard Shaw selbst behandeln.

Ob wir das Werk noch erleben werden, verschwieg der aufgeräumte Plauderer ... Inzwischen hat ihn Holbrook Jackson als erster monographiert (London, E. Grant Richards). Zweihundertdreiunddreißig Seiten genügten ihm. Der Reihe nach nimmt er den Menschen, den Fabier, den Dramatiker, den Philosophen vor. Ohne ihn in neuem Lichte zu sehn, ohne unsre Kenntnis von ihm wesentlich zu bereichern, doch mit kluger Betonung dessen, worauf es bei dem Vielgewandten ankommt, und mit geschickter Zusammenfassung des Tatsächlichen. Man darf eben nicht vergessen, eine wie schwere Aufgabe der Shaw-Interpret zu bewältigen hat. Denn das beste über Shaw hat Shaw gesagt, und er hat in seinen unübertrefflichen Vorreden so viel über sich selbst gesagt, daß er den Nachzüglern eigentlich kaum noch etwas zu tun übrig ließ. „Ich schreibe Vorreden wie Dryden und Abhandlungen wie Wagner, weil ich es kann; und ich gäbe ein halbes Dutzend von Shakespeares Stücken hin für eine einzige der Vorreden, die er hätte schreiben sollen." Das ist sein Standpunkt — rede, Künstler, bilde nicht.

Trotzdem hat er schon mit einundfünfzig Jahren seinen Herold gefunden. Uns interessiert am meisten, was Jackson über den Menschen zu berichten weiß. So die reizende Geschichte, wie Jung-Bernard schwimmen lernte. Ehe sein Vater ihn ins Wasser schickte, hielt er ihm eine Rede (das Reden scheint bei den Shaws eine Familieneigentümlichkeit zu sein), wie wichtig es sei, schwimmen zu können; er habe dadurch schon als Vierzehnjähriger seinem Onkel Robert das Leben gerettet. Und dann flüsterte er seinem Sohn — echt irisch! — ins Ohr: „Nichts im Leben hat mir nachher so leid getan." Wenigstens den Humor hat Shaw vom Vater geerbt. Materiell dürfte es nicht allzu viel gewesen sein. George Carr Shaw, Zivilbeamter und nach seiner Pensionierung Mühlenbesitzer, scheint nie auf einen grünen Zweig gekommen zu sein. Der Sohn nennt ihn einen „schwachen, erfolglosen Mann". Um so energischer, zielbewußter ist offenbar die Mutter, die heute noch lebt und sich als Gesanglehrerin in London bewährt hat. Ihr verdankt Shaw die Liebe zur Musik, die früh in ihm den Wunsch aufkeimen ließ, Baritonist zu werden.

Über die Londoner Lehrjahre des Iren, der, zwanzigjährig wie sein bestgehaßter Shakespeare, in der Hauptstadt sein Glück versuchen wollte, sind wir durch seine eignen Vorreden unterrichtet. Natürlich wurde er von allen Redakteuren und Verlegern als „hopeless failure" bezeichnet; seine Manuskripte erlebten die verwegensten Irrfahrten. Unter solchen Umständen konnte ihm die Armut nicht unbekannt bleiben, obwohl er glücklicherweise zu viel Phantasie besaß, sie als drückend zu empfinden. „Ich kann nicht sagen, daß ich viel Erfahrung von wirklicher Armut habe, ganz im Gegenteil. Eh' ich etwas mit meiner Feder verdienen konnte, hatte ich eine herrliche Bibliothek in Bloomsbury (das Britische Museum), eine unschätzbare Gemäldegalerie auf dem Trafalgar Square und eine in Hampton Court ... So lang ich denken kann, brauchte ich nur zu Bett zu gehn und die Augen zu schließen, um zu sein und zu tun, wozu ich Lust hatte. Was ist mir der lumpige Bond-Street-Luxus, mir, George Bernard Sardanapal!" Verhältnismäßig spät hat sich der geistige Krösus in unserm Zeitalter der Ephebenberühmtheiten durchgesetzt. Wie er mit fünf Romanen anfing, wie er als Musik-, Kunst- und Theaterkritiker die Ideale des englischen Philisters zertrümmerte, wie er als Dramatiker kein Publikum für seine Stücke

finden konnte — das hat er selbst meisterhaft erzählt.

Welche Überraschungen wir noch von diesem Chamäleongeist zu erwarten haben, kann niemand heute mit Bestimmtheit sagen. Shaws Werk liegt noch nicht abgeschlossen vor uns, er ist zum Glück kein Fertiger, sondern sein Wesen bedingt es, daß er sich beständig entwickelt. Jackson ist zu sehr darauf aus, ihn festzunageln, das letzte Wort über den Philosophen, der jedes Systemes spottet, zu sprechen. Aber das letzte Wort hat Bernard Shaw selbst — wenn, fünfzig Jahre nach seinem Tode, seine Biographie erscheint. Wer von uns wird dann noch im rosigen Lichte wandeln?

Max Meyerfeld

Der Regisseur

Als die Romantik verblaßte und ihre Deklamation nichts anderes als eine hohle Tonbildung in der Kehle der Schauspieler geworden war, entstand das Verlangen nach der natürlichen Sprache. Heinrich Laube, der zwischen den Bühnenleitern ein jahrhundertlanger Großmeister bleiben wird, schuf sie und ließ sie von neuem erstehen. Aber es blieb bei der natürlichen Sprache der einzelnen Schauspieler. Zu seiner Zeit wurde lebenswahr und mit dem ganzen Tonfall des Lebens gesprochen. Dennoch aber wurde kein Gespräch geschaffen.

Denn zum lebendigen Gespräch gehört mindestens zweierlei: der, der spricht, und der, der zuhört.

Wie oft aber, während der Raisonneur so brillant sprach, brillierte Dumas' Heldin nur durch ihre Abwesenheit. Wir aber, die Zuschauer der neuesten Zeit, wollen von der menschlichen Seele ebensoviel aus dem Gesicht des Lauschenden wie aus dem des Sprechenden lernen.

Schon dies fordert von dem Regisseur eine stärkere Anspannung und eine größere Machtvollkommenheit. Früher wachte er über den, der die Replik zu geben hatte. Jetzt soll er gleichzeitig auf den achtgeben, der sie empfängt. Alle Steigerungen der Sprache, ihr Fallen, Wechseln, Abbrechen, Neubeginnen, Hinsterben, Aufwallen, Zögern soll sich wie Schatten oder wie Blitze, Widerspruch oder Billigung, Aufmerksamkeit oder Unaufmerksamkeit, in dem Gesicht dessen, der zuhört, zeigen.

Auf Ehre, der Regisseur dieser unaufhörliche Zuschauer und Zuhörer und Ansporner hat genug zu tun.

Und während er die Sprechenden stoppt und sie dann wieder zur Eile zwingt und sie zu Fieber erhitzt und sie von neuem lähmt und die Worte mühsam und lange suchen läßt — während er ihr Gespräch steuert, durchtränkt er unwillkürlich und unwiderstehlich dieses Gespräch mit seinem Geist, seinem Temperament, mit seiner Persönlichkeit, die er den Gesprächführenden einflößt.

Ach, Gesprächführende — als ob wir damit zufrieden wären.

Nein, nicht nur Menschen, die zusammen sprechen, sondern Menschen, die zusammen leben, wollen wir sehen: Zusammen-Lebende, Zusammen-Atmende wollen wir hören, sehen und empfinden. Wir wollen mit unseren Augen sehen und mit unseren zwei Ohren und all unseren Sinnen — im „Spiel" der Schauspieler — die tausend Ursachen auffangen, die im Leben auf uns einwirken, die uns mit sich reißen und die uns denselben Stimmungen unterwerfen — Stimmungen, die beständig wechseln, die aber im selben Augenblick alle beherrschen, wenn auch auf verschiedene Weise; diesen ewig wechselnden und unaufhörlich veränderten Stimmungen im Zusammenleben und Zusammensein wollen wir begegnen, sie sollen jede einzige Minute in der Sprache der Schauspieler, in ihrem Wesen und Sein, in Gang und Bewegung ausgedrückt sein.

Nicht wahr, dies, und nicht weniger als dies ist unsere Forderung geworden?

Der aber, der dieses Zusammenleben und Zusammenatmen schaffen, der tausend Mittel wissen und über tausend Augen verfügen, die alles sehen, die fliegenden und flüchtenden und wechselnden Stimmungen festhalten soll — dieser Mann ist der Regisseur und nur er.

Er errät die Atmosphäre über jedem Auftritt und er soll sie wiedergeben, nachdem er sie erraten hat.

Er kann es nur, indem er das geschriebene Schauspiel in seiner Seele aufnimmt. Er

muß es in seinem eigenen Herzen begraben, damit das Schauspiel in seiner Phantasie wie eine Reihe lebender Bilder wieder aufersteht, unlöslich verbunden und nie dieselben — Bilder, die er, wenn seine Einbildungskraft sie gesehen hat, mit Hilfe der Schauspieler, seiner lebendigen Mittel, verwirklichen kann.

So ersteht das geschriebene Schauspiel als darstellendes Drama — dem Regisseur zum Bilde.

Wir sehen auf der Bühne zusammenlebende Menschen, die mit dem Leben des Regisseurs beseelt sind.

Zusammen-Lebende bekommen wir zu sehen.

Aber, parole d'honneur, unsere Unersättlichkeit ist noch nicht zufriedengestellt und wir fordern mehr.

Von dem Augenblick an, indem der Vorhang aufgeht, wollen wir auf der menschenleeren Bühne, etwas von dem Leben und den Gewohnheiten der Menschen wissen, die uns auf dieser Bühne entgegentreten sollen. Ebenso wie Fußtritte schließlich einen Steinboden höhlen und prägen, so prägen wir, Tag für Tag, unsere stumme und tote Umgebung und setzen all dem Leblosen um uns herum unseren Stempel auf.

Und diese hundert Merkmale des Lebens will der moderne Zuschauer auf der Bühne wiederfinden — in den Räumen der Bühne wiederfinden, die das Heim für die Gestalten des Dramas sind.

Auch diese Räume muß der Regisseur gesehen haben, und, nachdem er sie in seiner Einbildungskraft gesehen hat, muß er sie schaffen.

Mit wessen Hilfe schaffen?

Mit Hilfe von Dekorationen, Möbeln, Requisiten, Beleuchtungen — mit Hilfe von all den toten Mitteln der Szene.

Um die Unersättlichkeit des Publikums zu sättigen, muß der Regisseur sich alles Lebendigen und Toten bemächtigen und es mit seiner Persönlichkeit durchdringen.

Während er sich dessen aber bemächtigt und es durchdringt, drückt er ihm notwendig sein Gepräge auf. Und ein zehnfaches Gepräge.

Denn jedesmal wenn der Regisseur vor einem neuen Werk steht, das er auf der Bühne wiedererstehen lassen soll, wählt er natürlich zur Verwirklichung seiner Absichten die, die am meisten zur Verwirklichung derselben geeignet sind.

Das heißt: er zieht die Schauspieler zur Mitarbeit heran, die seinem Temperament, seiner Geistesrichtung und seinen Voraussetzungen am nächsten stehen.

Geistesverwandte Schauspieler wird er wählen. Und diese Schauspieler werden dann seine Truppe bilden und, wie ein Chor, seinem Geist Ausdruck verleihen.

Wird man mir nun glauben, daß auch das Repertoire sich langsam aber unvermeidlich nach ihm formt? Doch.

Fast ohne es zu wissen, wird er nach den Schauspielen greifen, die er am leichtesten beherrscht, weil sie seine Ideen, Gefühle, Stimmungen, Gedanken enthalten.

Auf diese Weise wird das Repertoire ein Ausdruck seiner selbst werden, ebenso wie die Schauspieler es sind — wie eben alles es ist, alles, bis auf die letzte Requisite.

... Der Regisseur ist bei dieser langen Entwicklung der geistige Baumeister seines Theaters geworden, dessen Schöpfer und Herr, dessen bewegte und bewegende Seele.

Herman Bang

Hotel

Der Kellner: Bitte hier in den Fahrstuhl.

Der Gast: Wie hoch?

Der Kellner: Erste.

Der Gast: Dann war es kaum nötig.

Der Kellner: No. 13, Ecke Linden.

Der Gast: Zeigen Sie mal, Doppeltür, Bad, Toilette, gut. Etwas geräuschvoll, nicht? Ah, Telephon.

Der Kellner: Jetzt um diese Stunde. In der Nacht zwischen 4—5 lassen die Autos sicher nach.

Der Gast: Witzig, was? Sind wohl kein richtiger Kellner, sondern ein literarischer?

Der Kellner: Mit Verlaub angestellt, Dialoge zu führen, die unmöglich sind, sodaß man sie drucken kann. Bestochen. Bestochen für Honorar, Herr Dr.

Der Gast: Danke gleichfalls. Also können wir reden und dann teilen.

Der Kellner: Sie könnten zuerst einen Monolog reden, weil dies ganz unwahrscheinlich ist, Herr Philosoph.

Der Gast: Wieso Philosoph?

Der Kellner: Sehe ich am Gepäck.

Der Gast: Der Monolog kommt zuletzt, wenn ich Sie nicht mehr brauche. (Zeichnet sich ein.)

Der Kellner: Ah! Über Sie ist neulich im Verein der Kaufleute ein Vortrag gehalten worden, erinnere ich mich, aber da hatten Sie einen langen Bart und einen Kaftan.

Der Gast: Man wandelt sich. Ich hieß nicht bloß Ahasver, ich hieß auch Holländer. Ich reise. Ich bin der Typus der Heimatlosigkeit und kehre in allen Sagen wieder, so wie Sie auch wiederkehren. Ich brauche Sie, das gehört zusammen. Ich drücke mich gleich bündig aus, damit es im Druck nicht zu lang wird und recht unwahrscheinlich ist. Ich liebe den Luxus der Heimatlosigkeit, das ist meine neueste Phase. Erklären Sie mir, warum ich hierher geschickt wurde.

Der Kellner: Hier wird nicht mehr geklingelt. Das ist die Hauptsache. Man läuft zwar noch auf Gängen hin und her (wie im „Friedensfest"), aber man klingelt nicht mehr. Wünschen Sie den Kellner, so leuchtet es weiß; das Mädchen rot; den Hausdiener, rotweiß. Ihr Wunsch leuchtet von außen über Ihrer Tür. Sie brauchen Ihr Zimmer nicht zu verlassen; können dort essen, baden, schlafen, arbeiten und mit Paris telephonieren. Wenn Sie es aber vorziehen, im Stile Louis XV. zu schreiben, so setzen Sie sich unten in die mit Boiserien und Tapisserien dekorierten Schreibsäle. Wenn Sie altberlinisch bürgerlich tanzen wollen, gehn Sie in den kleinen Ballsaal mit roten Fenstervorhängen. Wenn Sie aristokratische Bedürfnisse haben, in den großen weißlackierten Saal, der ein höchst zweifelhaftes Gemälde besitzt. Wenn Sie schinkelsch à la carte essen wollen, in den kleinen Speisesaal mit gemalten Intarsien und Mäandern. Wenn Sie sich für neueste Literatur interessieren, in die Bibliothek am tropischen Wintergarten. Ganz vorn ist Bronze. Das ist der style de réception. Bronze mit Buntglas. Der blaue Briefkasten würde stören, man hat ihn auch bronzen gemacht. Wie könnte er blau sein? Denken Sie: ein blauer Briefkasten in einem Bronzesaal. Ganz Berlin flutet durch den Windfang. Man eröffnet das Hotel, das einen Schinkelschen Bau, einen frostigen und akademischen Bau, das Patrizierheim einer ersten Familie, von der Stelle gefegt hat. Der Besitzer bringt ein Kaiserhoch aus, Militär spielt auf, ein prachtvolles Büfett winkt uns. Das ist die loyale Demokratisierung der Demokratie. Einst wohnte an dieser Stelle ein altes Geschlecht in alten Formen, jetzt hat es der Weltbürger erobert, die Technik läßt ihre Wunder um ihn erblühen, Sie drücken, und es leuchtet rot und weiß und rotweiß — doch ich werde pathetisch.

Der Gast: Gewiß, das ist viel leichter, und es ist ein guter Abgang für Sie. (allein) Ich werde schnell auch den pathetischen Monolog halten. Wie abgeklappert komme ich mir als Holländer und Ahasver vor. Ich werde mich gänzlich mausern müssen und will ein Loblied singen auf den Luxus der Heimatlosigkeit. Ich werde fortwährend drücken, rot und weiß und rotweiß — die ganze Welt liegt für mich in diesen drei Menschengruppen! Ist das nicht Berlin? Ist Berlin nicht das Hotel der Hotels? Eine grandiose Technik, ein Zukunftsdrang, ein Luxus aller Gefühle und Ideen, ein Laufen in Gängen und Gleiten in Fahrstühlen und ein Warenhaus aller Bequemlichkeiten und Künste. Und doch heimatlos, heimatlos. Hier sitze ich ohne Haus, ohne Beruf, ohne Familie neben meinen schlechten Koffern. Ich werde auch sie noch überwinden. Die elektrische Lampe brennt auf dem Tisch. Ich werde den Dialog niederschreiben, ehe der Kellner es tut. Ich werde ihn nennen: Omelette à la Schinkel. O, ich glaube, ich habe Hunger. Welche Farbe drücke ich doch?

Das Mädchen: der Herr befiehlt?

Oscar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer. Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Der deutsche Reichstag/ von Friedrich Naumann

s ist Abend geworden im Reichstagsgebäude. Drüben im großen Sitzungssaal sind die Lichter verloschen, die Redeflut ist wieder einmal vorübergerauscht . . . Worte, endlos viele Worte! . ., und nun arbeiten noch die Vereinzelten in den Schreib- und Lesezimmern, ich aber sitze allein im dämmernden Halblicht des Kronleuchters auf einem der schönen schwarzen Stühle und lasse die Augen an den hohen Säulen auf und ab gehen. So schön ist das Reichstagshaus nur in dieser abendlichen Stille. Solange hier gearbeitet wird, liegt ein Druck auf dem Ganzen, denn diese Arbeit hat in sich selbst etwas dumpfes, ermattendes, weil alles, was hier fertig gestellt wird, Kompromißarbeit ist. Es gibt nichts freies, einheitlich gedachtes; alles heißt Kommission, Konzession!

Da gehen sie einzeln über den Teppich! Erst ein alter Führer von irgend einer Gegenpartei. Obwohl er Gegner ist, hat man doch Mitleid mit ihm, denn auch er leidet an der Krankheit dieses Hauses, am Druck eines sich in kleiner Fraktionsmühsal aufzehrenden Wollens. Wo sind die Alten hin, die vor ihm diese Mühsal trugen? Wann wird er desselben Weges gehen und wann werden wir anderen ihm folgen? Die Geschlechter der Parlamentarier lösen sich ab, aber die Arbeit bleibt, eine Arbeit, die nie fertig wird. Und da gehen zwei junge Leute und ich höre nur die Worte: man denkt sich das vorher so anders!

Gehört es zum Wesen des Parlamentarismus, daß er so müde macht? Ist es vielleicht doch wahr, was ein bedeutender Geschichtsschreiber gesagt hat, daß die Neuzeit über den Parlamentarismus schon hinweggeschritten sei, daß wir also hier eine Art rückständigen Betrieb vor uns haben, der eben deshalb nicht befriedigen kann, weil er hinter der Zeit herläuft? Gewöhnlich werfe ich solche Gedanken weit von mir, wenn sie aufsteigen wollen, denn es würde dem Parteiprogramm absolut widersprechen, am Wesen des Parlamentarismus zu zweifeln, aber abends nach Tagesschluß, wenn man sonst redlich und

vergeblich seine Pflicht getan hat, darf man schon einmal Mensch sein und sich ohne alle Nebenrücksichten fragen: welchen Zweck hat nun eigentlich dieser ganze Mechanismus?

Vor kurzem habe ich gegenüber einem Angriff die politische Agitation verteidigt. Das ist viel leichter, denn Agitation ist Lebendigkeit und macht Freude. Jetzt soll ich aber mit mir selber darüber ins Reine kommen, ob die Gemeinschaft der Erwählten ein zweckmäßig angelegter Körper sei. Das ist schwer, so schwer, daß alte erfahrene Parlamentarier über nichts so resigniert zu reden pflegen als über die Methode der parlamentarischen Arbeit. Es liegt ja doch auf der Hand, daß hier viele Zeit unnütz verbracht wird und daß sich die wirkliche Arbeit viel leichter würde erledigen lassen, wenn sie als stille Kommissionsarbeit ohne alle Rücksicht auf die Außenwelt vor sich gehen würde. Dann würde nicht mehr zum Fenster hinaus gesprochen werden, aber — dann würde auch das Volk nicht mehr hineinsehen können und würde keinerlei Zutrauen zu den Machenschaften haben, die im Dunklen vor sich gehen. Der Parlamentarismus muß öffentlich sein oder es wird nichts sein. Schon in diesem unwiderleglichen Satze liegen Schwierigkeiten ohne Ende... das öffentliche Parlament wird zu einer Art Zeitung. Hier werden Leitartikel geredet, als ob es keine Presse gäbe. Welche Menschenkraft aber reicht aus, das alles anzuhören? Läßt sich nicht das mündliche Verfahren durch eine modernere Art des Verhandelns ersetzen? Da aber endigt das Nachdenken in stiller Ergebung: Parlamentarismus ist mündliche Rede. Man kann keinen bloß gedruckten Parlamentarismus haben. Also es bleibt, wie es ist!

Die Mündlichkeit des Verfahrens allein ist es aber nicht, die den Parlamentarismus so umständlich macht. Diese Mündlichkeit würde sogar sehr gut zu tragen sein, wenn es weniger Parteien gäbe. Vielleicht sollte ich das nicht sagen, weil ich ja selbst zu einer der kleinen Parteien gehöre, aber wahr ist es doch. Jetzt muß in jeder Sache der Chor von mindestens zehn Parteirednern angehört werden, auch in Sachen, bei denen man von vornherein weiß, wie sie erledigt werden. Das fordert die Öffentlichkeit des Verfahrens. Die bessere Arbeit des englischen Parlamentes beruht eben darin, daß es weniger Parteien aufweist. Weniger Parteien bedeutet Vermehrung der Konzentration der Arbeit, ja am Ende aller parlamentarischen Wünsche steht das Zweiparteiensystem. Ein Parlament, das nur aus zwei großen Parteien besteht, hat ganz von selbst die Regierung in seiner Hand, denn in diesem Falle muß der führende Minister die Mehrheitspartei hinter sich haben, wenn er nicht morgen schon ein Mann sein soll, dem nichts mehr glückt und der deshalb gehen muß. Damit vermindert sich die Freiheit des Wählers, erhöht sich aber die Macht des Gewählten. Der Wähler hat nämlich beim Zweiparteiensystem in Wirklichkeit nur noch das Recht zwischen zwei Regierungsgruppen zu entscheiden. Er geht zu der Gruppe, die ihm das meiste verspricht oder leistet. Im Versprechen ist naturgemäß die jedesmalige Opposition

stärker als die Regierungsmehrheit, sobald aber auf diesem Wege ihre Kraft gewachsen ist, findet sie eines Tages sich als Siegerin und muß zur Ableistung ihrer Versprechungen übergehen. Darin also liegt die Grenze ihres agitatorischen Eifers. Parteien, welche in absehbarer Zeit zur Herrschaft kommen können, treiben eine reellere Agitation als Parteien, die grundsätzlich von der Herrschaft ausgeschlossen bleiben. Wenn einmal ein Sozialdemokrat bei uns Minister werden müßte! O das würde ihm und seinen Genossen gesund sein! Unsere Vielheit der Parteien hindert aber die Verantwortlichkeit. Verantwortlich ist bei uns nur die Regierung, die Parteien aber reden, versprechen, verlangen, schachern, deklamieren, formulieren und debattieren — das ist in trüber Abendbeleuchtung unser Parlamentarismus.

Und während ich so denke, sehe ich immerfort das tiefe Rot des Teppichs vor mir, das den ganzen Fußboden der Mittelhalle bedeckt, unvermittelt aber inmitten der roten Fläche erhebt sich das weiße Marmorbild Wilhelms I. So steht der Monarch helleuchtend auf einem Untergrund von Blut oder von Demokratie. Die Masse hat in den Schlachten ihr Blut vergossen; diese Masse hat das Stimmrecht erhalten, um mit ihm reden zu können. Hier ist das Haus, wo sie zu ihm reden soll, hier allein, denn drüben im Abgeordnetenhaus kann sie nicht sprechen und im Herrenhause wird sie am äußersten Gitter schon zurückgewiesen. Hier allein in der Reichshauptstadt gibt es eine volkstümliche Grundlage des Parlamentarismus, mag auch die vermoderte Wahlkreiseinteilung das Ergebnis fälschen. Also hier soll der Volkswille sich bilden, der neben den Fürstenwillen tritt und mit ihm auf der Höhe der Gleichberechtigung verhandelt. Das ist der Sinn unserer Verfassung. Ja, so ist der Sinn der Verfassung! Das Deutsche Reich hat zwei politische Gewalten: den Bundesrat und den Reichstag. Von diesen Gewalten aber ist die eine unbeschreiblich viel stärker als die andere, denn ... der Bundesrat kann den Reichstag auflösen aber nicht umgekehrt der Reichstag den Bundesrat. Der Bundesrat spielt Fangeball mit dem Reichstag. Dort hinten irgendwo in diesem Hause sitzen sie heimlich beieinander und werfen unsere Resolutionen in den Papierkorb, verlangen aber von uns, daß wir ihre Entwürfe annehmen. Wenn der Reichstag nicht tut, was der Bundesrat will, dann gibt es einen großen Krach, dann wird ans Nationalgefühl appelliert und die Sünder müssen Buße tun, wenn aber der Bundesrat nicht tut, was die Reichstagsmehrheit beschlossen hat, dann geschieht deshalb nichts, rein gar nichts. So sieht der Zustand aus, den man in Deutschland Parlamentarismus nennt. Aus diesem Zustand muß sich der Reichstag entweder retten oder er sinkt noch tiefer, so tief wie der römische Senat in den Zeiten der Kaiser.

Armer guter Reichstag! Du tust mir leid, obwohl ich selbst zu dir gehöre. Dir werden die Minister gesetzt und du kannst gar nichts dazu sagen. Irgend eines Tages ist ein Staatssekretär oder ein Reichskanzler in Verlust geraten. Das wird uns kaum angezeigt. Der Reichstag erfährt es aus den Zeitungen.

Wie war es mit dem Grafen von Posadowsky? Dieser Mann hatte seine Majorität, nicht etwa für sein Programm aber für seine Person. Er genoß das Vertrauen der Mehrheit des Hauses. Das aber hat ihm gar nichts geholfen, gar nichts!

Armer guter Reichstag! Welcher Gedanke der neueren deutschen Politik stammt denn nun eigentlich von dir? Alles wesentliche ist von den verbündeten Regierungen ausgegangen, mochte es gut sein oder schlecht: Zollpolitik, Versicherungsgesetze, Arbeiterschutz, Flottenvermehrung, Finanzpolitik, alles wurde erst an dem Tage lebendig, als die stille Kammer des Bundesrates es in die Hand nahm. Der Reichstag hat das Recht der Initiative gerade so wie die verbündeten Regierungen, aber es liegt in seiner Konstruktion, daß er mit diesem Rechte nichts anzufangen weiß. Er hat noch nicht die Mittel gefunden, den Bundesrat zu etwas zu zwingen, weil er ohne feste führende Mehrheit ist. Das Volk aber fühlt instinktiv, daß der Reichstag nur eine Art Kontrollinstanz ist, ein großes schwerfälliges Redaktionsbureau für Regierungsvorlagen. Wenn einmal der Reichstag etwas großes von sich aus durchführen könnte! Wenn . . .! Ich sehe sie zu den Staatssekretären laufen. Dort wird gehandelt wie an der Börse, aber jede Gruppe handelt für sich. Bismarck aber lacht noch im Grabe, daß er das alles so eingefädelt hat. Nichts ist schlauer als seine Bestimmungen über Bundesrat und Reichstag, denn diese Bestimmungen sind das größte Hindernis eines parlamentarischen Regimentes in Deutschland. Er gab Volksrechte und sorgte dabei dafür, daß der Volkswille nicht zur Entstehung gelange. Er schuf ein unauflösliches heimliches Kollegium und ein auflösbares öffentliches Parlament. Welches von beiden stärker sein würde, war ihm sicherlich von vornherein nicht verborgen, wir aber erfahren es täglich, wie sehr er die Demokratie gebunden hat, indem er ihr zu Hilfe kam.

Wenn es im Reichstage eine feste Mehrheit geben würde, so könnte sie einfach durch ihre Existenz die Verhältnisse umkehren, denn sie würde den verbündeten Regierungen Gelder sperren können, ohne die sie nicht zu regieren vermögen, und zwar würde das eine Mehrheit um so leichter können, je mehr das Finanzsystem auf Steuern aufgebaut ist, die der beständig erneuten Bewilligung bedürfen. Dieser Gesichtspunkt ist auch bei den jetzigen Finanzdebatten nicht außer Augen zu lassen, aber freilich die Mehrheit, die ihr Übergewicht ausnützen könnte, ist nicht da. Die Blockmehrheit tut es nicht und die Antiblockmehrheit tut es auch nicht. Es ist denkbar, daß im einzelnen Falle etwas verweigert wird, aber eine Mehrheit, die um eine Mehrung der Reichstagsrechte willen grundsätzlich einen Finanzkampf gegen die Regierung führte, die gibt es nicht. Kaum verläßt der Freisinn den Sitz am warmen Ofen, da reckt schon das Zentrum seinen Hals und will aufstehen, um sich in die Regierungswärme zu legen. Und die Sozialdemokratie verhöhnt und verhetzt sie alle, die etwa mit ihr eine Majorität des Reichstagswillens gegen-

über der Regierung bilden könnten und zerstört damit die letzten Möglichkeiten eines deutschen Parlamentarismus.

Es war einmal — ja es war wie ein Märchen, vor etwa 45 Jahren, da wollte in Preußen ein Parlament seinen Willen durchsetzen. Damals stand König Wilhelm noch nicht so ruhig über dem roten Teppich. Damals gab es noch Menschen, die für Verfassungsprobleme und innerstaatliche Machtfragen Sinn hatten. Wo sind sie hin? Das Zeitalter Bismarcks hat sie hinweggeschwemmt. Damals war es stärker als der preußische Landtag, und von da an hat sich das parlamentarische Wesen noch immer nicht erholen können. Allem Berliner Parlamentarismus liegt die Schlacht von Königgrätz noch immer in den Knochen. Sollen wir deshalb wünschen, daß sie anders ausgefallen wäre? Was würde dann gekommen sein? Was gekommen ist, mußte kommen, wir aber haben die militärische Aufrichtung des Deutschen Reiches mit einer halbhundertjährigen Hilflosigkeit des parlamentarischen Volkswillens bezahlt. Bismarck war zu stark, um wirklichen Parlamentarismus neben sich dulden zu können. Er brauchte ein Parlament von Dienern und seine heroische Größe ist des Deutschen Reichstages erste Schädigung gewesen. Da draußen steht sein Standbild vor dem Hause in der kalten Nacht. Er war doch ein ganzer Kerl, aber wehe dem, was zwischen seine Finger kam! Das Menschengeschlecht, das mit ihm gleichzeitig lebte, kommt nicht über die Nachwirkungen des preußischen Konfliktes im Anfang der sechziger Jahre hinaus. Aber irgendeinmal muß doch das Vergangene vergangen sein, irgendeinmal muß eine Jugend herangereift sein, die wieder Politik machen will und auch diesem Hause einen noch stärkeren Inhalt gibt, als es ihn heute hat. Schon sehen wir sie aufsteigen, die neue Jugend, der wenig am alten Fraktionsgezänk liegt, aber viel am Vaterland und seiner Selbständigkeit. Diese Jugend wird zum Mannesalter steigen und dann wird Jemand hier sitzen und sprechen: die Geister wachen auf und es ist eine Lust zu leben!

Optimist! Schwärmer! Illusionär! So ruft es aus der dunklen Halle und die Lichter da oben scheinen zu lachen: Jugend? Reserveleutnant, Theater, Sport! — Aber Politik?? Lacht nur weiter! Die Dinge selbst werden sich so entwickeln, daß der Schlaf der Menschen überwunden wird. Vielleicht muß erst die Not noch größer werden, die Not der Reichsfinanzen und die Unsicherheit der Regierenden. Heute ist noch immer ein gutes Stück von dem Vertrauen übrig, das Bismarck für die Regierung gesammelt hat, aber die Hohenlohe und Bülow haben nicht bloß von den Zinsen dieses Vertrauens gelebt, sondern vom Kapital. Die gebildeten Teile des deutschen Volkes werden zweifelhaft, ob die deutsche Zukunft in der Wilhelmstraße richtig verwaltet wird. Unsere auswärtige Politik zeigt Lücken und unsere innere Politik ist Flickwerk. Das läßt sich noch eine Weile verkleistern, aber die Mißerfolge treten zutage als Defizit, Schuldenvermehrung, Isolierung, Unzufriedenheit. Die Mißstimmung wächst von Jahr zu Jahr, und aus ihr heraus schwillt

die Frage an: Kann nicht der Deutsche Reichstag zu einer wirklichen politischen Macht emporgehoben werden?

Ja, er kann es! Das Menschenmaterial dazu wächst herauf und es wird schon heute in den Kreisen der tüchtigsten Männer des Volkes gesagt: unsere Söhne müssen sich wieder mehr um den Staat kümmern, als wir es getan haben, wenn der Staat nicht verderben soll! Mit bloßer Bureaukratie und Adelspolitik kann ein Volk von 60 Millionen nicht auf die Dauer regiert werden.

Die neue Generation aber bringt von Haus aus eine realpolitische Grundstimmung mit. Sie sieht den Reichstag nicht bloß als Deklamationshaus an, sondern als deutsche Mitregierung. Deshalb wird es ihr gelingen, die Schwierigkeiten einer festen Mehrheitsbildung noch dem Zweiparteiensystem zu überwinden, so groß sie sein mögen. Das Ziel ist die Bildung einer deutschen Rechten aus Konservativen und Zentrum und einer deutschen Linken aus Liberalen und Sozialdemokraten. Wem dieses Ziel zu fern scheint, der soll sich ruhig an den Zwischenkombinationen erfreuen, wie sie der Mondwechsel mit sich bringt! Es wird aber immer Leute geben, die über die Zwischenformen, über Block und Antiblock hinaus bis zum Wesen der Dinge vordringen wollen, und diese sind, ob von rechts oder von links her, derselben Meinung, daß die tiefste Parteischeidung im Unterschiede konservativer und liberaler Welt- und Wirtschaftsanschauung liegt. Dieser grundlegende Unterschied muß stärker als bisher zum Bewußtsein gebracht werden. Das ist die beste Vorarbeit für die Gesundung des deutschen Parlamentes.

Der Weg ins Freie/ Roman von Arthur Schnitzler

Viertes Kapitel

Zweite Fortsetzung



Georg stand am Fenster. Gerade darunter wölbten sich die steinernen Rücken der bärtigen Riesen, die auf gewaltigen Armen das verwitterte Adelswappen eines längst versunkenen Geschlechtes trugen. Gegenüber, aus dem Dunkel uralter Häuser hervor, kam die Stiege geschlichen, bis vor das Tor der grauen Kirche, die im Flockenfall, wie hinter einem wallenden Vorhang verdämmerte. Das Licht einer Straßenlaterne auf dem Platz schimmerte blaß durch den sinkenden Tag. Noch stiller an diesem Feiernachmittag als sonst ruhte unten die beschneite Straße, die mitten in der Stadt und doch abseits von allem Treiben hinzog. Und wieder einmal, wie stets, wenn er die breite Treppe des alten zum Mietshaus gewordenen Palastes emporgestiegen und in das geräumige, niedrig gewölbte Zimmer getreten war, fühlte Georg, seiner gewohnten Welt entronnen, sich wie zum andern Teile eines wundersamen Doppeldaseins eingegangen.

Er hörte einen Schlüssel in der Türe knirschen und wandte sich um. Anna trat ein. Georg schloß sie beglückt in die Arme und küßte sie auf Stirn und Mund. Die dunkelblaue Jacke, der breitrandige Hut, die Pelzboa, alles war ganz beschneit.

„Du hast ja gearbeitet", sagte Anna, während sie ablegte, und wies auf den Tisch, wo neben der grünbeschirmten Lampe beschriebene Notenblätter lagen.

„Das Quintett hab ich mir durchgesehen, den ersten Satz. Es ist doch noch manches daran zu machen."

„Aber dann wird's wunderschön sein."

„Das wollen wir hoffen. Kommst du von Hause, Anna?"

„Nein, von Bittners."

„Wie, heut am Feiertag?"

„Ja. Die zwei Mädeln haben durch die Masern viel versäumt, das muß nachgeholt werden. Ist mir übrigens sehr angenehm, schon aus finanziellen Gründen."

„Die Riesensumme!"

„Und dann entgeht man wenigstens auf ein paar Stunden dem ‚trauten Heim'."

„Na ja", sagte Georg, legte Annas Boa über eine Sessellehne und strich zerstreut mit den Fingern über das Pelzwerk hin. Annas Bemerkung, aus der es, und nicht zum erstenmal, wie ein leiser Vorwurf gegen ihn herausklang, hatte ihn nicht angenehm berührt. Sie setzte sich auf den Diwan, führte die Hände an die Schläfen, strich leicht über das dunkelblonde, gewellte Haar nach rückwärts und blickte Georg lächelnd an. Er, beide Hände in den Saccotaschen, stand an die Kommode gelehnt, und begann von dem gestrigen

Abend zu erzählen, den er mit Guido und der Violinspielerin verbracht hatte. Seit einigen Wochen nahm die junge Dame, auf des Grafen Wunsch, bei dem Beichtvater einer Erzherzogin katholischen Religionsunterricht; sie ihrerseits hielt Guido an, Nietzsche und Ibsen zu lesen. Doch war als Resultat dieses Studiums, nach Georgs Bericht, bisher nichts anderes zu verzeichnen, als daß der junge Graf seine Geliebte nach jener wunderlichen Gestalt aus „Klein Eyolf" scherzhafterweise Rattenmamsell zu nennen pflegte.

Anna mußte über den gestrigen Abend wenig heiteres mitzuteilen. Sie hatten Besuch gehabt. „Zuerst", erzählte Anna, „die zwei Cousinen von Mama, dann ein Bureaukollege von Papa zum Tarokspielen. Auch Josef hat sich der Häuslichkeit ergeben, ist auf dem Diwan gelegen von drei bis fünf, dann ist sein neuester Spezi gekommen, Herr Jalaudek, der mir erheblich den Hof gemacht hat."

„So, so."

„Er war berückend. Ich sage nur: eine violette Krawatte mit gelben Tupfen, da kannst du dich verstecken. Übrigens hat er mir den ehrenvollen Antrag überbracht, in einer sogenannten Akademie beim „wilden Mann," zugunsten des Währigen Kirchenbauvereins mitzuwirken."

„Du hast natürlich zugesagt."

„Ich habe mich mit meinem Mangel an Stimme und an Frömmigkeit entschuldigt."

„Na was die Stimme anbelangt. . ."

Sie unterbrach ihn. „Nein, Georg," sagte sie leicht, „die Hoffnung hab ich endgültig aufgegeben."

Er sah sie an und suchte in ihrem Blick, der aber klar und frei blieb. Leise und dumpf klang die Orgel aus der Kirche herüber.

„Ja richtig," sagte Georg, „das Billett für morgen zu ‚Carmen' hab ich dir mitgebracht."

„Dank schön", erwiderte sie und nahm die Karte entgegen.

„Gehst du auch?"

„Ja. Ich hab eine Loge im dritten Stock und lad mir den Bermann ein. Die Partitur nehm ich mir mit, wie neulich zu Lohengrin und üb mich wieder im Dirigieren. Im Hintergrund natürlich. Du kannst dir nicht vorstellen was man dabei lernt. Ich möcht dir übrigens was vorschlagen", setzte er zögernd hinzu. „Möchtest du nicht nach dem Theater mit mir und Bermann nachtmahlen gehen?"

Sie schwieg.

Er fuhr fort. „Es wär mir wirklich angenehm, wenn du ihn näher kennen lerntest. Er ist bei allen seinen Fehlern ein interessanter Mensch und. . ."

„Ich bin keine Rattenmamsell", unterbrach sie ihn scharf und hatte gleich ihr bürgerlich strenges Gesicht. Georg verzog die Mundwinkel. „Das trifft mich nicht, liebes Kind, ich unterscheide mich auch in mancher Beziehung von

Guido. Aber wie du willst." Er ging im Zimmer hin und her, sie blieb auf dem Diwan sitzen. „Du gehst also heute abend zu Ehrenbergs?" fragte sie dann.

„Du weißt ja. Ich habe schon zweimal abgesagt in der letzten Zeit. Ich konnte diesmal nicht recht. . . ."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Georg. Ich bin auch geladen."

„Wo denn?"

„Auch bei Ehrenbergs."

„Wirklich", rief er unwillkürlich aus.

„Was wundert dich denn dran so sehr?" fragte sie spitz. „Offenbar wissen sie dort noch nicht, daß man mit mir nicht mehr verkehren kann."

„Aber Anna, was hast du denn heut? warum bist du denn gar so empfindlich? Selbst wenn man wüßte ... glaubst du das würde die Leute hindern dich einzuladen? Im Gegenteil. Ich bin überzeugt, Frau Ehrenberg bekäme geradezu Respekt vor dir."

„Und klein Elschen würde mich vielleicht gar beneiden. Glaubst du nicht? Sie hat mir übrigens ganz nett geschrieben. Da ist ihr Brief, willst du ihn lesen?" Georg flog ihn durch, fand ihn von etwas absichtlicher Liebenswürdigkeit, äußerte sich nicht weiter und gab ihn Anna wieder.

„Da ist übrigens noch einer," sagte Anna, „wenn er dich interessieren sollte."

„Von Doktor Stauber? So? Wär es ihm recht, wenn er wüßte, daß ich ihn zu lesen bekomme?"

„Was bist du denn plötzlich so rücksichtsvoll?" Und wie strafend fügte sie hinzu. „Es wär ihm wahrscheinlich manches nicht recht."

Georg las den Brief rasch für sich durch. In trockener, zuweilen etwas humoristisch gefärbter Art, berichtete Berthold vom Fortgang seiner Arbeiten im Pasteurschen Institut, von Spaziergängen, Ausflügen und Theaterbesuchen und ließ es auch an Bemerkungen allgemeinern Charakters nicht fehlen; doch enthielt der Brief auf seinen acht Seiten keinerlei Anspielung auf Vergangenheit oder Zukunft. Georg fragte beiläufig: „Wie lang bleibt er denn noch in Paris?"

„Wie du siehst, schreibt er noch kein Wort vom Zurückkommen."

„Deine Freundin Therese erwähnte neulich, daß seine Parteigenossen ihn gerne wieder hier haben möchten."

„Ah, ist sie wieder im Kaffeehaus gewesen?"

„Ja. Vor zwei oder drei Tagen hab ich sie dort gesprochen. Ich amüsier mich wirklich sehr über sie."

„So?"

„Anfangs ist sie nämlich immer sehr hochmütig, auch mit mir. Offenbar, weil ich auch mein Leben so mit Kunst und ähnlichen Dummheiten vertrödle, während es noch so wichtige Dinge auf der Welt zu tun gibt. Aber wenn sie ein bissel wärmer wird, dann kommt's heraus, daß sie sich für alle möglichen Dummheiten geradeso interessiert, wie wir gewöhnlichen Menschen."

„Sie wird leicht warm," sagte Anna unbeweglich.

Georg ging auf und ab und sprach weiter. „Köstlich war sie ja neulich beim Fechtturnier im Musikvereinssaal. Wer war übrigens der Herr, mit dem sie oben auf der Galerie gesessen ist?"

Anna zuckte die Achseln. „Ich hatte nicht den Vorzug, dem Turnier beizuwohnen. Und übrigens kenn ich die Begleiter Theresens nicht alle."

„Ich nehme an", sagte Georg, „es war ein Genosse, in jeder Beziehung. Sehr düster und ziemlich schlecht angezogen war er jedenfalls. Wie Therese nach Felicians Sieg so rasend applaudiert hat, hat er sich vor Eifersucht geradezu zusammengerollt."

„Was hat dir Therese also eigentlich von Doktor Berthold erzählt?" fragte Anna.

„O", scherzte Georg, „man interessiert sich ja noch sehr lebhaft, wie es scheint."

Anna antwortete nicht.

„Also", berichtete Georg, „ich kann dir die Mitteilung machen, daß man ihn im Herbst für den Landtag kanditieren will, was ich übrigens sehr begreiflich finde, mit Rücksicht auf seine glänzenden Rednergaben."

„Was weißt denn du! Hast du ihn schon sprechen gehört?"

„Natürlich, erinnerst du dich denn nicht? In Eurer Wohnung?"

„Du hast's wirklich nicht notwendig dich über ihn lustig zu machen."

„Aber das fällt mir ja gar nicht ein."

„Ich hab's ja gleich bemerkt, er ist dir damals ein bißchen komisch vorgekommen. Er, und sein Vater auch. Du hast ja geradezu die Flucht ergriffen vor ihnen."

„Ganz und gar nicht, Anna. Du tust wirklich unrecht, mir solche Dinge zu insinnieren."

„Sie mögen ja ihre Schwächen haben, beide, aber sie gehören wenigstens zu den Menschen, auf die man sich verlassen kann. Das ist auch etwas."

„Hab ich das bestritten, Anna? Wahrhaftig, niemals hab ich dich so unlogisch reden gehört. Was willst du denn eigentlich von mir? Hätt ich vielleicht eifersüchtig werden sollen wegen dieses Brief's?"

„Eifersüchtig? Das fehlte noch, du mit deiner Vergangenheit."

Georg zuckte die Achseln. In seinem Geist tauchten Erinnerungen auf, an ähnliche Wortzwiste im Verlaufe früherer Beziehungen, an jene plötzlichen rätselhaften Uneinigkeiten und Entfremdungen, die meist nichts anderes zu bedeuten gehabt hatten, als den Anfang vom Ende. Sollte er mit seiner klugen, guten Anna heute wirklich schon so weit sein? Verstimmt, beinahe traurig ging er im Zimmer auf und ab. Zuweilen warf er einen flüchtigen Blick nach der Geliebten, die schweigend in ihrer Diwanecke saß und leicht die Hände an einanderrieb, als wäre ihr kalt. In das Schwiegen des mit einmal trübselig gewordenen Raums klang die Orgel schwerer als zuvor, singende Menschen-

stimmen wurden vernehmbar, und die Fensterscheiben klirrten leise. Georgs Blick fiel auf den kleinen Weihnachtsbaum, der auf der Kommode stand und dessen Kerzen vorgestern abend für ihn und Anna gebrannt hatten. Halb gelangweilt, halb zerstreut nahm er Zündhölzchen aus der Tasche und begann die kleinen Kerzen eine nach der andern anzuzünden. Da klang plötzlich Annas Stimme zu ihm her: „In einer ernsten Sache", sagte sie langsam, „würde ich mich doch keinem andern anvertrauen, als dem alten Doktor Stauber."

Befremdet wandte sich Georg nach ihr um, und blies ein brennendes Zündhölzchen aus, das er noch in der Hand hielt. Er wußte sofort, was Anna meinte, wunderte sich, daß er seit dem letzten Zusammensein selbst nicht mehr daran gedacht hatte, trat zu ihr hin und faßte ihre Hand. Nun erst schaute sie auf, undurchdringlich, mit bewegungslosen Zügen.

„Du Anna sag doch ...", er setzte sich an ihre Seite auf den Diwan, ihre beiden Hände in den seinen.

Sie schwieg.

„Warum redest du denn nicht?"

Sie zuckte die Achseln. „Es ist eben gar nichts neues zu berichten", erklärte sie dann einfach.

„So", sagte er langsam. Es ging ihm durch den Sinn, ob nicht ihre heutige sonderbare Gereiztheit schon als ein Anzeichen des Zustandes zu deuten war, auf den sie anspielte, und Unruhe stieg in seiner Seele auf. „Aber sicher ist die Sache deswegen noch lange nicht", sagte er in etwas kühlerm Tone als er eigentlich wollte. „Und . . . und wenn auch —", setzte er mit gekünstelter Lebhaftigkeit hinzu.

„Also du würdest mir verzeihen?" fragte sie lächelnd.

Er drückte sie an sich und war plötzlich ganz aufgeräumt. Eine lebhafte, etwas gerührte Zärtlichkeit flammte in ihm auf für das sanfte, gute Geschöpf, das er in den Armen hielt, und von dem ihm, er fühlte es tief, niemals ein ernstliches Leid kommen konnte. „Es wäre wahrhaftig nicht so schlimm", sagte er heiter. „Du würdest eben Wien für einige Zeit verlassen, das ist alles."

„Na, gar so einfach wär das allerdings nicht, wie du dir's plötzlich vorzustellen scheinst."

„Warum nicht? Eine Ausrede ist bald gefunden. Und im übrigen, wen geht's denn an? Uns zwei. Niemanden andern. Und was mich anbelangt, so weißt du, ich kann jeden Tag fort. Kann auch ausbleiben, so lange ich will. Ich hab noch nicht einmal einen Kontrakt fürs nächste Jahr unterschrieben," setzte er lächelnd hinzu. Dann erhob er sich, um die Wachskerzchen auszulöschen, deren kleine Flammen beinahe ganz heruntergebrannt waren; und immer lebhafter sprach er weiter. „Es wäre sogar wunderschön. Denk doch Anna! Ende Februar, oder anfangs März würden wir abreisen, in den Süden natürlich, nach Italien, ans Meer vielleicht. Würden an irgend einem stillen Ort

wohnen, wo kein Mensch uns kennt, in einem schönen Hotel mit einem Riesenpark. Und arbeiten könnt man da unten, Donnerwetter!"

„Also darum", sagte sie, wie in plötzlichem Verstehen. Er lachte, nahm sie fester in seine Arme, und sie drängte sich an seine Brust. Von draußen kam kein Laut mehr. Orgel und Menschenstimmen waren verklungen. Vor den Fenstern schwebte der Schneevorhang nieder ... Georg und Anna waren so glücklich wie niemals zuvor.

Während sie im Dunkel ruhten, sprach er von seinen musikalischen Plänen für die nächste Zeit und erzählte ihr Heinrichs Opernstoff, soweit er es vermochte. Mit schimmernden Schatten füllte sich der Raum. Einen märchenhaften Königssaal durchrauschte ein Hochzeitsfest. Ein leidenschaftlicher Jüngling schlich sich ein und zückte seinen Dolch auf den Fürsten. Ein dunkles Urteil, geheimnisvoller als der Tod, wurde verkündet. Auf dämmernder Flut trieb ein träges Schiff unbekannten Zielen entgegen. Zu Füßen des Jünglings ruhte eine Prinzessin, die eines Herzogs Braut gewesen. Ein Unbekannter nahte auf leuchtendem Kahn mit seltsamer Botschaft; Narren, Sterngucker, Tänzerinnen, Höflinge schwebten vorbei. Schweigend hatte Anna gelauscht. Am Ende war Georg neugierig zu erfahren, was für einen Eindruck sie von den flüchtigen Bildern empfangen hätte.

„Ich kann's nicht recht sagen", erwiderte sie. „Jedenfalls ist es mir heut noch ganz rätselhaft, wie aus dem ziemlich wirren Zeug jemals irgendwas wirkliches werden soll."

„Natürlich kannst du dir das heute noch nicht vorstellen — besonders nach meiner Erzählung... Aber den musikalischen Hauch, der aus der Geschichte herausweht, den spürst du doch, nicht wahr? Ich hab mir sogar schon ein paar Motive aufnotiert, — und ich möchte sehr gern, daß Bermann sich bald ernstlich an die Arbeit machte."

„An deiner Stelle Georg . . . ich darf doch was sagen?"

„Natürlich, red nur."

„Also ich an deiner Stelle würde doch zuerst einmal das Quintett abschließen. Es kann ja jetzt nicht mehr viel dran fehlen."

„Viel nicht und doch .... Übrigens darfst du nicht vergessen, daß ich in der letzten Zeit allerlei anderes angefangen habe. Die zwei Klavierstücke, dann das Orchesterscherzo — das ist sogar ziemlich weit gediehn. Aber es gehört unbedingt in eine Symphonie."

Anna erwiderte nichts. Georg merkte, daß ihre Gedanken abschweiften, und er fragte sie, wohin sie ihm denn schon wieder entrückt sei.

„Nicht gar so weit", entgegnete sie. „Mir ist nur so durch den Kopf gegangen, was alles geschehen sein kann, bis die Oper einmal wirklich fertig sein wird."

„Ja," sagte Georg langsam, beinahe etwas befangen, „wenn man so in die Zukunft blicken könnte."

Sie seufzte ganz leise, und er drängte sich näher an sie, fast mitleidig. „Sei ruhig mein Schatz, sei ruhig," sagte er, „ich bin ja da . . . und ich werde immer da sein." Er glaubte zu fühlen wie sie dachte: Kann er nichts Besseres sagen? . . nichts Stärkeres? nichts, das alle Angst, — und das sie für immer von mir nähme? Und unaufrichtig, wie mit dem Gedanken sich in eine Gefahr zu begeben, fragte er sie: „Woran denkst du?" Und noch einmal, als sie beharrlich schwieg: „Anna woran denkst du denn?"

„An etwas sehr sonderbares", erwiderte sie leise.

„Woran?"

„Daß das Haus schon steht, wo es zur Welt kommen wird, — und wir haben keine Ahnung wo . . daran hab ich denken müssen."

„Daran", sagte er seltsam berührt. Und mit neu aufflammender Zärtlichkeit sie an sein Herz pressend: „Ich werde euch nie verlassen, euch beide. . . ."

Als es wieder licht im Zimmer wurde, waren sie beide sehr vergnügt, pflückten von den Ästen des kleinen Weihnachtsbaumes die letzten vergessenen Zuckersachen, freuten sich auf das Wiedersehen, unter lauter gleichgültigen Menschen, das ihnen bevorstand, wie auf ein heiteres Abenteuer, lachten und redeten lustigen Unsinn.

Sobald Anna fortgegangen war, versperrte Georg die Notenblätter in der Tischlade, löschte die Lampe aus und öffnete ein Fenster. Leicht und dünn fiel der Schnee. Über die Stiege aus dem Dunkel kam ein alter Mann und sein mühseliges Atmen tönte durch die unbewegte Luft herauf. Grau ragte die stumme Kirche gegenüber. . . Georg blieb eine Weile am Fenster stehen. Er war in diesem Augenblick beinahe überzeugt, daß Anna sich in ihrer Annahme täuschte. Wie eine Beruhigung fiel ihm jene Äußerung Leo Golowskis ein, daß Anna bestimmt war im Bürgerlichen zu enden. Wahrhaftig es konnte nicht in der „Linie ihres Schicksals" liegen, von einem Liebhaber ein Kind zu bekommen. Und nicht in der Linie des seinen lag es, Verpflichtungen ernster Art zu tragen, heute schon und vielleicht für alle Zeit an ein Wesen festgebunden zu sein; Vater zu werden in so jungen Jahren. Vater! . . . Schwer, beinahe düster sank das Wort in seine Seele.

Um acht Uhr abends trat er in den Ehrenbergschen Salon. Walzerklänge tönten ihm entgegen. Am Klavier saß der alte Eißler, dem der lange graue Vollbart fast bis auf die Tasten herabsank. Georg, der, um nicht zu stören, am Eingang stehen blieb, wurde von allen Seiten durch Blicke begrüßt. Der alte Eißler spielte mit weichem Anschlag und kräftigem Rhythmus seine berühmten Wiener Tänze und Lieder. Und Georg hatte wie immer seine Freude an den süßen, wiegenden Melodien.

„Herrlich", sagte Frau Ehrenberg, als der Alte sich erhob.

„Heben Sie sich die großen Worte für größere Gelegenheiten auf, Leonie," erwiderte Eißler, dessen altes Vorrecht es war, alle Frauen und Mädchen bei ihrem Vornamen zu nennen. Und es schien jeder wohl zu tun, ihn von diesem schönen

alten Mann, mit der tiefen, klingenden Stimme aussprechen zu hören, in der es manchmal bebte wie ein sentimentales Echo aus bewegten Jugendtagen. Georg fragte ihn, ob alle seine Kompositionen in Druck erschienen wären.

„Die wenigsten, lieber Baron; ich selbst kann leider keine Noten schreiben."

„Es wäre aber wirklich jammerschade, wenn diese charmanten Melodien ganz verloren gehen sollten."

„Ja, das hab ich ihm auch oft gesagt", nahm Frau Ehrenberg das Wort, „Aber er gehört leider zu den Menschen, die sich selber nie ganz ernst genommen haben."

„O, das ist ein Irrtum, Leonie. Wissen Sie denn wie ich meine musikalische Karriere begonnen habe? Eine große Oper hab ich komponieren wollen. Allerdings war ich damals siebzehn Jahre alt und in eine Sängerin rasend verliebt."

Die Stimme der Frau Oberberger tönte vom Tische in der Ecke her: „Es wird eine Choristin gewesen sein."

„Sie irren sich, Katarina", erwiderte Eißler. „Choristinnen waren nie mein Fall. Es war sogar eine platonische Liebe, wie die meisten großen Leidenschaften meines Lebens."

„Waren Sie so ungeschickt?" fragte Frau Oberberger.

„Manchmal wohl auch das," erwiderte Eißler sonor und mit Anstand; „denn wahrscheinlich hätte ich gerade soviel Glück haben können wie ein Husarenrittmeister. Aber ich bedaure es nicht ungeschickt gewesen zu sein. Ungetrübte Erinnerungen bewahren wir doch nur an versäumte Gelegenheiten."

Frau Ehrenberg nickte beifällig.

„Man dürfte also nicht fehlgehen, Herr Eißler," bemerkte Nürnberger, „wenn man in Ihrer Lebensgeschichte den getrübten Erinnerungen die größere Rolle zuweist." Wieder nickte Frau Ehrenberg. Sie war entzückt, wenn man in ihrem Salon geistreich war.

„Warum sagten Sie," fragte Frau Oberberger, „Sie hätten so viel Glück haben können wie ein Husarenrittmeister? Es ist gar nicht wahr, daß Offiziere besonders viel Glück bei den Frauen haben. Wenn meine Schwägerin auch einmal ein Verhältnis mit einem Oberleutnant gehabt hat. . ."

„Ich glaube nicht an platonische Liebe", sagte Sissy und leuchtete durch den Saal.

Frau Wyner schrie leise auf.

„Fräulein Sissy hat wahrscheinlich recht", sagte Nürnberger. „Wenigstens bin ich überzeugt, daß die meisten Frauen platonische Liebe entweder als Beleidigung auffassen oder als Ausrede."

„Es sind junge Mädchen da", erinnerte Frau Ehrenberg mild.

„Das merkt man schon daraus", sagte Nürnberger, „daß sie mitreden."

„Trotzdem möchte ich mir erlauben zu dem Kapitel platonische Liebe eine kleine Anekdote zu erzählen", sagte Heinrich.

„Nur keine jüdische", warf Else ein.

„Gewiß nicht. Hören Sie nur. Ein kleines blondes Mädel. . . .“

„Das beweist nichts“, unterbrach Else.

„Laß doch zu Ende erzählen“, mahnte Frau Ehrenberg.

„Also: ein kleines, blondes Mädel“, begann Heinrich von neuem, „hat einmal, im Gegensatz zu Fräulein Sissy, mir gegenüber die Überzeugung ausgesprochen, daß platonische Liebe tatsächlich existiere. Und wissen Sie, was sie mir als Beweis dafür angeführt hat. . . . ? Ein eigenes Erlebnis. Sie hat nämlich einmal eine Stunde, wie sie erzählte, ganz allein in einem Zimmer mit einem Leutnant verbracht und. . . . .“

„Es ist genug“, rief Frau Ehrenberg angstvoll.

„Und“, schloß Heinrich unbeirrt und beruhigend, „es soll in dieser Stunde nicht das geringste vorgefallen sein.“

„Sagt das blonde Mädel“, ergänzte Else.

Die Türe öffnete sich, Georg sah eine fremde Dame eintreten, in einem hellblauen, viereckig ausgeschnittenen Kleid, blaß, einfach und vornehm. Erst als sie lächelte, ward ihm bewußt, daß die Dame Anna Rosner war, und er empfand irgendetwas wie Stolz auf sie. Als er der Geliebten die Hand reichte, fühlte er den Blick Elses auf sich gerichtet.

Man begab sich ins Nebenzimmer, wo der Tisch mit bescheidener Festlichkeit gedeckt war. Der Sohn des Hauses fehlte. Er befand sich in Neuhaus, in der väterlichen Fabrik. Herr Ehrenberg selbst aber saß plötzlich bei Tisch, als das Souper aufgetragen wurde. Erst kürzlich war er von seiner Reise heimgekehrt, die ihn tatsächlich bis Palästina geführt hatte. Als er von Hofrat Wilt nach seinen Erlebnissen gefragt wurde, wollte er zuerst nicht recht mit der Sprache heraus. Endlich ergab sich, daß ihn die Landschaft enttäuscht, die Strapazen der Reise verstimmt, und daß er von den jüdischen Ansiedlungen, die sicherm Vernehmen nach im Entstehen waren, so gut wie nichts gesehen hatte. „Also wir haben begründete Hoffnung,“ bemerkte Nürnberger, „Sie hier zu behalten, selbst für den Fall, daß der Judenstaat im Laufe der nächsten Zeit gegründet werden sollte?“

Unwirsch erwiderte Ehrenberg: „Hab ich Ihnen je gesagt, daß ich die Absicht habe auszuwandern? Ich bin zu alt dazu.“

„Ach so,“ sagte Nürnberger, „ich wußte nicht, daß Sie sich die Gegend drüben nur Fräulein Else und Herrn Oskar zuliebe angesehen haben.“

„Lieber Herr Nürnberger, ich werd mich da nicht mit Ihnen streiten. Der Zionismus ist auch wahrhaftig zu gut für ein Tischgespräch.“

„Ob zu gut,“ sagte Hofrat Wilt, „wollen wir dahingestellt sein lassen, jedenfalls zu kompliziert, schon darum, weil jeder was anderes darunter versteht.“

„Oder verstehen will,“ fügte Nürnberger hinzu, „wie es übrigens mit den meisten Schlagworten und nicht nur in der Politik der Fall ist. Darum wird ja auf Erden so viel geschwätzt . .“

Heinrich erklärte, daß ihm unter allen menschlichen Geschöpfen der Politiker

gewissermaßen die rätselhafteste Erscheinung bedeute. „Ich begreife Taschendiebe," sagte er, „Akrobaten, Bankdirektoren, Hoteliers, Könige . . . das heißt, ohne besondre Mühe gelingt es mir, mich in die Seelen aller dieser Leute hineinzuversetzen. Daraus folgt offenbar, daß es nur gewisser quantitativer, wenn auch ungeheurer Veränderungen meines Wesens bedürfte, um mich zu befähigen, in der Welt eine Akrobaten-, eine Königs-, eine Bankdirektorsrolle zu spielen. Dagegen fühl ich untrüglich: ich könnte mein Wesen ins Ungemessene steigern und es würde doch nie das aus mir, was man einen Politiker nennt: ein Parteiführer, ein Genosse, ein Minister."

Nürnberger lächelte über die Auffassung Heinrichs, nach der der Politiker eine besondre Menschenart bedeuten sollte, während es doch nur zu den äußern, nicht einmal unumgänglichen Erfordernissen seines Berufes gehörte, sich als besondre Menschenart aufzuspielen, seine Größe oder seine Nichtigkeit, seine Taten oder seine Trägheit hinter Titeln, Abstrakten, Symbolen zu verstecken. Was die Unbeträchtlichen oder Schwindelhaften unter ihnen vorstellten, das lag ja auf der Hand: es waren einfach Geschäftsleute, oder Hochstapler, oder Schönredner. Die Bedeutenden aber, die Tätigen, die Genialen ganz gewiß, die waren in der Tiefe ihrer Seele nichts anderes als Künstler. Auch sie versuchten ein Werk zu schaffen und eines, das in der Idee geradeso Anspruch auf Unvergänglichkeit und Endgültigkeit erhob, wie irgend ein anderes Kunstwerk. Nur, daß eben das Material, aus dem sie bildeten, kein starres, kein relativ bleibendes war, wie Töne und Worte waren, sondern daß es nach lebendiger Menschen Art, sich ununterbrochen in Fluß und Bewegung befand.

Willy Eißler erschien, entschuldigte sich bei der Hausfrau, daß er sich verspätet hatte, nahm zwischen Sissy und Frau Oberberger Platz und grüßte seinen Vater wie einen lieben, alten Freund nach langer Trennung. Es stellte sich heraus, daß die beiden, trotzdem sie zusammen wohnten, sich seit mehreren Tagen nicht gesehen hatten. Willy erhielt Komplimente zu seinem Erfolg in der Aristokratenvorstellung, wo er mit der Gräfin Liebenberg-Rathony in einem französischen Proverbe einen Marquis gespielt hatte. Frau Oberberger fragte ihn, immerhin laut genug, daß es die Nächstsitzenden verstehen konnten, wo seine Rendezvous mit der Gräfin stattfänden und ob er sie im gleichen Absteigquartier empfinge wie seine bürgerlichen Flammen. Die Unterhaltung wurde lebhafter, Gespräche gingen hin und her und verschlangen sich da und dort. Georg fing abgerissene Worte auf, auch aus einer Unterhaltung zwischen Anna und Heinrich, in der von Therese Golowski die Rede war. Dabei sah er, wie Anna zuweilen einen neugierig dunkeln Blick zu Demeter Stanzides herüberwarf, der heute im Frack mit einer Gardenia im Knopfloch erschienen war; und ohne eigentlich Eifersucht zu verspüren, fühlte er sich sonderbar bewegt. Ob sie in diesem Augenblick wohl daran dachte, daß sie vielleicht ein Kind von ihm unter dem Herzen trug. „Die Untiefen . . .", fiel ihm wieder ein. Plötzlich sah sie zu ihm herüber, mit einem Lächeln, als käme sie von

einer Reise heim. Er war innerlich wie befreit und spürte mit einem leisen Schrecken, wie sehr er sie liebte. Dann führte er sein Glas an die Lippen und trank ihr zu. Else, die bisher mit ihrem andern Nachbar, Demeter, geplaudert, wandte sich nun an Georg; in ihrer absichtlich beiläufigen Art mit einem Blick auf Anna bemerkte sie: „Hübsch sieht sie aus. So frauenhaft. Das hat sie übrigens immer an sich gehabt. Musizieren Sie noch mit ihr?"

„Manchmal", entgegnete Georg kühl.

„Vielleicht bitt ich sie, vom neuen Jahr an wieder mit mir zu korrepetieren. Ich weiß nicht, wieso es bis jetzt nicht dazu gekommen ist."

Georg schwieg.

„Und wie steht es denn eigentlich" — sie wies mit einem Blick auf Heinrich — „mit Eurer Oper?"

„Mit unsrer Oper? Noch gar nicht steht's damit. Wer weiß, ob was draus wird."

„Natürlich wird nichts draus werden."

Georg lächelte. „Warum sind Sie denn heut gar so streng mit mir?"

„Ich ärgere mich halt über Sie."

„Über mich? Warum denn . . .?"

„Daß Sie den Leuten immer wieder Anlaß geben, Sie als Dilettanten zu betrachten."

Georg war ins Herz getroffen, verspürte sogar einen leisen Groll gegen Else, faßte sich aber rasch und erwiderte: „Ich bin ja vielleicht nichts anderes. Und wenn man kein Genie ist, so ist es schon besser, man ist ein ehrlicher Dilettant, als . . . als ein aufgeblasener Künstler."

„Wer verlangt denn, daß Sie gleich das Größte leisten? Aber deswegen muß man sich doch nicht so gehen lassen, wie Sie's tun, innerlich und äußerlich."

„Ich versteh Sie wirklich nicht, Else. Wie können Sie behaupten . . . Wissen Sie denn auch, daß ich im Herbst nach Deutschland gehe, als Kapellmeister?"

„Die Karriere wird daran scheitern, daß Sie nicht um zehn Uhr früh bei den Proben sein werden."

In Georg wühlte es noch immer. „Wer hat mich denn übrigens einen Dilettanten genannt, wenn ich fragen darf?"

„Wer? Gott, es ist doch schon in der Zeitung gestanden."

„Ach so", sagte Georg beruhigt, denn er erinnerte sich jetzt, daß ein Kritiker ihn nach dem Konzert, in dem Fräulein Bellini seine Lieder gesungen, als „dilettierenden Aristokraten" bezeichnet hatte. Georgs Freunde hatten damals erklärt, diese animose Besprechung habe ihren Grund darin, daß er dem betreffenden Herrn, der als sehr eitel bekannt war, keinen Besuch gemacht hätte. So war es nun einmal! Immer waren äußere Gründe dran schuld, wenn die Leute einen ungünstig beurteilten. Auch die Gereiztheit Elsens heute, was war sie im Grunde anderes, als Eifersucht . . .

Die Tafel wurde aufgehoben. Man begab sich in den Salon. Georg trat zu Anna, die am Klavier lehnte und sagte leise zu ihr: „Schön siehst du aus."

Sie nickte befriedigt.

Dann fragte er weiter: „Hast du dich mit Heinrich gut unterhalten? Worüber habt ihr denn gesprochen? Über Therese? Nicht wahr?"

Sie antwortete nicht, und Georg merkte mit Befremden, wie ihr plötzlich die Augenlider zufielen, und sie zu wanken begann.

„Was . . . was haben Sie denn?" fragte er erschrocken.

Sie hörte ihn nicht und wäre niedergesunken, wenn er sie nicht rasch bei den Handgelenken gefaßt hätte. Frau Ehrenberg und Else waren im selben Augenblick bei ihr.

Haben sie uns beobachtet? dachte Georg.

Schon hatte Anna die Augen wieder offen, zwang sich zu einem Lächeln und flüsterte: „O es ist nichts, ich vertrage die Hitze manchmal so schlecht."

„Kommen Sie," sagte Frau Ehrenberg mütterlich, „vielleicht legen Sie sich einen Augenblick hin."

Anna schien verwirrt, erwiderte nichts, und die Damen des Hauses geleiteten sie ins Nebenzimmer.

Georg sah um sich. Den Gästen schien nichts aufgefallen zu sein. Der Kaffee wurde herumgereicht. Georg nahm eine Tasse und rührte zerstreut mit dem Löffel herum. Am Ende, dachte er, wird sie doch nicht im Bürgerlichen enden. Aber zugleich fühlte er sich innerlich so entfernt von ihr, als ginge ihn persönlich die Sache nichts an. Frau Oberberger stand neben ihm. „Also wie denken Sie eigentlich über platonische Liebe, Sie sind ja Fachmann?" Er erwiderte zerstreut, sie redete weiter, in ihrer Art; ohne sich zu kümmern, ob er zuhörte, was er antwortete. Plötzlich war Else wieder da. Georg erkundigte sich nach Annas Befinden, teilnehmend und höflich.

„Eine schwere Erkrankung dürfte es wohl nicht sein", sagte Else und sah ihm fremd ins Gesicht.

Demeter Stanzides trat heran und bat sie zu singen.

„Wollen Sie mich begleiten?" wandte sie sich an Georg. Er verneigte sich und setzte sich ans Klavier.

„Also was denn?" fragte Else.

„Was Sie wollen," erwiderte Wilt, „nur nichts Modernes." Nach dem Souper liebte er es, wenigstens in künstlerischen Dingen, den Reaktionär zu spielen.

„Justament", sagte Else und reichte Georg ein Heft. Sie sang „Das alte Bild" von Hugo Wolf, mit ihrer kleinen, wohlgebildeten und etwas rührenden Stimme. Georg begleitete mit Geschmack, doch etwas zerstreut. Er war ein wenig ärgerlich über Anna, so sehr er sich dagegen wehrte. Im übrigen schien wirklich niemand den Vorfall bemerkt zu haben, als Frau Ehrenberg und Else. Ach, was lag am Ende daran . . . Wenn sie's auch alle wußten . . . Wen

ging es an . . . Ja, wer kümmerte sich nur darum . . . Nun hören sie alle Else zu, dachte er weiter und empfinden die Schönheit dieses Liedes. Sogar Frau Oberberger, die gar nicht musikalisch ist, vergißt auf einige Minuten, daß sie ein Weib ist und hat ein stilles, geschlechtsloses Gesicht. Auch Heinrich hört gebannt zu, denkt in diesem Moment vielleicht nicht an seine Werke, nicht an das Los der Juden, nicht an die ferne Geliebte, und nicht einmal an die nahe, die kleine Blondine, der zuliebe er in der letzten Zeit geradezu elegant geworden ist. Wahrhaftig, der Frack sitzt ihm nicht übel und die Krawatte ist keine von den fertig gekauften, wie er sie sonst trägt, sondern sorgsam geknüpft . . . Wer steht denn so nah hinter mir, dachte Georg weiter, daß ich den Atem über dem Haar spüre? . . . Sissy vielleicht . . .? Wenn morgen früh die Welt unterginge, Sissy wäre es, die ich mir für heute nacht erwählte. Ja das ist sicher. Ah, da kommt Anna mit Frau Ehrenberg . . . Es scheint, ich bin der einzige, der es merkt, obwohl ich doch zugleich auf mein Spiel und auf Elses Gesang aufpassen muß. Ich grüße sie mit den Augen . . . Ja, ich grüße dich, Mutter meines Kindes . . . Wie sonderbar ist das Leben . . .

Das Lied war zu Ende. Man applaudierte, verlangte nach mehr. Georg begleitete Else zu einigen anderen Liedern, von Schumann, von Brahms, zum Schluß auf allgemeinen Wunsch zu zwei eigenen, die ihm persönlich zuwider geworden waren, seit irgendwer behauptet hatte, sie erinnerten an Mendelssohn. Während er begleitete, glaubte er jeden Zusammenhang mit Else zu verlieren und gab sich durch sein Spiel Mühe, sie wiederzugewinnen. Er spielte mit übertriebener Empfindung, er warb geradezu um sie und fühlte, daß es vergebens war. Zum erstenmal in seinem Leben war er unglücklich verliebt in sie. Der Beifall nach Georgs Liedern war stark.

„Das war Ihre beste Zeit“, sagte Else leise zu ihm, während sie die Noten weglegte. „So vor zwei, drei Jahren.“

Die andern sagten ihm Angenehmes, ohne Epochen in seiner künstlerischen Entwicklung zu unterscheiden.

Nürnberger erklärte, durch die Lieder Georgs aufs angenehmste enttäuscht worden zu sein. „Ich will Ihnen nämlich nicht verhehlen,“ bemerkte er, „daß ich sie mir nach den Ansichten, die ich manchmal von Ihnen vertreten höre, lieber Baron, beträchtlich unverständlicher vorgestellt hätte.“

„Wirklich charmant“, sagte Wilt. „Alles so melodiös, und einfach, ohne Affektation und Schwulst.“

Er ist es, dachte Georg grimmig, der mich einen Dilettanten geheißen hat.

Willy war herzugetreten. „Jetzt sagen S' nur noch Herr Hofrat, daß Sie sie nachpfeifen können, und wenn ich mich auf Physiognomien verstehe, so schickt Ihnen der Baron morgen früh zwei Herren.“

„O nein“, sagte Georg, sich auf sich besinnend und lächelte. „Die Lieder stammen glücklicherweise aus einer längst überwundenen Zeit. Ich fühle mich also durch keinerlei Tadel und keinerlei Lob verletzt.“

Ein Diener brachte Eis, die Gruppen lösten sich und Anna stand mit Georg allein am Klavier. Er fragte sie rasch: „Was hat denn das zu bedeuten gehabt?"

„Ja ich weiß nicht", erwiderte sie und sah ihn mit großen Augen an.

„Ist dir denn auch schon ganz wohl?"

„Aber vollkommen", antwortete sie.

„Und ist dir das heute zum erstenmal passiert?" fragte Georg etwas zögernd.

Sie erwiderte: „Gestern abend zu Haus hab ich was ähnliches gehabt. So eine Art von Ohnmacht. Es hat sogar noch etwas länger gedauert. Während wir noch beim Nachtmahl gesessen sind. Es hat's aber niemand bemerkt."

„Warum hast du mir denn gar nichts davon gesagt?"

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Du Anna," sagte er lebhaft und etwas schuldbewußt, „ich möcht dich jedenfalls noch sprechen. Gib mir ein Zeichen, wenn du fortgehen willst. Ich verschwind' ein paar Minuten vor dir und wart' am Schwarzenbergplatz, bis du im Wagen kommst. Dann steig ich zu dir ein, und wir fahren noch ein bißchen spazieren. Ist es dir recht?"

Sie nickte.

Er sagte: „Auf Wiedersehen Schatz" und begab sich ins Rauchzimmer. An einem grünen Tischchen hatten sich der alte Ehrenberg, Nürnberger und Wilt zum Tarockspiel niedergelassen. Auf zwei riesigen, grünen Lederfauteuils, nebeneinander saßen der alte Eißler und sein Sohn und benützten die Gelegenheit, sich endlich einmal ordentlich miteinander auszuplaudern. Georg nahm eine Zigarre aus einem Kistchen, steckte sie sich an und betrachtete ohne besondere Anteilnahme die Bilder an der Wand. Auf einem grotesk gehaltenen Aquarell, das ein von rot befrackten Herren gerittenes Hürdenrennen vorstellte, sah er unten in der Ecke mit blaßroten Buchstaben auf die grüne Wiese gezeichnet Willys Namen. Unwillkürlich wandte er sich nach dem jungen Mann um und sagte: „Das hab ich noch gar nicht gekannt."

„Es ist ziemlich neu", bemerkte Willy beiläufig.

„Ein fesches Bild, was?" sagte der alte Eißler.

„Ah, schon etwas mehr als das", erwiderte Georg.

„Na, hoffentlich werde ich bald mit etwas Besserem aufwarten können", sagte Willy.

„Er geht nach Afrika auf die Löwenjagd", erläuterte der alte Eißler, „mit dem Fürsten Wangenheim."

„So?" sagte Georg, „Felician soll auch von der Partie sein. Aber er hat sich noch nicht entschlossen."

„Warum denn?" fragte Willy.

„Er will im Frühjahr seine Diplomatenprüfung machen."

„Aber das kann er doch verschieben", sagte Willy. „Die Löwen sind ja im Aussterben, was man von den Professoren leider nicht behaupten kann."

„Ich pränumerier mich auf ein Bild, Willy“, rief Ehrenberg vom Kartentisch herüber.

„Seien Sie später Mäcen, Vater Ehrenberg,“ sagte Wilt, „ich hab einen Dreier angesagt.“

„Einen Untern“, replizierte Ehrenberg und fuhr fort: „Wenn ich mir was anschaffen darf, Willy, so malen Sie mir eine Wüstenlandschaft, in der der Fürst Wangenheim von den Löwen aufgefressen wird . . . aber womöglich nach der Natur.“

„Sie irren sich in der Person, Herr Ehrenberg,“ sagte Willy. „Der berühmte Antisemit, den Sie meinen, ist der Cousin von meinem Wangenheim.“

„Von mir aus,“ erwiderte Ehrenberg, „können sich die Löwen auch irren, es muß ja nicht jeder Antisemit berühmt sein.“

„Sie werden die Partie verlieren, wenn Sie nicht aufpassen,“ mahnte Nürnberger.

„Sie hätten sich doch in Palästina ankaufen sollen,“ sagte Hofrat Wilt.

„Gott soll mich davor behüten,“ erwiderte Ehrenberg.

„Nun, da er das bis jetzt in allen Dingen getan hat . . .“, sagte Nürnberger und spielte sein Blatt aus.

„Mir scheint, Nürnberger, Sie werfen mir schon wieder vor, daß ich nicht mit alten Kleidern handeln geh.“

„Dann hätten Sie wenigstens das Recht sich über den Antisemitismus zu beklagen,“ sagte Nürnberger. „Denn wer spürt in Österreich etwas davon, als die Hausierer . . . leider Gottes nur die, könnte man sagen.“

„Und einige Leute mit Ehrgefühl,“ entgegnete Ehrenberg. „Siebenundzwanzig . . . einunddreißig . . . . achtunddreißig . . . . nu, wer hat die Partie gewonnen?“

Willy hatte sich wieder in den Salon begeben, Georg saß rauchend auf der Lehne eines Fauteuils, sah plötzlich den Blick des alten Eißler auf sich gerichtet, in einer sonderbar wohlwollenden Weise, und fühlte sich an irgend etwas erinnert, ohne zu wissen woran.

„Neulich,“ sagte der alte Herr, „hab ich Ihren Bruder Felician flüchtig gesprochen, bei Schönsteins. Es ist frappant, wie er Ihrem seligen Papa ähnlich sieht. Besonders, wenn man Ihren Papa als ganz jungen Menschen gekannt hat, wie ich.“

Jetzt wußte Georg mit einem Mal, woran der Blick des alten Eißler ihn erinnerte: mit dem gleichen, väterlichen Ausdruck hatten des alten Doktor Stauber Augen bei Rosners auf ihn geruht. Diese alten Juden! dachte er spöttisch, aber in einem entlegenen Winkel seiner Seele war er ein wenig gerührt. Es fiel ihm ein, daß sein Vater mit Eißler, vor dessen Kunstverständnis er großen Respekt gehabt hatte, manchmal des Morgens im Prater spazieren gegangen war.

Der alte Eißler sprach weiter: „Sie Georg, geraten wohl mehr Ihrer Mutter nach, denk ich mir.“

„Es behaupten's manche. Selbst kann man das ja schwer beurteilen."

„Ihre Mutter soll eine so schöne Stimme gehabt haben."

„Ja, in ihrer frühen Jugend. Ich selbst habe sie ja nie wirklich singen gehört. Zuweilen hat sie's wohl versucht. Drei oder vier Jahre vor ihrem Tod, da hat ihr ein Arzt in Meran sogar den Rat gegeben ihre Singstimme zu üben. Eine Art Lungengymnastik sollte es sein. — Aber es hat leider nicht viel Erfolg gehabt."

Der alte Eißler nickte und sah vor sich hin. „Daran werden Sie sich wahrscheinlich nicht mehr erinnern können, daß damals meine arme Frau mit Ihrer verstorbenen Mutter zugleich in Meran gewesen ist."

Georg suchte in seinem Gedächtnis. Es war ihm entfallen.

„Einmal", sagte der alte Eißler, „bin ich mit Ihrem Vater im selben Coupé hinuntergefahren. In der Nacht, wir haben beide nicht schlafen können, hat er mir sehr viel von euch zweien erzählt. Von Ihnen und Felician mein ich."

„So . . . ."

„Zum Beispiel, daß Sie in Rom als Bub irgend einem italienischen Virtuosen eine eigne Komposition vorgespielt haben, und daß der Ihnen eine große Zukunft prophezeit hat."

„Große Zukunft . . . ach Gott! Es war aber kein Virtuose, Herr Eißler, es war ein Geistlicher, bei dem ich dann übrigens Orgelspielen gelernt hab."

Eißler fuhr fort: „Und abends, wenn Ihre Mutter schon zu Bett gegangen war, haben Sie ihr manchmal stundenlang im Zimmer nebenan vorphantasiert."

Georg nickte und seufzte im stillen. Es war ihm, als hätte er zu jener Zeit viel mehr Talent gehabt als jetzt. Arbeiten, dachte er mit Inbrunst, arbeiten . . . Er blickte wieder auf. „Ja," sagte er wie humoristisch, „das ist halt das Malheur, daß aus Wunderkindern so selten was wird.

„Ich höre ja, Sie wollen Kapellmeister werden, Baron?"

„Ja," erwiderte Georg mit Entschiedenheit. „Nächsten Herbst geh ich nach Deutschland, vielleicht zuerst als Korrepetitor an irgend ein kleines Stadttheater, wie es sich eben trifft."

„Aber gegen ein Hoftheater hätten Sie auch nichts einzuwenden?"

„Gewiß nicht. Aber wie kommen Sie darauf, Herr Eißler, wenn ich fragen darf —?"

„Ich weiß ganz gut," sagte Eißler lächelnd und ließ das Monokel fallen, „daß Sie auf meine Protektion nicht angewiesen sind, aber andererseits kann ich mir denken, daß es Ihnen vielleicht nicht unsympathisch wäre, auf die Vermittlung von Agenten und andere Annehmlichkeiten dieser Art verzichten zu dürfen . . . ich meine nicht wegen der Perzente."

Georg blieb kühl. „Wenn man einmal entschlossen ist eine Theaterkarriere einzuschlagen, so weiß man ja auch, was man alles mit in den Kauf zu nehmen hat."

„Kennen Sie vielleicht den Grafen Malnitz?" fragte Eißler, unbekümmert um Georgs Lebensweisheit.

„Malnitz? Meinen Sie den Grafen Eberhard Malnitz, von dem vor ein paar Jahren eine Suite aufgeführt worden ist?"

„Ja, den mein ich."

„Persönlich kenn ich ihn nicht und was die Suite anbelangt . . ."

Durch eine Handbewegung gab Eißler den Komponisten Malnitz preis. „Seit Beginn dieser Saison", sagte er dann „ist er Intendant in Detmold. Darum hab ich Sie gefragt, ob Sie ihn kennen. Ein guter, alter Freund von mir. Er hat früher in Wien gelebt. Seit zehn oder zwölf Jahren treffen wir uns jedes Jahr, in Karlsbad oder in Ischl. Heuer wollen wir um Ostern eine kleine Mittelmeerreise machen. Erlauben Sie mir, lieber Baron, bei dieser Gelegenheit Ihren Namen zu nennen und von Ihren kapellmeisterlichen Absichten ein Wort zu sagen?"

Georg zögerte zu antworten und lächelte höflich.

„O, fassen Sie meinen Vorschlag nicht als Zudringlichkeit auf, lieber Baron. Wenn Sie nicht wollen, halt ich natürlich das Maul."

„Sie mißverstehen mein Schweigen," entgegnete Georg liebenswürdig, doch nicht ohne Hochmut. „Aber ich weiß wirklich nicht — —"

„So ein kleines Hoftheater," fuhr Eißler fort, „stell ich mir gerade für den Anfang als den richtigen Boden für Sie vor. Daß Sie von Adel sind, wird Ihnen gerade auch nicht schaden, sogar bei meinem Freunde Malnitz nicht, obwohl der gerne den Demokraten spielt, zuweilen sogar den Anarchisten . . . . mit Nachsicht der Bomben selbstverständlich. Aber er ist ein charmanter Mensch und wirklich enorm musikalisch . . . wenn er nicht grad komponiert."

„Nun," erwiderte Georg etwas befangen, „wenn Sie die Güte haben wollen mit ihm zu reden . . . man biete dem Glück die Hand. Jedenfalls dank ich Ihnen sehr."

„Keine Ursache. Ich garantiere ja nicht für den Erfolg. Es ist eben eine Chance unter andern."

Frau Oberberger und Sissy traten ein, von Demeter Stanzides begleitet.

„Was haben wir da für ein interessantes Gespräch unterbrochen?" fragte Frau Oberberger. „Der erfahrene Platoniker und der unerfahrene Wüstling! Da hätt man dabei sein sollen."

„Beruhigen Sie sich, Katharina," sagte Eißler und seine Stimme hatte wieder den tremolierend tiefen Klang. „Man spricht zuweilen auch von andern Dingen, als von der Zukunft des Menschengeschlechts."

Sissy nahm eine Zigarette zwischen die Lippen, ließ sich von Georg Feuer geben und setzte sich in die Ecke des grünen Lederdiwans. „Sie kümmern sich ja heute gar nicht für mich," begann sie mit dem englischen Akzent, den Georg so sehr an ihr liebte. „Als wenn man überhaupt gar nicht auf der Welt wäre. O, es ist so. Ich bin doch eine treuere Natur als Sie. Bin ich nicht?"

„Sie treu, Sissy . .?" Er schob einen Fauteuil ganz nahe zu ihr hin. Sie sprachen von dem vergangenen Sommer und von dem kommenden.

„Voriges Jahr", sagte Sissy, „haben Sie mir Ihr Wort versprochen, daß Sie hinkommen werden, wo ich bin. Sie haben es nicht getan. Heuer aber müssen Sie Ihr Wort halten."

„Gehn Sie wieder nach der Isle of Wight?"

„Nein, wir werden diesmal ins Gebirge gehen, nach Tirol oder ins Salzkammergut. Ich will Ihnen schon sagen. Werden Sie kommen?"

„Sie dürften jedenfalls wieder ein großes Gefolge haben?"

„Ich werde mich für keinen kümmern als für Sie, Georg."

„Auch wenn Willy Eißler sich zufällig in Ihrer Nähe aufhalten sollte?"

„O," sagte sie mit einem verworfenen Lächeln und drückte das Feuer ihrer Zigarette gewaltsam in der gläsernen Aschenschale aus.

Sie redeten weiter. Es war eines jener Gespräche, wie sie es in den letzten Jahren so oft geführt hatten. Scherzend und leicht fing es an und glühte am Ende von zärtlichen Lügen, die einen Augenblick lang Wahrheit waren. Georg war wieder einmal berückt von Sissy.

„Am liebsten möcht ich mit Ihnen eine Reise machen," flüsterte er ganz nah bei ihr.

Sie nickte nur, ihr linker Arm lag auf der breiten Lehne des Diwans. „Wenn man könnte wie man wollte," sagte sie und hatte einen Blick, der von hundert Männern träumte.

Er beugte sich über ihren zitternden Arm, redete weiter und berauschte sich an seinen eigenen Worten. „Irgendwo, wo niemand uns kennt, wo man sich um keinen Menschen kümmern müßte, möchte ich mit Ihnen zusammen sein, Sissy. Viele Tage und Nächte."

Sissy bebte. Das Wort Nächte jagte ihr Schauer durchs Blut.

Anna erschien in der Tür, gab Georg mit dem Blick ein Zeichen und verschwand gleich wieder. Er lehnte sich innerlich auf, und doch war es ihm ganz recht, daß er sich gerade jetzt von Sissy verabschieden durfte. In der Tür zum Salon begegnete er Heinrich, der ihn ansprach. „Wenn Sie gehen, sagen Sie mirs bitte, ich möchte gern noch mit Ihnen reden."

„Mit Vergnügen. Aber ich muß ... ich habe nämlich Fräulein Rosner versprochen sie nach Hause zu begleiten. Dann komm ich gleich ins Kaffeehaus. Auf Wiedersehen also."

Ein paar Minuten später stand er auf der Schwarzenbergbrücke. Der Himmel war voller Sterne, die Straßen lagen weiß und still. Georg schlug den Kragen auf, obwohl es gar nicht mehr kalt war und ging hin und her. Ob aus der Detmolder Geschichte was werden wird? dachte er. Nun, ist es nicht Detmold, so ist es irgend eine andre Stadt. Jedenfalls wird es nun ernst. Und vieles, vieles wird bis dahin hinter mir liegen. Er versuchte in Ruhe zu überlegen. Wie wird das alles nur werden? Nun haben wir Ende Dezember. Im März müßten wir fort — spätestens .. Man wird uns für ein Ehepaar halten. Ich werde Arm in Arm mit ihr spazieren gehen, in Rom,

am Posilipp, in Venedig ... Es gibt Frauen, die sehr häßlich werden in diesem Zustand ... Sie nicht, nein, sie nicht ... Immer hatte sie so was mütterliches in ihrem Aussehen .. Im Sommer wird sie in irgend einer stillen Gegend wohnen, wo niemand sie kennt .. Im Thüringer Wald vielleicht. Oder am Rhein ... Wie sonderbar sie das heute sagte: das Haus, in dem das Kind zur Welt kommen wird, das existiert schon. Ja! ... Irgendwo in der Ferne, oder vielleicht auch ganz nah steht dieses Haus — und Leute wohnen drin, die wir nie gesehen haben. Wie seltsam ... Wann wird es zur Welt kommen? Im Spätsommer ... Anfangs September ungefähr. Zu dieser Zeit werde ich am Ende schon fort sein müssen. Wie werd ich das nur machen? .. Und heut ein Jahr ist das kleine Wesen schon vier Monate alt. Es wird aufwachsen ... groß werden. Eines schönen Tags ist ein junger Mann da, mein Sohn. Oder ein junges Mädchen. Ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren, meine Tochter ... Dann bin ich vierundvierzig ... Mit sechsundvierzig kann ich Großvater sein ... Vielleicht auch Direktor einer Opernbühne und ein berühmter Komponist, trotz Elses Prophezeiungen. Aber dazu muß man arbeiten, das ist schon wahr. Mehr als ich es bisher getan habe. Else hat recht, ich laß mich zu sehr gehen. Das muß anders werden ... Es wird auch. Ich fühle ja wie es in mir sich regt. Ja — auch in mir regt es sich.

Von der Heugasse her kam ein Wagen, jemand beugte sich aus dem Fenster. Unter dem weißen Shawl erkannte Georg Annas Antlitz. Er war sehr froh, stieg zu ihr ein und küßte ihr die Hand. Sie plauderten vergnügt, spotteten ein wenig über die Gesellschaft, aus der sie eben kamen und fanden es im Grunde lächerlich einen Abend in so leerer Weise hinzubringen. Er hielt ihre Hände in den seinen und war ergriffen von ihrer Gegenwart. Vor ihrem Hause stieg er aus und klingelte, dann trat er zu dem offenen Wagenschlag, und sie verabredeten ein Wiedersehen für den nächsten Tag. „Ich glaube, wir haben manches zu besprechen," sagte Anna. Er nickte nur. Das Haustor wurde geöffnet, sie stieg aus dem Wagen, ließ einen innigen Blick auf Georg ruhen und verschwand im Flur.

Geliebte, dachte Georg mit einem Gefühl von Glück und Stolz. Das Leben lag vor ihm, als etwas ernst-geheimnisvolles, voll Aufgaben und Wundern.

Als er ins Kaffeehaus trat, saß Heinrich in einer Fensternische, neben ihm ein sehr junger, bartloser, grünlich blasser Mensch, den Georg schon einige Male flüchtig gesprochen hatte, in Smoking mit Samtkragen, aber mit einer Hemdbrust von zweifelhafter Reinheit. Als Georg herzutrat, sah der junge Mensch eben mit glühenden Augen von einem Heftchen auf, das er in unruhigen, nicht sehr gepflegten Händen hielt.

„O ich störe," sagte Georg.

„Durchaus nicht," erwiderte der junge Mann mit irrsinnigem Lachen. „Je mehr Publikum, je lieber."

„Herr Winternitz," erklärte Heinrich, während er Georg die Hand reichte, „liest mir eben einen Gedichtenzyklus vor. Wir werden's vielleicht für diesmal unterbrechen."

Georg von dem enttäuschten Blick des jungen Mannes ein wenig gerührt, behauptete, daß er mit Vergnügen zuhören möchte, wenn es gestattet sei.

„Es dauert auch nicht mehr lange," erklärte Winternitz dankbar. „Nur schade, daß Sie den Anfang versäumt haben. Ich könnte . . ."

„Ja, ist es denn zusammenhängend?" fragte Heinrich erstaunt.

„Wie, das haben Sie nicht bemerkt?" rief Winternitz und lachte wieder irrsinnig.

„Ach so," sagte Heinrich, „das ist immer dieselbe Frauensperson, von der Ihre Gedichte handeln? Ich glaubte, es sei immer eine andre."

„Natürlich ist es immer dieselbe. Das ist ja das charakteristische, daß sie immer wie eine neue Person wirkt."

Herr Winternitz las leise, aber eindringlich, wie innerlich verzehrt. Aus seinem Zyklus ergab sich, daß er geliebt worden war, wie nie ein Mensch vor ihm, aber auch betrogen wie noch keiner, was gewissermaßen metaphysischen Ursachen und keineswegs Mängeln seiner Persönlichkeit zuzuschreiben war. Im letzten Gedicht aber erwies er sich als völlig befreit von seiner Leidenschaft und erklärte sich bereit von nun an alle Freuden zu genießen, die die Welt ihm bieten mochte. Dieses Gedicht hatte vier Strophen, der letzte Vers jeder Strophe begann mit einem „Hei", und es schloß mit dem Ausruf: „Hei, so jag ich durch die Welt."

Georg mußte sich gestehen, daß ihm die Vorlesung einen gewissen Eindruck gemacht hatte, und als Winternitz das Heft vor sich hinlegend, mit übergroßen Augen um sich schaute, nickte Georg beifällig und sagte: „sehr schön."

Winternitz sah erwartungsvoll auf Heinrich, der ein paar Sekunden schwieg und endlich bemerkte: „Es ist im ganzen sehr interessant . . . aber warum sagen Sie „hei", wenn ich fragen darf? Es glaubt's Ihnen ja doch niemand."

„Wieso?" rief Winternitz.

„Fragen Sie sich doch nur selber aufs Gewissen, ob dieses „hei" ehrlich empfunden ist. Alles übrige, was Sie mir da vorgelesen haben, glaub ich Ihnen. Das heißt, ich glaub es Ihnen in höherm Sinn, obzwar kein Wort davon wahr ist. Ich glaube Ihnen, daß Sie ein fünfzehnjähriges Mädchen verführen, daß Sie sich benehmen wie ein ausgepichter Don Juan, daß Sie das arme Geschöpf in der furchtbarsten Weise verderben, daß es Sie mit einem, . . . wer war es nur . . ."

„Ein Clown natürlich," rief Winternitz mit wahnwitzigem Lachen.

„Daß es Sie mit einem Clown betrügt, daß Sie durch dieses Geschöpf in immer dunklere Abenteuer geraten, daß Sie die Geliebte, ja sich selber umbringen wollen, daß Ihnen die Geschichte schließlich egal wird, daß Sie durch die Welt reisen, oder sogar jagen, meinetwegen bis Australien, ja, das alles

glaub ich Ihnen, aber daß Sie der Mensch sind „hei" zu rufen, das lieber Winternitz, das ist einfach ein Schwindel."

Winternitz verteidigte sich. Er beschwor, daß dieses „hei" aus seinem innersten Wesen hervorgegangen wäre, zum mindesten aus einem gewissen Element seines innersten Wesens. Auf weitere Einwände Heinrichs zog er sich allmählich zurück und erklärte endlich, daß er sich irgendeinmal bis zu jener innern Freiheit durchzuringen hoffe, die ihm gestatten würde „hei" zu rufen.

„Niemals wird diese Zeit kommen," entgegnete Heinrich bestimmt. „Sie werden vielleicht einmal bis zum epischen oder dramatischen „hei" kommen, das lyrisch subjektive „hei" bleibt Ihnen, bleibt unsereinem, mein lieber Winternitz, doch bis in alle Ewigkeit versagt."

Winternitz versprach das letzte Gedicht zu ändern, sich überhaupt weiter zu entwickeln und an seiner innern Reinigung zu arbeiten. Er stand auf, wobei seine gestärkte Hemdbrust knackte und ein Knopf aufsprang, reichte Heinrich und Georg eine etwas feuchte Hand und begab sich in den Hintergrund an den Tisch der Literaten. Georg äußerte sich vorsichtig anerkennend zu Heinrich über die Gedichte, die er gehört hatte.

„Er ist mir noch der liebste von der ganzen Gesellschaft, persönlich wenigstens," sagte Heinrich. „Er weiß doch wenigstens innerlich eine gewisse Distanz zu wahren. Ja, Sie brauchen mich nicht gleich wieder anzusehen, als wenn Sie mich auf einem Anfall von Größenwahn ertappten. Aber ich kann Sie versichern Georg, von der Sorte Leute," er streifte den Tisch drüben mit einem flüchtigen Blick, „denen immer ein „ă soi" auf den Lippen schwebt, hab ich nachgerade genug."

„Was schwebt ihnen auf den Lippen?"

Heinrich lachte. „Sie kennen doch die Geschichte von dem polnischen Juden, der mit einem Unbekannten im Eisenbahncoupé sitzt, sehr manierlich — bis er durch irgend eine Bemerkung des andern darauf kommt, daß der auch ein Jude ist, worauf er sofort mit einem erlösten, „ă soi" die Beine auf den Sitz gegenüber ausstreckt."

„Sehr gut," sagte Georg.

„Mehr als das," ergänzte Heinrich streng. „Tief. Tief wie so viele jüdische Anekdoten. Sie schließt einen Blick auf in die Tragikomödie des heutigen Judentums. Sie drückt die ewige Wahrheit aus, daß ein Jude vor den andern nie wirklichen Respekt hat. Nie. So wenig wie Gefangene in Feindesland vor einander wirklichen Respekt haben, besonders hoffnungslose. Neid, Haß, ja manchmal Bewunderung, am Ende sogar Liebe kann zwischen ihnen existieren, Respekt niemals. Denn alle Gefühlsbeziehungen spielen sich in einer Atmosphäre von Intimität ab, sozusagen, in der der Respekt ersticken muß."

„Wissen Sie, was ich finde?" bemerkte Georg, „Daß Sie ein ärgerer Antisemit sind, als die meisten Christen, die ich kenne."

„Glauben Sie?" Er lachte: „Ein richtiger wohl nicht. Ein richtiger ist ja nur der, der sich im Grunde über die guten Eigenschaften der Juden ärgert und alles dazu tut, um ihre schlechten weiter zu entwickeln. Aber in gewissem Sinne haben Sie schon recht. Ich gestatte mir ja schließlich auch Antiarier zu sein. Jede Rasse als solche ist natürlich widerwärtig. Nur der einzelne vermag es zuweilen, durch persönliche Vorzüge mit den Widerlichkeiten seiner Rasse zu versöhnen. Aber daß ich den Fehlern der Juden gegenüber besonders empfindlich bin, das will ich gar nicht leugnen. Wahrscheinlich liegt es nur daran, daß ich, wir alle, auch wir Juden mein ich, zu dieser Empfindlichkeit systematisch herangezogen worden sind. Von Jugend auf werden wir darauf hingehetzt gerade jüdische Eigenheiten als besonders lächerlich oder widerwärtig zu empfinden, was hinsichtlich der ebenso lächerlichen und widerwärtigen Eigenheiten bei den andern eben nicht der Fall ist. Ich will es gar nicht verhehlen, — wenn sich ein Jude in meiner Gegenwart ungezogen oder lächerlich benimmt, befällt mich manchmal ein so peinliches Gefühl, daß ich vergehen möchte, in die Erde sinken. Es ist wie eine Art von Schamgefühl, das vielleicht irgendwie mit dem Schamgefühl eines Bruders verwandt ist, vor dem sich seine Schwester entkleidet. Vielleicht ist das Ganze auch nur Egoismus. Es erbittert einen eben, daß man immer wieder für die Fehler von andern mit verantwortlich gemacht wird, daß man für jedes Verbrechen, für jede Geschmacklosigkeit, für jede Unvorsichtigkeit, die sich irgend ein Jude auf der Welt zuschulden kommen läßt, mitzubüßen hat. Da wird man dann natürlich leicht ungerecht. Aber das sind Nervositäten, Empfindlichkeiten, weiter nichts. Da besinnt man sich auch wieder. Das kann man doch nicht Antisemitismus nennen. Aber es gibt schon Juden, die ich wirklich hasse, als Juden hasse. Das sind die, die vor andern und manchmal auch vor sich selber tun, als wenn sie nicht dazu gehörten. Die sich in wohlfeiler und kriecherischer Weise bei ihren Feinden und Verächtern anzubiedern suchen und sich auf diese Art von dem ewigen Fluch loszukaufen glauben, der auf ihnen lastet, oder von dem, was sie eben als Fluch empfinden. Das sind beinahe immer solche Juden, die im Gefühl ihrer eigenen höchst persönlichen Schäbigkeit herumgehen und dafür unbewußt oder bewußt ihre Rasse verantwortlich machen möchten. Natürlich hilfts ihnen nicht das geringste. Was hat den Juden überhaupt jemals geholfen. Den guten und den schlimmen. Ich meine natürlich," setzte er hastig hinzu, „denen, die so irgend etwas wie eine äußerliche oder innerliche Hilfe brauchen." Und in einem absichtlich leichten Tone schloß er. „Ja mein lieber Georg, die Angelegenheit ist etwas kompliziert, und es ist ganz natürlich, daß allen denen, die nicht direkt mit der Frage zu schaffen haben, das richtige Verständnis für sie abgeht."

„Na das darf man doch nicht so ..."

Heinrich unterbrach ihn gleich. „Man darf schon, lieber Georg. Es ist nun einmal so. Ihr versteht uns nehmlich nicht. Manche haben vielleicht eine Ahnung.

Aber verstehen!? Wir verstehen euch jedenfalls viel besser, als ihr uns. Wenn Sie auch den Kopf schütteln! Es ist ja nicht unser Verdienst. Wir haben es ja notwendiger gehabt euch verstehen zu lernen, als ihr uns. Diese Gabe des Verstehens hat sich ja im Lauf der Zeit bei uns entwickeln müssen ... nach den Gesetzen des Daseinskampfes, wenn Sie wollen. Denn sehen Sie, um sich unter Fremden, oder wie ich schon früher sagte, in Feindesland zurecht zu finden, um gegen alle Gefahren, Tücken gerüstet zu sein, die da lauern, dazu gehört natürlich vor allem, daß man seine Feinde so gut kennen lernt als möglich, ihre Tugenden und ihre Schwächen."

„Also unter Feinden leben Sie? Unter Fremden? Dem Leo Golowski gegenüber wollten Sie das nicht zugestehen. Ich bin übrigens auch nicht seiner Ansicht, durchaus nicht. Aber was ist das für ein sonderbarer Widerspruch, daß Sie heute ...."

Ganz gequält unterbrach ihn Heinrich. „Ich sagte Ihnen ja schon, die Sache ist viel zu kompliziert, um überhaupt erledigt zu werden. Sogar innerlich ist es nahezu unmöglich. Und nun gar in Worten! Ja manchmal möchte man glauben, daß es gar nicht so arg steht. Manchmal ist man ja wirklich hier daheim, trotz allem, fühlt sich so zu Hause, — ja geradezu heimatlicher, als irgend einer von den sogenannten Eingeborenen sich fühlen kann. Es ist offenbar so, daß durch das Bewußtsein des Verstehens das Gefühl der Fremdheit in gewissem Sinn wieder aufgehoben wird. Ja, es wird gleichsam durchtränkt von Stolz, Herablassung, Zärtlichkeit, löst sich auf, — allerdings auch zuweilen in Sentimentalität, was ja wieder eine schlimme Sache ist." Er saß da, mit tiefen Falten in der Stirn und sah vor sich hin.

Versteht er mich wirklich besser, dachte Georg, als ich ihn. Oder ist es wieder nur Größenwahn —?

Heinrich fuhr plötzlich auf, wie aus einem Traum. Er sah auf die Uhr. „Halb drei! Und morgen früh um acht geht mein Zug."

„Wie, Sie reisen fort?"

„Ja. Darum wollt ich Sie auch noch so gern sprechen. Ich werd' Ihnen leider auf längere Zeit adieu sagen müssen. Ich fahre nach Prag. Ich bringe meinen Vater aus der Anstalt nach Hause, in seine Heimat."

„Es geht ihm also besser?"

„Nein. Er ist nur in dem Stadium, wo er für die Umgebung ungefährlich geworden ist. .. Ja, das ist auch recht rasch gekommen. Ich bringe ihn also nach Hause und werde selbst einige Zeit dort bleiben."

„Und wann ungefähr denken Sie wieder zurück zu sein?"

Heinrich zuckte die Achseln. „Das läßt sich heute noch nicht sagen. Aber wie immer sich die Sache weiter entwickelt, keineswegs kann ich Mutter und Schwester jetzt allein lassen."

Georg verspürte ein wirkliches Bedauern, Heinrichs Gesellschaft in der nächsten Zeit entbehren zu sollen. „Es wäre möglich, daß Sie mich in Wien

nicht mehr antreffen, wenn Sie zurückkommen. Ich werde in diesem Frühjahr nämlich wahrscheinlich auch fortfahren." Und er fühlte beinahe Lust sich Heinrich anzuvertrauen.

„Sie reisen wohl in den Süden?" fragte Heinrich.

„Ja ich denke. Einmal noch meine Freiheit genießen. Ein paar Monate lang. Im nächsten Herbst fängt der Ernst des Lebens an. Ich sehe mich um eine Stellung in Deutschland um, an irgend einem Theater."

„Also wirklich?"

Der Kellner war an den Tisch gekommen, sie zahlten und gingen. An der Tür trafen sie mit Rapp und Gleißner zusammen. Ein paar Worte der Begrüßung wurden gewechselt.

„Was treiben Sie immer, Herr Rapp?" fragte Georg verbindlich.

Rapp wischte seinen Zwicker ab. „Immer mein altes, trauriges Handwerk. Ich bin beschäftigt, die Nichtigkeit von Nichtigkeiten nachzuweisen."

„Du könntest dir ja Abwechslung verschaffen, Rapp", sagte Heinrich. „Versuch einmal dein Glück und preise die Herrlichkeit der Herrlichkeiten."

„Wozu?" sagte Rapp und setzte den Zwicker auf. „Die beweist sich selbst im Laufe der Zeit. Aber die Stümperei erlebt meist nur ihr Glück und ihren Ruhm, und wenn ihr die Welt endlich auf den Schwindel kommt, hat sie sich längst in ihr Grab oder .... in ihre vermeintliche Unsterblichkeit geflüchtet."

Sie standen auf der Straße und schlugen alle die Rockkragen auf, da es wieder heftig zu schneien begonnen hatte. Gleißner, der vor ein paar Wochen seinen ersten, großen Theatererfolg erlebt hatte, erzählte noch geschwind, daß auch die heutige siebente Vorstellung seines Werkes ausverkauft gewesen war.

Rapp knüpfte daran hämische Bemerkungen über die Dummheit des Publikums. Gleißner erwiderte mit Späßen über die Machtlosigkeit der Kritik gegenüber dem wahren Genie, und so spazierten sie davon, mit aufgestellten Kragen, durch den Schnee, ganz eingehüllt in den dampfenden Haß ihrer alten Freundschaft.

„Dieser Rapp hat kein Glück", sagte Heinrich zu Georg. „Bei allen seinen Freunden, denen er vor zehn Jahren Erfolg prophezeit hat, trifft es nun wirklich ein. Er wird es auch Gleißner nicht verzeihen, daß der ihn nicht enttäuscht hat."

„Halten Sie ihn für so neidisch?"

„Das kann man nicht einmal sagen. So einfach liegen ja die Dinge selten, daß sie mit einem Wort abzutun wären. Aber bedenken Sie doch nur, was das für ein Los ist, in dem Glauben herumzugehen, daß man das tiefste Wissen von der Welt so gut in sich trägt wie Shakespeare und dabei fühlen, daß man nicht einmal so viel davon auszusprechen imstande ist, als beispielsweise Herr Gleißner, obwohl man vielleicht gerade so viel wert ist — oder mehr."

Sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander her. Die Bäume auf dem Ring standen starr mit weißen Ästen. Vom Rathausturm schlug es drei.

Sie überschritten die menschenleere Straße und nahmen den Weg durch den stillen Park. Rings schimmerte es fast hell vom unablässig sinkenden Schnee.

„Das neueste hab ich Ihnen übrigens noch nicht erzählt", begann Heinrich endlich vor sich hinschauend und in trockenem Ton.

„Was denn?"

„Daß ich nämlich anonyme Briefe bekomme, seit einiger Zeit."

„Anonyme Briefe? Welchen Inhalts?"

„Nun, Sie können sich's wohl denken."

„Ach so." Es war Georg klar, daß es sich nur um die Schauspielerin handeln konnte. Aus der fremden Stadt, wo Heinrich die Geliebte in einem neuen Stück die Rolle eines verdorbenen Geschöpfes mit einer ihm unerträglichen Naturwahrheit hatte spielen gesehen, war er in bittereren Qualen zurückgekehrt, als je. Georg wußte, daß seither Briefe voll Zärtlichkeit und Hohn, voll Groll und Verzeihung, peinvoll zerrüttete und mühsam beruhigte zwischen ihnen hin und her gingen.

„Seit acht Tagen etwa", erzählte Heinrich, „kommen diese angenehmen Sendungen regelmäßig jeden Morgen. Nicht sehr angenehm, ich versichere Sie!"

„Ach Gott, was liegt Ihnen denn dran. Sie wissen ja selbst am besten, in anonymen Briefen steht bekanntlich nie die Wahrheit."

„Im Gegenteil, lieber Georg, immer."

„Aber!"

„Die höhere Wahrheit gewissermaßen enthalten solche Briefe. Die große Wahrheit der Möglichkeiten. Die Menschen haben im allgemeinen nicht genug Phantasie, um aus dem Nichts zu schaffen."

„Das wäre eine schöne Auffassung! Wo käme man denn da hin? Da machen Sie den Verleumdern aller Art die Sache doch etwas zu bequem."

„Warum sagen Sie Verleumder? Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß in den anonymen Briefen, die ich erhalte, Verleumdungen enthalten sind. Vielleicht Übertreibungen, Ausschmückungen, Ungenauigkeiten . . ."

„Lügen . . ."

„Nein, es werden wohl nicht Lügen sein. Einige wohl. Aber wie soll man Wahrheit und Lüge auseinanderhalten in solch einem Fall?"

„Dafür gibt es doch ein höchst einfaches Mittel. Fahren Sie hin."

„Ich soll hinfahren?"

„Natürlich sollten Sie das. An Ort und Stelle müßten Sie doch der Wahrheit sofort auf den Grund kommen."

„Es wäre immerhin möglich."

Sie wanderten unter Bogengängen, auf feuchtem Stein. Ihre Stimmen und Schritte hallten. Georg begann von neuem. „Statt solche jedenfalls enervante Unannehmlichkeiten weiter durchzumachen, würd ich mich doch persönlich zu überzeugen suchen, wie die Dinge stehen."

„Ja, das richtigste wäre es wohl.“

„Nun, warum tun Sie es also nicht?“

Heinrich blieb stehen und mit zusammengepreßten Zähnen stieß er hervor: „Sagen Sie, lieber Georg, sollten Sie wirklich noch nicht bemerkt haben, daß ich feig bin?“

„Ach das nennt man doch nicht feig.“

„Nennen Sie's, wie Sie wollen. Worte stimmen ja nie ganz — je präziser sie sich gebärden, umso weniger. Ich weiß, wie ich bin. Nicht um die Welt fahr ich hin. Lächerlich auch noch? Nein, nein, nein ....“

„Also was werden Sie tun?“

Heinrich zuckte die Achseln, als ginge ihn die Sache doch eigentlich nichts an.

Etwas geärgert, fragte Georg wieder: „Wenn Sie mir eine Bemerkung erlauben, was sagt denn die ... Hauptbeteiligte?“

„Die Hauptbeteiligte, wie Sie sie mit infernalischem, aber unbewußten Witz nennen, weiß vorläufig nichts davon, daß ich anonyme Briefe bekomme.“

„Haben Sie die Korrespondenz mit ihr abgebrochen?“

„Was fällt Ihnen ein. Wir schreiben uns täglich, nach wie vor; sie mir die zärtlichsten und verlogensten Briefe, ich ihr die gemeinsten, die Sie sich vorstellen können, — unaufrichtig, hinterhältig, marternd bis aufs Blut.“

„Hören Sie, Heinrich, Sie sind wahrhaftig kein sehr edler Charakter.“

Heinrich lachte laut auf. „Nein, edel bin ich nicht, dazu bin ich offenbar nicht auf die Welt gekommen.“

„Und wenn man bedenkt, daß es am Ende lauter Verleumdungen sind!“ Georg, für seinen Teil, zweifelte natürlich nicht, daß die anonymen Briefe die Wahrheit enthielten. Trotzdem wünschte er ehrlich, daß Heinrich an Ort und Stelle reiste, sich selbst überzeugte, irgend etwas unternähme, jemanden ohrfeigte oder niederschösse. Er stellte sich Felician in einem ähnlichen Falle vor, oder Stanzides, oder Willy Eißler. Alle hätten sich besser benommen, oder wenigstens anders, und gewiß in einer ihm sympathischern Art. Plötzlich fuhr ihm die Frage durch den Kopf, was er wohl täte, wenn Anna ihn hinterginge. Anna, ihn?! ... War das überhaupt möglich? Er dachte an den Blick von heut abend, den neugierig dunkeln, den sie hinüber zu Demeter Stanzides gesandt hatte. Nein, der bedeutete nichts, das war gewiß. Und die alten Geschichten mit Leo und dem Gesangsmeister? Die waren harmlos, kindisch beinah. Aber etwas anderes, vielleicht bedeutungsvolleres, fiel ihm ein. Einer seltsamen Frage erinnerte er sich, die sie an ihn gestellt, als sie sich neulich in seiner Gesellschaft verspätet und mit einer Ausrede hatte nach Hause eilen müssen. Ob er nicht fürchte, hatte sie gefragt, es einmal bereuen zu müssen, daß er sie zur Lügnerin machte? Halb wie ein Vorwurf, halb wie eine Warnung hatte es geklungen. Und wenn sie selbst ihrer so wenig sicher schien, durfte er ihr ohne weiteres vertrauen? Liebte er sie nicht auch — und betrog er sie nicht trotzdem, oder war in jedem Augenblick bereit dazu, was

am Ende dasselbe bedeutete? Vor einer Stunde im Wagen, als er sie in den Armen hielt und küßte, hatte sie gewiß nicht geahnt, daß er einen andern Gedanken hatte als sie. Und doch, in irgend einem Augenblick, seine Lippen auf den ihren, hatte er sich nach Sissy gesehnt. Warum sollte es nicht geschehen können, daß Anna ihn betrog? ... Am Ende schon geschehen sein ... ohne daß er es ahnte? ... Aber all diese Einfälle waren gleichsam ohne Schwere. Wie phantastische, beinahe amüsante Möglichkeiten schwebten sie durch seinen Sinn. Er stand mit Heinrich vor dem geschlossenen Haustor in der Florianigasse und reichte ihm die Hand. „Also leben Sie wohl," sagte er „wenn wir uns wiedersehen, sind Sie hoffentlich von Ihren Zweifeln geheilt."

„Wäre das ein besonderer Gewinn?" fragte Heinrich. „Kann man sich denn in Liebessachen mit Gewißheiten beruhigen? Höchstens mit schlimmen, denn die sind für die Dauer. Aber eine gute Gewißheit ist bestenfalls ein Rausch.... Nun grüß Sie Gott. Im Mai sehen wir uns hoffentlich wieder. Da komm ich, was immer geschehen sein mag, auf einige Zeit her und da können wir auch über unsere famose Oper weiterreden."

„Ja, wenn ich im Mai schon wieder in Wien bin. Es könnte sein, daß ich erst im Herbst zurückkomme."

„Und dann gleich wieder fort in Ihren neuen Beruf?"

„Es wäre nicht unmöglich, daß es sich so fügt." Und er sah Heinrich ins Auge mit einer Art kindlich-trotzigem Lächeln: Ich sag Dir's ja doch nicht!

Heinrich schien befremdet. „Hören Sie, Georg, da stehen wir ja vielleicht zum letztenmal zusammen vor diesem Tor. O, ich bin fern davon, mich in Ihr Vertrauen einzudrängen. Es wird wohl bei diesem etwas einseitigen Verhältnis zwischen uns bleiben müssen. Na — tut nichts."

Georg sah vor sich hin.

„Der Himmel beschütze Sie", sagte Heinrich, als das Tor sich auftat. „Und lassen Sie gelegentlich von sich hören."

„Gewiß", erwiderte Georg und sah plötzlich Heinrichs Augen mit einem merkwürdigen Ausdruck von Innigkeit auf sich ruhen. „Gewiß ... und Sie müssen mir auch schreiben. Jedenfalls geben Sie mir Nachricht, wie es bei Ihnen zu Hause steht und was Sie arbeiten. Überhaupt," setzte er herzlich hinzu, „wir müssen in ununterbrochener Verbindung bleiben."

Der Hausmeister stand da, mit gesträubtem Haar, verschlafenem und bösem Blick, in einem grünlich-braunen Schlafrock, mit Schlapfen an den nackten Füßen.

Heinrich reichte Georg ein letztes Mal die Hand. „Auf Wiedersehen, lieber Freund", sagte er. Und dann, leiser, auf den Torwächter deutend: „Ich kann ihn nicht länger warten lassen. Wie er mich in dieser Sekunde bei sich nennt, können Sie von seiner edeln, unverfälscht einheimischen Physiognomie ohne besondere Schwierigkeiten ablesen. Adieu."

Georg mußte lachen, Heinrich verschwand, das Tor schmetterte zu.

Georg empfand keine Spur von Schläfrigkeit und entschloß sich, zu Fuß heimwärts zu wandern. Er war in erregter, gehobener Stimmung. Den Tagen, die nun kommen sollten, sah er mit eigentümlicher Spannung entgegen. Er dachte an das morgige Wiedersehen mit Anna, an Besprechungen, die in Aussicht waren, an die Abreise, an das Haus, das schon irgendwo in der Welt stand, und das ihm in seiner Vorstellung jetzt ungefähr erschien, wie ein Haus aus einer Spielereischachtel, licht, grün, mit einem knallroten Dach und einem schwarzen Rauchfang. Und wie ein Bild von einer Laterna magica an einen weißen Vorhang geworfen, erschien ihm seine eigene Gestalt: er sah sich auf einem Balkon sitzen, in beglückter Einsamkeit, vor einem mit Notenblättern überdeckten Tisch; Äste wiegten sich vor den Gitterstäben; ein heller Himmel ruhte über ihm, und tief unten zu seinen Füßen, in traumhaft übertriebenem Blau, lag das Meer.

Fünftes Kapitel

Georg öffnete ganz leise die Türe zu Annas Zimmer. Sie lag noch schlafend im Bette und atmete tief und ruhig. Er begab sich aus dem leicht verdunkelten Raum wieder in sein Zimmer zurück und schloß die Türe. Dann trat er ans geöffnete Fenster und schaute hinaus. Über dem Wasser schwebte sonnenschimmernder Nebel. Die Berge drüben, mit reingezogenen Linien, schwammen in Himmelsglanz, und über den Gärten und Häusern von Lugano flimmerte das hellste Blau. Georg war wieder ganz beseligt, diese Junimorgenluft einzuatmen, die vom See die feuchte Frische und von den Platanen, Magnolien und Rosen im Hotelpark den Duft zu ihm emportrug; diese Landschaft anzuschauen, deren Frühlingsfriede ihn nun seit drei Wochen jeden Morgen wie ein neues Glück begrüßte. Rasch trank er seinen Tee aus, lief die Treppe so schnell und erwartungsvoll hinab, wie er einst als Knabe zum Spiel geeilt war, und im grauen Dufte der Frühschatten schlug er den gewohnten Weg längs des Ufers ein. Hier gedachte er seiner einsamen Morgenspaziergänge in Palermo und Taormina im vergangenen Frühjahr, die er oft auf viele Stunden ausgedehnt hatte, da Grace gern bis Mittag mit offenen Augen im Bett lag. Fast umdüstert erschien ihm in der Erinnerung jene Zeit seines Lebens, über der ein naher Abschied, wenn auch manchmal herbeigewünscht, doch wie eine trübe Wolke gelastet hatte. Diesmal schien ihm alles Schmerzliche in weiter Ferne zu liegen, und jedenfalls war es in seiner Macht, ein Ende, wenn es nicht vom Schicksal selber kam, so weit hinauszuschieben, als er wollte.

Anfang März war er mit Anna aus Wien abgereist, da ihr Zustand kaum länger zu verbergen war. Doch schon im Januar hatte sich Georg entschlossen, mit ihrer Mutter zu sprechen. Er hatte sich einigermaßen vorbereitet, und so vermochte er seine Mitteilungen in ruhigen und wohlgesetzten Worten vorzubringen. Die Mutter hörte still zu und ihre Augen wurden groß und

feucht. Anna saß auf dem Diwan mit befangenem Lächeln und betrachtete Georg während er sprach mit einer Art von Neugier. Der Plan für die folgenden Monate war entworfen. Bis zum Frühsommer wollte Georg sich mit Anna im Auslande aufhalten, dann sollte in der Umgebung von Wien ein Landhaus gemietet werden, so daß in der schwersten Zeit die Mutter nicht fern wäre und das Kind ohne Schwierigkeiten in der Nähe der Stadt in Pflege gegeben werden konnte. Auch eine Erklärung von Annas Abreise und Fernbleiben für unberufene Neugierige war ausgedacht. Da ihre Stimme sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert hätte — was beinahe der Wahrheit entsprach — wäre sie zu einer berühmten Gesangslehrerin nach Dresden gereist, um ihre Ausbildung zu vollenden. Frau Rosner nickte manchmal, als stimmte sie allem zu. Aber die Züge ihres Antlitzes wurden immer trauriger. Nicht so sehr das, was sie erfahren hatte, drückte auf sie, als vielmehr die Vorstellung, daß sie es so wehrlos über sich ergehen lassen mußte, eine arme Mutter, in kleinbürgerlichen Verhältnissen, die dem vornehmen Verführer machtlos gegenübersaß. Georg, der dies mit Bedauern merkte, suchte einen immer leichteren und liebenswürdigeren Ton. Er rückte näher zu der guten Frau hin, er nahm ihre Hand und behielt sie sekundenlang in der seinen. Anna hatte sich an dem ganzen Gespräch kaum mit einem Worte beteiligt. Als aber Georg sich zum Fortgehen anschickte, erhob sie sich und zum erstenmal vor der Mutter, als hätte sie nun ihre Verlobung mit ihm gefeiert, bot sie ihm die Lippen zum Kusse. In gehobener Stimmung ging Georg die Treppen hinunter, wie wenn nun eigentlich das schlimmste überstanden wäre. Öfter als früher verbrachte er nun ganze Stunden bei Rosners, mit Anna musizierend, deren Stimme in dieser Zeit merklich an Fülle und Kraft gewann. Das Benehmen der Mutter Georg gegenüber wurde freundlicher, ja, manchmal schien es ihm, als müßte sie sich gegen eine wachsende Sympathie für ihn geradezu wehren. Und es gab einen Abend im Kreise der Familie, an dem Georg zum Nachtmahl blieb, nachher, die Zigarre im Munde, den Anwesenden aus den Meistersingern und Lohengrin vorphantasierte, sich, ganz besonders von seiten Josefs, lebhaften Beifalls erfreuen durfte, und beim Nachhausegehen fast erschrocken merkte, daß er sich so behaglich gefühlt hatte wie in einem neu gewonnenen Heim.

Ein paar Tage später, als er mit Felician beim schwarzen Kaffee saß, brachte ihm der Diener eine Karte, bei deren Empfang er eine leichte Röte aufsteigen fühlte. Felician tat, als hätte er des Bruders Verlegenheit nicht bemerkt, sagte ihm adieu und verließ das Zimmer. In der Tür begegnete er dem alten Rosner, neigte leicht den Kopf zum Gegengruß und sah vorüber. Georg forderte Herrn Rosner, der im Winterrock mit Hut und Regenschirm eingetreten war, zum Sitzen auf und bot ihm eine Zigarre an. Der alte Rosner sagte: „Ich habe eben geraucht“, was Georg irgendwie beberuhigte, und nahm Platz, während Georg an den Tisch gelehnt stehen blieb.

Dann begann der Alte mit gewohnter Langsamkeit: „Herr Baron werden sich wahrscheinlich denken können, weshalb ich so frei bin zu stören. Ich wollte eigentlich schon am Vormittag vorsprechen, aber ich konnte leider aus dem Bureau nicht abkommen."

„Vormittag hätten Sie mich nicht zu Hause gefunden, Herr Rosner", erwiderte Georg verbindlich.

„Nun, umso besser, daß ich den Weg nicht vergeblich gemacht habe. Also meine Frau hat mir nämlich heute morgen .... berichtet .... was sich ereignet hat." Er sah zu Boden.

„So", sagte Georg und nagte an der Oberlippe. „Ich hatte eigentlich selbst die Absicht ... Aber wollen Sie nicht den Winterrock ablegen, es ist sehr warm im Zimmer."

„O, danke, danke, es ist mir durchaus nicht zu warm. Nun, ich war ganz entsetzt, als meine Frau mir diese Mitteilung machte. Jawohl, Herr Baron... Nie hätt ich von Anna gedacht ... niemals für möglich gehalten ... es ist ja furchtbar ..." Er sagte alles in seiner gewohnten eintönigen Weise, nur schüttelte er öfter den Kopf dabei als sonst. Georg mußte immer auf die Glatze mit dem dünnen, gelblichgrauen Haar herunterschauen und empfand nichts als eine öde Gelangweiltheit. „Furchtbar, Herr Rosner, ist die Sache wahrhaftig nicht", sagte er endlich. „Wenn Sie wüßten, wie sehr ich ... wie innig meine Neigung zu Anna ist, so würden Sie gewiß auch fern davon sein, die Sache furchtbar zu finden. Ihre Frau Gemahlin hat Sie ja jedenfalls hinsichtlich unserer Absichten für die nächste Zeit unterrichtet. — Oder irre ich mich?" —

„Durchaus nicht, Herr Baron, seit heute morgen bin ich über alles orientiert. Doch kann ich nicht verschweigen, schon seit einigen Wochen merkte ich, daß etwas im Hause nicht in Ordnung wäre. Es fiel mir insbesondere auf, daß meine Frau sehr erregt und häufig geradezu dem Weinen nahe war."

„Dem Weinen nahe? — Dazu liegt wahrhaftig kein Grund vor, Herr Rosner; Anna selbst, auf die es doch schließlich vor allem ankommt, befindet sich sehr wohl, hat ihre gewohnte Heiterkeit ..."

„Ja, Anna ist allerdings in guter Stimmung und dies, um die Wahrheit zu sagen, bildet gewissermaßen meinen Trost. Aber im übrigen kann ich Ihnen nicht schildern, Herr Baron, wie schwer getroffen ... wie, ich möchte sagen ... wie aus allen Himmeln gerissen ... nie, nie hätte ich geglaubt ..." er konnte nicht weiter, seine Stimme zitterte.

„Ich bin wirklich sehr bekümmert," sagte Georg, „wenn Sie der Angelegenheit in dieser Weise gegenüberstehen, trotzdem Ihnen doch Ihre Frau Gemahlin jedenfalls alles auseinandergesetzt hat, und die Maßnahmen, die wir für die nächste Zeit getroffen haben, wohl auch Ihre Zustimmung finden dürften. Von einer ferneren Zeit, einer hoffentlich nicht allzufernen, will ich heute lieber noch nicht reden, weil mir Phrasen jeder Art ziemlich zuwider sind.

Aber Sie können versichert sein, Herr Rosner, daß ich gewiß nicht vergessen werde, was ich einem Wesen wie Anna . . . ja, was ich mir selber schuldig bin." Er schluckte. Soweit er zurückdachte, es gab keinen Moment in seinem Leben, in dem er sich selbst so unsympathisch gewesen war. Und nun, wie in Gesprächen von vollkommener Aussichtslosigkeit nicht anders möglich, wiederholte jeder noch einigemale dasselbe, bis Herr Rosner sich endlich entschuldigte gestört zu haben und sich von Georg verabschiedete, der ihn bis zur Stiege hinaus begleitete. Georg behielt es einige Tage lang nach diesem Besuche wie einen unangenehmen Nachgeschmack in der Seele. Jetzt fehlt nur noch der Bruder, dachte er geärgert und stellte sich unwillkürlich eine Auseinandersetzung vor, in deren Verlauf sich der junge Mann als Rächer der Hausehre aufzuspielen suchte und Georg ihn mit außerordentlich treffenden Worten in seine Schranken verwies. Immerhin fühlte sich Georg, nachdem die Unterredungen mit den Eltern Annas überstanden waren, wie befreit. Und über den Stunden, die er mit der Geliebten allein in dem friedlichen Zimmer, der Kirche gegenüber verbrachte, lag ein eigenes Gefühl von Behaglichkeit und Sicherheit. Zuweilen schien es ihnen beiden, als stünde die Zeit stille. Wohl brachte Georg zu den Zusammenkünften Reisehandbücher, den Burckhardtschen Cicerone, sogar Fahrpläne mit, und stellte gemeinschaftlich mit Anna allerlei Routen zusammen, aber eigentlich dachte er nicht ernstlich daran, daß all das einmal wahr werden sollte. Was jedoch das Haus anbelangte, in dem das Kind geboren werden sollte, so waren sie beide von der Notwendigkeit durchdrungen, daß es gefunden und gemietet sein mußte, ehe sie Wien verließen. Einmal sah Anna in der Zeitung, die sie sorgfältig daraufhin durchzulesen pflegte, ein Forsthaus angekündigt, hart am Walde, unweit einer Bahnstation, die von Wien in eineinhalb Stunden zu erreichen war. Eines Morgens fuhren sie beide an den bezeichneten Ort — und nahmen die Erinnerung an einen verschneiten, einsamen Holzbau mit Hirschgeweihen über der Tür, an einen alten, betrunkenen Förster, an eine junge, blonde Magd, an eine windesrasche Schlittenfahrt über eine besonnte Winterstraße, an ein unbegreiflich lustiges Mittagessen in einem riesigen Gasthofzimmer und an ein schlecht beleuchtetes, überheiztes Koupee mit nach Hause. Dies war das einzige Mal, daß Georg mit Anna zusammen das Haus suchen ging, das doch schon irgendwo in der Welt stehen und seiner Bestimmung warten mußte . . . Sonst fuhr er meist allein mit der Bahn oder mit der Tramway in die nahegelegenen Sommerfrischen Umschau halten.

Einmal, an einem mitten in den Winter verirrten Frühlingstag, spazierte Georg durch einen der kleinen, ganz nahe der Stadt gelegenen Orte, die er besonders liebte, wo dorfmäßige Baulichkeiten, bescheidene Landhäuser und elegante Villen sich aneinander reihten; hatte so ziemlich vergessen, wie ihm das manchmal geschah, warum er hergefahren war, und dachte eben mit Ergriffenheit daran, daß auf den gleichen Wegen wie er, vor manchen Jahren

Beethoven und Schubert gewandelt waren, als ihm unvermutet Nürnberger entgegentrat. Sie begrüßten einander, lobten den schönen Tag, der so weit hinaus ins Freie lockte und bedauerten höflich, daß man einander so selten begegne, seit Bermann Wien verlassen hatte.

„Haben Sie schon lange nichts von ihm gehört?" fragte Georg.

„Seit er fort ist", erwiderte Nürnberger, „habe ich nur eine Karte von ihm erhalten. Es ist wohl anzunehmen, daß er mit Ihnen in regerer Korrespondenz steht, als mit mir."

„Warum ist es anzunehmen", fragte Georg, durch Nürnbergers Ton wie manchmal etwas geärgert.

„Nun, zum mindesten haben Sie das eine vor mir voraus, den neuern Bekannten für ihn zu bedeuten, ihm also für seine psychologischen Interessen ein anregenderes Problem zu bieten, als ich."

Aus diesen mit dem üblichen Spott gebrachten Worten hörte Georg ein gewisses Verletztsein heraus, das er übrigens begriff. Denn tatsächlich hatte sich Heinrich in der letzten Zeit um Nürnberger, mit dem er früher sehr viel verkehrt hatte, wenig mehr gekümmert, wie es überhaupt seine Art war, Menschen an sich zu ziehen und mit der größten Rücksichtslosigkeit wieder fallen zu lassen, je nachdem ihr Wesen seiner Stimmung gerade gemäß war oder nicht.

„Ich bin trotzdem nicht viel besser dran als Sie", sagte Georg. „Auch ich habe schon ein paar Wochen lang keine Nachrichten von ihm bekommen. Nach den letzten scheint es übrigens seinem Vater sehr schlecht zu gehen."

„So wird's jetzt wohl mit dem bedauernswerten, alten Mann bald zu Ende sein!"

„Wer weiß. Nach dem, was mir Bermann schreibt, kann es auch noch Monate dauern."

Nürnberger schüttelte ernst den Kopf.

„Ja," sagte Georg leichthin, „in solchen Fällen sollte es wirklich den Ärzten gestattet sein . . . die Sache abzukürzen."

„Da haben Sie vielleicht recht", antwortete Nürnberger. „Aber wer weiß, ob nicht unser Freund Heinrich, so sehr es ihn im Arbeiten und vielleicht sogar in manchem andern stören mag, seinen Vater unrettbar hinsiechen zu sehen, — wer weiß, ob er nicht trotzdem dem Vorschlag, diese hoffnungslose Sache durch eine Morphiuminjektion endgültig zu erledigen, ablehnend gegenüberstünde."

Wieder fühlte sich Georg durch den höhnisch-bittern Ton Nürnbergers abgestoßen. Und dennoch, in der Erinnerung an die Stunde, da er Heinrich von ein paar unklaren Worten im Brief einer Geliebten heftiger bewegt gesehen hatte, als von dem Wahnsinn seines Vaters, konnte er sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Nürnberger den gemeinsamen Freund richtig beurteilte. . . . „Haben Sie den alten Bermann gekannt?" fragte er.

„Persönlich nicht. Aber ich erinnere mich noch der Zeit, da sein Name oft in den Blättern genannt wurde und auch mancher sehr gesinnungstüchtigen Reden, die er im Abgeordnetenhaus gehalten hat. Doch ich halte Sie auf, lieber Baron, grüß Sie Gott. Wir sehen uns wohl dieser Tage einmal im Kaffeehaus oder bei Ehrenbergs."

„Sie halten mich durchaus nicht auf", erwiderte Georg mit absichtlicher Liebenswürdigkeit. „Ich bummle und benütze die Gelegenheit mir Sommerwohnungen anzuschauen."

„So, wollen Sie heuer in der Nähe Wiens auf dem Lande wohnen?"

„Ja, eine Zeitlang wahrscheinlich. Und außerdem hat mich eine bekannte Familie gebeten, wenn der Zufall mich bei diesem Anlaß etwas finden ließe . . ." Er wurde ein wenig rot, wie immer, wenn er nicht ganz bei der Wahrheit blieb.

Nürnberger bemerkte es und sagte harmlos: „Ich bin eben an einigen Villen vorbeigegangen, die zu vermieten sind. Sehen Sie zum Beispiel dort diese weiße, mit der breiten Terrasse?"

„Die sieht ganz nett aus. Die könnte man sich eigentlich anschauen. Wenn es Ihnen nicht zu fad ist, mich zu begleiten, — so fahren wir dann miteinander nach der Stadt zurück."

Der Garten, den sie betraten, stieg schmal und lang nach aufwärts und erinnerte Nürnberger an einen andern, in dem er als Kind gespielt hatte. „Vielleicht ist es sogar derselbe", sagte er. „Wir haben nämlich durch Jahre hindurch in Grienzing oder Heiligenstadt auf dem Lande gewohnt."

Dieses „wir" berührte Georg ganz eigen. Er konnte sich kaum vorstellen, daß Nürnberger auch einmal ganz jung gewesen war, als ein Sohn mit Vater und Mutter, als ein Bruder mit Geschwistern gelebt hatte, und er empfand mit einem Mal die ganze Existenz dieses Mannes als etwas seltsames und schweres.

Auf der Höhe des Gartens, von einer offenen Laube, gab es einen wunderhübschen Blick auf die Stadt, an dem sie sich eine Weile erfreuten. Dann gingen sie langsam wieder hinab, von der Hausmeistersfrau begleitet, die ein kleines Kind, in einen grauen Plaid gewickelt, auf dem Arme trug. Nun sahen sie sich die Wohnung an; niedrige, muffige Zimmer, mit verschlissenen billigen Teppichen auf den Fußböden, schmalen Holzbetten, zerbrochenen oder blinden Spiegeln. „Im Frühjahr wird alles neu hergerichtet," erklärte die Hausmeisterin, „da schaut's dann sehr freundlich aus." Das kleine Kind streckte plötzlich die Händchen nach Georg aus, als wenn es von ihm auf den Arm genommen werden wollte. Georg war ein wenig gerührt und lächelte verlegen.

Während er mit Nürnberger auf der Plattform der Tramway in die Stadt fuhr und mit ihm plauderte, hatte er die Empfindung, daß er ihm bei den vielen früheren Gelegenheiten ihres Zusammenseins nicht so nahe gekommen

war, als während dieser hellen Wintersonnenstunde auf dem Lande. Beim Abschied ergab es sich ganz ungezwungen, daß sie sich für einen der nächsten Tage zu einem neuen Spaziergang verabredeten, und so kam es, daß Georg bei seiner weitern Wohnungssuche in der Umgegend Wiens etliche Male von Nürnberger begleitet wurde. Dabei wurde immer die Fiktion gewahrt, als suchte Georg für die befreundete Familie, als glaubte Nürnberger daran, und als glaubte Georg, daß Nürnberger daran glaubte.

Auf diesen Wanderungen kam Nürnberger manchmal dazu, von seiner Jugend zu sprechen, von den Eltern, die er sehr früh verloren hatte, von einer Schwester, die jung gestorben und von seinem ältern Bruder, dem einzigen seiner Verwandten, der noch am Leben war. Der aber, ein alternder Junggeselle wie Edmund selbst, lebte nicht in Wien, sondern als Gymnasiallehrer in einer kleinen niederösterreichischen Stadt, wohin er schon vor fünfzehn Jahren als Supplent versetzt worden war. Später hätte er es wohl ohne besondere Mühe erwirken können, wieder in der Großstadt angestellt zu werden; doch nach ein paar Jahren der Verbitterung, ja des Grimms, hatte er sich in die kleinen, ruhigen Verhältnisse seines Aufenthaltorts so völlig eingewöhnt, daß eine Rückkehr nach Wien ihm eher als Opfer erschienen wäre. Und er lebte nun, seinem Beruf und insbesondre seinen Sprachstudien mit Inbrunst hingegeben, weltfern, einsam, zufrieden, als eine Art von Philosoph in der kleinen Stadt. Wenn Nürnberger über diesen fernen Bruder sprach, so war es Georg manchmal, als hörte er ihn über einen Verstorbenen reden, so völlig schien jede Möglichkeit einer künftigen dauernden Vereinigung aufgehoben zu sein. Ganz anders, beinahe wie von einem Wesen, das einmal wiederkehren konnte, mit einer immer wachen Sehnsucht, sprach er von der Schwester, die seit vielen Jahren tot war.

An einem nebligen Februartag auf einer Bahnstation, während sie, den Zug nach Wien erwartend, auf dem Perron miteinander hin und herspazierten, da war es, daß Nürnberger Georg die Geschichte dieser Schwester erzählte, die schon als Kind von einer ungeheuern Leidenschaft fürs Theater wie besessen, mit sechzehn Jahren in einem kindisch-romantischen Drang, ohne Abschied das Haus verlassen hatte. Durch zehn Jahre war sie nun von Stadt zu Stadt, von Bühne zu Bühne gewandert, immer nur in geringern Stellungen beschäftigt, da weder ihr Talent noch ihre Schönheit für den gewählten Beruf auszureichen schienen; aber immer mit gleicher Begeisterung, immer mit gleicher Zukunftsgewißheit, trotz der Enttäuschungen, die sie erlebte und des Jammers, den sie sah. In den Ferien erschien sie zuweilen bei den Brüdern, die damals noch zusammen wohnten, auf Wochen, manchmal nur auf Tage, erzählte von den Schmieren, auf denen sie gemimt, als wären es große Theater; von ihren spärlichen Erfolgen wie von Triumphen, die sie errungen; von den armseligen Komödianten, an deren Seite sie gewirkt, wie von großen Künstlern; von den kleinen Intriguen, die sich in ihrer Nähe ab-

gespielt, wie von gewaltigen Tragödien der Leidenschaft. Und statt allmählich inne zu werden, in welch einer kläglichen Welt als eine der Bedauernswertesten sie dahinlebte, spann sie von Jahr zu Jahr sich in goldenere Träume ein. Das ging so lang, bis sie einmal fiebernd und krank in die Heimat zurückkehrte. Nun lag sie monatelang zu Bett, mit geröteten Wangen, schwärmte in ihren Delirien von Ruhm und Glück, die sie nie erlebt, erhob sich noch einmal zu scheinbarer Gesundheit und zog wieder hinaus, um diesmal schon nach wenigen Wochen, völlig zerstört, den Tod auf der Stirne, heimzukehren. Nun reiste der Bruder mit ihr nach dem Süden, nach Arco, nach Meran, an die italienischen Seen. Und jetzt erst, in südlichen Gärten unter blühenden Bäumen hingestreckt, dem Treiben entrückt, das sie durch Jahre berauscht und verwirrt hatte, kam sie zur Erkenntnis, daß ihr Leben ein Hin- und Hertaumeln unter gemaltem Himmel und zwischen papierenen Wänden, — daß der ganze Inhalt ihres Daseins ein Wahn gewesen war. Aber auch die kleinen Abenteuer des Tags, in gemieteten Zimmern und Wirtshäusern, auf Straßen fremder Städte, erschienen ihr in der Erinnerung wie Szenen, in denen sie als Schauspielerin im Rampenlichte mitgespielt, nicht wie solche, die sie wirklich erlebt hatte. Und während sie dem Grabe entgegenging, erwachte in ihr eine ungeheuere Sehnsucht nach dem wirklichen Leben, das sie versäumt hatte; je sicherer sie wußte, daß sie ihr für immer verloren war, mit um so klarerem Blicke erkannte sie die Fülle der Welt. Und das allersonderbarste war, wie in den letzten Wochen ihres Lebens das Talent, dem sie ihre ganze Existenz hingeopfert, ohne es wirklich zu besitzen, geheimnisvoll-dämonisch zum Vorschein kam. „Heute noch scheint mir," sagte Nürnberger, „als hätt ich niemals, auch von der größten Schauspielerin, Verse so sprechen gehört, ganze Szenen so agieren gesehen, wie von meiner Schwester in dem Hotelzimmer in Cadenabbia mit der Aussicht auf den Comosee, ein paar Tage bevor sie starb. Freilich," setzte er hinzu, „ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß mich die Erinnerung täuscht."

„Warum denn?" fragte Georg, dem dieser Abschluß so gut gefiel, daß er sich ihn nicht verderben lassen wollte. Und er bemühte sich, Nürnberger, der es lächelnd anhörte, zu überzeugen, daß der sich nicht geirrt haben könnte und daß mit dem seltsamen Mädchen, das in Cadenabbia begraben lag, eine große Schauspielerin dahingegangen war . . .

(Fortsetzung folgt)

Falsche Idealisten/ von Karl Scheffler

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befindet". Im Sturm glaubt die Jugend Natur und Kunst erobern zu können; der Mann sieht von Tag zu Tag mehr ein, daß das Leben kurz, die Kunst lang und die Natur ewig ist.

Dem Jüngling scheint das Leben einfach. Er macht sich, unbefangen alle Dinge auf sein Subjekt beziehend, liebend oder hassend, begehrend oder verabscheuend, zum Mittelpunkt des Daseins und regiert es in der Vorstellung mittels der sittlichen Forderung. Die Welt meint er zu empfinden, wo er sich selbst empfindet. Ihm scheint alles ringsumher Gefühl, weil sein erwachendes Selbstgefühl sich in den Dingen spiegelt. Ins Innerste des Kunstwerkes glaubt er eingedrungen zu sein, wenn er darüber jauchzt und weint und, unendlicher Sehnsucht voll, die Hände verlangend zum Himmel emporwirft. Und doch ist er in solchen Augenblicken nur voller Sehnsucht nach sich selbst, nach seiner Zukunft, nach dem bewußten Gebrauch unklar sich regender Energien. Die das Soziale wirkenden Kräfte meint er zu verstehen, wenn er, Mitleid mit Gerechtigkeit, Liebe mit Einsicht verwechselnd, für jedermann physische Freiheit und Gleichheit fordert, die Leiden der Armen beklagt und nicht begreifen kann, warum die grausen Kämpfe des sozialen Lebens nicht durch den Opfermut Aller einfach und schnell geschlichtet werden. Und in den Geist der Natur denkt er eingedrungen zu sein, wenn sein Allgefühl überall Beziehungen ahnt, wenn er trunken die Gottheit in sich und sich in der Gottheit empfindet. Objektiv und absolut dünken ihm alle Gefühle und Gedanken, die aus der Bewegtheit seines leidenschaftlichen Subjekts emporsteigen. Selbst die Kunst, die nur für sich da ist, benutzt er als Bildungsmittel zu seinen Entwicklungszwecken. Schnell ist er entflammt und hält sein Feuer dann für das Sittliche an sich. Es geschieht, daß er fortgesetzt das Ethische mit dem Ästhetischen verwechselt; denn beides wird ihm gleichmäßig zum Mittel der Selbstausbildung. Was er braucht ist das deutliche Symbol, die klare Allegorie, die kräftige Sensation, die Tendenz. Er ist leicht begeistert, geht schnell aber zu etwas Anderem über. Vielleicht zu etwas ganz Entgegengesetztem. Denn er wertet nicht sachlich nach Gradunterschieden, sondern sucht seinem Entwicklungshunger mannichfaltige Nahrung.

Der Mann schämt sich dieses frühen Zustandes keineswegs; er segnet vielmehr seine Jugend von ganzem Herzen. Aber er, als der verantwortliche Anwalt der Gesellschaft, trägt in normalen Zeiten den Umständen Rechnung, indem er den Jüngling in den Jahren der Entwicklung frei sich selbst überläßt. Er fordert nicht verantwortungsvolle Arbeit von ihm, nicht objektiven

Rat oder entscheidende Entschlüsse; er weiß, daß Irrtum, Tendenz und Verstiegenheit der Jugend notwendig sind und daß es wohl um eine Nation bestellt ist, worin die Jünglinge jung und die Männer männlich empfinden und handeln.

Wie muß es Einem nun zumute werden, wenn man die Entwicklungsfolge sich zeitweise umkehren sieht und erlebt, daß nicht nur ein großer Teil der Jugend kalt und skeptisch ist, sondern daß auch eine große Partei von deutschen Männern denkt und handelt wie leichtherzige Jünglinge, die in ihrer Entwicklung stehengeblieben sind; wenn man sehen muß, wie ein Geschlecht Erwachsener aufsteht, das kraft seines Alters, seiner Bildung, Ämter und Würden mit Erfolg Anspruch auf Teilnahme an der wichtigsten Kulturarbeit erhebt und sich doch gebärdet, wie eine nur von sich selbst erfüllte Jugend!

Diese unerfreuliche Erscheinung ist nicht durchaus neu. Es stellen sich solche Verkehrtheiten in Entwicklungsepochen ein, wo die Lebenden den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen sind und wo es an hilfreichen Kulturkonventionen fehlt, die über die kritische Zeit hinweghelfen könnten. Wir erleben dieses Schauspiel heute, weil von der Jugend zu früh schon schwere praktische Arbeitsleistungen und kühles sachliches Denken gefordert werden, wodurch die natürliche Sorglosigkeit gerade in den Jahren der Empfängnis vernichtet wird, weil der materiellen Hemmungen zu viele sind, als daß der natürliche Enthusiasmus sie überwinden könnte und weil der Mann infolge dessen nachzuholen sucht, was er im rechten Augenblick versäumt hat. Und da auch seine Arbeitskraft den Ansprüchen des Lebens gegenüber versagt, zieht er sich gern, aus Notwehr, auf die sentimentalisch resignierende Empfindelei zurück und preist sie als das doch einzig Erstrebenswerte. Das ist Schwäche. Nach der eigenen Vergangenheit sehnen sich nur Männer, die sich selbst versäumt haben, die ihrer Arbeit nicht gewachsen sind und ihren Wirkungskreis nicht lebendig ausfüllen können. Jedes Lebensalter hat sein Glück und seine Qual und das Müssen eines jeden zur rechten Zeit auszukosten: das ist Leben. Der Mann spricht nicht: ich wollt' ich wäre! sondern: Heil, daß ich bin!

Eine kühle und skeptische Jugend ist schlimm genug; verderblich wird sie aber, weil sie als Gegenspiel eine in der Entwicklung verspätete, rauschsüchtige und sich jünglingshaft gebärdende Männlichkeit bedingt, weil die dressierte Überklugheit krankhafte Wucherungen des Gefühls bei den Erwachsenen im Gefolge hat. Denn tun Männer jünger als sie sind, so hat das ja nichts von der gesunden Kraft der Jugend. Es fehlt dem Jugendrausch der Erwachsenen die Liebenswürdigkeit der Wahrheit; es fehlt ihm die Natur. Er wirkt beschränkt sogar, wo er das Liberale will, wogegen in der Jugend die Beschränktheit selbst wie Freiheit erscheint. Diese künstliche Jugend ist ohne Entwickelung, ohne Lust an der Metamorphose; sie ist darum ein Widerspruch in sich selbst. Bei ihr wird zur dogmatischen Formel, was beim Jüngling gesunde

Tendenz ist; sie erklärt die Kritiklosigkeit in Permanenz und macht die Rauschgefühle sakrosankt. Unduldsam wird sie, wo die wahre Jugend entschieden ist; sie verwandelt den Drang zum Ethischen in moralisches Pharisäertum, die Lust am Grundsätzlichen in Puritanismus und den Trieb, Beziehungen aufzusuchen, in einen Hang zur Allegorie. Wo der Jüngling begeistert ist, da verfällt sein alternder Nachahmer einem hohlen Pathos; wo Jener nur altklug wirkt, da zeigt dieser überlegenen Dünkel, wo dort lebendige Ehrfurcht ist, da gibt man sich hier einem epigonischen Autoritätsglauben hin und wo der Jüngling in seinem Ichgefühl die ganze Zukunft trägt, da sperrt sich die mißgeschaffene Idealität des Mannes hermetisch innerhalb starrer Überzeugungen ab.

Die große Partei so gearteter deutscher Männer, wovon hier die Rede sein soll — endlich einmal die Rede sein muß! — bedeutet eine Gefahr für alle jene Gemeinsamkeitsbegriffe, denen zu dienen ihre Absicht ist. Umsomehr, als sie sich auch parteipolitisch zu organisieren beginnt. Ihr Charakter ist mit einem Wort nicht zu bezeichnen. Es ist nicht einmal möglich, ihren Umfang klar zu umschreiben, weil die Grenzen fließend sind. In dieser Partei gibt es, neben ganz begriffsstutzigen Fanatikern, verständige Männer, denen man in manchem Punkt zustimmen kann; es gibt Geister darin, die nur mit einem Teil ihres Wesens engagiert sind, und andere, die nicht anders als in den Partei-Prinzipien zu denken vermögen. Man muß schon Namen nennen, um das Programm anzudeuten, das laut und emphatisch den Geist der Freiheitlichkeit zur Schau trägt und im Grunde doch etwas ganz Reaktionäres — nicht Konservatives! — anstrebt.

An sichtbarer Stelle steht Henry Thode, als der lautesten Wortführer einer. Ein Name, der allein schon ein bedenkliches Programm ist. Neben ihm erblickt man Siegfried Wagner, und undeutlich taucht im Hintergrund, in der Gegend von Bayreuth, der feinere Kopf Chamberlains auf. Friedrich Seeßelberg, der polytechnische Schwärmer, reicht dem liberalen Theologen Harnack die Hand zum Schicksalsbunde und neben ihnen steht das wortberauschte Dichterpaar Wildenbruch, Felix Dahn. In der Publizistik zählt die Partei vor allem auf die bewährte Kraft des einäugigen Kunstwärters Avenarius. Wilhelm Schäfer und Willy Pastor sind am Rhein und in Berlin stramme Vorkämpfer; ihnen schließen sich die Redakteure vieler antisemitisch gefärbter Zeitungen an, und mit verschämtem Zweifel gesellt sich auch Fritz Stahl hinzu. Die Sphäre der Partei reicht bis an die selbstgeschaffene Höhe, wo der vortreffliche Julius Hart vereinsamend steht, und verliert sich in den unsicheren Tiefen, wo der Wasservogel einst schrie, Holzbock sein armes Tagewerk vollbringt. Exemplifiziert man mit Namen bildender Künstler, so muß man ebenso bedeutende Niveauunterschiede überwinden. Thoma und Steinhausen stehen in der Nähe zu Seiten des großen Heiligen der Partei: Böcklins; bedeutende Temperamente wie Klinger und Stuck müssen sich neben undiskutierbaren Begabungen wie Staßen und Hendrich plazieren lassen; Brandenburg sucht sich mit den Worps-

wedern zu vertragen, die handgreiflichen Talente der Leute von der „Scholle", die barbarischen Koloristen der Böcklinfolge gehen im gleichen Schritt und Tritt mit der fein zurückhaltenden Altmeisterlichkeit Haiders, und in der Baukunst berührt die Tendenz so entfernte Künstler, wie den Burgenrestaurator Bodo Ebhardt und den Denkmalsmonumentalisten Bruno Schmitz. Sammelpunkte hat die Partei in vielgelesenen Zeitschriften, im „Kunstwart" oder im „Türmer", in Vereinigungen wie dem „Dürerbund" oder dem eben jetzt gegründeten „Werdandibund." Und eine nicht offizielle Zentralstelle befindet sich im Hause Wahnfried, wie denn Richard Wagner, der große Rattenfänger, vor der ganzen Partei mit der Zauberpfeife seiner Kunst und Weltanschauung einherzieht.

Man sieht, Talent genug ist in den Dienst der Sache gestellt. Soweit es aber bei Lebenden ist, erweist es sich als mehr oder weniger epigonisch und als unfähig, neue, fortzeugende Werte zu schaffen. Gesinnung ist im Überfluß vorhanden; aber leider ist sie von der Tendenz nicht mehr zu unterscheiden. Das macht sie doppelt unfruchtbar. Mit Gesinnung — bitte: nicht mit Gefühl geflissentlich zu verwechseln! — macht man nicht das kleinste gute Gedicht; wieviel weniger eine ganze große Kunst und Kultur. Im besten Falle gelingen dem einstmals lebendigen, jetzt erstarrten Wollen Formen aus zweiter und dritter Hand.

Lebendig war das Wollen, dem wir uns hier gegenübersehen, wirklich einmal. Wir wissen es aus Erfahrung; denn wir selbst hatten diesen Drang einmal im Leibe. Das war damals, als dieselben Leute, die heute Böcklin zu ihrem Fahnenheiligen erhoben haben, fest noch an Anton von Werner und Makart glaubten; als dieselben Stimmen, die apostolisch nun unsere Jugendworte wiederholen, uns wegen eben dieser Worte von oben herab als Verirrte behandelten.

Für uns — ein Plural, dessen Anwendung der Selbstkritik des Lesers überlassen bleibe —, war es eine schöne, nie zu vergessende Zeit. Eine Zeit, die nicht unfruchtbar geblieben ist. Wir sind groß geworden als die Söhne der Männer, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs die äußere Einigung Deutschlands erkämpft haben; als das erste Geschlecht, das die Ergebnisse der lange erstrebten nationalen Einheit von Jugend an vor Augen gehabt hat. Wir wuchsen auf, inmitten einer rastlosen Erwerbsarbeit, umgeben von alten und neuen materiellen Interessen. Die Väter hatten genug zu tun, das neue Reichshaus wohnlich einzurichten und sich Wohlstand zu gewinnen; an ästhetisches Behagen und feinere geistige Kultur konnten sie nicht viel denken. In der Kunst genossen die Verherrlicher der Kriegstaten und des bürgerlichen Alltagslebens die Volksgunst; eine Kunst für Alle, die zu den Massen herniederstieg, erschien als das Erstrebenswerte. Den Söhnen erst konnten die Unzulänglichkeiten klar werden; ihnen fiel die Aufgabe zu, eine innerliche Einigung des äußerlich Verbundenen anzubahnen. Es begannen jene geistigen Revolutionen, die in den achtziger und neunziger Jahren so viel Bewegung und Reibung

verursacht haben. Wenn damals Worte ausgesprochen wurden, wie Naturalismus und Stil, Namen wie Ibsen, Böcklin, Tolstoi oder Zola, so bedeuteten sie etwas Lebendiges. Ein Charakteristikum der geistigen Gährungszustände, war es, daß das ganz Heterogene nebeneinander geduldet, ja, gefordert wurde. Die Verneinung schloß immer schon eine Bejahung in sich, und umgekehrt. Aus dem Alltäglichen, dem Häßlichen sollte die Idee des Schönen gewonnen werden und das Überlieferte wurde analysiert, bis der Kern seines Ursprungs daraus hervorsprang. Die Naturmystik Böcklins erregte die Phantasie, während Dostojewskij zum sozialen Gewissen sprach und Nietzsches Pathos zur Umwertung aller Werte aufreizte. Zu gleicher Zeit wirkte die Idee eines transzendenten Kunststils und die Tendenz schonungsloser Realistik. Richard Wagner wurde zum Propheten. Aus Schopenhauer und Stirner gewann der an Negationen reifende Optimismus neue Bejahungen. Es vertrug sich der Nihilismus mit der Mystik, der Pantheismus mit dem Atheismus und die Liebe zur Persönlichkeit Jesu mit der Verachtung der Kirche. Alles war gleichermaßen Symbol für eine neue moderne Kultur- und Weltanschauung. Es wurde viel Unsinn getrieben; aber in den Irrtümern selbst waren positive Werte keimhaft schon enthalten. So ist aus diesem schmerzlich gewaltsamen Jugendrausch die wichtige Bewegung hervorgegangen, die heute schon große Teile der architektonischen Kunst und des Kunstgewerbes umfaßt. Noch nicht abzusehen ist es, was das Theater den Ideen, die in dieser Zeit aufgingen, zu danken haben wird. Die Malerei und Skulptur haben sich, nachdem sie aus fauler Ruhe aufgescheucht worden waren, in der eigenen Vergangenheit und im Auslande nach lebendigen Entwicklungskräften umgesehen und eine Bahn betreten, die auf bedeutende Ziele weist. Und wie in der Kunst, so hat die Sturm- und Drangperiode auch der sozialen Ethik eine gesunde Naturalisierung gebracht. Kurz, inmitten der ersten Verwirrung, der das sich industrialisierende und wirtschaftlich mächtig entfaltende Deutschland sich nicht entziehen konnte, ist damals der erste kräftige Versuch gemacht worden, die Kultur neu zu denken; es schlummerte überall im subjektiven Wollen ein aufs Objektive gerichtetes Ahnen.

Während die Jünglinge von damals Männer geworden sind und sich in nützlicher Arbeitsteilung den Aufgaben der Zeit gewidmet haben, ist jene Partei der verspäteten Jünglinge nun auf den fast ganz verlassenen Feuerstätten angelangt. Sie richtet sich dort häuslich ein und wir erleben das verwunderliche Schauspiel, daß die Erwachsenen mit Gründen bekämpft werden, die sie als verbraucht selbst schon fortgeworfen haben. Der Anblick ist grotesk. Die Jugendbewegung, die sich in den Männern längst metamorphosiert hat, tritt erstarrt, als ein Gespenst vor uns hin. Da es Erwachsene sind, die das Erbe übernommen haben, fehlt ihrem Meinen und Wollen die Natur und darum auch die historische Notwendigkeit. Was inhaltsvoll und kühn war, ist zur Phraseologie geworden. Bei diesen Epigonen einer jungen Sehnsucht wird zum

blinden Patriotismus, was einst nationaler Drang, zur moralischen Forderung, was religiös gemeint war; was der Befreiung der Kunst dienen sollte, wird ihr zur Fessel und wo unendliche Kulturmöglichkeiten zu schaffen die Absicht war, da zeitigt eine unfruchtbare Tendenz nun Verarmung.

Die Macht dieser Epigonenpartei ist nicht zu unterschätzen, denn sie hat eine große Zahl für sich. Ihr gehören die Mittleren an. Nicht die niedrig materiell Gesinnten findet man darin, nicht die Gemeinen und Indifferenten; eine gewisse überzeugte Idealität ist allen Gliedern eigen. Aber die besten Arbeiter der Zeit findet man auch nicht darin, nicht die Werteschaffenden und Konsequenten. Viel wahre Güte ist vorhanden, aber sie ist unintelligent; ehrlicher Fleiß ist da, aber er wird ohne rechte Einsicht geübt; ein Wollen ist da, ohne Können, eine Gutgläubigkeit ohne Sachlichkeit, Opfermut ohne rechten Zwecksinn, Optimismus ohne schöpferische Fähigkeiten und Rausch ohne Gebärtüchtigkeit. Sucht man nach einem Vergleich, womit der Geist dieser Kulturpartei illustriert werden kann, so fällt der Blick auf die deutsche Sozialdemokratie. Auch diese politische Partei hat eine schöne Lenzidee dogmatisch erstarren lassen und schleppt sich in künstlicher Jugend greisenhaft schon dahin. Das Ideal zur rechten Zeit in konkrete Arbeit umzusetzen, hat auch sie versäumt; in ihr sind ebenfalls die Individuen Sklaven der Grundsätze geworden. Die Sozialdemokratie sättigt sich an toten Ideen, an Worten und Hoffnungen und versteht ihre Macht nicht rationell zu brauchen. Sie entfremdet sich dem Leben und wird Wissenschaft oder Ideologie. Derlei ist vielleicht nur in Deutschland möglich. Es will schon etwas sagen und ist eine Art von umgekehrtem Heroismus, daß sich Millionen, denen die Not des Lebens auf den Fingern brennt, geduldig mit abstrakten Ideen abspeisen lassen, daß sie aus Prinzip das Nächste zu tun versäumen und aus Gesinnungstüchtigkeit sich selbst wehrlos machen. Und eine derartige notwendig ins Subalterne führende Gesinnung herrscht in eben jener Partei auch der falschen Kulturidealisten. Was einst Mittel war, ist ihr Zweck geworden. Diese Partei, gegründet im Namen der Modernität, des Werdenden, ist ganz unfortschrittlich; sie lähmt, wo sie konservieren will, sie bringt den Streit hervor, wo sie zu versöhnen sich anschickt.

Betrachten wir ihr Programm im einzelnen, so zeigt es sich, daß religiöse und ethische Ideen kultiviert werden sollen, nationale und soziale, künstlerische und ästhetische. Das Wort Idee im Sinne von etwas Gestaltlosem, Grenzenlosem, Unbestimmtem gebraucht. Unklar und wirr ist der Wille, der dieses Programm geschaffen hat, weil er das Eine immer für etwas Anderes setzt und nichts für sich selbst. Die Kunst scheint, hört man die Propheten dieses Bundes, nur ein Organ im Dienste ethischer und religiöser Bedürfnisse; wird aber von Religion und Ethik gesprochen, so zeigt es sich, daß diese Begriffe wieder nur der Kunst wegen da sind. Patriotismus und germanisches Artgefühl werden betont, um eine Kultur zu schaffen; diese Kultur aber ist

dann wieder nur ein Erziehungsmittel zum Nationalismus und Rassenempfinden. Keine Vorstellung ist klar; alles fließt auseinander und gerinnt zu einem undefinierbaren Vielerlei.

Genau zu ergründen, was unter den Worten religiöser Ethik in diesen Kreisen vorgestellt wird, ist nicht möglich. Es wird verkündet, das Ethische und Ästhetische wären durchaus identisch. Natürlich ist die Behauptung falsch. Alles wahrhaft Schöne ist freilich im höheren Sinne ohne weiteres immer auch sittlich; aber das Sittliche ist keineswegs immer schön. Es handelt sich nicht um zwei Kräfte, die zu einer werden und auch nicht um eine, die zwei Erscheinungsformen zugleich annehmen kann. Vielmehr handelt es sich um die ewig eine große Urenergie, die sich ständig metamorphosiert — im Individuum, in der Familie und im Volk —, die zuerst Wille zur Macht heißt, sodann Wille zur Ethik oder religiöser Sinn und die auf einer dritten Entwickelungsstufe zur ästhetischen Fähigkeit wird. Ethik und Ästhetik sind darum niemals gleichstark nebeneinander möglich, weder im Individuum noch im Volke, sondern nur nacheinander. Und darum ist es falsch, wenn verkündet wird, Religion und Kunst wären ohne einander undenkbar. Sie sind so unabhängig von einander, wie die Eiche von der Tanne, die ja auch beide auf dieselbe Naturkraft zurückweisen und trotzdem determinierte Baumindividuen sind; sie sind nicht gleichzeitig, weil der Mensch nicht zweien Herren dienen kann. Herren aber, die alle Gefühlskraft fordern, sind die Religion wie die Kunst.

Darin zeigt sich nun die im Eklektizismus maßlos gewordene Schwäche dieser Epigonischen, daß sie zugleich haben wollen, was die Natur nur in der Abwandlung einer Folge gewährt. Man kann diesen unhistorisch denkenden Pastorengemütern sagen, was Gottfried Kellers fröhlich verständiger Jukundus dem wunderlich liberalen Gottesmann von Schwanau erwiderte: „Ich bin nicht Ihrer Ansicht, daß die Religion die Kunst hervorgebracht habe. Ich glaube vielmehr, daß die Kunst für sich allein da ist von jeher." Aber auf ernsthaft prinzipielle Auseinandersetzungen braucht man sich in diesem Fall gar nicht einzulassen. Keller hat den religiös poetischen Gallimathias dieser Geistesrichtung in seiner Novelle vom „verlorenen Lachen" so köstlich geschildert, daß man nur nachzulesen und zu übertragen braucht. Auch diese pantheistischen Kulturpastoren reden von ehernen Sittengesetzen und ewigen Normen, von den Grundvesten und der Weltseele, vom Kosmos und der Harmonie, vom Kern und der Schale der Natur; auch sie erzählen kinderlosen Leuten, wir lebten nur in unsern Kindern fort, lehren die Einsamen, nur in der Liebe sei der Lebenszweck erfüllt, und trösten mit dem Hinweis, die Elemente unserer Leiblichkeit nähmen nach dem Tod an der organischen Bildung und Umbildung der Natur für und für teil. Für Religion haben sie ein neues Wort gesetzt: Weltanschauung und es so abgegriffen, daß man's schon nicht mehr hören mag; im Namen der Weltanschauung brauen sie dann ein Ragout aus

liberalisiertem Christentum, Hegel, Kant, Spinoza, Neuplatonismus und Schopenhauer und gelangen so, der Himmel mag wissen wie, zu einer Art philosophischem Neukatholizismus, worin alle großen Individuen der Geschichte als Säulenheilige und Vermittler der Gnade figurieren. Zuweilen schillern sie stark wie Pantheisten, weil sie mit der Allbeseelung nicht einen Augenblick aufhören. Dann aber blickt doch wieder der alte ehrliche Dualismus hervor, da sie ja Gott im „Bösen", „Häßlichen" und „Unnatürlichen" nicht anerkennen mögen. Und sie bleiben auch als Pantheisten ja deutsch, insofern ihnen die Weltseele in Deutschland gründlichere Arbeit zu machen scheint als sonstwo.

Auch der Monistenbewegung unserer Zeit gliedert die Partei sich in gewisser Weise an. Natürlich nicht konsequent. Den Teufel auch, wohin sollte das führen! Das Christentum darf nicht verleugnet werden und von Kern und Schale der Natur mag man sich nicht trennen. Diese Leute bringen es fertig, die natürliche Schöpfungsgeschichte zu romantisieren und Christus zu „modernisieren", bis er aussieht wie ein genialer Gemütskünstler. Hand in Hand damit geht eben jener Heroenkultus. Bedingung freilich ist, daß die großen Individuen wenigstens fünfzig Jahre schon tot sind. Denn ein Heroentum, so jüngferlich rein, blümchenfromm und theatergewaltig wie es diesen Epigonen vorschwebt, kann es natürlich in einer Gegenwart nicht geben. Ein dunkler Naturdrang, der leicht in weinerliche Sentimentalität umschlägt, führt die weiberhaft leicht Entzündlichen in die Irrgänge unklarer Kosmologie und Geschichtsmystik. Die griechische Mythologie wird mit der Edda zusammengerührt, eine Prise Buddhismus hinzugetan und das ganze mit Christentum angerichtet.

Das alles möchte nun angehen, wenn die Leutchen sich hübsch ruhig verhielten und sich ihrer Errungenschaften still erfreuten. Statt dessen tragen sie einen lästigen Hochmut zur Schau und tun, als wäre es an sich eine höhere Moral, zu fühlen und zu denken wie sie. Verächtlich blicken sie auf Alle, die die ewigen Dinge gelassen nehmen und sich den Fragen der Zeit tätig unbefangen zuwenden. Sie gleichen Jenen, von denen Goethe zu Eckermann sagte: „Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierten. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von Denen begegne, die hier daran geglaubt hätten, denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorher gesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde dann auch drüben der Langeweile kein Ende sein."

Langeweile ist die rechte Bezeichnung auch für die Predigten über Ethik, die diese Kultureiferer zum Besten geben. Was ist denn Ethik überhaupt?

Ein rechter Kerl hat sie doch in sich, wie Blut und Gehirn. Und was ist das für ein Dünkel, determinierten Menschen bestimmte Empfindungsweisen vorzuschreiben! Empfindungen obendrein ohne produktive Kraft; denn das ganze Salbadern zielt auf den Ruhm der schönen Wallung und des trunkenen Glückseligkeitsgefühls ab! Sittlich heißt dieser Partei nicht, sich in Freiheit beschränken, sondern beschränkt sein, ohne Entwickelung auf einem Punkt beharren und ohne Prüfung das „Schöne, Wahre und Gute" bejahen. Die Bejahung spielt eine gewaltige Rolle im Programm. Aber sie geht immer im weiten Bogen um die Probleme des Lebens herum, niemals mitten hindurch. Ein armseliger Selbsttrug ist dieser Optimismus, eine „intellektuelle Unehrlichkeit". Er hat de facto zwar gegen verfeinerten Luxus nichts einzuwenden, „verneint" aber die Großstadt und die Industrie. Verneint das halbe Leben als „zufällig". Trotz Monismus und Pantheismus. So nur gibt es ein ästhetisch reinliches Philisterleben, wie Pastoren und Lehrer es ersehnen. Ja, wir haben hier die Partei aller Pädagogischen. Der unsterbliche deutsche Schulmeister steht in neuer Gestalt auf. Selbst der Erziehung bedürftig, — ach, wie sehr! — unternimmt er es, mit dem „Lehrfaden" in der Hand und dem Zensurenbuch auf dem Pult, der deutschen Nation Religion, Ethik und Kultur beizubringen.

Und Patriotismus! Aber damit ist es natürlich auch bedenklich bestellt. Hinter den großen Worten steckt wieder eine kleine Tendenz. Wir! hört man es von allen Seiten rufen. Wir Deutsche! wir Germanen! wir Denker und Dichter, wir Seelenvollen und Auserwählten! Es ist beschämend. Ist die germanische Kraft dem Erdball wertvoll — und sie ist es, wenn man den Begriff weit genug nimmt! — so wollen wir uns hübsch ruhig verhalten und unsere Gaben zu erwerben suchen, jeder für sich. Es ist kein persönliches Verdienst, ein Deutscher zu sein, so wenig es eines ist, an die Unsterblichkeit zu glauben. Wen das Schicksal in eine große und freie Nation gestellt hat, der suche sich dessen würdig zu erweisen, durch seine Arbeit, durch seine Lebenshaltung; sonst hat er nichts zu tun und zu besorgen, sofern er nicht berufen ist, das Geschick des Landes verwalten zu helfen. Am deutschesten ist man immer in den Augenblicken, wo Einem eine selbstgesetzte Aufgabe zufriedenstellend gelungen ist, oder wenn man eine anständige Handlung vollbracht hat, nicht aber, wenn man es programmatisch sein will. Was ehemals deutsch war, das ist zur Not erkennbar; wie das Deutsche in der Zukunft aussehen wird, das weiß kein Lebender schon zu sagen. Gewiß ist nur das eine: daß man fehl geht, wenn man die Gegenwart einer Vergangenheit nachbildet. Die falschen Idealisten denken anders. Sie verfallen einem sehr unduldsamen Gemütsillusionismus, der ein Teil jenes Reichsillusionismus ist, wie er sich nach 1870 einstellte. Damals kam er wenigstens nach einer wahrhaft großen Tat. Immer hat es etwas Albernes, wenn ein Volk sich vor dem andern auserwählt glaubt. Man sollte Nationen nicht Zensuren erteilen, auch nicht

der eigenen. Für die Volksorganismen gelten ebenfalls die Naturgesetze; auch hier gibt es kaum ein besser oder schlechter. Nur ein anders gibt es. Jedes Volk muß sich entwickeln nach dem Gesetz „wonach es angetreten"; ein jedes ist „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". An dem Punkt, wo die eine Nation schwach ist, da ist die andere stark; und umgekehrt. Die Natur balanziert sich selbst in bewunderungswürdiger Weise; und darum eben sind Völker, wie Individuen, im Nehmen und Geben aufeinander angewiesen. Wenn diese entzündlichen Patrioten nun kommen und uns sagen, der Deutsche sei berufen, in allen Künsten zu herrschen, er allein ginge aufs Wesen der Sache, er sei auserwählt, im Ethischen der Menschheit Vorbild zu sein und werde auch physisch die Welt erobern, so ist das Gewäsch. Jeder große Erfolg muß mit einer Resignation bezahlt werden. So war es von jeher. Mephisto höhnt nicht ohne Grund über das Phantasiegebilde des Herrn „Mikrokosmos". Diese eilige Überheblichkeit ist nicht einmal verirrte Kraft; sie ist vielmehr die typische Schwächeerscheinung der Impotenz. Der Wut gegen das Fremde liegt die Angst davor zugrunde. Ist es jemandem Drang, über Völkercharaktere und Rassenprobleme zu sprechen, so tue er es wissenschaftlich objektiv, nicht als Dilettant, der die Resultate zur Untersuchung schon mitbringt und seinen Wünschen hinterher nur Beweiskonstruktionen sucht.

Da wir einmal davon reden, wollen wir die Dinge doch beim rechten Namen nennen. Wo in aller Welt gäbe es ein Recht zu schreiben, wie es hier geschieht, wenn auch jetzt wieder die Tatsachen verschleiert würden, wie es in den Schriften und Reden der Partei geschieht! Die nackte Wahrheit aber ist, daß hinter diesem bejahenden Patriotismus im wesentlichen die verneinende Tendenz steht, die Antisemitismus heißt. Da sind wir im Kern der ganzen Bewegung; alles andere ist mehr oder weniger Ornament. Im Kern auch der Schwäche. Denn um dieses Problem so wichtig zu nehmen, um dagegen alle Begriffsgarden der Ethik, Ästhetik und des Patriotismus aufmarschieren zu lassen, muß ein großes Gefühl der Unkraft vorhanden sein. Und das ist vielleicht das Allerschmerzlichste.

Es ist wahr: der Teil des deutschen Volkes jüdischer Abstammung übt in diesen Jahrzehnten eine große, in ihrem Übergewicht oft gefährliche Macht, weil fast alle Hebel der öffentlichen Bildung in seinen Händen ruhen. Zu den bevorzugten Plätzen ist die jüdische Intelligenz in Deutschland gelangt, weil ihre Kraft nach der Emanzipation am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eben jetzt einen mächtigen Aufschwung genommen hat. So ist es immer, wenn nach lange andauernden Hemmungen eine Entfesselung erfolgt. Diese Welle mußte kommen. Und ihrer Höhe muß naturgemäß auf der anderen Seite eine Tiefe entsprechen. Dieselbe historische Logik, die diese Welle kommen ließ, wird sie eines Tages aber auch durch eine andere wieder verdrängen; denn die Geschichte ist ein ewiges Auf und Ab. Inzwischen ziemt es jedem Kulturfreund, mit mehr Sorge auf die zur Zeit nicht bestreitbare

Erschlaffung der germanischen Vitalität zu blicken, — der Germane kann es scheinbar nicht vertragen, wenn's ihm gut geht —, als auf die im Kampf ums Dasein errungenen Erfolge des jüdischen Geistes. Sofern er überhaupt einen fundamentalen Gegensatz gelten läßt und nicht auf eine endliche Verschmelzung hofft; eine Verschmelzung, die hier und da hoffnungsvoll genug schon begonnen hat, immer wieder aber durch unverständige Selbstliebe und Empfindlichkeit auf beiden Seiten erschwert wird. Sollte der stille Kampf aber wirklich in aller Zukunft weitergeführt werden müssen — wobei eine Schwächung beider Gegner unvermeidlich wäre —, so gibt es nur ein Kampfmittel, das in Anwendung kommen darf: die gute Leistung durch die bessere Leistung zu besiegen, die erfolgreiche Klugheit durch die höhere Klugheit und die zähe Energie durch die stärkere Kraft zu überwinden. Allein aus solchem guten Streit springt dann die große nationale Tat hervor. Und der leistungsfähigsten Energie, komme sie immer woher sie wolle, beugt jeder Unterlegene sich, weil er besiegt noch bereichert wird. Um nichts anderes handelt es sich, darf es sich handeln.

Gerade jene Partei der tendenzvollen Kulturnationalisten hat viel Schuld, wenn die Tatsache konstatiert werden muß, daß der jüdische Geist in den letzten Jahrzehnten beängstigend oft als Sieger aus dem Friedenskampfe hervorgegangen ist. Beängstigend, weil auf manchen Punkten dadurch das Gleichgewicht der Kräfte gestört worden ist. Denn diese Partei eben hat ihre Anhänger vor den Forderungen der Zeit blind gemacht, und so die Leistungsfähigkeit geschwächt. Nur von dieser aber darf gesprochen werden; nicht im Tone moralischer Splitterrichterei, die Charakterzüge gegeneinander ausspielt, darf von großen Volksgruppen geredet werden. Über Fragen der Sympathie und Antipathie sollte dieses Problem erhoben werden. Soll über Fehler und Schwächen gerichtet werden, so kommt es dem germanischen Deutschen zu, von seinen Schwächen und von den Tugenden der jüdischen Volksgenossen zu sprechen; und dem Juden ist es dann ebenso Pflicht, sich seiner Fehler zu erinnern und dankbar anerkennend auf die Tugenden des germanischen Wesens zu blicken. Nur in einem solchen Wettstreit der Gerechtigkeitsliebe — einer Gerechtigkeitsliebe aus Selbstgefühl! — wird der gute Ehrgeiz geweckt, die Annährung erreicht und der wahre Patriotismus gefördert.

Warum muß überhaupt in jeder Sekunde an den noch immer bestehenden schmerzlichen Gegensatz gedacht werden, warum herrscht überall, wohin man blickt, diese geheime Spannung, dieser lähmende Argwohn, dieses versteckte Übelwollen und nervöse Zusammenzucken! Ist Lessings Nathan so wenig noch ins Volk gedrungen? „So eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach!" Irgend etwas muß doch einst geschehen, um gegebene historische Tatsachen zur Grundlage einer neuen, ganz einheitlichen Kultur zu machen. Und dieses Eine kann doch nur die Verschmelzung sein.

Ist Hildebrands Kunst nicht bedeutend, nicht sehr edel und deutsch? Sie ist doch das Resultat einer solchen Verschmelzung. Und gleich könnte noch ein Dutzend Namen anderer bedeutender Künstler genannt werden, denen gerade die Kreuzung ein schönes produktives Talent verliehen hat; Namen, die auch jene nationalistische Partei ahnungslos anerkennend nennt. Uns fehlt eine Autorität wie Goethe, um über diese Materie entscheidende Worte zu sprechen. Möge doch Jeder, welcher Abstammung er auch sei, reines Herzens sein Bestes tun und das Übrige getrost dem lieben Gott überlassen; möge sich Keiner irritieren lassen, weder durch übereifrige Zionisten und Davidsbündler, noch durch deutsche Ideologen, die sich selbst vordefinieren was deutsch sei, weil sie es sonst nicht wüßten. Möge Jeder das Gründliche zu leisten suchen, sei es in welchem Beruf immer, und er wird erkennen, wie er ist, wie er von Natur sein muß und wie er mit dem Ganzen zusammenhängt.

Es läßt sich nun denken, welche Grundsätze im Künstlerischen in einer Partei herrschen müssen, die so einseitig verfährt. Das Programm spricht auch hier in der Form des kategorischen Imperativs. Die Kunst soll dieses, muß jenes und darf anderes nie tun. Eigentlich läuft das ganze Programm auf die Negation hinaus. Grundsätzlich werden nur ausgebildete Talente aufgenommen; alles Werdende, Gärende wird — trotz „Werdandi" — abgewiesen, weil es nicht ruhig, reinlich und friedlich genug ist. Und von den Fertigen wird nur erkoren, was sanfter Mittelmäßigkeit, Ärgernis nicht zu erregen imstande ist.

Erste Forderung: Gemütskunst, Seelenkunst, innerliche, ideale und gesund bejahende Kunst! Wie man vom Kern und von der Schale der Natur spricht (siehe dazu Goethes Gedicht gegen den gelehrten Philister: „Natur hat weder Kern, noch Schale, alles ist sie mit einem Male"), so zerlegt man die Kunstwerke in Stoff, Form, Technik und Gehalt. Der Gehalt ist natürlich die Hauptsache, er ist der „Kern". Sucht man der Meinung auf den Grund zu kommen, so erhält man nirgend befriedigende Antwort; es wird Einem gesagt, das müsse man eben fühlen. Man sollte meinen, beseelte Kunst wäre alle gute Kunst, weil die bedeutende Form ja nur vom irgendwie erregten Gefühl produziert werden kann. Offenbar ist das eine Täuschung, denn wir werden belehrt, was wir unter guter Kunst verständen, das eben seien „nur" Werte der Technik, des Geschmacks, des Könnens. Das Entscheidende sei aber das Wollen. Wenn der Künstler allegorisch mittels einer Nereide und eines Wasserzentauren seine Sehnsucht — weiberhafte Sehnsucht ist überhaupt Trumpf — auszudrücken strebe: das sei gemütvoll; wenn er neben sein Selbstbildnis einen kleinen Engelknaben male, der ihm was ins Ohr sagt: das sei seelenvoll. Es sei poetisch selbst dann, wenn der Engel elend im Raum sitzt und miserabel gemalt ist. Innerlichkeit wäre es, wenn der Künstler nicht die „gemeine Sinnlichkeit" gebe, sondern die „Idee"; Optimismus zeige der Maler, wenn er die Gegenstände der Darstellung deutlich konturiere und plakathaft vereinfache. Und ideal wäre eben alles, was nicht naturalistisch

ist, nicht roh realistisch, nicht schamlos sinnlich, häßlich, grotesk, charakteristisch oder verneinend. Lyrisch, idyllisch, feierlich romantisch, Adagio, pianissimo, hausbacken, humoristisch, schäkernd naiv, Gott wie niedlich! rührend: das sind die Eigenschaften deutscher Gemütskunst. Alles andere ist dekadent. Zuerst war Ibsen dekadent, dann Dostojewskij; auch Böcklin und Marées hießen eine Zeitlang so und jetzt sind es vor allem die französischen Impressionisten, die in ihrem Lande bereits klassisch sind. Darnach, scheint es, ist alles dekadent, was später klassisch wird.

Es ist eine bessere Kritik für die Seelenkunst dieser entflammten Philister, die von der Partei selbst so schmeichelhaft kritisiert wird, wenn man sie Gedankenkunst schlimmster Observanz nennt, Begriffskunst, Ideologie, Allegoristik, und Sentimentalität. Lächerlich stammelnde Primitivität im zwanzigsten Jahrhundert: das ist geistige Armut. Oder wäre es Pfiffigkeit? Und steckt hinter diesem Poesiehunger nicht ein unangenehmer Egoismus? Die ganze Welt scheint nur vorhanden, um diesen Leuten Theatergenüsse zu bieten; die Qual und Mühe der Menschheit ist nur da, um idealisierte Staffage zu sein in den Landschaften dieser engen Begriffswelt, das Böse wird „überwunden", weil es im Genuß stört. Die Bühnenbilder ihres Glückseligkeitsbedürfnisses nennen diese Transzendenten Wahrheit, die in Wirklichkeit nichts sind als subalterne Knechte des Lebensstoffes. In der langweiligsten Allegorie sehen sie darum schon höheren Gehalt.

Eine persönliche Erinnerung. In der Kunstschule hatte ich als junger Mann auf großem Karton eine Wanddekoration zu entwerfen. Der Professor kam zur Korrektur und rief entsetzt: „Mein Gott, welches Gemüse!" Bitte, replizierte ich gekränkt, das hätte alles einen tieferen Sinn. Und nun erzählte ich von der Bedeutung der auf Weltkugeln hockenden Sphinxe, der unter Mohn schlafenden Elfe der Nacht, der aus Lilienblüten hervorwachsenden Unschuld und eine Menge solcher Dinge, die für sechs Dreier auf jedem Wochenmarkt zu kaufen sind. Der gute Professor machte große Augen, wischte dann aber gelassen die allegorischen Hilfstruppen fort und begann ein einziges „gehaltloses" Ornamentmotiv, das dem Figurengesindel als Basis diente, zu entwickeln. Zuerst war's eine Charade, nun wurde es eine Arabeske, die wirkungsvoll den Raum füllte. „Sagen Sie selbst", meinte tröstend der erfahrene Alte, „ist in diesen anständig gezeichneten Akanthusblättern nicht mehr Sinn und Symbol als in Ihrer ganzen Mythologie?" Ich war damals zwanzig Jahre alt. Die Künstler, die es im Prinzip heute nicht anders treiben als der Knabe, — denn es ist ja gleichgültig, ob man mit schlechtgezeichneten Sphinxen allegorisiert oder mit korrekt gemalten Parsivalerscheinungen — sind dagegen Lehrer und Professoren.

Zweite Forderung: große Kunst, Tempelkunst, Stilkraft, heroische Persönlichkeiten und eine harmonische Kultur mit Hilfe des Gesamtkunstwerkes! Unsere Zeit hat keine allgemein gültige Religion, hat darum nicht lebendig

große, von lebensphilosophischer Stimmung umwitterte Mythen, Legenden und Sakralstoffe. Sie hat nicht Tempel, nicht Paläste, die der ganzen Nation gehören, keine Baukunst großen Stils und also auch keine Räume und Wände für den Monumentalmaler. Sie bildet auch mit ihren demokratisch nivellierenden Tendenzen nicht das Niveau, von dem aus groß überragende Persönlichkeiten sich voll Willensleidenschaft titanisch erheben könnten. Und trotzdem: große Kunst, Tempelkunst! Was unsere Bürgerzeit vollbringen könnte und schon vollbracht hat, gilt diesen Überschwänglichen nichts. Erzielt ein Künstler auf dem Wege lebendiger Erlebnisse, wie Zeit und Milieu sie darbieten, bedeutende Resultate, so reden sie von Geschmackswerten und blicken zurück auf Michelangelo und Phidias. Wer sich ausschließlich dem Talent widmet, das ihm die Natur verliehen hat, ist ihnen ein Virtuose. Der rechte, der große Künstler ist ihnen der, der von Tempeln schwärmt, worin eine nicht vorhandene Religion gepredigt wird, die von nicht existierenden Architekten erbaut, von nicht existerenden Giottos und Michelangelos ausgemalt und von nicht existierenden Bildhauern mit Statuen geschmückt werden sollen. Geister, die ihren Stolz darein setzen, lieber das Kleine meisterhaft zu vollbringen als das Höchste ungenügend, verfallen der Verachtung. Denn sie „wollen" ja nicht genug.

Niemand schreit aber so entrüstet auf wie diese Anspruchsvollen, die mit ihrer großen Absicht folgerichtig sich im Dickicht eines pathetischen Eklektizismus verstricken, wenn einmal ein genialer Mensch aufsteht. Ibsen? na ja; aber nehmt Schiller einmal dagegen! Dostojewskij? begabt, allerdings; aber krank. Hebbel? ein unbequemer Grübler. Erschiene morgen ein Werk wie Goethes Werther, so würde diese „Schiller- und Goethepartei" den Dichter zuerst steinigen; träte ein junger Schiller mit einer Räubertragödie hervor, so würde das Scheusal verfehmt. Stellte ein Rembrandt das Kreuzigungsbild aus, worauf er sich selbst als Henkersknecht gemalt hat, so schrie man in diesen Kreisen über schamlose Verspottung des Heiligsten; und wehe selbst dem Richard Wagner, der eine neue Zukunftsmusik ertönen ließe. Diesen Menschen fehlt durchaus das, womit man allein Natur und Kunst recht zu genießen vermag: Lebensgefühl. Sie sind verkappte Katholiken, verspätete Nazarener mit Freimaurergebärden. Unersättlich und beschränkt zugleich und darum ohne rechte Ehrfurcht vor dem lebendig atmenden Dasein.

Die dritte Hauptforderung lautet natürlich: Deutsche Kunst, vaterländische Kultur, Heimatskunst. Fremde Anregungsquellen sind nur bis zum Jahre 1800 etwa erlaubt. Wer sich von einer späteren Zeit belehren läßt und gar auf das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts blickt, ist ein Verräter. Deutsch aber ist .... Nun, ein im Bild dargestellter Violinspieler, zum Beispiel, ist es nicht; aber er wird es, wenn in der Landschaft hinter ihm der Mond aufgeht. Ein solenner Misthaufen ist nicht national; er ist es jedoch gleich, wenn ein krähender Hahn darauf steht. Das Liebespaar ist als Motiv

international; germanisch wird es, wenn der Jüngling der Maid eine Blume reicht. Erzählt der Romanschreiber von einem Mädchen, das Marie heißt, so ist das roh naturalistisch; wenn er aber Marei schreibt und recht oft die Interpunktion „hei!" anbringt, so ist er ein Kunstpatriot. Die Sehnsucht ist immer vaterländisch, wenn sie deutlich genug markiert ist. Auch der Ritter in blauer Rüstung ist es. Sehr deutsch ist auch dieses Motiv: ein Mädchen (Madonna, Nymphe, Unschuld, Sehnsucht usw.), das vor lauter Keuschheit nur aus Haut und Knochen besteht, von englischen Präraffaeliten geboren worden ist, hier und da aber gerne doch mit frommer Erotik ein Stück Bein zeigt, wird in botticelliartige Renaissancegewänder gekleidet und in einen schwül exotischen Paradiesgarten gestellt, wo sie entweder zu „sinnen", an einem Rosenstrauch zu riechen oder nur eine steile Silhouette zu bilden hat. Germanisch ist es immer, wenn der Künstler babyhaft albern tut oder sich treuherzig dümmlich stellt. Der Bauer ist es, der unsichtbar immer die Hauspostille bei sich hat, der Arbeiter, der mit Choralmusik durchtränkt ist, wie der Pennbruder mit Branntwein und jedes Alltagsmotiv, wenn es genügend gegenständlich subaltern gesehen ist.

Von fremden Künstlern der neuen Zeit sind Millet und Segantini zuzulassen. Denn sie gelten als „im Grunde" germanische Naturen. Vorgeschrittene lassen Meunier gelten und verweisen sogar auf Hodler und die jungen Schweizer. Böcklin gilt als unangreifbar und als Exempel wird daneben die süßlich verlogene englische Präraffaelitenkunst aufgestellt. Das neue Kunstgewerbe wird sympathisch begrüßt; doch nur soweit es sinnig aufs biedermeierlich Zweckvolle geht. Schöpferische Arbeit, wie die van de Velde, Endells und einiger Anderer gilt als „Auswuchs". Jüdische Künstler sind von vornherein auszuschließen. Sie werden ignoriert oder mit widerwilliger Pseudoobjektivität gelobt. Dabei gilt es, sich ängstlich vor dem Verdacht reaktionärer Gesinnung zu hüten. Die Schriftsteller der Partei können deutlich genug gegen den Kaiser werden. Sie lehnen die Siegesallee ab; aber Metzners ins Monumentale geratenen Porzellanstil halten sie für michelangelesk.

In den Zeitschriften, zum Beispiel im „Kunstwart", wird über die Heiligkeit der Kunst gesprochen, als wäre die Redaktion im Allerheiligsten des Tempels etabliert; die Worte werden aber — sowie es sich um moderne Kunst handelt — durch Bilderbeilagen erläutert, deren Mittelmäßigkeit die Haare sträuben macht. Im Süden erhebt sich, wie ein grollender Achilleus, Henry Thode von seinem Gelehrtensitz und überschreit ganz Deutschland mit Phrasen, so über jeden Begriff leer und dumm allegorisch, so stammbuchhaft kindlich, daß man es für eine Parodie hält, bis ein donnernder Applaus von der Ergriffenheit der Zuhörer Kunde gibt. Es werden Kulturbünde gegründet, mit Nornennamen etikettiert, die ein Germanistenherz brechen machen können, und dem bescheidenen Zweck geweiht, Deutschland vom Untergang zu retten. Womöglich bis nächsten Donnerstag. Und von Bayreuth leuchtet der dicke Lichtstrahl

des höheren Deutschtums; dort, im Hause Wahnfried, wächst die Welten-esche, die unsere Kultur überschatten soll. Als eine karikierende und eben darum charakterisierende Erscheinung, schweift Ferdinand Bonn komödianten-wahnsinnig durch die Lande, ein Kulturfaktotum, der das Gesamtkunstwerk als Individuum verkörpert. Hier predigt Bruno Wille eine Religion, die keine ist und sucht Dinge zu lehren, die keiner dem Andern lehren kann; und dort taucht Hendrich, der Verschandeler des Hexentanzplatzes, seine dreisten Pinsel in die Farbennäpfe der Kolportageromantik. Der „Türmer" tutet sein frisch-fromm-freies Stumpfsinnslied, Wildenbruch donnert mit Worten, die Faustschlägen in die Luft gleichen, und die kritischen Eideshelfer rings im Blätterwalde tragen die Lehrsätze der falschen Idealität von Meer zu Meere.

Man sollte meinen, die Deutschen müßten endlich Erfahrung gewonnen haben. An eben solchen Tendenzen, etwas ungefärbt vom Zeitmilieu, ist eine hoffnungsvoll werdende Kunst im neunzehnten Jahrhundert schon ein-mal zerbrochen. Wer es noch nicht wußte, den hat es die Jahrhundertaus-stellung vor zwei Jahren gelehrt. Dieser falsche Idealismus, der auf der andern Seite einen unfreien Wirklichkeitssinn bedingt, ist Schuld geworden, daß Menzel auf halbem Wege stehen geblieben, Feuerbach unverstanden und verbittert dahingegangen, Marées unerkannt in der Ferne gestorben, Leibls Meisterschaft noch heute nicht genug zu Ehren gekommen ist und Liebermann, dieses Glied in einer langen Entwickelungskette der deutschen Malerei, als ein französelnder Fremdling bezeichnet wird; dieser Haß gegen klare Vernunft hat es verschuldet, daß Hebbels Werke den Deutschen immer noch ein totes Ka-pital sind, Lagarde nur einem engen Kreis bekannt ist und Goethes grandioses Lebenswerk zu einem Sentenzenmagazin für Phraseure erniedert wird. Diese Partei ist es, die den Deutschen zurückhält vom gesunden Völkerwettstreit und Kräfte verkümmern läßt, von denen bald, sehr bald unsere Existenz als einige Nation abhängen wird; die in ihrer künstlichen Jünglingslaune immer wieder vergißt, daß Deutschland allgemach ins Mannesalter getreten ist.

Kaum jemand erhebt sich gegen diese Gefahr, weil man sich scheut, sich dem schmutzigen Verdacht preiszugeben, man sei ein weniger guter Patriot und Idealist; und weil es sich bei den Gegnern um „edle Empfindungen" handelt. Orgelmusik wird bei uns immer noch nicht kritisiert. Und doch ist es gerade die Gesinnungstüchtigkeit, die die Situation ernst macht. Mit dem ausge-sprochen Schlechten und Kranken wird ein Volk viel leichter fertig. Gegen diese ehrlich gehegten und gepflegten nationalen Pseudotugenden hilft vielleicht nur das Beispiel, nur ein Geschlecht wahrhaft männlicher Männer.

Ein Geschlecht von Männern, das keinem zeitlichen oder ewigen Gedanken ausweicht, im rechten Augenblick aber vertrauensvoll und an das Beste glaubend zu resignieren weiß; das mit Goethe glaubt, daß „die Natur und wir Menschen alle vom Göttlichen durchdrungen sind, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, gleichviel ob wir es erkennen oder nicht",

daß die „unbegreiflichen Dinge aber zu fern liegen, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein.“ Ohne System und Dogma, ohne Monismus und Pantheismus kann man viel Religion in sich haben; und viel Ethik kann Der auch haben, der sich nicht stündlich mit sich und anderen darüber auseinandersetzt. Wir brauchen Männer, denen alles dies, denen Gott selbstverständlich, die Vision des Ewigen permanent geworden ist und denen sich das ewig Unerforschliche wie eine silbrige Atmosphäre um alles Lebendige bereitet. Männer, die diese endlich-unendliche Atmosphäre mit jedem Atemzug dann einsaugen, in solchem Genuß die vornehmste aller Lebensfreuden empfindend, denen sie das Wirkliche wirklicher, das Lebendige nur um so lebendiger, das Sinnliche noch sinnlicher macht, während sie doch der klare Abglanz der Ewigkeit ist. Männer, die die donnernde Gewalt und die zarte Lieblichkeit des Alltags zu fühlen verstehen und die herrliche Monumentalität des „gemeinen Lebens“; die von der Natur gepackt, geschüttelt, gerührt und doch auch von ihr zum Denken und Arbeiten erzogen werden, in jedem Augenblick, mit jedem Blick, bei jedem Atemzug frischer Luft; die die Natur „lieben! immer lieben! immer gleich lieben!“ denen die große Allmächtige stets gegenwärtig ist und die auf allen ihren Wundern überall die Stimmung der Göttlichkeit liegen sehen, wie den blauen Duft auf der Frucht.

Worauf es ankommt, das ist nichts anderes als: wirklich zu werden bis in die letzte Faser und ganz und gar lebendig. Wer lebendiger Männlichkeit voll ist, braucht sich um nichts sonst zu kümmern; denn er ist alles mit einemmal: deutsch, ideal, sittlich, gefühlstief und was sonst noch gefordert werden mag. Der Idealismus, die Sittlichkeit, der Patriotismus des Mannes heißt die Tat, worin er das allstündlich eingeschlürfte Leben wieder ausströmt; sein Charakter, seine Persönlichkeit besteht in dem Stolz, genau das Maß zu füllen, das ihm die Natur verliehen hat, keinen Zoll darüber, keinen darunter. Alles andere überläßt er dem Schicksal. Denn er ist nicht besorgt, wie die Zukunft ihn einst betrachten mag. Er ist zuerst für sich allein da, sich zum Nutzen und Schaden, zu Freud und Leid; ist gewiß, um so bedeutender zu erscheinen, je weniger er an die äußere Wirkung ihm notwendiger Taten denkt, und überzeugt auch, um so fruchtbarer dem Allgemeinen zu dienen und Nutzen rings um sich zu verbreiten, je ernster er es mit sich selbst nimmt.

Henrik Ibsen/ Reise nach Abydos/ Briefe



as Bruchstück „Abydos" erscheint hier als vorläufiger Abdruck aus dem ersten Band' der „Nachgelassenen Schriften", die ich mit Halvdan Koht im Laufe dieses Jahres bei S. Fischer-Berlin und Gyldendal-Kopenhagen herausgeben werde. Ibsen wohnte 1869 als Gast des Vizekönigs der Eröffnung des Suezkanals bei und nahm auch, mit etwa sechzig andern Europäern, an der Expedition teil, die der Khedive nilaufwärts bis in die „nubischen Distrikte" veranstaltete. Die Gesellschaft traf Mitte November wieder in Kairo ein und reiste dann nach Port Said, von wo aus die Inaugurationsfahrt unternommen wurde. Ibsen hatte dem norwegischen „Morgenblad" wie „Dansk Tidsskrift" Reiseschilderungen versprochen, die Zusage aber nicht eingelöst. Nur diese wenigen Blätter hat er niedergeschrieben, in Dresden nach der Rückkehr. Das ägyptische „Tagebuch", das er in dem Brief an Hegel vom 14. Dezember 1869 erwähnt, muß verloren gegangen sein.

Die Briefe verlangen einige Erläuterungen. P. F. Siebold, ein künstlerisch regsamer Dilettant, war Ibsens erster deutscher Übersetzer; seine „Brand"-Übertragung lag schon 1869 fertig vor, erschien aber erst 1872 bei Kay in Cassel. Siebold, eines Musikers Sohn, ist am 9. Dezember 1827 in Eschwege geboren, besuchte die polytechnische Schule und trat dann zum Kaufmannsberuf über. Er wurde Rheinweinhändler. Häufige Geschäftsreisen führten ihn nach Skandinavien und in den höchsten Norden. Dort lebte er aber weit mehr dem Jagdvergnügen und der Beschäftigung mit der schönen Literatur als dem Weinvertrieb. Der Achtzigjährige ist noch kerngesund, munter und reisewütig.

Michael Birkeland (1830—1896), Ibsens Freund aus gemeinsam verlebten Sturm- und Drangtagen, gehörte dem Kreis der „Holländer" an. Seit 1863 Leiter des norwegischen Reichsarchivs. War wie Ibsen leidenschaftlicher „Skandinavist", das heißt Anhänger eines großen Unionsgedankens. Der Brief stammt aus einer Zeit, da das Verhältnis zwischen Ibsen und Björnson nicht wohl gespannter sein konnte. Björnson stand als Haupt der Partei nationaler Selbständigkeit in hartem politischen Gegensatz zu Ibsen. Er bezog den „Bund der Jugend" auf sich und nannte diese Dichtung einen „Meuchelmord". Auf dem Feste zu Haugesund führte jene Partei das große Wort. Das Gedicht der „Tausendjahrfeier", das Ibsen für die Enthüllungsfeierlichkeiten der Haraldsäule (18. Juli 1872) geschrieben hatte, wurde halb unterschlagen. Das Wort vom „Sondergeist der ‚Zwergenmeute'" und die flammende Verkündigung eines nordischen Einheitsideals war der Haugesunder Mehrheit nicht gerade angenehm.

Die drei Briefe an Björnson ergänzen wesentlich die im Briefbande abgedruckte Korrespondenz. Das erste und zweite Schreiben sind wichtige Doku-

mente der Wiederannäherung zwischen beiden Dichtern. Der Brief vom 12. Juli 1879 behandelt den sogenannten Flaggenstreit und den Antrag Berner (vom 17. Februar desselben Jahres). Durch königliche Resolution war 1844 das (schwedische) Unionszeichen in die norwegische Flagge gelangt. Als in Norwegen das nationale Selbstgefühl erwachte, setzte die Storthingslinke alles daran, das Unionszeichen wieder aus der Flagge herauszubringen. Im Jahre 1879 war der Kampf um die „reine Flagge" mit ungewöhnlicher Heftigkeit entbrannt; in diesem „Krieg" ergriff Björnson als Volksversammlungsredner und durch Lieder Partei, um die Selbständigkeitswallungen der breiten Masse zu stärken. Dreimal beschloß das Storthing die Austilgung des Zeichens, und dreimal legte König Oskar sein Veto ein. Erst 1899 wurde die Vorlage durchgebracht. — Das zweite document humain ist aus den stürmischen „Gespenster"-Zeiten. „Der einzige, der frei, derb und mutig für mich hervor- und eingetreten ist, war Björnson. Das sieht ihm ähnlich. Wahrlich, er hat eine große, königliche Seele." Dieses Wort sei aus dem Brief an Skavlan, 24. Januar 1882, hervorgeholt; hier ist ein Stimmungspendant zu dem vorliegenden Brief gegeben. . . . Die „Angelegenheit" betrifft Ibsens schriftliche Aufforderung an den einflußreichen Storthingsabgeordneten Hagbard Berner (aus Rom, 27. März 1881), für einen staatlichen Schutz norwegischer Autorenrechte zu sorgen. Am 1. Februar 1882 beantragte Berner im Landtage: „Björnson und Ibsen, diesen beiden unbestreitbar größten Dichtern Norwegens zu ihren Dichtergagen eine jährliche Zulage von je 2400 Kronen zu bewilligen." Der Antrag wurde am 3. März und 1. Mai verhandelt und — begraben. Die norwegischen Dichter genossen erst internationalen Rechtsschutz, als Dänemark 1903 in die Berner Konvention von 1886 eintrat. — Ibsen soll als Retter in Theaternöten erscheinen. Björnson fährt auch nach diesem Brief vom 9. Januar 1884 fort, auf Ibsen einzuwirken. Und Ibsen muß tatsächlich in jenem Jahre mit dem Gedanken, Theaterdirektor in Christiania zu werden, weiter gespielt haben. Unter seinen Papieren befand sich nämlich der Finanzierungsplan für einen neuen Theaterbau, sauber und exakt aufgesetzt. (Er wird in den „Nachgelassenen Schriften" abgedruckt.) Die Dinge blieben indessen beim Alten. H. Schröder leitete die Bühne bis 1899; zwar trat Björnsons ältester Sohn 1884 als Regisseur und Schauspieler ein, doch 1893 gab er diese Stellung schon wieder auf. Erst 1899 kam das von Ibsen ersehnte neue Theater. Björn wurde Direktor, um 1907 abermals den Christianiaer Theaterdingen den Rücken zu kehren.

Helene Raff war eine gute und zartfühlende Freundin der Familie Ibsen; sie ist die Tochter Joachim Raffs; eine feine Malerin. Ibsen suchte im September 1889 zu Gossensaß die Bekanntschaft des klugen, lebhaften, künstlerisch reifen Mädchens. Zwischen Helene Raff und dem Hause Ibsen entstanden damals engere persönliche Beziehungen, die Ibsens deutschen Aufenthalt überdauert haben. 1890 brachte die junge Malerin dem Dichter als Geburtstagsgeschenk die

Ölskizze eines Mädchenkopfes. Sie übergab das Bildchen am 19. März der Frau Ibsen; von der noch frischen Leinwand mußte das Papier entfernt werden, worüber sich Frau Susannah gar nicht beruhigen konnte: „Jetzt bin ich ganz traurig, daß ich es zuerst gesehen habe — die Freude hätte er haben müssen", wiederholte sie mehrere Male. Ibsen taufte den Studienkopf „klein Solvejg" und pflegte späterhin auch Helene Raff halb scherzend so zu nennen. Das „Meeresbild", von dem im zweiten Brief die Rede ist, sandte die Künstlerin dem Dichter, abermals als Geburtstagsgabe, von einer Studienreise in der Normandie.

Ossip Lourié, ein französisch-russischer Gelehrter und Schriftsteller, Doktor der Universität Paris und Preisträger des „Institut". Sein Werk, das aus den Dramen Ibsens eine Gesellschaftslehre herausdestilliert — La philosophie sociale dans le théâtre d'Ibsen — erschien 1900. Nach Ibsens Tode (1906) ließ Ossip Lourié ein zweites Buch drucken: „Ibsen, — sein Leben, sein Werk; der Ibsenismus; Ibsen und seine Zeit". Julius Elias

Abydos

Montag, den 15. November 1869, fuhren wir mit dem Dampfer „Ferous" nilabwärts. Wir kamen von Nubien und wollten nun zunächst bei Girgeh anlegen, um von da aus das alte Abydos zu besuchen, woran uns auf der Hinreise die ungewöhnlich große Überschwemmung des Jahres gehindert hatte.

Um 5 Uhr morgens waren wir von Quenneh abgefahren. Der Fluß macht hier eine mächtige Windung nach Nordwesten. Heiß und hell zitterte Ägyptens ewig wolkenloser Himmel über uns, — oder richtiger: über dem Sonnenzelt, darunter wir glücklichen Nilfahrer uns auf dem Achterdeck gelagert hatten. Ein paar strebsame Berliner schrieben „Pyramidenbriefe" an ihre heimatlichen Zeitungen und unterstrichen, nach Berliner Art, alle amüsanten Stellen, damit die gesperrt gedruckt würden und für die andern Berliner zu Hause verständlich seien. Wir übrigen hatten uns weich gelagert auf Matten und Kissen und rauchten die khedivische Havanna. Die Fliegenwedel waren in voller Tätigkeit, nicht minder die Berichterstattung über die nächtlichen Kämpfe mit den Moskitos, dieser siebenfältigen Landplage des heutigen Ägypten.

Lautlos still, wie ein Zauberbann, liegen die Landschaften des Niltals da. Man wird an die Stummheit der Sphinxe gemahnt. Nur der Lufthauch, den die Fahrt erzeugte, hat merkbar sich geregt; sonst keiner. Breit und schwellend glitt der Fluß dahin zwischen seinem Doppelsaum von Palmenhainen. Hinter ihnen steigt das Land auf beiden Seiten zu fernen Bergreihen empor, und alles, was der Nil nicht erreichen kann, all das Gelbe, Grenzenlose, das da glitzert und sich wiederspiegelt in der Luft, das ist Wüste, — im Westen die lybische und im Osten die arabische Wüste.

Auf der Schlammbank, die das fallende Wasser zum Vorschein kommen läßt, sitzt hier und dort einsam ein Marabu auf zwei strammen Beinen; er senkt den

Schnabel und den kahlen Kopf auf die Brust hinab und sieht recht menschlich bekümmert drein. Reiher stolzieren daher, und Pelikane wühlen im Morast, und vom Durrahfelde her fliegen die Ibisvögel auf, wie ein Schwarm weißer Tauben.

Etwa nach einer Stunde wurden wir der schlanken Minaretts von Girgeh ansichtig; aber es dauert noch eine ganze Weile, bis man hingelangt; denn der Fluß macht viele Krümmungen. Endlich, gegen Mittag, biegen wir ein und legen an. Die drei andern Dampfer, die langsamer fuhren und darum schon am Abend vorher von Quenneh aufgebrochen waren, lagen mit ihren Dahabiyes oder Schleppbooten verankert vor der Stadt.

Es war ein buntes Bild, das sich hier vor unsern Augen entfaltete. Europa und der Orient in malerischer Mischung. Unmittelbar vor uns stand, im Sonnenlicht erglühend, ein schlankes Minarett. Dicht dabei erblickten wir die Ruine eines koptischen Klosters, dessen ganze Vorderseite in den Fluß gestürzt war. Sonst Araberhütten, Sandhaufen, Palmen und Sykomoren. In der Klosterruine hatte sich ein ägyptischer Kaffeewirt niedergelassen; die Gaststube lag draußen unter einem Dach aus welken Palmzweigen. Hier ist viel Volk; lange Bärte und lange Pfeifen herrschen vor in der Gruppe; gedehntes morgenländisches Schweigen und gedehntes europäisches Geschwätz. Und bekannte Gesichter sind darunter. Jener dort, der schöne braunäugige Mann, der in einiger Entfernung so überraschende Ähnlichkeit mit Abdel Kader hat und seine kleidsame Seidenkoffie und den weißen, gestreiften Beduinenburnus nicht ohne Koketterie zur Schau trägt, das ist der Archäologe Lenormant. Neben ihm sitzt, lebhaft und freundlich, mit rotem Fez und in himmelblauer Flanellbluse, Dr. Isambert, Ägyptens Murray und Bädeker in einer Person. Der kleine, vornehme, weißhaarige Mann ohne Sonnenschirm, mit herabgeschlagnem Filzhut à la Kilian in „Ulysses von Ithacia" ist der Chemiker Ballard. Dort auf dem äußersten Abhang des Strandes steht Dr. Bertholet, untersetzt, robust und jovial, und weiß uns tausend Neuigkeiten an Bord hinüberzurufen. Eine Dame prangt als einziges Exemplar in der Gesellschaft; die Kleidung ist von europäischem Geschmack, der Umfang von orientalischem. Natürlich ist es Madame Collet, Pariserin und femme de lettres. Für den Augenblick widmet sie ihre Aufmerksamkeit dem Tagebuche, in das unsre Ankunft eingetragen wird; von da wird die Notiz in ein großes französisches Blatt übergehen. Ein Dutzend bellende Hunde entbieten uns den gewohnten Gruß von den Dächern herab. In Türen und Winkeln stehen Araberfrauen und starren unbeweglich hinter den langen schwarzen Schleiern hervor, und die hohen Sandhaufen hinan flüchtet die niedre männliche Bevölkerung, die Fellahs, unter Gelächter und Geschrei, verfolgt von heimischen Polizisten, die jene mit Hilfe langer Palmenstöcke zu überreden suchen, uns beim Vertauen des Schiffes behilflich zu sein.

Auf dieser Nilreise habe ich zum erstenmal empfunden, daß es auch seine Annehmlichkeiten haben kann, einer kleinen Nation anzugehören. Die Europäer bringen ja Gezänk mit, wohin sie kommen, und so war es auch hier. Deutsche und Franzosen waren indes so freundlich, dies Geschäft zu besorgen, und uns

übrigen wurden Zeit und Gemütsruhe nicht verkürzt. Durch die Intrigen und Gegenintrigen von ein paar wohlangewandten Stunden brachte man es denn auch wirklich dahin, daß der Ausflug nach Abydos auf den folgenden Morgen verschoben wurde. Nur eine rebellische Minorität von sieben bis acht Personen brach am Nachmittag auf, um die Nacht in den Ruinen zu verbringen.

Sobald das Frühstück samt der dazugehörigen Siesta erledigt war, ging ich an Land, um mich in der Stadt umzusehen. Girgeh war ehedem die Hauptstadt von Oberägypten und hat, wie es heißt, etwa 30000 Einwohner. Ihren Namen führt die Stadt nach dem heiligen Girgis oder Georg, dem das obenerwähnte koptische Kloster geweiht war. Es soll früher außerordentlich reich gewesen sein und in seinen besten Zeiten über zweihundert Mönche beherbergt haben. Sonst bilden natürlich Araber den bei weitem überwiegenden Teil der Bevölkerung.

Wenn man sich eine kompakte Masse von Brandstätten vorstellt, alles grau in grau, verfallen, schmutzig, ohne Ordnung, in Schutt begraben, und dazwischen schmale, gewundene Gänge: so gewinnt man ein einigermaßen anschauliches Bild von einer südägyptischen Stadt. Auch Girgeh ist nicht anders. Ich habe mich in die Bazare vertieft, die hier höchst armselig versorgt sind. Etwas Blech- und Kupferkram, etwas Töpferarbeit der einfachsten Sorte, Tabak, Durrah, Baumwollzeug, das war ungefähr alles. Auch von einem Familienleben ist nichts zu spüren; keine gesellige Berührung von Mann zu Mann. Der Orientale verkehrt nur mit seinem Vorgesetzten oder seinem Untergebenen, niemals mit seinesgleichen; sein Gemüt steht gewissermaßen unterm Bann derselben Stille und Öde, die in der Landschaft herrscht. Es sieht so aus, als sei der Orientale andauernd in ein stumpfes, träumerisches Scheinleben wie in einen geheimen Schleier gehüllt. Darum glaube ich nicht, daß Kaffee, Tabak und Opium ihn in einen eigentlich abnormen Zustand versetzen, vielmehr nur stimulierend den Zustand hervorrufen, der ihm natürlich ist.

Unter solchen Umständen wird man leicht begreifen, welch ungeheure Aufgabe die Regierung zu lösen hat, die hier eine ganze neue Zivilisation durchsetzen will. Denn in der Hauptsache handelt es sich hier nicht darum, zeitgemäße Verbesserungen in schon bestehende Verhältnisse einzuführen; worauf es ankommt, das ist geradezu die Umschaffung des ganzen geistigen Habitus der Individuen, die Zerstörung tausendjähriger Vorurteile, — ja, bis zu einem gewissen Grade die Vergewaltigung der Nationalität. Dergleichen vermag nur eine unerschrockene, unumschränkte Regierung durchzuführen. Eine Volksvertretung nach europäischem Muster würde natürlich in eine gelinde Rednerei von „Menschenrechten" hineinsteuern; sie würde, dem Nilflusse nacheifernd, ihre Aufgabe oratorisch unter Wasser setzen, aber ihren befruchtenden Schlamm kaum auf einem andern Gebiet hinterlassen als auf dem Boden der Phrase.

Das Interessante, das ein Aufenthalt inmitten dieser wildfremden Umgebung bietet, besteht zum großen Teil in einer Erkenntnis, hinter die man nur allmählich kommt: daß nämlich dieser ganzen scheinbaren Sinnlosigkeit im Geschrei, in

den Gebärden und Handlungen eine gewisse Ordnung zugrunde liegt, daß dies alles immerhin Äußerungen eines sozialen Lebens sind, das auch Gesetz und Regel kennt; und indem nach und nach diese Erkenntnis erwacht, rücken einem die Menschen näher; die Distanz zwischen dem Fremden und dem Einheimischen wird immer kleiner. Wer viel gereist ist, wird ja überhaupt die Erfahrung machen, daß die Nationen in ihrem innersten Kerne bei weitem nicht so sehr von einander abweichen, wie man von vornherein zu glauben geneigt ist.

Der Europäer, der sich hier blicken läßt, erweckt natürlich Aufmerksamkeit; aber der Anstand erlaubt dem Araber nicht, das zu zeigen, am allerwenigsten in irgendwie verletzender Art. Er ist gemessen und voll Haltung, wenn sich Veranlassung bietet: freundlich, doch ohne alle Kriecherei. Gewiß findet man Zudringlichkeit bei einzelnen Klassen, die vorwiegend mit Reisenden in Berührung kommen, wie Eseltreibern und anderen; es ist aber die Frage, wer die Schuld daran trägt; und jedenfalls kleidet sich die Zudringlichkeit hier in eine so treuherzige Form, daß sie eher belustigend als ärgerlich wirkt.

Ein paar splitternackte Fellahkinder folgten mir getreulich auf meiner Wanderung und wiederholten unermüdlich ihr „backschis“. Ein „rue“ oder „mafish“ verjagte sie für einen Augenblick; an der nächsten Ecke tauchten sie aber wieder auf. Ich ging weiter und weiter, gelangte in die Maisfelder hinter der Stadt und durch sie hindurch bis zum Wüstenrande. Die Sonne war im Begriff, hinter einer Gruppe von Palmbäumen zu verschwinden, deren lange Schatten sie mir auf die gelbe Sandfläche entgegenwarf. Nie habe ich den Frieden des Sonnenuntergangs so empfunden wie hier in Ägypten. In der Heimat empfand ich ihn immer mit einer Beklommenheit, die schwer lastend auf dem Gemüte lag und mich veranlaßte, Gesellschaft aufzusuchen. Hier, wo des Einsiedlergedankens Wiege stand, hier versteht man ihn, wie man in Italien verstehen lernt, daß ein Mann ins Kloster geht und sich dort glücklich fühlt.

Bei einer Biegung des Weges schob sich ein hoher Sandhügel zwischen mich und den westlichen Himmel. Oben auf dem Gipfel saßen ein paar Geier und zerhackten das Aas eines Kamels. Prächtig sahen ihre scharfen Silhouetten am vollbeleuchteten Hintergrund aus. Weiter drüben trieb eine Araberin ihre Büffelkuh heimwärts; dahinter sprang ein Kalb einher; auf dem Rücken der Kuh saß ein nackter brauner Araberjunge, und ein jüngerer Bruder thronte auf des Weibes Schulter.

Dann ging es wieder ans Ufer des Nils zurück. Da gab es ein lustiges Treiben. Die Levantiner unserer Schiffsmannschaft sprangen Bock, und die Eingeborenen standen als Zuschauer in dichten Scharen umher; Ernst und Anstand waren beiseite gesetzt: eine Lachsalve löste die andere ab. Währenddessen brach die Nacht herein, und es wurden lange Reihen von Pechfackeln angesteckt, uns Fremden zu Ehren. An Bord ertönte das Signal, das anzeigte, daß das Diner bereit sei.

Es folgte eine wundersame Nacht; und sie wuchs und wuchs an Schönheit.

Voll und rund blitzten die Sterne an dem durchsichtigen blauschwarzen Himmel. Ein flacher Nebel legte sich über das Niltal und stilisierte die Landschaft zu einer ungeheuern Meeresbucht, die im Süden von mächtigen Bergketten begrenzt wurde. Ab und zu glitt eine Nilbarke mit dem Strom vorbei. Eine Papierlaterne leuchtete groß und rot am Steven; der Mannschaft einförmiger taktfester Gesang klang gedämpft zu uns herüber und erstarb weit unten. — Wir Skandinavier hatten uns stumm zusammengetan; ich bin überzeugt, unsere Gedanken schweiften nordwärts. In einer solchen Stunde wünscht man sich Versöhnung mit allen Menschen, und man fragt sich: womit hast du's verdient, all diese Herrlichkeit schauen zu dürfen? Ich glaubte, sie vor mir zu sehen, die vielen daheim, die jahraus jahrein ihrem stillen Berufe nachgehn, — sie alle, denen es gut täte hinauszukommen und die sich danach sehnen und die doch verzichten und in der Tretmühle der Tage bis zum Ende ausharren müssen. — — Na, lange dauerte es nicht, bis ich erkennen mußte, daß auch wir unser Kreuz zu tragen hatten; denn es ging auf Mitternacht zu, und es war Zeit, sich in die Folterkammer hinabzubegeben, wo die Moskitos regierten, während vor der Türschwelle die Polizeisoldaten schnarchten.

Um halb fünf Uhr am nächsten Morgen ertönte das Wecksignal an Bord. Zwei Neger, die Diener unsrer Diener, machten die Runde auf dem Schiff und veranstalteten einen Höllenlärm mit Bratpfannen und Feuerzangen. Hastig erledigte man Toilette und Frühstück. Es war noch dunkel, im Osten aber zeigte sich ein schwacher Tagesschimmer. Am Meeresstrande sah man undeutlich eine wirre Gruppe von Eseln, Pferden, Kamelen und Arabern, die bestellt waren, um uns nach Abydos zu befördern. Ein jeder wählte ein Tier und einen Führer, und einzeln oder in kleinen Trupps brach die Gesellschaft auf. Ich hatte einen gutgesattelten Esel erwischt und einen dazugehörigen Araber, der sich ein paar Worte der lingua franca angeeignet hatte; so konnte ich mich ihm mit Hilfe des Italienischen zur Not verständlich machen.

Wir schlugen den Weg nach Süden ein, den Nil zur Linken; in wenig Minuten waren wir vor der Stadt. Vor uns dehnte sich eine dürre, steinige Ebene; durch den Morgennebel gewahrten wir die Umrisse von Palmengruppen, und schon wurden die Sterne blasser und blasser. Nach etwa halbstündigem Ritt kamen wir an einen quer durch die Ebene gezogenen Kanal, und auf einer Fähre der allerprimitivsten Art wurden wir auf die gegenüberliegende Seite geschafft, dem Versinken nahe und in überaus halsbrecherischer Verwirrung: Tiere und Menschen durcheinander. Drüben setzten wir unsre Wanderung auf einem endlosen Deiche fort, einen zweiten Kanal entlang, der einen rechten Winkel mit dem vorigen bildet. Die Landschaft war sehr eintönig. Große Maisfelder dehnten sich jenseits des Wassers aus, soweit das Auge reichte; hier und da neigte sich eine einzelne Sykomore oder eine Palmenreihe über das Ufer, und am Rande des Feldes hatte eine Fellahfamilie ihr braunes Wollzelt aufgeschlagen, vor dessen Eingang bellend der Schäferhund stand. Am Deichabhang klettert ein Trupp Ziegen. In

ihrer graugelben Färbung, mit den schmalen Schultern und Gesichtern, mit den gleich Korkzieherlocken lang herabhängenden Ohren haben sie überraschende Ähnlichkeit mit reisenden Engländerinnen. Auf dem Kanal sahen wir ein Fellahweib in einem eigentümlichen Fahrzeug übersetzen; die Fähre war aus Zweigen geflochten und sah aus wie ein großer Flaschenkorb, dessen Boden in die Luft ragt; angefüllt ist sie mit leeren Tonkrügen, die sie am Umkippen verhindern, und sie wird hin und her gezogen an zwei Bastseilen.

Der Deich, auf dem der Weg gebaut war, erstreckte sich in gerader Linie, soweit das Auge reichte. Über den prächtigen Bergreihen jenseits des Nils ging die Sonne auf. In die ganze wimmelnde Vogelwelt Ägyptens kam allgemach Bewegung; da war ein gar emsiges Treiben und Fliegen die kreuz und die quer; doch alles lautlos; kein Schrei, kein Gesang, kein Gezwitscher.

Unsre Karawane machte einen ansehnlichen Zug aus. In größter Eile jagten auf ihren arabischen Pferden die Kawassen mit gezogenem Krummsäbel hin und her, als sei Gefahr im Verzuge. Mitten in der Reihe ritt der Leiter der Expedition, der berühmte Lepsius, der Ägyptolog mit dem jugendlichen weißgelockten Jupiterkopf; er ritt auf einem prächtigen Esel mit rotsamtenem Sattelzeug und war umringt von Beamten aus Girgeh. „Leps, Leps!" flüsterten die Eingeborenen, wenn er vorbeikam; alle kannten ihn von seinem dreijährigen Aufenthalt in Ägypten her, so wie die wissenschaftliche Welt ihn aus seinem zwölfbändigen Werk über diese Reisen und Entdeckungen kennt. Sein junger und sehr hochgewachsener schweizer Kollege, Herr Naville, nahm sich vortrefflich auf einem fast übernatürlich großen Vollblutpferd aus, das ihm von einem reichen Kopten aus der Nachbarschaft übersandt war. Die Fellahhirten trieben ihre Büffel vom Deiche fort und in den Kanal hinein; andre standen unbeweglich, auf ihre langen Palmstäbe gelehnt, am Wegrande und starrten uns nach.

Nach etwa einstündigem Ritt stießen wir auf mehrere hundert Eingeborene, meist Kinder, die man aus den umliegenden Weilern zusammengetrommelt hatte: sie sollten den Weg ausbessern und namentlich eine eingefallene Brücke für uns passierbar machen. Unleugbar sah sie etwas wacklig aus, so wie sie vor unsern Augen aus Reisern und Nilschlamm hergestellt wurde, und natürlich hatte sie kein Geländer; ich glaube auch nicht, der einzige gewesen zu sein, den auf dem Eselsrücken ein gewisses Angstgefühl beim Passieren überkam. Doch alles verlief gut, und wir gelangten in eine wohlbestellte, äußerst fruchtbare Ebene mit neugepflanzten Alleen und zahlreichen Baumgruppen von ungewöhnlicher Üppigkeit. Zu unsrer Rechten lag traulich ein Dorf, von einem Graben umgeben, darin Enten und Gänse umherschwammen, während ein Trupp Eingeborener bei freundschaftlichem Morgengeplauder seinen Durst löschte und sich die Beine wusch. Weiter draußen in der Ebene liegt die Stadt Bardies: die frischgetünchten Häuser, die von einem wunderbaren Pflanzenreichtum halb überwachsen waren, verliehen ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit einem ungeheuern Blumenaufsatz. Hier würde ich mich mit Freuden niederlassen! Die Einwohner standen, offenbar wohl

instruiert, längs der Hauswände und Gartenmauern und begrüßten uns höflich, als wir vorbeizogen. An alle Kreuzwege waren Wachen postiert. Alles deutete hier auf eine ungemein entwickelte soziale Ordnung; in dieser Gegend wohnen freilich auch eine Menge Kopten.

Wiederum gelangten wir auf einen mächtigen Nildeich, und bald ritten wir wie auf einer Mole mitten in einer gewaltigen Meeresbucht dahin. Die Überschwemmung war zwar im Abnehmen, aber doch noch beträchtlich genug, um uns eine Vorstellung davon zu geben, was sie auf ihrem Höhepunkt sein kann. Hier wie an andern Orten, wundert man sich nicht mehr über die Tatsache, daß der Nil von Jahr zu Jahr eine Wassermenge ins Meer wirft, die fünfmal so groß ist als die der Donau.

Auf einmal bemerkten wir, daß unser Vortrab Halt gemacht hatte; und indem wir Nachfolgenden aufrückten, standen wir in dichtem Klumpen da, ohne vorwärts zu können. Der Deich war nämlich, um der Wasserflut freien Lauf über die Felder zu schaffen, in einer Breite von nahezu hundert Ellen durchbrochen, und nun lagen dort unten zwei Nilbarken, die ihre armseligen Vorbereitungen trafen, um uns überzusetzen. Es war eine unbeschreibliche Szene, voller Lärm und Wirrwarr; alle wollten die ersten in den Booten sein; die Pferde bäumten sich und schlugen aus, als man sie mit Stockschlägen an Bord trieb; die Esel wurden buchstäblich in den Raum hinabgeworfen; die Europäer fluchten, und die Eingebornen schrien wie besessen durcheinander. Der Strom ergoß sich reißend durch die Deichöffnung und mittels einer schwachen Trosse schwankten die Boote hinüber. Bei der Landung die gleiche Szene; bald wurden Esel und Pferde ohne Reiter ausgeschifft, bald Reiter ohne Reittiere; von einigen waren die Führer zurückgeblieben, — und wir konnten nichts andres tun, als in höchsteigener Person Jagd auf unsre Langohre zu machen, die sofort in gleichmäßigem Trabe dem Deich zugesteuert waren.

Allmählich begann das Terrain sich zu heben, der Ackerboden hörte auf, und wir ritten in die Wüste hinein, die sich meilenweit zu den westlichen Bergkämmen hin erstreckt. Eine einsame Araberhütte lag in dem Sandmeer; an der Mauer stand ein Wassertrog; es war ein alter Sarkophag. Auf dem Dache stand ein Hund, und ein Stück von der Hauswand entfernt war ein Kamel angebunden; unbeweglich stand es da, den Rücken der Sonne zugekehrt; die Augen schielten uns Vorüberziehenden nach, — sonst rührte es sich nicht.

Die Wüste ist nicht vollständig flach. Hier und dort steigt sie auch in sanften Wellenlinien, und an manchen Stellen ist der Sand zu scharfen Kämmen zusammengestoben, wie bei uns der Schnee. Da ist an ein Durchkommen natürlich nicht zu denken, und es heißt: einen Umweg machen. Doch das sind nur Ausnahmen; denn dem Führer sagt es in der Regel sein Gefühl, wie er zu leiten hat.

So ritten wir denn einzeln oder in langen Reihen dahin; Sonne und Sand zitterten einander heiß entgegen, so wie man sich ein Meer vorstellen kann aus geschmolzenem Metall. Der Sonnenschirm bot nur geringen Schutz, und

allmählich wurde ein Kleidungsstück nach dem andern der Fürsorge des Führers anvertraut. Fern im Süden ragten ein paar dunkle Anhöhen empor, und dorthin waren aller Augen gerichtet; das waren die Grabhügel, die seit ein paar Jahrtausenden mehr und mehr um das alte Abydos emporgewachsen waren.

Bekanntlich gab es im Altertum mehrere Städte mit Namen Abydos. Hier ist der Name durch griechische Entstellung des ägyptischen Ebot entstanden: heutzutage nennen es die Anwohner Arabat el matfun, d. h. „die Begrabne". Und begraben ist die Stadt auch hinreichend. Zusammengefegte Sandhaufen von sechzig bis achtzig Fuß Höhe bedecken die ungeheure Stadt, die von den alten Schriftstellern als die mächtigste in Ägypten nächst Theben genannt wird; wird sie einmal ans Tageslicht kommen, so wird sie Ägyptens Pompeji sein.

Abydos scheint, im Vergleich zu andern ägyptischen Städten, eine Nekropolis gewesen zu sein, eine Gräberstadt so gut wie eine Stätte der Lebenden. Hier befand sich nämlich das Grab des Osiris, und aus Süd und Nord ließen darum Jahrtausende hindurch die reichen Ägypter ihre Leichname dorthin bringen, um dort zusammen mit ihrem Gott und König zu ruhen, in der Erde, die durch ihn geheiligt war. Viele Grabschriften zeugen noch heute davon, und einige rühren aus den Zeiten der sechzehnten Dynastie her, das heißt: sie sind ungefähr 3700 Jahr alt.

Nahe der Stadt lief ein Bach durch die Wüste; hier ritten wir an einem dürftigen Grasstreif entlang unter Sykomoren und Akazien dahin. Die Sandhaufen wurden höher und höher, besonders zur Linken. Hier betrieben die Fellahs die großartigen Ausgrabungen unter Leitung von Mariette Bey, dem ersten Ägyptologen des Khedive und dem Alleinherrscher über alle Altertumsruinen des ganzen Niltals. Der Wirksamkeit, die dieser Mann entfaltet, haftet für Laien etwas Seltsames an. . . .

Briefe

An P. F. Siebold

Herrn P. F. Siebold. Dresden, den 10. Februar 1869.

Ich bitte Sie herzlich, zu verzeihen, daß ich Ihr geehrtes und freundliches Schreiben vom 6. des vorigen Monats erst heute beantworte. Eine neue literarische Arbeit, die für den Augenblick meine ganze Zeit und alle meine Gedanken in Anspruch nimmt, ist schuld an diesem langen Aufschub.

Ich bin Ihnen in hohem Grade dafür dankbar, daß Sie „Brand" zur Übersetzung ins Deutsche erwählt haben. Ganz gewiß ist Ihr Vorhaben sehr schwierig; aber in Ihrer schönen Muttersprache lassen sich ja Wunderwerke verrichten.

Glauben Sie nicht, daß es zweckmäßig wäre, die deutsche Ausgabe mit einem Vorwort zu versehen, das eine kurzgefaßte Mitteilung über die Aufnahme enthielte, die das Buch in den drei skandinavischen Ländern gefunden hat? Im Lauf von drei Jahren ist bereits die fünfte große Auflage erschienen; übrigens

wird Kanzleirat Hegel Ihnen gewiß mit Vergnügen die nötigen Aufschlüsse geben.

Wenn Sie nicht schon einen Verleger gewählt hätten, so würde ich Ihnen raten, sich an den Besitzer der Skandinavischen Buchhandlung in Leipzig, Herrn Helms, zu wenden, der bereits viele Übersetzungen aus dem Dänischen und Norwegischen herausgegeben hat und hier übrigens großes Ansehen genießt.

In Christiania werden wir uns in diesem Sommer kaum treffen. Ich habe nicht die Absicht, sobald in die Heimat zurückzukehren, die mir in jedem Sinne des Wortes zu kalt erscheint. Die Hoffnung, einmal das Vergnügen zu haben, Sie persönlich kennen zu lernen, gebe ich darum aber nicht auf. Bitte grüßen Sie unsere gemeinsamen skandinavischen Freunde; indem ich wünsche und hoffe, daß Sie alle mit der deutschen Ausgabe verknüpften Schwierigkeiten bald und glücklich überwinden mögen, bin ich

Ihr dankbar ergebener Henrik Ibsen.

Hochgeehrter Herr Siebold! Dresden, den 9. Mai 1869.

Ich habe Sie in vieler Hinsicht um Vergebung zu bitten. Zunächst muß ich bitten, die Verfassung, in der ich Ihnen Ihr Manuskript zurücksende, freundlich zu entschuldigen; beim Vernichten verschiedener unbrauchbarer Konzepte bin ich nämlich so ungeschickt gewesen, auch Ihr Vorwort quer durchzureißen und erst hinterher zu entdecken, was geschehen war. Wenn ich erst jetzt Ihr sehr geehrtes Schreiben beantworte, so geschieht es, weil ich eine Antwort auf gewisse Erkundigungen abwarten wollte, die ich in Leipzig habe einziehen lassen. Nach dem, was ich nun in Erfahrung gebracht habe, steht Dr. Helms wohl nicht mehr in Verbindung mit der dortigen Skandinavischen Buchhandlung. Hiesige literarische Freunde haben nun geraten, die Sache auf folgende Weise anzufassen: Sie stehen ja in Konnex mit der „Leipziger Illustrierten Zeitung"; wenn es Ihnen möglich wäre, in diese Zeitschrift einen biographischen Aufsatz über mich zu lancieren, so würde ich selbst die erforderliche Photographie dazu liefern. Mit den nötigen Materialen wird Kanzleirat Hegel Sie versehen. Die Biographie müßte nur Gutes enthalten; mit Einwendungen wird die deutsche Kritik nachher schon aufwarten.

Namentlich würde ich wünschen, Sie möchten für den Fall, daß Sie einen Hinweis auf die Kämpfe meiner Frühzeit für zweckmäßig halten, zugleich hervorheben, daß Regierung und Storthing mir vor mehreren Jahren in der Erkenntnis der Stellung, die ich in der norwegischen Literatur einnehme, einstimmig eine lebenslängliche Dichtergage bewilligt haben neben reichlichen Reisestipendien usw. Lieber Herr Siebold, Sie dürfen das nicht dahin mißverstehen, als ob ich Humbug treiben wollte; das ist gegen meine Natur; man versichert mir aber, daß dergleichen notwendig ist. Ist mein Name auf diese Weise in Deutschland eingeführt, so wäre es weit leichter, Ihre Übersetzung herauszugeben.

Wenn Sie mir Ihre Arbeit dann später zusenden wollten, so würde ich selbst damit nach Leipzig reisen, die Übersetzung in dieser oder jener Zeitschrift ankündigen lassen, mit den in Betracht kommenden Leuten Rücksprache nehmen und nicht eher ruhen, als bis das Buch erschienen wäre. Die Vorrede könnte dann, mit einem Hinweis auf den biographischen Aufsatz, bedeutend gekürzt werden. Wenn Ihnen dieser Vorschlag zusagt, so schreiben Sie es mir; ich kann von jetzt ab über meine Zeit verfügen und will alles Mögliche tun, um ein Vorhaben zu fördern, das so sehr in meinem eignen Interesse liegt.

Ich hege die Zuversicht, auch „Die Kronprätendenten" müßten sich übersetzen und auf deutschen Bühnen aufführen lassen; der Inhalt des Stückes hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den neuern deutschen Verhältnissen (Einigung der Landesteile unter einem Oberhaupt usw.), und wäre ich erst bekannt hierzulande, so würde ich ohne Zweifel den gegenwärtigen Direktor des Leipziger Theaters, Heinrich Laube, bewegen können, den Anfang zu machen. Doch das sind Zukunftspläne. Für den Augenblick bitte ich um Ihre Antwort wegen des biographischen Artikels und bitte Sie zugleich, mir die gleiche freundliche Erinnerung zu bewahren, die ich Ihnen stets widmen werde.

Ihr ergebener und getreuer Henrik Ibsen.

An Michael Birkeland

Lieber Freund! Dresden, 9. April 1872.

Mehrere Tage schon trage ich mich mit dem Gedanken, Dir zu schreiben, und da erhielt ich heute morgen Deinen Brief, der meinen Entschluß so beschleunigte, daß ich Dir unverzüglich diese Zeilen sende.

Dem erwähnten anonymen Wisch lege ich natürlich keine besondere Bedeutung bei; aber ich glaube, Du bist im Irrtum, wenn Du annimmst, er stamme von irgend einem Schulbuben. Hättest Du die Schriftzeichen genauer untersucht, so hättest Du drei bis vier verschiedene Handschriften entdeckt, darunter ein paar geübte. Ich meine, er rührt von Studenten oder von einer Volkshochschule her, zu deren Verpöbelung Herrn Björnsons Wirksamkeit beigetragen hat, und wenn ich ihm das Stück Papier zustellen lassen wollte, so geschähe es nur deshalb, weil er meines Erachtens nur Nutzen davon hätte, durch ein Zeugnis wie dieses zu erfahren, aus was für einer Sorte Menschen seine Partei besteht.

Mit der Haugesundsache hat es folgende Bewandtnis: der Brief des Herrn Lorange war unklar und genügte in gar keiner Beziehung mir, der hier so fern vom Schauplatz lebt. Doch der Hauptbeweggrund, eine ablehnende oder ausweichende Antwort zu geben, war der, daß ich vorher bereits einen anderen Plan für meine Teilnahme an der Tausendjahrfeier entworfen hatte. Ich will zu diesem Tage etwas schreiben; aber was ich bei der Gelegenheit zu sagen habe, ist zu umfassend, um in einem Liede Platz zu finden. Auch wird der Inhalt nicht überwiegend lyrischen Charakters sein. Ich will etwas schreiben etwa in der Form eines „Ballonbriefes", etwas Ernstes, von würdigem Ton, nichts, was

die berechtigte Festesfreude zu verletzen imstande wäre. Doch die Wahrheiten über Phänomene des Tages will ich mir vom Herzen herunterschreiben. Dies Gedicht möchte ich an einem geeigneten Abschnitt des Festes sprechen lassen, und ferner wünsche ich, daß das Gedicht (es müßte in mehreren Tausend Exemplaren gedruckt werden) an die Teilnehmer des Festes verteilt wird. Dies scheint mir einem Liede nicht nachzustehen: in Schweden ist es bei solchen Gelegenheiten üblich, daß „Verse" gesprochen werden. Mit den Unkosten jedoch, die hiermit verbunden sind, will ich nichts zu schaffen haben, auch wünsche ich mit keinem andern als mit Dir zu verhandeln. Ich frage Dich also: wird das Festkomitee den Druck bezahlen und sonst das Nötige besorgen? Wenn nicht, so bitte ich dich, Friele zu befragen, ob er das Gedicht für das „Morgenblatt" zum Abdruck am Festtage haben will. Doch unter allen Umständen brauche ich Harald Haarfagers Saga; bitte erweise mir den Freundschaftsdienst, sie mir unter Kreuzband oder als Paket zu senden; die hiermit verbundenen Spesen wird, nach Deiner Angabe, mein Schwager begleichen. Über meine Absicht bewahre bitte Stillschweigen, soweit es möglich ist. Laß mich bald Deine Meinung hören. Hast Du irgend welche Änderungen oder Modifikationen vorzuschlagen, so werde ich mich nach Möglichkeit gern fügen; aber ein Lied kann ich nicht dichten.

Im Verlage von Gebrüder Paetel zu Berlin sind „Kongsemnerne" und „De unges forbund" erschienen unter den Titeln „Die Kronprätendenten" und „Der Bund der Jugend" in schöner Ausstattung und in meisterhafter Übertragung von Adolf Strodtmann, der als Übersetzer, namentlich Byrons und Tennysons, einen großen Namen hat. Eine Übersetzung des „Brand" ist ebenfalls herausgekommen; eine andere Übersetzung desselben Buches wird nun von zwei verschiedenen Seiten angekündigt. Auch von meinen Gedichten sind mehrere Übersetzungen in Arbeit. In England wird eine größere Ausgabe meiner Werke von Mr. Edmund Gosse vorbereitet, der eine umfassende Kenntnis von unserer Literatur hat. Dies bitte ich Dich, zu einer Notiz für „Morgenbladet" zu bearbeiten, wie ich auch durch Dich hiermit Friele ersuche, einen Artikel aufzunehmen, der im „Spectator" vom 16. März stand, und den ich beilege. Sollte Friele nicht wollen, so bitte ich um Rücksendung des Ausschnittes, damit ich ihn für ein schwedisches oder dänisches Blatt verwenden kann.

Meine Korrespondenz wächst mir fast über den Kopf, und dies mag zu meiner Entschuldigung dienen, wenn ich Dir nur über das Allernotwendigste schreibe. Leb' herzlich wohl und grüße Deine Frau, sowie alle die übrigen Freunde.

Dein getreuer Henrik Ibsen.

[P. S.] Das Obenerwähnte baldmöglichst in „Morgenbladet" zu lancieren, ist mir aus dem Grunde von Wichtigkeit, weil ich mich in diesem Jahr um ein Stipendium bewerbe und der Ansicht bin, dergleichen Fakta und Äußerungen des Auslandes könnten vielleicht auf den Ehrengreis Riddersvold so wirken, daß er sich erweichen läßt, — wenn er Zeitungen liest. H. J.

An P. F. Siebold

Lieber Herr Siebold! Dresden, den 6. März 1872.

Der Empfang Ihres freundlichen Briefes hat mich nach so langem Schweigen doppelt erfreut. Ganz unzweifelhaft habe ich an Sie geschrieben, nachdem der biographische Aufsatz in der „Illustr. Zeitung" erschienen war; gleich darnach brach der Krieg aus, ich reiste nach Kopenhagen, und die großartigen Weltereignisse nahmen das Interesse völlig in Anspruch. Ich kann Ihnen versichern, daß ich oft an Sie in jenen unruhigen Zeiten gedacht habe; gehörten Sie doch vielleicht als Offizier der deutschen Landwehr an, — und ich stellte mir allerhand Möglichkeiten vor. Glücklicherweise waren das alles nur Einbildungen, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie nun Ihre Absicht verwirklicht haben, die deutsche Leserwelt mit „Brand" bekanntzumachen. Das Buch habe ich noch nicht erhalten; ich habe große Sehnsucht danach, zweifle aber sonst keineswegs, daß die Übersetzung mich befriedigen wird. Es war übrigens hohe Zeit, daß Ihre Arbeit erschien; denn hier in Dresden liegt eine andere Übersetzung fertig vor und sollte gerade in diesen Tagen in den Druck gegeben werden. Sie rührt von der Romanschriftstellerin Julie Ruhkopf her, die mir das Manuskript zur Durchsicht geschickt hat. Daß sie es unter den gegenwärtigen Umständen nicht veröffentlicht, betrachte ich als selbstverständlich. — In einer Berliner Buchhändlerzeitung wird eine Übersetzung der „Kronprätendenten" und des „Bunds der Jugend" angekündigt, und zugleich wird berichtet, daß das letztere Stück in Wien für das Theater in eine lokalisierte Form gebracht wird. — Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, daß ich im vergangenen Winter in einen Federkrieg mit der Zeitschrift „Im neuen Reich" verwickelt war, die in Leipzig unter der Leitung Dr. A. Dowes und Gustav Freytags erscheint. Den Anlaß gaben einige Äußerungen, die ich in meinen Gedichten über die preußische Politik getan habe. Der Streit ist jedoch in sehr ritterlicher Weise ausgetragen worden; man hat die Erklärung, die ich von meinem Standpunkt gegeben habe, für befriedigend gehalten, und die Angelegenheit, die mir anfangs sehr unangenehm war, wird, wie meine hiesigen literarischen Freunde versichern, für Übersetzungen meiner Arbeiten nur Reklame machen. — Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich das Große an einem Manne wie Bismarck nicht anerkenne; aber ich sehe in ihm ein wesentliches Hindernis für gute und freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien. Die jetzige Spannung ist unnatürlich zwischen zwei so nah verwandten Völkern; es müßte und sollte ein engerer Zusammenschluß stattfinden; das verlangt das beiderseitige Interesse. Überhaupt habe ich während meines langen Aufenthalts in Deutschland in vieler Hinsicht meine Anschauungen geändert; doch es würde zu weit führen, dies in einem Brief zu behandeln; ich will damit warten, bis ich wiederum das Vergnügen habe, Sie persönlich zu sehen. — Und hiermit, für diesmal ein herzliches Lebewohl von Ihrem getreuen

Henrik Ibsen.

An Björnstjerne Björnson

Björnstjerne Björnson! Amalfi, 12. Juli 1879.

Es war mir außerordentlich lieb, einen Brief von Dir zu erhalten; aber noch lieber wäre es mir gewesen, hätte der Brief einer Sache gegolten, in der ich mit Dir hätte zusammengehen können. Dies ist jedoch nicht der Fall. Der Flaggenantrag ist mir in seinem innersten Kern zuwider, und ich will in kurzen Worten andeuten, weshalb.

Zunächst meine ich, man hätte den Protest gegen das Unionszeichen gleich erheben müssen, als dieses Zeichen in die Flagge eingefügt wurde, oder gar nicht. Jetzt ist das Unionszeichen ein Faktum geworden, und da muß es eben stehen bleiben. Den Unionsgedanken könnt ihr ja doch nicht aus den Gemütern herausreißen; was kann es da für Befriedigung gewähren, das Zeichen aus der Flagge zu entfernen? Daß dieses Zeichen ein Symbol der Unselbständigkeit sein soll, kann ich durchaus nicht begreifen. Die Schweden führen ja dasselbe Zeichen. Wodurch bewiesen ist, daß wir nicht abhängiger von ihnen sind, als sie von uns. Ich habe übrigens keine besondere Sympathie für Symbole. Symbole sind nicht mehr zeitgemäß, es sei denn in Norwegen. Bei uns oben hat man soviel mit Symbolen und Theorien und Ideen zu tun, daß der praktische Fortschritt sich keine freie Bahn schaffen kann. Und es liegt etwas Entnervendes hierin, in dieser Beschäftigung der Gemüter mit unproduktiven Aufgaben.

Aber der Hauptgrund, weshalb ich mich mit dem Erscheinen dieses Antrags nicht befreunden kann, ist folgender: ich finde, man versündigt sich an unserem Volke, wenn man solche Fragen zu brennenden macht, die es gar nicht sind. Mehr als eine Frage kann niemals auf einmal ernstlich ein Volk beschäftigen; kommen mehr zusammen, so jagen sie sich gegenseitig das Interesse ab. Nun haben wir bei uns eine einzige Frage, die brennend sein müßte, die es aber leider nicht zu sein scheint. Wir haben bei uns nur eine einzige Sache, die ich eines Kampfes für wert halte, und das ist die Einführung eines zeitgemäßen Volksschulunterrichts. Diese Sache umfaßt alle anderen Sachen mit; wird sie nicht durchgeführt, so können wir getrost all die anderen liegen lassen. Es ist völlig gleichgiltig, ob unsere Politiker der großen Masse noch ein paar Freiheiten mehr verschaffen, solange sie nicht den Individuen die Freiheit schaffen. Es heißt ja, Norwegen ist ein freies und selbständiges Reich; aber ich lege keinen großen Wert auf diese Freiheit und Selbständigkeit, solange ich weiß, daß die Individuen weder frei noch selbständig sind. Und das sind sie bei uns nicht. Es gibt im ganzen Norwegerlande nicht fünfundzwanzig freie und selbständige Persönlichkeiten. Es *kann* sie geben. Ich habe versucht, mich mit unserem Unterrichtswesen, den Schulplänen, Stundentabellen, Unterrichtsstoffen usw. vertraut zu machen. Es ist empörend zusehen, wie die Unterrichtszeit, namentlich in den niedrigeren Volksschulen, auf die alt-

jüdische Mythologie und Sagengeschichte und auf die mittelalterlichen Verballhornungen einer Morallehre draufgeht, die in ihrer ursprünglichen Gestalt zweifellos die reinste war, die jemals verkündet worden ist. Hier ist das Feld, wo alle wie ein Mann verlangen sollten, daß uns die „neue Flagge" gezeigt wird. Laßt das Unionsmal ruhig stehen, aber befreit die Geister vom Mönchtumsmal; entfernt das Zeichen der Vorurteile und der Kurzsichtigkeit und der Blödsichtigkeit und der Unselbständigkeit und des grundlosen Autoritätsglaubens, sodaß der einzelne in den Stand gesetzt wird, unter eigener Flagge zu segeln. Die Flagge, unter der sie segeln, ist weder rein noch ihre eigene. Aber dies ist eine praktische Sache, und solchen Sachen gelingt es bei uns in Norwegen nur schwer, das Interesse auf sich zu konzentrieren. Unser ganzes Erziehungs- und Unterrichtswesen hat uns noch nicht erlaubt, soweit zu kommen. Deshalb sieht auch unsere Politik aus, als steckten wir noch in einer konstituierenden Reichsversammlung. Man ist erst bei der Diskussion über die Prinzipien. In anderen Ländern ist man sich über die Prinzipien schon lange klar, und der Kampf dreht sich dort um ihre praktische Anwendung. Taucht bei uns eine neue Aufgabe auf, so begegnet man ihr nicht mit Sicherheit und Geistesgegenwart, sondern mit Verwirrung. Unsere Volkserziehung hat es soweit gebracht, daß das norwegische Volk in Verwirrung ist. Das zeigte sich ja auch zur Genüge in der Flaggensache, und zwar auf beiden Seiten. Die Seeleute hatten doch zweifellos die klarste Auffassung, und das ist natürlich, denn ihre Tätigkeit bedingt eine freiere Entwicklung der Persönlichkeit. Wenn aber Gebirgsbauern oben aus den entlegenen Tälern in Adressen ihre Sehnsucht ausdrücken, das Unionszeichen möge aus der Flagge entfernt werden, so kann dies unmöglich etwas anderes als schierer Humbug sein; denn wo keine Sehnsucht ist, die eigene Persönlichkeit zu befreien, da kann noch weniger Sehnsucht sein, etwas so Abstraktes wie ein Gesellschaftssymbol zu befreien.

Ich muß mich in meiner Auffassung der Flaggenfrage auf diese flüchtigen Andeutungen beschränken. Ich kann da unmöglich mittun, und kann Dir auch nicht beipflichten, wenn Du in Deinem Brief sagst, wir Dichter seien ganz besonders zur Förderung dieser Sache berufen. Ich glaube, es ist nicht unsere Aufgabe, uns der Freiheit und Selbständigkeit des Staates anzunehmen, wohl aber den einzelnen, und so viele wie nur möglich, zur Freiheit und Selbständigkeit zu erwecken. In meinen Augen ist die Politik nicht das wichtigste Geschäft unseres Volkes; und bei uns nimmt sie am Ende schon einen breiteren Platz ein, als für die persönliche Befreiung wünschenswert ist. Norwegen ist frei und selbständig genug; aber wir sind noch weit entfernt davon, dasselbe von den norwegischen Männern und norwegischen Frauen sagen zu können.

Mit unseren besten Grüßen für Dich und die Deinen

Henrik Ibsen.

Lieber Björnson! Rom, 8. März 1882.

Ich habe mich lange mit der Absicht getragen, Dir zu schreiben, um Dich zu bitten, ein Wort des Dankes entgegenzunehmen, weil Du so offen und ehrlich als mein Verteidiger aufgetreten bist zu einer Zeit, da ich von so vielen Seiten angefallen wurde. Etwas anderes hätte ich ja eigentlich von Deiner großen mutigen Häuptlingsseele gar nicht erwarten können. Aber Dich so herauszustellen und Dich so auszusprechen, wie Du es getan, dazu lag ja für Dich eigentlich keine zwingende Veranlassung vor, und daß Du Dich trotzdem ohne jedes Bedenken in den Kampf gestürzt hast, — das — davon sei fest überzeugt — werde ich Dir nie vergessen.

Ich habe auch gesehen, daß Du während Deines Aufenthaltes in Amerika freundlich und ehrenvoll über mich geschrieben hast. Auch hierfür danke ich Dir, und laß mich Dir gleich sagen, daß ich Dich die ganze Zeit, da Du fort warst, nicht aus meinen Gedanken verloren habe. Ich war gerade in der Zeit ungewöhnlich nervös, und eine Amerikareise ist mir stets als ein unheimliches Wagnis erschienen. Dann hörte ich auch, daß Du drüben krank seiest, und ich las von Stürmen auf dem Meere gerade, als Deine Rückkehr zu erwarten stand. Da durchdrang mich blitzschnell und lebhaft die Erkenntnis, wie unendlich viel Du mir, wie den andern allen bist. Ich fühlte: wenn Dir etwas zustieße, wenn ein großes Unglück unsere Länder heimsuchte, dann würde alle Schaffensfreudigkeit von mir gewichen sein.

Im Sommer werden es fünfundzwanzig Jahre, seit Synnöve erschien. Ich kam auf meiner Reise durch Valders und las das Buch unterwegs. Dieses Gedenkjahr wird, hoffe ich, gebührend gefeiert werden. Entsprechen die Umstände meinem Wunsch, so möchte ich ebenfalls gern zu diesem Fest nach Norwegen kommen.

Noch eine Angelegenheit muß ich Dir auseindersetzen. Durch „Dagbladet" oder auf andere Weise wirst Du vermutlich von dem Inhalt des Briefes Kenntnis erhalten haben, den ich vor ungefähr einem Jahre an den Staatsrevisor Berner richtete. Ich hatte ja damals keine Gelegenheit, mit Dir zu konferieren; aber ich kann mir eigentlich nicht recht vorstellen, daß Du gegen den Inhalt oder gegen die Zuschrift überhaupt etwas Wesentliches einzuwenden haben solltest. Mir scheint es ein blutiges Unrecht, daß man uns solange den gesetzlichen Schutz unseres literarischen Eigentumsrechtes versagt hat. Ich habe nun wieder an Berner geschrieben und ihm einen Begriff davon gegeben, wieviel ich für mein Teil verloren zu haben glaube. Es beträgt allein bei den zwei Königlichen Theatern in Stockholm und Kopenhagen ungefähr 25000 Kronen. Das „Puppenheim", das nach dem Regulativ honoriert wurde, brachte mir in Kopenhagen 9000 Kronen ein. Jedes Deiner dort aufgeführten Stücke hätte Dir gewiß mindestens soviel eingebracht, wenn wir eine Konvention gehabt hätten. Rechne nach, wieviel das alles zusammen ausmacht! Und dann Deutschland!

Um mit voller und ungeteilter Kraft im Dienste der geistigen Befreiung

wirken zu können, muß man ökonomisch einigermaßen unabhängig sein. Die Staguationspartei arbeitet der Verbreitung unserer Bücher geradezu entgegen, und es gibt Theater, die die Aufführung unsere Stücke ablehnen. Es liegt im ureigensten Interesse des Volkes, daß wir nicht gezwungen werden, in unserer zukünftigen Produktion hierauf Rücksicht zu nehmen.

Ich hoffe deshalb, Du wirst den von mir unternommenen Schritt nicht mißbilligen. Ich habe einfach um Gerechtigkeit gebeten, weiter nichts. —

Übermittle Deiner Frau unsere besten Grüße und empfange selbst wiederholten Dank von Deinem treu ergebenen Henrik Ibsen.

Lieber Björnson! Rom, 9. Januar 1884.

Dank für den Neujahrs-Brief! Und verzeih, daß ich Dir erst heute antworte. Du mußt nicht glauben, daß ich mich in der Zwischenzeit mit Zweifeln getragen und mir die Sache überlegt hatte. Für mich gab es kein Überlegen; sobald ich Deinen Brief gelesen hatte, war meine Antwort fertig, und hier ist sie.

Ich kann und will eine leitende Stellung am Christianiaer Theater nicht annehmen. Meine norwegischen Bühnenerfahrungen und -Erinnerungen sind nicht derart, daß ich irgendwie Lust verspüren sollte, sie praktisch aufzufrischen. Ich könnte freilich in diesem Fall eine Verantwortung und eine Verpflichtung fühlen, wenn ich der Meinung wäre, als Bühnenleiter etwas wirklich Nützliches für unsere Schauspielkunst leisten zu können; aber das erscheint mir höchst zweifelhaft. Unser Theaterpersonal ist demoralisiert, kann sich nicht mit Disziplin und unbedingtem Gehorsam befreunden, und zudem haben wir eine Presse, die stets bereit ist, die Partei der Aufsässigen gegen den Chef zu nehmen. Dies ist der vornehmste Grund, weshalb wir bei uns nicht wie in anderen Ländern, wo die anarchistischen Neigungen weniger entwickelt sind, ein ordentliches Zusammenspiel erleben. Diese Zustände durch Besseres zu ersetzen, würde mir, glaube ich, nicht gelingen; dazu stehen sie in zu engem Zusammenhang mit unserer ganzen nationalen Lebensanschauung, und meine Lust zu praktischer Wirksamkeit am Theater ist außerdem zu gering. Darum möchte ich unter keiner Bedingung mit diesen Sachen zu tun haben.

Aber, lieber Björnson, vor allen Dingen bin ich es ja gar nicht, den die Repräsentantenschaft wünscht. Du bist es und kein anderer. Ob Deine Bedenken, auf das Anerbieten einzugehen, absolut unüberwindlich sind, darüber habe ich freilich kein Urteil. Aber herzlich würde es mich im Interesse der Sache freuen, wenn das nicht der Fall wäre. Unter allen Umständen setze ich natürlich voraus, daß Du das Anerbieten erst nach reiflichster Überlegung ablehnst.

Aber wozu Du Dich auch für Deine Person entschließen magst, so muß von maßgebender Stelle dafür gesorgt werden, Deinen Sohn an unser Theater

zu fesseln — vorausgesetzt, daß er dazu bereit ist. Ich habe im verflossenen Herbst mit ihm etliche Briefe über andere Angelegenheiten gewechselt, und bin dadurch in meiner Überzeugung, daß wir in ihm gerade den technischen Theatermann haben könnten, dessen wir so dringend bedürfen, noch mehr befestigt worden. Schröder würde dann im Notfall bleiben können, — d. h. falls Du das Anerbieten der Repräsentantenschaft absolut nicht annehmen kannst.

Übrigens muß ich gestehen, ich bin mir nicht so ganz klar darüber, ob das Christianiaer Publikum gegenwärtig wirklich ein gutes Theater braucht. Der Zulauf, dessen sich die Operetten- und Zirkusvorstellungen auf Tivoli nach wie vor erfreuen, und das Interesse, mit dem man dort oben den Dilettantenleistungen der Studenten und Handlungskommis begegnet, scheinen mir auf einen Bildungsstandpunkt hinzudeuten, der der reinen dramatischen Kunst noch nicht Herr geworden ist. Insofern bedaure ich, daß man die Oper im Christianiaer Theater hat fallen lassen. Die Oper verlangt von ihrem Publikum weniger Kultur als das Schauspiel. Deshalb floriert sie in den großen Garnisonstädten, an den Handelsplätzen und den Sammelpunkten der Aristokratie. Aber ein Opernpublikum läßt sich allmählich zu einem Schauspielpublikum erziehen. Und für das Personal eines Theaters eignet der Oper eine disziplinierende Kraft; unter dem Taktstock hat der einzelne sich einzuordnen.

Auf die übrigen Punkte Deines Briefes werde ich ein andermal zurückkommen. Herzlichen Dank für die Photographien! Grüße Deine Frau auf das Beste von uns. Ebenso einen Gruß an Lies. — Ich bin sehr gespannt darauf, wie Dein endgültiger Entschluß in der Theaterangelegenheit ausfällt. Dank, Dank und Glückauf zu „Ein Handschuh" und „Über unsere Kraft!" Setze sie nun selbst in Szene! Leb' wohl für diesmal! Dein getreuer

Henrik Ibsen.

An Helene Raff

30. September 1889.
Freitag abend spät.

Liebes Kind!

Wie schön, wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns gestern besucht haben! Meine Frau hat Sie so recht vom Herzen gern. Und ich auch. Als Sie da in der Dämmerung saßen und uns allerlei so sinnig, so verständnisvoll erzählten, wissen Sie, was ich dann dachte, was ich wünschte?

Nein, das wissen Sie nicht. Ich wünschte: Ach, hätte ich doch so eine herzige, liebliche Tochter.

Kommen Sie recht bald wieder zu uns.

Aber indessen schaffen Sie künstlerisch rüstig in Ihrem Atelier.

Dort dürfen Sie vorläufig nicht gestört werden.

Segen über Ihr liebes Haupt.

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

Liebstes Fräulein Raff! Kristiania, 30. März 1892.

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen wärmsten, meinen herzlichsten Dank zu senden für Ihren liebenswürdigen Brief, den ich an meinem Geburtstag empfing, und für das wunderbar schöne Gemälde, das mir, zu meiner großen Freude, vor einigen Tagen zuging. Es hängt nun an einem guten Platz in meinem Arbeitszimmer, so daß ich es beständig vor Augen habe, beständig meine Blicke an dem Ausblick aufs weite, offene Meer weiden, — und beständig meine Sehnsucht nähren kann nach einer Wiederbegegnung mit dem lieben, lieben, reizenden jungen Mädchen, das dieses kleine, feine Kunstwerk geschaffen hat. Und das während der Arbeit an mich gedacht hat in der Ferne! O — hätte ich doch Gelegenheit, Ihnen persönlich und mündlich zu danken, so zu danken, wie ich gern möchte! Das Meer liebe ich. Ihr Bild versetzt mich im Geist und in der Stimmung dahin, wo meine Liebe ist. Ja — Sie haben mich fürs Leben bereichert durch das, was Sie mir geschenkt haben. Nun wird klein Solvejg hängen neben dem Meeresbilde. So habe ich Sie ganz und ungeteilt vor mir — und in mir.

Münchener Erinnerungen stiegen stimmungsreich in mir auf, als ich diese Grüße in Worten und Farben von Ihnen empfing. Wie gern wäre ich jetzt wieder dort! Denn dort ist ja doch meines Herzens Heimat. Aber es gibt ja so mancherlei im Leben, das sich den Wünschen und der Sehnsucht eines Menschen hemmend in den Weg stellt. —

Welch' unglaubliche Fertigkeit haben Sie doch in der Behandlung der norwegischen Sprache erlangt! Denken Sie nie daran, eine Sommerfahrt in unser Land zu machen? Einen lichten, flüchtigen Sommernachtstraum zu träumen in den Bergen oder draußen am Meer.

Beantworten Sie mir einmal diese Frage, liebstes Fräulein Raff. Wollen Sie? Mir wäre es unsagbar lieb, — natürlich bei Gelegenheit und wenn es Ihre Zeit erlaubt — einige Zeilen von Ihnen zu erhalten.

Ergeben und dankbar Ihr Henrik Ibsen.

An Ossip Lourié

Herrn Ossip Louri´. Christiania, 19. Februar 1899.

Ich bin Ihnen für Ihr liebenswürdiges Anerbieten, eine Reihe Gedanken aus meinen Werken im Auszug zu veröffentlichen, sehr verbunden und gebe Ihnen hierdurch mit großem Vergnügen die verlangte Genehmigung.

Nur bitte ich Sie, sich gegenwärtig zu halten, daß die in meinen Schauspielen vorgetragenen Ideen von meinen dramatischen Gestalten herrühren, die sie aussprechen, und weder formal noch inhaltlich unmittelbar von mir selbst.

Ihr hochachtungsvoll ergebener Henrik Ibsen.

Feministische Gedankenanarchie / von Helene Lange

„Ubi homines sunt, modi sunt.“

an erzählt von Böcklin, daß er ein Heft der Zeitschrift: „Die Kunst für Alle“ weggeschoben habe mit den Worten: „Das ist es eben — es gibt keine Kunst für alle.“ Wenn man einige Jahrzehnte hindurch dem Großstadtleben zugeschaut und die Methoden des geistigen Konsums gerade in den Schichten beobachtet hat, die „alles mitmachen“ — Nietzsche und das Tagebuch der Verlorenen, die Kunst im Leben des Kindes und die neuesten Versionen des „Sexualproblems“ — dann fühlt man sich versucht, ebenso undemokratisch und skeptisch zu sagen: „Es gibt auch keine Bildung für alle.“ Diese allgemeine Bildung, der zuliebe alle Feuer von den Höhen geholt und mit allerhand grobem und qualmendem Holz weitergefristet werden, hat uns so viele ehrfurchtlose Dilettantismen beschert, als unsere Zeit ernsthafte Arbeiten und Aufgaben hat, so viele Schlagworte, als sie Gedanken und Systeme produzierte. Nichts peinlicher für einen Menschen mit intellektuellem Reinlichkeitsbedürfnis als der Inhalt von Herrn und vor allem Frau Michels „Kulturbewußtsein“. Aus mächtigen Gedankensystemen, deren Erkenntniswert nur in dem Zusammenhang liegt, in den sie die Rätsel der Welt zwingen, hat man fingerfertig und unbescheiden einige klingende und fungible Worte gepflückt und tant bien que mal zu einer trüben Art Weltanschauung vereinigt — ein wenig Nietzsche, ein wenig Darwin, ein wenig Sozialismus, etwas Ibsen, Wilde und Maeterlinck.

Die geläufigste Kombination ist „soziale Gesinnung“, die nun einmal als eine moderne Anstandspflicht gilt, und dazu möglichst viel von dem romantischen Aristokratismus, den man sich auf dem Umwege über unzählige Mißverständnisse aus der Kunst holt. Diese Kombination ist nicht einmal harmlos, weil sie notwendig zu Weltverbesserungsversuchen und zu einer unvorsichtigen und hochmütigen Kritik der sozialen Ordnung führt. Was an unreifen Plänen und Lebensprogrammen in jungen — aber auch alten — Köpfen gärt, enthält meistens diese beiden Grundelemente in irgend einer unzulässigen und unmöglichen Mischung: man will eine Seligkeit für jedermann, etwas, das „sozial“ ist und sozial wirkt, aber als Inhalt dieser Seligkeit schwebt einem das Dasein des erlesenen, extraordinären, zu aller Souveränität berufenen Menschen vor.

Dieses Grundschema des modernen Mißverständnisses schimmert auch durch in jener Bewegung, die sich eine „Reform der Erotik“ vorgenommen hat. Es wurde vor etwa drei Jahren zu Berlin ein „Bund für Mutterschutz“ gegründet, der die sehr nützliche Aufgabe sozialer Hilfstätigkeit an schutzlosen Müttern im Zeichen einer „Erneuerung der Anschauungen auf sexuellem Gebiet“ in Angriff genommen hat. Es ist in der begründenden Versammlung

die Parole ausgegeben worden — und seither in der Presse und in Versammlungen durchgeführt — es müsse eine „neue Ethik“ gesucht werden. Den Mut dazu schöpfte man aus Nietzsche, der ja die Schädlichkeit der alten Moral ans Licht gezogen habe. „Nun wissen wir, daß wir, wenn wir unser Urteil über die Dinge umändern, umwerten, wir damit auch die Dinge selber ändern — daß wir selber es sind, die unser Leben glücklich oder unglücklich, würdig oder unwürdig gestalten. Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse hält — wozu eine alte Moral ihn zwang — hört er auf es zu sein. Wenn wir uns so der Macht bewußt geworden sind, die in der ethischen Bewertung liegt, dann werden wir alles daran setzen, unsre alten Sittlichkeitsbegriffe so umzuändern, wie es für das Glück, wie es für die Hebung und Veredelung der Menschheit am besten scheint. Starke, frohe, gesunde Menschen von Körper, von Adel der Gesinnung, von geistiger Reife, von Reichtum der Seele, das scheint uns allen wohl das höchste Ziel.“*

Also nach diesem höchst einfachen Rezept, Reichtum der Seele, Adel der Gesinnung und geistige Reife en gros zu erzielen, „wertet“ man nun „um“. Dies beginnt bei der Prostitution. „Was hat die Prostitution so gemein gemacht? Doch vor allem unsre Verachtung, die dann auch den Verlust der Selbstachtung nach sich zog und eine Paria-Klasse schuf, die sich auf ihre Weise für die Verachtung zu rächen suchte. Denn sich gegen die Verachtung der Mitwelt stolz und stark zu behaupten, das ist nur den wenigen, den größten unter den Menschen gegeben.“ — Schließlich ist aber mit dem Versuch, kraft unsrer Macht zur Umwertung die Prostitution zu nobilitieren, den Frauen der oberen Schichten nicht geholfen, die „ohne Liebe leben“ müssen. Zu ihren Gunsten, denen aus wirtschaftlichen Gründen die Ehe nicht zugänglich ist, empfiehlt sich eine Umwertung des „Verhältnisses“. „Die Ehe nach Vaterrecht hat die Frau in Gruppen geschieden, deren jede nur einen Teil dessen besitzt, was ihr vorher als Ganzes gehörte. (?) Heute hat sie die Wahl zwischen folgenden vier Lebensmöglichkeiten: 1. der völligen Askese, 2. der prinzipiellen Abhängigkeit und Unmündigkeit in der Ehe nach Vaterrecht, 3. der Schande der unehelichen Mutterschaft, 4. der Prostitution.“ Welche Alternativen mit dem unbesonnenen Ausruf abgeschlossen werden: „Wahrlich eine wundervolle Wahl! Man weiß nicht, was man vorziehen soll!“ Danach gibt es zwei Wege zur Reform: nämlich die — übrigens von der Frauenbewegung längst geforderte — Ehe ohne prinzipielle Abhängigkeit, und Mutterschaft bezw. unsanktionierte Verbindung ohne Schande. Letzteres kraft der Umwertung, der auch das Gesetz durch eine „Anerkennung“ illegitimer Verhältnisse folgen soll.

Mit dieser Wendung ins Soziale wird die Gedankenanarchie vollkommen.

---

* Moderne Zeitfragen. Nr. 4. Bund für Mutterschutz. Von Dr. phil. Helene Stöcker. Berlin, Pan-Verlag.

Man vergegenwärtige sich: Der Ausgangspunkt ein erotischer Monismus, wie ihn zu allen Zeiten der künstlerische Individualismus verkündet hat, dem einzig an der Kultur der Persönlichkeit gelegen war und der die Liebe recht eigentlich aus der Gebundenheit an soziale Verpflichtungen lösen wollte, um ihre ganze ungehemmte Schwungkraft dem einzelnen zuteil werden zu lassen. Aus dieser romantisch-individualistischen Auffassung der Erotik, deren Wesen eben in ihrem antisozialen, prinzipiell aristokratischen Charakter liegt, sollen dann Maßstäbe zur Beseitigung allgemeiner sozialer Notstände gefunden werden. Die sexuelle Frage als soziale Frage, als Frage der erhöhten Heiratschwierigkeiten, der gesteigerten körperlichen Widerstandslosigkeit dem Triebleben gegenüber hat blutwenig mit „alter" und „neuer" Moral zu tun. Keine „Umwertung" der Anschauungen ändert etwas an den Tatsachen, die an der Ehelosigkeit so vieler Frauen und an dem unfreiwillig langen Junggesellentum so vieler Männer schuld sind. Höchstens könnte man sagen, daß der Verzicht, zu dem hier die sozialen Verhältnisse zwingen, erträglicher ist unter der Herrschaft einer Lebensanschauung, die nicht den höchsten Akzent auf die Erotik legt und die Disziplin in sexuellen Dingen nicht als ein ein für allemal unbilliges Verlangen der Gesamtheit an den einzelnen hinstellt. Dem Mädchen „aus guter Familie", das von diesen Schwierigkeiten am härtesten betroffen wird, ist ja durch das Surrogat des „Verhältnisses" gar nicht geholfen. Denn wenn die Bedingungen für ein „Verhältnis" da sind, das wirklich ein Glück und nicht einen Schiffbruch in Aussicht stellt, so sind auch die Bedingungen für die Ehe da.

Die sexuelle Frage als soziale Frage ist eine Angelegenheit der Massen, des Durchschnitts; ihre Lösungen können nicht abgeleitet werden aus dem, was die Ehe für die Brownings war, oder für Goethe, oder für George Eliot. Sobald von der Ehe als Institution geredet wird, handelt es sich um Hans und Grete, nicht um Persönlichkeiten, von denen die Worte „Adel der Gesinnung, geistige Reife, Reichtum der Seele" nicht zu hoch gegriffen sind. Die Gesellschaft hat gar kein Interesse daran, daß Hans und Grete sich der „Kultur der Erotik" hingeben, aber es muß ihr daran liegen, daß sie pflichtbewußte Eltern sind und ihre Kinder nicht auf die Allgemeinheit abladen. Was die Ehe als bürgerliche, gesetzliche Institution zu leisten hat, muß aus den Akten der Vormundschaftsgerichte, aus den Erfahrungen der öffentlichen Armenpflege, aus den Morbiditätsziffern der unehelichen Kinder beurteilt werden, nicht aus den Paradoxien Multatulis oder dem Briefwechsel der George Sand.

Man fühlt sich durch alle die Deplaziertheiten, deren sich diese sozialreformerische Romantik schuldig macht, geradezu gereizt, eine Ehrenrettung der bürgerlichen Moral zu versuchen, in der Art etwa, wie der alte Fontane den Leutnant Rienäcker philosophieren läßt: „Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur:

Ich muß doch meine Ordnung haben! Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volkes und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist viel, und mitunter alles. Und nun frag' ich mich: War mein Leben in Ordnung? Nein — Ordnung ist Ehe."

Diese Betrachtung repräsentiert für die „neue Ethik" den Gipfel der Philiströsität. Und doch steht vielleicht das Volksgewissen diesen Dingen näher und weiß von dem Wesen menschlicher Leidenschaften mehr als ihre romantischen Spekulationen. Es legt den Akzent nicht auf die Erotik, sondern auf die Familie, und darum fragt es nach dem Ehering und dem Standesamt. Und daraus spricht eben doch das Bewußtsein der Wahrheit, die niemand aus der Welt schafft, daß es der Gattung verhältnismäßig gleichgültig sein kann, ob die Mehrzahl der Menschen ein erlesenes Liebesglück feiert, daß ihr aber daran liegt, die Garantien für die kommende Jugend erfüllt zu sehen, ohne die in unsrem sozialen Zusammenhang deren Existenz nicht gesichert ist. Darum kann sie nicht dulden, daß die Zukunft der Gegenwart, daß die Bestimmung einer späteren Lebensphase der Herrlichkeit der vorhergehenden geopfert wird. Denn für die Gesamtheit ist nicht wie für den einzelnen der „höchste Augenblick" ein Ziel, über das hinaus es kein Jenseits gibt; für sie ist alles einzelne, und auch der Ring eines Lebens, nur ein Glied einer langen Kette, dessen Wert umso höher ist, je sicherer es die Kette zusammenzuhalten vermag. Die bürgerliche Moral ist die Vertreterin dieses Gattungsinteresses an der Liebe. Wenn ihr an der „Ordnung" so viel liegt, so ist es nicht nur, weil die wirtschaftliche Versorgung der Kinder in einer auf die Familie gestützten Gesellschaft in der wünschenswerten Ausdehnung nur gesichert ist, wenn die Elternpflicht gesetzlich erzwungen werden kann — das ist doch im Grunde der Sinn der bürgerlichen Ehe — sondern es stehen dabei noch tiefere Interessen auf dem Spiel. Auch das nämlich, daß alle menschlich-persönlichen Werte, die von der Familie, dem „Heim" geschaffen werden, nur in Ruhe und Dauer wachsen können, daß ihre Kraft, Tiefe und Innerlichkeit im geraden Verhältnis steht zu der Zeit, die an ihnen schafft. Mit der Monogamie als Sitte und Institution zwingt die Gattung den einzelnen, das zu erleben. Sie entzieht seiner Willkür, seiner Hingenommenheit von Augenblicksstimmungen die Macht, diese Ruhe und Dauer täglich aufs Spiel zu setzen, um sie neu zu gewinnen oder zu verlieren. Insofern ist die Ehe, wie alle sozialen Formen, eine Lebenserleichterung. Die Weisheit der Gattung — die auf den Erfahrungen von Generationen beruht — setzt den Rahmen für den Lebensspielraum des einzelnen. Sie mag ihn dadurch zuweilen einengen und verkleinern, aber das bedeutet wenig gegenüber der Tatsache, daß sie den Massen eine Lebensform — wenn auch zunächst nur als Form — aufzwingt, die Träger der höchsten Inhalte sein kann, daß sie dem einzelnen den Weg zeigt, den er bei eigenem Suchen vielleicht erst mit unwiederbringlichen Kraftverlusten oder niemals gefunden hätte. Nur auf diese Weise

kann überhaupt Kultur entstehen, nur auf diese Weise, in der Form von sozialen Institutionen, der Ertrag aus dem Lebenskampf der Toten den Künftigen zugute kommen. Und unsere moderne Gesellschaft mit der ungeheuren Vielgestaltigkeit, der unübersehbaren Verkettung ihrer einzelnen Lebensregungen, bedarf in ganz besonderem Grade gefesteter Institutionen, um nicht chaotisch zu werden. Darum urteile man nicht so geringschätzig über die konventionelle Moral — was sie erreicht, die im Sinne einer tieferen Sittlichkeit vielleicht noch ganz wertlose Beobachtung der bürgerlichen Ordnung, ist „viel und mitunter alles"; weil es nämlich manche Menschen nun einmal darüber hinaus nicht bringen, wohl aber sehr weit dahinter zurückbleiben könnten, und weil für viele andere erst der Zwang zur rein äußerlichen Einfügung in die Sitte zur persönlichen Sittlichkeit führt. Solche grundsätzliche Bewertung der Formen schließt selbstverständlich die Aufgabe nicht aus, sie weiterzubilden und zu verändern, wenn sie in ersichtlichen Widerspruch mit wertvolleren Kulturgütern geraten; aber man sollte dabei mit höchster Vorsicht verfahren. Es ist unendlich schwer, alle die Zusammenhänge zu übersehen, durch die gewisse Ordnungsbegriffe ihre instinktive traditionelle Festigkeit bekommen haben, und es ist noch schwerer, vorauszusehen, welche Gewalten wir mit der Lockerung überkommener Gebundenheit befreien, und ob diese schreibtischgeborenen neuen Normen die Kraft haben werden, Egoismus und Leidenschaften des einzelnen im Interesse der Gesamtheit zu bändigen.

Aber der „Lebenswert der Liebe" und die „Produktivität der Leidenschaft" und die „Schwungkraft der Erotik"? Soll das alles der Intaktheit der Form geopfert werden, die doch an sich niemals Zweck, sondern immer nur Mittel sein kann? Soll der letzte und höchste Wertmaßstab für eine einzelne Persönlichkeit die Soziabilität ihrer Lebensform sein?

Gewiß nicht. Man soll nur nicht meinen, daß irgend eine Beeinflussung der Menge die Seltenen und wenigen, die für die Schwingungsweite ihres Lebens im traditionellen sozialen Spielraum keinen Platz finden können, deren persönliches Einzelschicksal es ist, diese Formen durchbrechen zu müssen, vor dem Zusammenstoß mit dem konventionellen Urteil und vor der Tragik dieses Konflikts schützen kann. Die Menge kann ein für allemal nicht anders als sich an die Erfüllung der Form halten. Man darf ihr dies Recht nicht nehmen. Niemals wird man erreichen, daß sie die Menschen der außerordentlichen Proportionen an den richtigen Platz stellt. Man wird nur eine nüancenlose und herdenmäßige Begeisterung für das Illegitime entflammen — das kann man als Wirkung der „neuethischen" Propaganda oft genug beobachten. Und es gibt nichts widerwärtigeres und heilloseres als diesen auf den Kopf gestellten Konventionalismus. Wenn man sonst ehrlich trivial die wenigen an den vielen maß, so mißt man nun umgekehrt die vielen an den wenigen. Gemessen wird auf alle Fälle, das ist unvermeidlich und unentbehrlich.

Und darum ist es vollkommen verkehrt, Fragen der sozialen Ordnung unter dem Gesichtswinkel „Genie und Philister" zu beurteilen. In den Fragen der sozialen Ordnung hat der Philister recht, und das Genie, der „Übermensch", hat sein Kreuz auf sich zu nehmen. Es ist gut, daß der Weg außerhalb des Geleises ein Dornenweg ist. Denn es muß verhindert werden, daß Menschen, die ihre Lebensleistung am besten schlecht und recht als „Stützen" der sozialen Ordnung abdienen, sich einer für sie selbst undurchführbaren und für die Gesamtheit schädlichen Vagabondage hingeben. Ja, vielleicht ist die Zahl der Fälle sehr gering, in denen es sich lohnt, daß jemand auf Kosten der „Maxime für alle" seine Seele oder sein Glück rettet. Denn eins noch ist zu berücksichtigen: daß die Festigkeit sozialer Institutionen am wirksamsten gesteigert, ihre Dignität am sichersten gewahrt wird durch die Opfer, die ihr gerade die wertvollen Menschen bringen. Und darum liegt etwas daran, daß auch auf den Höhen diese opferbereite „Loyalität" nicht überwunden wird durch eine gewisse eudämonistische Schwächlichkeit, die Nietzsche einmal so gut als „Mangel an tragischer Gesinnung" bezeichnet.

Es wäre gerade jetzt nicht übel, wenn irgend eine Zensur das Philosophieren über die Liebe untersagte und Erörterungen über die sexuelle Frage nur in streng wissenschaftlicher Terminologie zuließe. Dann wäre Aussicht, daß die Menschen von der Gedanken- und Gefühlsverwirrung, in die sie durch diese Hurra-Erotik gestürzt wurden, erst einmal wieder zu sich selbst kämen. Da darauf aber nicht zu rechnen ist, sollte sich jeder befleißigen, über diese Dinge so nüchtern wie nur irgend möglich zu reden. Vielleicht regt sich doch einmal der Widerwille gegen den dithyrambischen Dilettantismus, der sich über dieses Gebiet ergossen hat, und der, wenn er keine weiteren üblen Wirkungen hervorbringt, doch sowohl den Geschmack wie die intellektuelle Gewissenhaftigkeit aufs empfindlichste verwüstet hat.

Fritz Katzfuß/ von Otto Pniower

heodor Fontanes dichterische Laufbahn war nach manchen Seiten hin ungewöhnlich. Er begann als Lyriker, im engern Sinn als politischer Lyriker im Stile Herweghs, um sich dann unter dem Einfluß geschichtlicher Studien und des englischen Volksliedes der vaterländischen Heldenpoesie und vor allem der Ballade zuzuwenden. Er brachte es darin zu schönen Leistungen, denen aber eine unlyrisch gestimmte Zeit die allgemeine Anerkennung versagte. Nur in dem engeren Kreise der Zunft war er ein „kleines Kirchenlicht". Schon als er in dieser Weise „etabliert" war, wie er es in seiner Autobiographie echt fontanisch nennt, strebte er nach dem großen historischen Roman. Die Zeit vor und nach der Katastrophe von 1806, die ihn mehrfach zu epischer Darstellung lockte, war als Hintergrund zu einem größeren Werke gedacht, dessen Mittelpunkt die Heldengestalt „Schills" bilden sollte.

Offenbar aus diesen Absichten erwuchs dann Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm". Als er erschien, war der Dichter beinahe sechzig Jahre alt, und unsägliche Mühe hatte er zu seiner Bewältigung bedurft. Und wieder verging ein halbes Menschenalter, ehe Fontane auf diesem Gebiete Meister wurde. Mit der tiefen Selbsterkenntnis, die unter den vielen schönen Eigenschaften, die ihn auszeichneten, nicht die geringste ist, durchschaute er selbst den eigentlichen Grund dieses dornenvollen Werdegangs. In den Briefen an seine Familie, die seltsamerweise literarisch noch gar nicht gewürdigt sind, schreibt er einmal (17. August 1882): „Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim siebziger Kriegsbuche und dann bei dem Schreiben meines Romans ein Schriftsteller geworden bin, d. h. ein Mann, der sein Metier als eine Kunst betreibt, als eine Kunst, deren Anforderungen er kennt.... In poetischen Dingen hab ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa. Daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht."

Fontane war also von Hause aus eine lyrische Natur. Die prosaische Epik eignete er sich durch eine fast heroische Selbstzucht an. Fleiß ist die Hälfte des Genies oder, wie er selbst es gewiß aus dem Gefühl dieser persönlichen Erfahrung heraus in einem Gelegenheitsgedichte ausdrückt:

> Gaben, wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder.
> Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.

Natürlich blieb es nicht ohne Einfluß auf Fontanes Romane und Novellen, daß seine Entwicklung in der Lyrik wurzelt. Gewisse Schwächen nach der technischen Seite hin, auch Sprünge in der psychologischen Linie rühren daher. Man kann deshalb sagen (ohne daß ich damit den Lyriker Fontane über den Epiker stellen will): jener ist zwar nicht so reich, interessant und geistvoll wie dieser, aber künstlerisch betrachtet ist er einwandfreier. Ein Beitrag zur Lehre

des Erfolges aber ist es, daß seine allgemeine Anerkennung als Lyriker erst den Umweg über den Ruhm des Romanschriftstellers machen mußte.

Andrerseits hat wieder die Beschäftigung mit historischen Arbeiten wie den „Wanderungen" und den „Kriegsbüchern" sowie die epische Produktion auf seine Lyrik eingewirkt, und zwar zunächst hemmend. Es gab eine Zeit — es war die Mitte der siebziger Jahre — da schrieb Fontane, er wüßte kaum mehr, daß er je Verse gemacht hätte. In der Mitte und gegen das Ende der achtziger Jahre bewirkten die zurückgestauten Kräfte allerdings eine Art Springflut, und es entstanden in rascher Folge eine größere Anzahl von Balladen. Weiter aber hat jene unlyrische Tätigkeit für seine Lyrik die bedeutsame Folge gehabt, daß sie den seiner Natur eigentümlichen Trieb vom Heroischen zum Menschlichen beförderte. ‚Heroisch' ist hier relativ zu nehmen. Denn Fontane hat, wie er von sich selbst bekennt, niemals einen „Anlauf" genommen.

„Mir würde der Weitsprung nicht gelingen.
So blieb ich denn bei den näheren Dingen."

Aber auch innerhalb dieser Einschränkung beobachten wir an ihm mehr und mehr die Bewegung vom stofflich Höheren zum Niedrigeren: vom rein Lyrischen, dem historischen Lied und der Ballade zur Darstellung des Menschlich-Alltäglichen, des Gegenwärtigen. Zu welcher Meisterschaft er es darin gebracht hat, ist bekannt. Was die Gedichte dieser Art auszeichnet, ist vor allem die Schlichtheit und Naturwahrheit, mit denen diese so ganz irdischen Vorfälle, diese aus der Wirklichkeit geschöpften Beobachtungen oder persönlichen Erfahrungen dargestellt und zu einem lächelnden Optimismus gedeutet sind. Ein entzückender Humor, eine reizende Selbstpersiflage, das Gefühl, daß dieser leichte Scherz, dieses lose Geplauder nicht bloß von einem feinen Kunstverstand gemeistert sind, sondern auch auf dem Grunde einer tiefen, teuer erkauften Lebensweisheit ruhn, all dies erhöht die Freude daran.

Zu diesen Gedichten gehört nun auch „Fritz Katzfuß", das sich einer ganz besondern Popularität erfreut. Es erzählt in leichtem, rhythmisiertem Plauderton, ohne daß der Reim angewendet wird — der Stoff vertrug keine strenge, gebundene oder edle Form — es erzählt von einem fünfzehnjährigen Jungen, der bei der Witwe Marzahn in der Lehre war. Mit ergötzlicher, höchst anschaulicher Detailmalerei, unter Verwendung des nicht eben schweren Mittels der Häufung von Begriffen, wird der Kramladen, in dem er schaltet, geschildert. Das ist die Ouvertüre. Es folgt die Hauptsache: die Beschreibung des dem Kramladenlehrling eigenen Wesens. Er ist ein „Nöler", ein langsamer Peter, der sich, wenn er in den Keller oder auf den Boden geschickt wird, allzulange verweilt, zum Ärger der Käuferinnen und nicht gerade zur Freude der Besitzerin, der Witwe Marzahn. Beiden ist diese Langsamkeit, dieses Trödeln des jungen Mannes unerklärlich. Noch rätselvoller erscheint ihnen, daß er allen Vorwürfen, allen Wutausbrüchen gegenüber ruhig und kalt bleibt. Nur ein stilles Lächeln hat er dafür, das Lächeln der Überlegenheit.

Endlich nach zwei Jahren bringt ein Zufall des Rätsels Lösung. Ein Oxhoft Apfelwein ist angekommen und soll in den Keller gebracht werden. Fritz muß dabei helfen, und weil die Hitze groß und drückend ist, wirft er seinen Rock ab. Dabei gleitet, ohne daß er's merkt, ein Büchlein aus der Tasche, das Frau Marzahn aufgreift. Es enthält Gedichte. Gedichte, erster Teil von Wolfgang Goethe. Es ist arg zerlesen und zeigt merkwürdige Spuren der Benutzung, die der Dichter mit einer gewissen Wonne beschreibt.

„Nun war es klar. Um so was träg und langsam!"

Damit ist der eigentliche Hergang und sind seine Voraussetzungen erzählt. Der poetische Zweck ist damit aber noch nicht erreicht.

Die Gestalt des Fritz Katzfuß interessiert den Dichter nicht allein um ihretwillen. Mit ihrem Eigenwert ist die Bedeutung, die sie für ihn hat, nicht erschöpft. Die Figur ist ihm ein Symbol und zwar ein ganz persönliches. Er sieht in Fritz Katzfuß sein Abbild. Wie jenem die Lehrzeit hinging bei Frau Marzahn, ging ihm das Leben hin. Ein Band Goethe blieb auch ihm sein bestes Wehr und Waffen. Und nun folgt eine nähere Ausführung der Parallele, die dem Dichter aber wohl zu trocken, vor allem zu ernst erschien. Er spitzt deshalb den Schluß zu einer heitern Pointe zu, mit der er zugleich zum Beginn zurückgreift. Dort beschrieb er Fritz Katzfuß als rothaarig und sommersprossig. Darauf kommt er zurück, indem er von sich sagt:

All genau dasselbe
Nur andres Haar — und keine Sommersprossen.

Diese Analyse ist gewiß nicht imstande, eine wirkliche Vorstellung von der Kunst zu geben, die Fontane an das kleine, unscheinbare Gedicht gewendet hat. Aber sie läßt doch wohl ahnen, wie er einen harmlosen Stoff von höchster Simplizität ins Reich der Poesie erhoben hat, wie er zu steigern weiß, Neugier weckt und eine gewisse Spannung erregt, so daß das Vorkommnis, das die Lösung des Rätsels gibt, gleichsam erleichternd wirkt. Zu der glücklichen Anlage des Ganzen gesellen sich prächtige Einzelzüge, die ich nicht alle aufzählen mag, da ich hier keine seminaristische Übung, wozu sich das Gedicht übrigens ganz besonders eignet, abhalte. Meisterhaft, voller Humor ist die Beschreibung des zerlesenen Büchleins:

Zerlesen war's und schlecht und abgestoßen
Und Zeichen eingelegt: ein Endchen Strippe,
Briefmarkenränder, und als dritt' und letztes
(Zu glauben kaum) ein Streifen Schlackwurstpelle,
Die Seiten links und rechts befleckt, befettet.

Wie ein Witz aber wirkt die Wahl der aufgeschlagenen Stelle in der Sammlung der Goethischen Gedichte. Dabei spielt Fontane einen stilistischen Trumpf aus, indem er durch eine kleine Retardation den Umstand besonders hervorhebt:

Und oben stand. Nun was? Stand: ‚Mignonlieder'

Und Witwe Marzahn las: „Dahin, dahin
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn."

In ähnlicher Weise ist vorher durch den Einschub der Worte „(Zu glauben kaum)" die Schlackwurstpelle akzentuiert. Der Witz aber liegt in der köstlichen Situation, indem für einen Augenblick die Vorstellung erweckt wird, als sei Frau Marzahn mit Mignon identisch.

Das Kolorit, das Fontane dem Gedicht gegeben hat, ist unverkennbar märkisch. Das bewirken schon die Namen: Fritz Katzfuß (so heißt auch ein Bäcker in Grunewald) und Marzahn. Das bewirkt aber weiter die starke, offenbar absichtliche Verwendung mundartlicher Worte und Wendungen wie „nölen", „verbiestert", „wär nicht zu beleben", „Schlackwurstpelle", „Strippe" (für das gebildetere Bindfaden). Gleichwohl ist die unmittelbare Anregung zu dem Gedicht nicht märkischem Boden entsprossen. Im Jahre 1886 erschien unter dem Titel „Der schöne Valentin" ein zwei Novellen enthaltendes Buch von Helene Böhlau. In der zweiten der Erzählungen, „Die alten Leutchen" benannt, bildet das Milieu ein Kolonialwaren- und Delikateßladen in Weimar, der im Besitz von Balduin und Anna Häberlein ist. In dieses Geschäft tritt Leander Thorspeck als Lehrling ein: ein lässiger, gleichgültiger und unschöner Jüngling, der durch seine hochnäsige Miene und sein überlegenes Lächeln den Frieden des Hauses nicht wenig stört. Er trägt in der Rocktasche einen Schmöker mit sich herum, den er zum Ärger seines Prinzipals, sowie es nichts zu schaffen gibt, herauszieht, um sich in ihn zu vertiefen. Dann hört und sieht er nichts. Einmal, als Frau Häberlein grübelnd im Ladenstübchen saß, erblickte sie auf dem Stuhl am Ofen ein vergriffenes, verbogenes Büchelchen. Sie greift darnach, schlägt es bedächtig auf und findet zu ihrem nicht geringen Entsetzen eine wohlbenagte Wurstschale als Lesezeichen zwischen den Seiten. Sie blättert weiter und findet ein ihr unbekanntes, weit gekanntes Lied:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Wie diese Verse und besonders die Strophe:

Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh;
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu

Epoche in dem Leben der Frau Anna Häberlein machen, wie sie ihre unterdrückte Sehnsucht nach halb Geahntem und Unbekanntem beschwingen und ihr gefühlvolles Herz schmelzen, das mag man in der Erzählung selbst nachlesen. Ich will hier nur noch bemerken, daß das entdeckte Buch Leander Thorspecks nicht der erste Band von Goethes Gedichten ist, sondern ein Taschenalmanach, in dem die verschiedensten Dinge behandelt sind.

Skeptiker — und wo gibt es größere als dann, wenn es sich darum handelt, den Anregungen nachzugehn, aus denen poetische Gebilde erwachsen, ohne die doch nie eine Schöpfung entstehen kann? — also Skeptiker werden bezweifeln, daß die Episode der Novelle Fontane die Idee des Gedichtes eingegeben und die Hauptzüge hergeliehen hat. Sie werden von Zufall sprechen und sagen, daß sehr wohl zwei zeitgenössische Poeten auf dasselbe Motiv kommen können, daß sich die Übereinstimmungen im kleinen als Assoziationen aus dem Grundvorwurf ergeben und was man sonst in solchem Falle zu sagen gewohnt ist. Solche Zweifler pflegen sich als Bannerträger des hinsterbenden Idealismus zu fühlen und werfen den armseligen mikrologischen Literarhistorikern der neuesten Schule vor, daß sie dem Dichter die Phantasie absprechen, ihn erniedrigen und zum Fabrikanten stempeln.

Ich könnte für den Vorurteilslosen sehr wohl den Indizienbeweis erbringen, daß Theodor Fontane aus dieser Erzählung Helene Böhlaus die Anregung zu seinem Gedicht empfing, aber ich bin glücklicher Weise dessen enthoben, da ein authentisches Geständnis des Angeklagten (sozusagen) vorliegt. Am 28. Dezember 1888 schrieb Fontane an einen Freund: . . „Es gibt eine ausgezeichnete Novelle von Helene Böhlau, drin ein sommersprossiger Ladenbengel vorkommt, der, während er Heringe verkauft, die ganze Welt, seine Prinzipalität und vor allem auch das Publikum, die hübschen Dienstmädchen an der Spitze, von oben herab behandelt, und das alles bloß, weil er drei Gedichtbücher hat und aus dem ersten Teil des „Faust" — dessen Lesezeichen, höchst charakteristisch, eine Wurstpelle ist — lange Stellen auswendig weiß, die er nun jedesmal selig vor sich hin deklamiert, wenn er in den Keller muß, um die Sirupskanne neu zu füllen. Auf mich hat das seinerzeit einen großen Eindruck gemacht, weil ich mich in dem Ladenschwengel wieder erkannte. Alles, was vor mehr als fünfzig Jahren in der Roseschen Apotheke um mich her war, als ich Kamillentüten drehte, wurde von mir wie ein Kaff behandelt, nein nicht behandelt, sondern bloß angesehen. Im Gegenteil: ich behandelte jeden artig, gütig, zuvorkommend. Und das rettete mich und hat mich schließlich das werden lassen, was ich jetzt bin. Fehlte mir aber damals das heitre Gleichmaß der seelischen Kräfte, spielte ich die Hochmuts- und Wichtigkeitsrolle ohne begleitenden Humor und ich darf hinzusetzen, ohne begleitende Bescheidenheit durch, so war ich verloren."

Dieses Bekenntnis ist, abgesehen davon, daß es uns literarhistorisch gesprochen zur Quelle des Gedichtes „Fritz Katzfuß" führt, in Wahrheit allerdings nur zu einer der Quellen, das Bekenntnis ist nach vielen Richtungen hin bemerkenswert. Zunächst fällt auf, wie wenig genau die Aussage über die Figur der Novelle ist. Nichts steht davon in den „Alten Leutchen", daß Leander Thorspeck sommersprossig ist, nichts auch davon, daß er den „Faust" auswendig kennt und aus ihm deklamiert, wenn er in den Keller zu gehen hat. Nichts davon, daß er drei Gedichtbücher besitzt. Auch daß er die hübschen Dienstmädchen von oben herab behandelt, erzählt Helene Böhlau nicht.

Woher die Abweichung von dem Tatsächlichen? Nun, es ist klar, daß, als Fontane jene Zeilen schrieb, er den Stoff zum Gedicht „Fritz Katzfuß" schon als poetische Aufgabe erfaßt hatte, daß es im Werden war. Das Bekenntnis gewährt uns einen Einblick in die Entstehung der kleinen Schöpfung, wie er uns selten gegönnt ist. Es ist darum für denjenigen, der dem Geheimnis der poetischen Befruchtung und der Ausbildung des Embryo nachspürt, ebenso wichtig wie interessant. Es ist um so interessanter, als wir glücklicher Weise auf ein sehr frühes Stadium der Entwicklung stoßen, das Stadium, da der Dichter unbewußt an dem Stoff arbeitet. Denn daß das Gedicht, als der Brief geschrieben wurde, noch nicht verfaßt war, geht aus dem Umstand hervor, daß das von dem Ladenjüngling entworfene Bild in Einzelheiten zu demjenigen Fritz Katzfußens nicht stimmt. Übrigens erhellt es auch schon daraus, daß Fontane sich auf Helene Böhlau beruft, was er nach der Vollendung des Gedichtes kaum getan hätte, gewiß aber nicht in der Weise, wie es geschieht. Er kann aber auch damals noch nicht — das sieht jeder — die bewußte Absicht gehabt haben, den ihm zugetragenen Stoff zu formen. Doch ist aber schon das Wichtigste geschehen: die Selbstidentifizierung des Dichters mit Leander Thorspeck. Und schon sind auch einige kleine Motive gefunden: der sommersprossige Teint des Jünglings, ferner der Zug, daß er Unnützes treibt, wenn er in den Keller gehn muß. Die Phantasie ist also still und geheim schon an der Arbeit. Ist sie aber einmal in Bewegung gesetzt, dann muß sie — das ist ein unerbittliches Gesetz — auch das Erfahrene ummodeln. Das ist der Grund, weshalb die Schilderung, die Fontane in dem Brief an den Freund von dem Lehrling bietet, Abweichungen aufweist von dem, was die Novelle über ihn berichtet.

Und nun bewundern wir von neuem die große Kunst, die das kleine Gedicht in sich birgt. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen den Vergleich mit der „Quelle" zu ziehen. Nur einige Momente seien hervorgehoben. Zunächst erkennen wir die Konzentration, die der Stoff erfahren hat. Balduin Häberlein und Leander Thorspecks Mutter, der in der Novelle eine bei weitem größere Rolle zugewiesen ist als dem Sohne, beide sind ausgeschaltet. Dann wird uns noch einmal klar, wie Fontane die Darstellung hebt und steigert, indem er sie zu einem Geschehnis zuspitzt. Daß das Büchelchen beim Transport des Apfelweinfasses zum Vorschein kommt, ist seine Erfindung. Und mit weiser Bedachtsamkeit geschieht es, daß der Dichter vorher nichts von der heimlichen Lektüre des jungen Mannes verrät, vielmehr der Band Gedichte geradezu als unerwartete Lösung eines Doppelrätsels erscheint. Die Novelle verzichtet in diesem Punkt auf alle Spannung. In epischer Behaglichkeit wird zuerst des längeren von dem Schmöker gesprochen und später berichtet, wie Frau Häberlein den zerlesenen Almanach liegen sieht. Und noch in einem andern Moment zeigt sich uns von neuem Fontanes glückliche Hand. Bei Helene Böhlau ist es Goethes „Lied an den Mond", auf das

Frau Annas Auge fällt. In Fontanes Erinnerung lebt der „Faust“ als dasjenige Werk, dem der Enthusiasmus des jungen Mannes zugewandt ist. Wie treffend ist nun das „Mignonlied“ gewählt! Ein ironisches Licht fällt damit auf Frau Marzahn, die sonst durch kaum andre Züge und fast allein durch den Namen charakterisiert ist. Ein neuer Beweis, was Sparsamkeit der Mittel in der Kunst bedeutet und daß zuweilen eine leise Geste mehr bewirkt als mühselige Einzelheiten. Im übrigen ist die derbe Frau Marzahn nicht von demselben Blute wie die zarte, gefühlvolle Frau Häberlein. Sie ist eine völlig neue Gestalt und zwar von märkischem Kaliber.

Schwerlich las Fontane, als er daran ging, das Gedicht abzufassen, die Novelle noch einmal durch. Der erste Eindruck genügte vermutlich wie zur Konzeption (die deshalb nicht sogleich nach der Lektüre erfolgt zu sein braucht), so auch zur eigentlichen Schöpfung. Doch aber fällt auf, wie er in einer Einzelheit der Quelle folgt. Ich bemerkte schon, wie der Dichter den Gleichmut des Lehrjungen gegenüber allen Vorwürfen besonders hervorhebt und als das Rätselvollere seines Wesens hinstellt.

> Daß, wie's auch drohn und donnerwettern mochte,
> Ja, selbst wenn Blitz und Schlag zusammenfielen,
> Daß Fritz nie maulte, greinte, wütend wurde.
> Nein, unverändert blieb sein stilles Lächeln
> Und schien zu sagen: Arme Kreaturen,
> Ihr glaubt mich dumm, *ich* bin der Überlegene.

Ähnlich sagt von Leander Thorspeck sein Prinzipal: „Ja, wenn der Bengel sich noch irgend etwas zuschulden kommen ließe, wenn er grob und ungehörig würde, dann könnte man ihn mit Fug und Recht loswerden. Aber das ist er nicht. In seiner Maulfaulheit ist nichts Gutes und nichts Schlechtes. Alles macht er mit den verfluchten Mienen ab, die man, um ihm die Freude zu versalzen, einen in Ärger gebracht zu haben, garnicht bemerken darf.“ Diese Übereinstimmung hat sichtlich einen tieferen Grund. Hier setzt die Identifizierung des Dichters mit dem Helden ein, wenn es erlaubt ist, Fritz Katzfuß so zu nennen. Fontane war sich aller Geringschätzung gegenüber, der er sich Jahrzehntelang ausgesetzt sah, seines Wertes wohl bewußt. Davon legen seine Briefe reichlich Zeugnis ab. So schreibt er von einem Aufenthalt in Bremen im Sommer 1880 an seine Frau rührend genug: „Mir trat der Tag wieder vor die Seele, wo ich 1844 auf meiner ersten Londoner Spritzfahrt in den Dockskellern umhergeführt wurde. Sind sechsunddreißig Jahre. Dazwischen liegt das Leben. Und doch kam ich mir nicht 'mal sehr verändert vor. Arm, unsicher und selbstbewußt, gerade wie damals.“ Diesem Selbstgefühl, verklärt durch Humor, legte Fontane für seine Existenz großen Wert bei. Seinem Besitz schrieb er die Rettung aus der Lebensmisere zu. Das spricht der oben zitierte Brief an den Freund, der von der Novelle berichtet, aus. Das beweist auch eine Äußerung in einem Schreiben an seine

Frau (vom 17. Juni 1884): „In meinem Herzen aber hat es mir nie an Selbstgefühl gefehlt. Was wäre auch wohl sonst aus mir geworden?" — Irr ich nicht, so sind wir hier zu dem eigentlichen, dem innern Ursprung des Gedichtes gelangt. Hauptsächlich in dieser Eigenschaft des gegen die Außenwelt gepanzerten Selbstbewußtseins erkannte er sich wieder, wobei die Erinnerung an die eigenen im Laden verbrachten Jugendjahre mitwirkte. Vor allem in dem Dünkel erschien ihm Leander Thorspeck als sein Abbild. Spurlos wäre die Lektüre der Novelle, wäre die episodische Gestalt des Lehrlings an dem Dichter vorübergegangen, wenn er nicht in dieser Eigentümlichkeit und in der, wenn auch weitläufig, verwandten Situation die Beziehung auf sich selbst erblickt hätte.

So floß ihm aus der Erzählung von Helene Böhlau die äußere Quelle des Gedichtes. Der innere Trieb zur Gestaltung aber hatte einen doppelten Ursprung: zu dem, was dem Poeten in der Novelle entgegentrat, mußte sich die Selbstbeobachtung, das, was er an sich und in sich erlebt hatte, gesellen, damit jene erquickende, von Humor und leichter Selbstpersiflage getragene, kunstvolle Schöpfung entstünde.

Diese Betrachtung aber sollte zeigen, wie eine starke Natur einen ihr von außen zugegangenen, unscheinbaren Stoff zu einem Werkchen sui ipsissimi generis macht.

Der Hahn von Quakenbrück/ Eine Schnurre von Ricarda Huch



Im folgenden wird gemeldet was die Chroniken über den staatswichtigen Prozeß wegen des eierlegenden Hahnes überliefert haben, durch welchen eine freie Reichsstadt Quakenbrück im Jahre 1650 ängstlich erschüttert wurde und leicht zu gänzlicher Auflösung gebracht worden wäre.

Es hatte nämlich der Pfarrer an der Heiligengeistkirche, der der Reformation anhing, mehrere Male auf der Kanzel vorgebracht, daß der Hahn des Bürgermeisters, wider Natur und Gebrauch, als wäre er eine Henne, Eier lege, darüber gewitzelt wie auch merken lassen, daß dergleichen ohne die Beihülfe des Teufels oder teuflischer Künste nicht wohl zu bewerkstelligen sei. Dies verursachte der Zuhörerschaft des beredten Pfarrers teils Belustigung teils Grausen, und es wurde in den Bürgerhäusern hin und her darüber geredet, besonders in den Kreisen der zünftigen Handwerker, welche behaupteten von Bürgermeister und Ratsherren aus dem Regimente verdrängt worden zu sein, an dem sie vielerlei auszusetzen hatten. Allmählich kam es so weit, daß die müßigen Buben, wenn der Bürgermeister sich auf der Straße blicken ließ, anfingen zu krähen und zu gackern und mit solchen Bezeigungen unehrerbietig hinter ihm herliefen. Auch dem Stadthauptmann, der die Kriegsmacht von Quakenbrück im Namen des Kaisers befehligte und eine gewaltige Person war, kam etwas davon zu Ohren, und da er mit dem Bürgermeister wie auch vorzüglich mit der Bürgermeisterin, Frau Armida, befreundet war, begab er sich selbst in sein Haus, um ihn deswegen zur Rede zu stellen. Bevor noch der Bürgermeister nach Gewohnheit eine Kanne Wein auftragen lassen konnte, setzte sich der Stadthauptmann auf einen Sessel, schlug auf den Tisch und sagte: „Tile Stint — denn so hieß der Bürgermeister —, das mit dem Hahn muß aufhören, oder du sollst sehn, daß ich nicht von Pappe bin!"

Tile Stint klopfte dem Stadthauptmann auf den Rücken, als ob er einen Hustenanfall hätte, und sagte begütigend: „Wenn du mir sagst, was es mit dem Hahne auf sich hat, so mag es meinetwegen aufhören, da dir viel daran zu liegen scheint." „Was," rief der Stadthauptmann noch lauter als zuvor, „so willst du zu der Schandbarkeit deiner Tat noch die Dreistigkeit fügen sie mir abzuleugnen, da doch das Gelichter der Gasse ungestraft hinter dir her kräht." Diese Worte stimmten den Bürgermeister nachdenklich und er sagte: „Das Krähen der mutwilligen Buben ist mir in der Tat aufgefallen, und es wäre mir lieb, den eigentlichen Grund desselben zu erfahren. Ich dachte schon, es sei ein Symbolum und diene den Reformierten uns Altgläubige damit zu verspotten, doch will ich sie gern einer derartigen Herausforderung und Tücke freisprechen, wenn es sich anders verhält." Der Stadthauptmann runzelte

die Brauen und brummte: „Firlefanz! Solltest du nicht wissen, daß auf das niederträchtige Eierlegen deines Hahnes gezielt wird?"

Auf diese Insinuierung öffnete Tile von Stint seine matten blauen Augen voll Staunen, indem er ausrief: „Der kann Eier legen! Mache mir das nicht weiß! Tun es doch nicht einmal meine Hühner nach der Ordnung, so daß ich ihn schon habe abschlachten lassen wollen, da er noch dazu die Federn läßt und schäbig wie von einer Rauferei daherkommt; aber ich unterließ es, da er wegen seiner Magerkeit keinen guten Bissen verspricht." Das Gesicht des Stadthauptmanns verdüsterte sich und er herrschte den Bürgermeister an: „Verlege dich mir gegenüber nicht aufs Leugnen! Das Mistvieh legt Eier und gehört von Rechtens auf den Scheiterhaufen. Du weißt, daß ich im Christentum unerbittlich bin und meine besten Freunde nicht verschone, wenn ich sie bei Frivolität und Gotteslästerung ertappe. Das Volk muß in Respekt erhalten werden und an den Regierenden ein Beispiel sehen; deshalb trage ich dir auf dafür zu sorgen, daß der üble Leumund von dir abgewaschen und künftig nichts Ungebührliches mehr von deinem Haus und Hof vernommen wird, da ich zuvor meinen Fuß nicht wieder auf deine Schwelle setzen werde." Über dies majestätische Auftreten seines Freundes heftig erschrocken, rief der Bürgermeister: „Erlaubt wenigstens, daß ich Frau Armida rufe!" und riß heftig an einem Klingelzuge, dessen Geläut sich indessen noch kaum erhoben hatte, als die Erwünschte schon in das Zimmer trat. Sie war eine prächtige Frau, die immer in einem burgunderfarbenen Seidenkleide umherging und eine hochaufgetürmte, weitläufige Frisur auf dem Kopfe trug, von deren Spitze ein Kranz von weißen und hellblauen Federn herunternickte. Infolge eines liebenswürdigen Temperamentes erglomm sie zwar leicht zu großer Heftigkeit, besänftigte sich aber auch unversehens, liebte die Geselligkeit und verscheuchte mit viel Geräusch die Langeweile und üble Laune, weswegen sie wohlgelitten und dem Stadthauptmann unentbehrlich war.

„Ihr seid es, Klöterjahn", rief sie, als sie den erhabenen Mann erblickte, und wollte mit einer angemessenen Begrüßung fortfahren; allein der Bürgermeister schnitt ihr die Rede ab, indem er kläglichen und gereizten Tones ausrief: „Warum meldet man es mir nicht, wenn solche Unrichtigkeiten im Hühnerstalle vorfallen? Du bist die Hausfrau und solltest es wissen, wer bei uns die Eier legt! Oder hält man es nicht für nötig, mich von so gröblichen Mißständen in Kenntnis zu setzen?"

„Ereifere dich nicht!" sagte Frau Armida strenge; denn sie mißbilligte es, wenn andere heftig wurden; „wenn du selbst nicht weißt was du sagst, verstehen es andere noch weniger." Diese Entgegnung brachte den Bürgermeister vollends auf, so daß er böse rief: „Verstehst du nicht, daß es Sache der Hühner ist, Eier zu legen, wie die der Weiber Kinder zu gebären?" und hoffte mit dieser Anzüglichkeit seine Frau zu ärgern, welche ihm keine Kinder geschenkt hatte. Diese jedoch hielt an sich und lud nur durch einen funkelnden Blick den Stadthauptmann ein, ihr unschuldiges Leiden zu bezeugen. „Ich bin

ein einfacher Kriegsmann, aber ein guter Christ", sagte von Klöterjahn, düster ihrem Blicke ausweichend; „bevor ihr diesen Schandfleck nicht von euch abgewaschen habt, kann ich eure Schwelle nicht mehr betreten. Was ich gesagt habe, kann ich nicht zurücknehmen, also muß es dabei bleiben!" Damit stand er eisern entschlossen auf und griff nach der Türklinke. „Klöterjahn!" schrie Frau Armida auf und brauste hinter dem Entweichenden her, willens ihn mit ihren Armen festzuhalten, konnte ihn aber nicht mehr einholen, der gerade die Gartentür hinter sich zuwarf und mit starken Schritten sich ihrem Klageruf entzog.

Unterdessen bereute es Tile von Stint schon, daß er gegen seine Frau ausgefallen war; denn er war keineswegs bösartig, vielmehr sanft und verträglich, nur hatte er schwache Nerven, konnte Lärm, Streit und Aufregung nicht vertragen und wurde zuweilen hitzig, wenn es in seinem Kopfe durcheinanderzugehen anfing. Er besaß einen mittelmäßigen Verstand, den er von jeher aus Bequemlichkeit nur selten in Betrieb gesetzt hatte und nun, seit er alterte und meist schläfrig war, wie eine gute Stube mit überzogenen Kanapee und Stühlen vermuffen ließ. Die Ratsgeschäfte liefen mehr oder weniger von selber, und zu Hause bekümmerte er sich nur ein wenig um den Garten und die Hühner, hauptsächlich aber um die Küche, in der er sich gern aufhielt, um an den Töpfen zu schieben und mit der blonden, rosigen und runden Köchin, welche Molli hieß, liebreich umzugehen. Nachdem der Stadthauptmann und seine Frau das Zimmer verlassen hatten, klingelte er sämtliche Dienstleute zusammen und befragte sie wegen des Hahnes. Es war aus ihnen nichts herauszubringen, als daß sie von der Munkelei schon vernommen hatten; übrigens stotterten sie, verdrehten die Augen und kratzten sich hinter den Ohren, was den Bürgermeister so aufregte, daß er sie in großem Unwillen wieder fortschickte, sich in einen Lehnsessel warf und einschlief.

Ganz anders war Frau Armida tätig: sie ließ die vertrautesten Freunde ihres Mannes zu einem Plauderstündchen am häuslich beschickten Tische bitten, nämlich die Ratsherren Lüddeke und Druwel von Druwelstein und den Rechtsgelehrten Engelbert von Würmling, der nur von den vornehmsten Familien als Beistand gewonnen wurde. Es zeigte sich, daß auch diesen Herren das häßliche Gerede bereits zu Ohren gekommen war, daß sie aber aus verschiedenen Gründen gegen den Bürgermeister geschwiegen hatten, der kleine Lüddeke weil es eine heikle Sache und Tile Stint vielleicht nicht genehm wäre, Druwel weil es ihm schien, als wäre eine Sache noch nicht ganz wahr, wenn man nicht davon spräche, Würmling dagegen, der italienische Universitäten besucht hatte und sehr aufgeklärt war, weil es ihm nicht wichtig vorgekommen war. „Ich glaube nicht, daß ein Hahn Eier legen kann," sagte er, „tut er es aber dennoch, so mag er es meinetwegen, ich habe keine Vorurteile. Es ist außergewöhnlich; gut. Es ist unnatürlich; gut. Schadet es mir? nein. Überlassen wir es doch alten Weibern, über Himmel und Hölle, Tugend und Laster zu disputieren." „Indessen doch," wandte Druwel schüchtern ein, „da der

Herr Stadthauptmann seine Ungnade darüber ausgesprochen hat, möchte die Sache noch von einem andern Gesichtspunkte aus zu betrachten sein." Herr Engelbert schloß die Augen, wie wenn er sich davor behüten wolle, den Anblick dummer und schwacher Menschen in sich aufzunehmen und sagte im Tone der Erschöpfung: „Die Meinung des Herrn Stadthauptmann ist wohl, dem Volke das Maul zu stopfen, von dessen Unverstand und Aberglauben allerdings manches Ungewöhnliche verborgen bleiben muß."

Druwel war ein Kriegsmann und hatte sich bei allen Waffentaten der Stadt hervorgetan, und wenn er daherkam mit steifem Knebelbart, blitzenden Augen und sonnenverbrannter Haut, dick und steifbeinig wie ein aufrechter Kanonenlauf, dachte ein jeder, es könne Quakenbrück nicht fehlen, solange es seinen Druwel habe. Nur in moralischen Dingen war er nicht beherzt, weil er wohl Neigung dafür aber keine Unterscheidung hatte und sich, so gut es gehen wollte, nach irgend einem ansehnlichen Manne, besonders dem Stadthauptmann von Klöterjahn richtete. Er hatte immer Angst, daß er sich unversehens wider die Religion oder das Moralische verfehlen könnte, ja schon daß er etwas sähe und hörte, was ihn bei der Beichte in Ungelegenheiten bringen könnte. Der kleine Lüddeke dagegen, ein munteres Männchen, ließ das Christentum auf sich beruhen, wenn er nur das Vorschriftsmäßige absolviert hatte, und freute sich schon des Abends beim zu Bett gehen auf die Neuigkeiten, die der folgende Tag bringen könnte. „Gestrenger," sagte er, sich ungeduldig am Bärtchen zupfend, „da wir nun doch einmal daraufgekommen sind, so führe uns doch in den Garten und zeige uns den Teufelsbraten, und laß ihn womöglich ein Pröbchen seiner Kunst ablegen." Obwohl Druwel zögerte unter dem Vorwande, es dämmere und man könne doch nichts sehen, öffnete Tile Stint die Tür, um den Herren voranzugehen: da kam Frau Armida durch dieselbe hereingestoben und rief zornig, der Gärtner habe gekündigt, da er in einem solchen Hause nicht bleiben könne, und Molli, die Köchin, ließe das Trüffelgemüse in der Pfanne verbrennen, um nicht Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Hätte man doch der Bestie, dem Hahn, der an allem schuld sei, zeitig den Hals umgedreht, wie sie gewollt habe! Nun werde man heute abend vor leeren Schüsseln sitzen müssen, oder sie werde kochen müssen, obwohl sie die Hitze des Herdes nicht vertragen könne. Die ganze Gesellschaft begab sich darauf in die Küche, wo Molli unter Händeringen erzählte, wie sie fünf Eier bereits habe wegwerfen müssen, weil das Dotter in denselben nicht gelb sondern karminrot gewesen sei und noch dazu das Ei fast ganz ausgefüllt habe, wie sie sich darüber bis ins Herz entsetzt habe und nun die Geschichte glaube, was sie bisher nicht habe tun wollen, wie sie keines von den verhexten Eiern mehr anrühren werde und folglich die Trüffelomelette auch nicht zu Ende bringen könne.

„Molli," sagte der Bürgermeister sanft, indem er den Arm um ihre Schulter legte, „was die Eier betrifft, so werde ich sie zerklopfen, und wenn es mir

gerät, hoffe ich von deiner Liebe und Treue, daß du auch mir beistehst und die Trüffelomelette, die du so geschmackvoll wie kein anderes Mädchen zu backen verstehst, wie auch alle anderen Speisen in gewohnter Weise vollendest." Darauf teilte er mit ziemlichen Geschick ein Ei, obwohl ihm die Hände zitterten, teils infolge seiner schwachen Nerven, teils weil Druwel ihn durch Ziehen am Rocke von dem Geschäfte abzuhalten versuchte. Als sie ihren Brotherrn so hantieren sah, wurde Molli weich, begann laut zu weinen und erklärte, den Anblick seines Eierzerklopfens nicht länger ertragen zu können; da außerdem die von ihm aufgeschlagenen Eier recht und schlecht wie andere auch waren, nahm sie ihm den Napf weg und schickte sich an unter einem Stoßgebet die Zurüstung selbst wieder in die Hand zu nehmen.

In dieser Zeit hatte Frau Armida ein großes Beil auf einem Küchentische liegen sehen, bewaffnete sich damit und eilte in den Garten, was das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gab, da die Herren nicht zweifelten, sie wolle dem Hahn zu Leibe, und das Gefühl hatten, als müßten sie eine rasche Tat verhindern. Der kleine Lüddeke lief so schnell er konnte, und Druwel ließ sich soweit hinreißen, daß er sie am Schweif ihres rotseidenen Kleides faßte, um sie aufzuhalten, während der Bürgermeister und Würmling langsamer nachfolgten. Eben hatte die Bürgermeisterin die Tür des Hühnerstalles, der von einem hölzernen Zaun umgeben war, erfaßt, und da sie glaubte, daß ihr Kleid an einer Latte festgehakt wäre, suchte sie es ärgerlich loszureißen, wobei sie sich umdrehte und den Druwel gewahrte, der sie beschwor den Stall nicht zu betreten, welcher vielleicht ein Bezirk des Teufels sei. „Wer ein gutes Gewissen hat, fürchtet den Teufel nicht", sagte Frau Armida spitz, riß mit einer scharfen Bewegung ihre Schleppe aus den Händen des Druwel und trat mit stiebendem Schritt unter die Hühner, die erschreckt auseinander flogen. Dem Hahn gelang es sich mit Aufopferung einer Schwanzfeder ihrem Griff zu entziehen und an einer Scheune hinaufflatternd, die den Hintergrund des Stalles bildete, eine offene Luke zu entdecken, in der er sich niederließ.

Tile, Lüddeke und Würmling, die inzwischen näher gekommen waren, versuchten der Frau zu erklären, man dürfe das Tier nicht töten, da es so ausgelegt werden würde, als hätten sie ein verräterisches Zeugnis aus der Welt geschafft; aber sie war Belehrungen nicht leicht zugänglich, wenn ihr Gemüt in Aufruhr war, und forderte die Herren mit Ungestüm auf, die Bestie herunterzuschießen, wenn anders sie sie nicht für Feiglinge halten sollte. Herr Lüddeke blinzelte mit seinen kleinen Augen bald Frau Armida, bald den Hahn an, der in der viereckigen Luke saß, mit den Flügeln schlug, den Schnabel weit aufreißend krähte und in der einfallenden Dämmerung größer als natürlich aussah. „Er hat eine gellende Stimme und abscheuliche Figur," sagte er, „und es wäre nicht schade um ihn; allein wenn Herr von Würmling uns rät, daß wir uns nicht mit Übereilungen verdächtig machen, so müssen wir wohl unseren berechtigten Groll und unsere Verwegenheit einstweilen zügeln."

„Nun denn," rief Frau Armida, welche das Zureden und die Gründe der Herren wie Wassertropfen an sich ablaufen ließ, „wenn die Männer kein Herz in der Brust haben, so werde ich dem Federvieh seinen Lohn geben", raffte ein paar große Feldsteine auf, die inmitten des Stalles einen Futtertrog bildeten, und warf sie weit ausholend nach der Luke. Die Herren sputeten sich, aus dem Bereich der niedersausenden Blöcke zu kommen, woran sie durch das Lachen nicht wenig behindert wurden, in das sie über die Heftigkeit der Dame geraten waren; doch kehrte der gute Tile wieder zurück, um seine Frau darauf aufmerksam zu machen, daß sie leichter sich selbst als den Hahn treffen würde. Da ihr das soeben selbst eingefallen war, verließ sie den Kampfplatz, auf dem das Beil und die Steine wild umherlagen. „Druwel," sagte sie streng, indem sie vor den Herren stehen blieb, „in manchem Korsett steckt ein Held und in mancher Rüstung eine Memme." „Das erste", sagte der Druwel demütig, „wird niemand bestreiten, der Euch kennt; was mich betrifft, so ist mein körperliches System derart beschaffen, daß ich vor geheimen Dingen, als Gespenster, Furien, Miasmen, Seuchen, Visionen, Erdbeben und Gewittern, eine unüberwindliche innere Zurückhaltung und Grausen verspüre, während ein ganzes Kriegsheer mein Herz nicht um einen einzigen Wirbel schneller schlagen läßt." „In Eurem Verzeichnis habt Ihr die Weiber vergessen," bemerkte Frau Armida, „und doch habt Ihr Ursache, auch vor Ihnen die Augen niederzuschlagen." „Von dem Blick einer schönen und edlen Dame überwunden zu werden, dessen braucht sich kein Mann zu schämen," antwortete Druwel und bot der nunmehr versöhnten Bürgermeisterin den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen.

Die charaktervolle Molli hatte nicht wie die übrigen Dienstboten dem Auftritt im Garten zugeschaut, sondern war bei ihren Omeletten, Pasteten und Bäckereien geblieben, so daß eitel Wohlgeschmack und Üppigkeit die Gesellschaft an der Tafel empfing. Frau Armida, die noch stark atmete, eröffnete das Tischgespräch, indem sie ausrief: „Habe ich mich bisher nicht darum gekümmert, so bin ich jetzt dessen sicher, daß der Bösewicht Eier legt, und schlau muß er es anfangen, daß wir ihn nie dabei betroffen haben." Von Würmling sagte: „Gnädigste haben dem Armen ihre Huld entzogen und halten ihn nun jeder Übeltat fähig: das ist die Art der Frauen." „Ei freilich," entgegnete sie rasch, „die Art der Frauen ist es, sich nicht verblenden zu lassen, weder durch ein geschabtes Kinn, noch durch einen langen Bart oder bunte Federn, sondern die schlechten Faxen zu durchschauen und damit aufzuräumen." Als sie bemerkte, daß Herr Lüddeke sie der bedienenden Mädchen wegen durch Zublinzeln und allerhand Zeichen zur Vorsicht zu mahnen suchte, blickte sie sich herausfordernd um und sagte: „Warum soll ich in dieser Sache schweigen, wie wenn ich die Eier gelegt hätte? Wir wollen schon dahinter kommen und einen Stecken dabeistecken, so daß jedermann mit unserer Justiz zufrieden sein muß." Ja, sagte der Bürgermeister, so sollte es wohl sein, aber die Zeiten wären nicht mehr so, sondern es herrsche Mutwillen und Unbotmäßigkeit im

Volke, es gebe freche Leute, die sich ungestraft aufbliesen und den höheren Personen etwas am Zeuge flickten. Der Stadthauptmann habe ihm ernstlich aufgegeben, das Gerede Lüge zu strafen, als lege sein Hahn Eier; wie sollte er das aber anstellen, wenn sein eigenes Eheweib auf die Straße hinausriefe, daß es wahr sei?

Die Erwähnung des Stadthauptmanns stimmte Frau Armida nachdenklich und trübe, so daß sie aus Schwermut und wachsender Besorgnis das Knäuel der Unterhaltung sich entrollen ließ. Indessen wurden Herr Lüddeke und der von Würmling immer lustiger; der letztere nämlich fing an, wenn er eine Flasche guten Weins getrunken hatte, umgänglich zu werden und Witz und Laune spielen zu lassen, wie wenn das edle Feuerzeug ein Holz anzündete, das zuvor stumm und dumm dagelegen hatte, nun aber knisterte, wärmte, leuchtete und Wohlgeruch verbreitete. Sie versuchten auch den Druwel in die Lustbarkeit hineinzuziehen, der aber, nachdem ihm das Essen zuerst ein wenig ermuntert hatte, war wieder in Sorgen verfallen, die ihn so drangsalierten, daß er sich zuweilen den Schweiß von der Stirne trocknen mußte. „Du weißt, Tile," sagte er, „daß ich in allen Gefahren zu dir halte und ein mannhafter Kriegsoberst immer gewesen bin, es ist dir aber auch bekannt, daß ich im Christentum heikel bin und wenn ich einen Eid habe schwören müssen, am liebsten den Mund nicht wieder auftäte, geschweige denn, daß ich dagegen anlöge. Wie soll ich mich denn nun daraus ziehen, wenn ich wegen des Hahnes befragt werde? Wenn ich auf die Folterbank gelegt und mit glühenden Zangen gekneipt würde, ließe ich mir bei Gott über dich und das Eierlegen nichts entschlüpfen; wenn sie mich aber mit drei Fingern gen Himmel schwören lassen, so ist mir die Zunge wie vom Schlage gerührt und geht keine Unwahrhaftigkeit mehr darüber."

Alle blieben betroffen, nur Herr Engelbert lächelte und sagte, indem er seinen schlanken blassen Zeigefinger über den Tisch auf des Druwels Brust zu bewegte: „Habt Ihr denn den Gockel Eier legen sehen?" Der Druwel rollte erstaunt seine Augen hin und her und sagte endlich aufatmend mit großer Erleichterung: „Wenn ich es recht bedenke, so habe ich gar nichts gesehen." „Nun, so könnt Ihr aussagen was Euch beliebt, ohne Euer Gewissen zu verstricken," sagte der Rechtsgelehrte, „und die Wahrheit wird uns so wenig schaden wie Euch die Lüge." Jetzt brachte der Bürgermeister noch ein Bedenken vor, nämlich, daß es doch etwa besser gewesen wäre, das Tier abzutun, denn wenn es in der Untersuchung peinlich mit Schrauben und Drehen behandelt würde, könnte es durch einen unglücklichen Zufall doch noch Eier legen, wodurch sie dann ohne Verschulden häßlich bloßgestellt sein würden; allein der Druwel winkte heftig mit beiden Armen Schweigen und rief: „Redet mir nicht mehr von dem verfluchten Viehzeug. Laßt mich über die ganze Sache im Dunkeln, daß ich so wenig davon weiß wie von der unbefleckten Empfängnis Mariae! Eure gelehrte Spitzfindigkeit, Herr Engelbert, mögt Ihr vor

dem Tribunal entfalten, einem einfachen Kriegsobersten wird dadurch nur der Verstand verwirrt. Schenkt nur ein und füllt mir den Teller, denn vorher hat sich mir jeder Schluck und Bissen in Galle verwandelt.“ So begann der Druwel das Festmahl von neuem, nachdem die übrigen bereits abgespeist hatten, und es ergab sich ein lautes Pokulieren bis in die späte Nacht, wobei die Herren zum voraus ihren Sieg feierten und beredeten, wie sie den alten Zustand wieder einführen, den Zünften einen Denkzettel anhängen und die reformierte Sekte hinausbefördern wollten, am liebsten durch Feuer und Wasser, aber aus Mildherzigkeit und andern Gründen durch Verbannung, nachdem die Rädelsführer auf dem Markte wacker ausgestäupt wären.

So plauderten die Herren beim Weine, indessen von weitem greuliche Wetterwolken gegen sie dahergefahren kamen. Der Pfarrer Splitterchen war ein unerschrockener und vorwitziger Mann, und da er nun verklagt wurde, die Herrlichkeit des Bürgermeisters gröblich verleumdet zu haben, als ob er ein Zauberer und Heide sei, dermaßen, daß er einen eierlegenden Hahn auf dem Hofe hege, war ihm keinerlei Beschämung oder Kleinmut anzumerken, im Gegenteil, er trat noch dreister auf als sonst und führte eine ganze Sippe seinesgleichen mit sich, die sich gebärdeten, als wollten sie den Fürsten Beelzebub vom Throne stoßen und die betrogene Welt vom Schwefelstanke räuchern. Er war annehmlich von außen, kraushaarig und mager, mit so feurigen Augen, daß es zischte, wenn er sie umherwarf, dazu voll loser Worte, die wohlgezielt geflossen kamen wie ein Wasserguß, womit man kranke Gliedmaßen bearbeitet. Er hatte auch einen rechtsgelehrten Beistand mitgebracht, den er aber nicht an die Rede gelangen ließ und also füglich hätte daheim lassen können, wenn er nicht in seinem breiten schimmeligen Gesichte ein giftgrünes Lächeln versteckt gehabt hätte, das zuweilen anzüglich herausspritzte und die Gegner zu ihrem großen Schaden und zum Vergnügen der anderen Partei besabberte. Außerdem waren eine Reihe von Zunftvorstehern und einige von der Kaufmannschaft gekommen, welche aus alten Briefen ihr Recht erwiesen, einer solchen Verhandlung beizuwohnen, während die Ratsherren lieber unter sich geblieben wären.

Der Richter, welcher den Vorsitz führte, mit Namen Tiberius Tönepöhl, hielt es im Herzen mit den Reformierten und freute sich, wenn den Katholischen etwas aufgemutzt werden konnte, aber er hatte gleichsam einen Pakt und Blutsbrüderschaft mit der Gerechtigkeit abgeschlossen, wonach sein eigener Trieb so wohl eingepfercht war, daß er nicht einmal die Schnauze durch die Gitterstäbe zu stecken wagte; anstatt dessen war die göttliche Themis bei ihm behaust und weissagte aus seinem Munde heraus, bis auf einige Mußestunden, wo das Behältnis einmal aufgetan wurde und das Herz sich ein wenig tummeln und verschnaufen durfte. Unter den beisitzenden Richtern befanden sich auch ein katholischer und ein evangelischer Pfarrer, da die Sache ebenso sehr geistlicher wie weltlicher Natur sei. Tiberius Tönepöhl bot zwar den

Übergriffen der Kirche die Stirn, ließ ihr aber andererseits das ihrige zukommen und betonte, wenn Gelegenheit war, daß er als ein Laie von den religiösen Mysterien nichts wisse noch wissen wolle und jede Konfession ihre Ketzer verbrennen lasse soviel ihr zustehe, aber nicht ein Titelchen mehr.

Tönepöhl eröffnete die Verhandlung damit, daß er sagte, er tue es nicht ohne Bedauern und Schamgefühl, daß ein hochangesehener Mann wie der Bürgermeister und beinah die höchste Person im Gemeinwesen öffentlich eines solchen Greuels habe geziehen werden können, wie es sei, einen Hahn zu besitzen, der Eier lege. Das wären anrüchige Dinge, die einen auf den Scheiterhaufen bringen könnten, wenn er die geistliche Gerichtsbarkeit recht einschätze, der er übrigens nicht vorgreifen wolle. Was man auch sonst für Grundsätze haben möge, jeder müsse zugeben, sich mit dem Teufel einzulassen, sei das Laster aller Laster, wie der Teufel der Vater aller Sünde sei, und die Verkehrung der von Gott angeordneten natürlichen Leibesvorgänge deute auf einen Auswuchs oder Monstruosität des Gewissens, die doppelt abscheulich an einer Regierungsperson sei, die den Untergebenen beispielsweise in fleckenloser Tugend voranleuchten solle. Er hoffe aber, es werde dem Herrn Bürgermeister gelingen, sich von dem peinlichen Verdacht zu säubern, und wenn der Pfarrer Splitterchen etwa jetzt schon fühle, daß er in seinen Behauptungen zu weit gegangen sei, so möge er dieselben sogleich zurücknehmen, was doch besser sei, als hernach wie ein Ehrabschneider dazustehen. Verleumdung sei von Moses in den zehn Geboten gerügt und sicherlich ein Haupt- und Grundlaster, das scharf geahndet werden müsse, und das vorzüglich Geistliche sich nicht sollten zu schulden kommen lassen. Man wisse ja wohl, daß die Besorgnis um das Heil des Gemeinwesens Splitterchen veranlaßt habe, von dem berüchtigten Hahn zu reden; umsomehr könne er ja zugestehen, daß eben diese feurige Liebe des Guten und seiner Vaterstadt ihn hingerissen habe, etwas als Tatsache hinzustellen, was eine zunächst nur unsicher begründete Vermutung sei. Es sei freilich tadelnswert, überhaupt nur Anlaß zu einem so gräßlichen Verdacht gegeben zu haben, aber man müsse bedenken, daß einer dem Rechte nach auch des Teufels Buhle sein könne, solange es ihm nicht nachzuweisen sei, und so solle sich niemand aufopfern, indem er auf eine Wahrheit poche, die nicht ans Licht zu bringen sei. Er fordere also pflichtgemäß den Pfarrer auf, seine Unterschiebungen zurückzunehmen und den Herrn Bürgermeister frei zu gestehen, was zu gestehen sei; da sonst der Augenblick gekommen sei, wo die Gerechtigkeit ihre eisernen Füße aufheben und losmarschieren und ohne Ansehen der Person den Schuldigen zermalmen werde.

Sogleich erhob sich der Pfarrer mit einer Handbewegung gegen seinen Rechtsbeistand, Augustus Zirbeldrüse, des Bedeutens, er möge sich wegen einer solchen Kleinigkeit nicht bemühen, und sagte freimütig, daß er den heidnischen Unfug im Hühnerstalle des Herrn Bürgermeisters bisher nur leichthin angedeutet habe, damit der Herr Bürgermeister einlenken und die Schweinerei

zudecken könne und das Gemeinwesen nicht dadurch verseucht werde. Er befasse sich nicht damit, die katholische Kirche anzutasten und die Obrigkeit zu unterwühlen, teils aus natürlicher Friedfertigkeit, und dann auch um den Herrn Stadthauptmann, dem er wie jedermann treu ergeben sei, nicht zu verstimmen, von dem man wisse, daß er in herzlich vertraulichen Beziehungen zum Herrn Bürgermeister und seiner Familie stehe, so sehr, daß er gewissermaßen mit ihm verschwägert sei. Aus diesen Gründen habe er seine Entrüstung hintangesetzt und zartsinnig geschwiegen, soweit es mit seiner Pflicht vereinbar gewesen sei. Ob er ruhig hätte zusehen sollen, wie diejenigen, die Gottes Gebote in den Staub, ja in den Dreck träten, mächtig am Steuer säßen, während die guten Handwerker und Bürgersleute, die ihre in Zucht und schlichter Frömmigkeit erworbenen Eier verzehrten, das Maul halten und unter jeder Willkür sich ducken müßten? Er habe trotzdem geschwiegen, solange er es vermocht habe; nun aber der Bürgermeister ihn nicht verstehen wolle, sondern trotzig gegen ihn vorrücke, um ihm eine Grube zu graben, der offen und redlich an ihm gehandelt habe, wolle er denn das aufgeklebte Blatt von Pietät und Rücksicht vom Munde reißen und die Wahrheit herauslassen.

Bei den Worten des Pfarrers, die Beziehungen des Stadthauptmanns zum Hause des Bürgermeisters betreffend, lächelte sein Rechtsbeistand Augustus Zirbeldrüse, so daß sein Gesicht einem auseinanderlaufenden Käse ähnlich wurde, und gab ein leises Pfeifen von sich, das die Zuhörer kichern machte und ein erwartungsvolles Schweigen im Saale verbreitete.

Tile Stint, der nicht bemerkt hatte, woher das Pfeifen kam, sah sich erschrocken und ein wenig verlegen um in der Meinung, es sei einem aus Versehen entwischt und als eine Unschicklichkeit peinlich, und er räusperte sich, um zu antworten und zugleich den kleinen Zwischenfall zuzudecken. Allein von Würmling drehte den Kopf ein wenig nach ihm und sagte, ohne die Augenlider von den Augen zu heben, er sowohl wie der Bürgermeister wären recht neugierig, die Wahrheit kennen zu lernen, die nun sollte vorgeführt werden. Dieselbe sei als ein sprödes Frauenzimmer bekannt, die viele Propheten und Potentaten vergebens um sich habe freien lassen, Herr Splitterchen dürfe also billig stolz sein, daß er es einer so wählerischen Person angetan habe. Freilich sei er ein verdienstlicher Mann in den besten Jahren und brauche sich als ein Reformierter auch um das Zölibat nicht zu kümmern.

„Zunächst", antwortete der Pfarrer keck, „sollen einmal die Kränzeljungfern und Brautführer antreten, zum Schlusse werde ich dann die Braut zum Altare führen."

Da begannen denn die Zeugen hervorzuströmen; es war, wie wenn die Schleuse eines starken Stromes aufgemacht wird. Zuerst kam die Köchin Molli, welche das Sacktuch an die Augen drückte und vor Schluchzen nicht reden konnte, worauf Tiberius Tönepöhl sie einige Minuten weinen ließ, sodann sie gelinde tröstete, dann sachte zu fragen anhub, wie sie heiße, wie

lange sie beim Herrn Bürgermeister im Dienst sei, und ob sie mit seinem Hahn jemals etwas zu schaffen gehabt habe. Bei Erwähnung des Hahnes fing die Molli, welche sich eben ein wenig erholt hatte, von neuem zu weinen an, und sagte nach erneuerter Tröstung, daß sie die Bestie einige Male habe abstechen wollen, daß aber der Herr Bürgermeister solches verhindert habe, weil er zäh und nicht schmackhaft sein würde. Hier wurde das Verhör durch Augustus Zirbeldrüse unterbrochen, der sich aufnotierte, daß der Hahn, weil zäh, vermutlich sehr alt sei, und die Molli fragte, wie lange er sich schon im Hause des Bürgermeisters befinde.

Auf die Frage des Vorsitzenden, warum sie die Bestie habe abstechen wollen, besann sie sich eine Weile und sagte, daß es so Sitte sei, von Zeit zu Zeit das Federvieh abzuschlachten, bevor es zu alt sei, da sie ja auch dazu da wären und immer junge nachwüchsen; wurde aber ermahnt, sich an die Wahrheit zu halten und auch ihres Eides erinnert, da sie unzweifelhaft ein tiefer liegender Grund zu der sonst nicht gewöhnlich an ihr scheinenden Mordlust bewogen haben müsse. Dies Zureden beängstigte die Köchin, und sie gab errötend zu, daß sie in der Tat dem Hahne gram gewesen sei, da er eine häßlich kreischende Stimme habe, von der sie oft vor Tage geweckt sei. Wegen der Eier sagte sie aus, daß zwar letzthin mehrere Eier durch eine sonderlich rote Farbe und Ausdehnung des Dotters ihr Bedenken gemacht hätten, daß sie aber den Hahn niemals beim Eierlegen betroffen habe, und daß sich etliche Hühner im Hühnerhofe befänden, denen die vorkommenden Eier ihrer Zahl und Beschaffenheit nach wohl zugeschrieben werden könnten.

Der Vorsitzende ging nun dazu über, die Molli zu fragen, ob im Hause des Bürgermeisters viel Eier verbraucht, und ob sie im Familienkreise oder mit Gästen genossen würden, und als sie das letztere bejahte, wer die Gäste wären und wie sie sich aufführten. Hierüber wurde Molli zornig und sagte, daß zu den Gästen der Herr Stadthauptmann und der Herr Druwel von Druwelstein gehörten, und daß diese von niemandem Lehren über ihr Betragen anzunehmen brauchten, und daß sie, obwohl sie nur eine Köchin sei, Bildung genug besitze, um zu wissen, daß es ungehörig sei, solche Fragen zu stellen, auf welche sie nicht antworten würde. Tönepöhl, welcher infolge seiner Gerechtigkeit sich niemals ereiferte, sagte: „Liebes Kind, mir mußt du Rede stehen, als ob ich dein Beichtvater wäre, sollte ich dich auch noch unziemlichere Dinge fragen, als diese waren", worauf Augustus Zirbeldrüse mit quiekender Stimme einfiel, ihm stehe das Recht zu fragen nicht minder zu, und er wolle denn auch gleich wissen, wie lange die Gesellschaft gemeinhin bei Tafel gesessen habe, auf welche Weise Molli die Speisen, insbesondere die Eierspeisen zubereitet, und ob die Frau Bürgermeisterin dabei geholfen habe. Die eingeschüchterte Molli erzählte, wie einmal der Herr Bürgermeister mit eigenen Händen die Eier zerklopft habe, überhaupt zuweilen in die Küche gekommen sei und ihr zugesehen habe. Bei diesen Worten hob Zirbeldrüse seinen dicken

Kopf ein wenig aus den Schultern und machte Kikeriki, was er halb krähend, halb flötend überaus scherzhaft zuwege brachte, um so mehr, als er sein Gesicht dabei kaum bewegte und es schien, als ob der Hahnenkraht wie ein Lebewesen eigenwillig aus seinem Munde stiege. Nachdem der Pfarrer noch gefragt hatte, ob der Herr Bürgermeister das Tischgebet spräche, und ob in seinen Gemächern Heiligenbilder ständen oder hingen, wurde Molli entlassen, von den wohlwollenden Blicken Tönepöhls und Zirbeldrüses begleitet.

Tile Stints übrige Diener sagten aus, daß sie freilich den Hahn nicht hätten Eier legen sehen, daß er aber etwas Widriges an sich habe und sie ihm wohl allerlei Unrichtiges zutrauten, ferner, wie oft der Stadthauptmann zu Besuch gekommen sei, wie oft der Herr und die Frau Bürgermeister zur Kirche gegangen seien, daß sie keine Kinder hätten und woran dies etwa liegen könne, was für Aufwand sie trieben, wieviel Röcke, Unterröcke, Pelze und Hauben die Bürgermeisterin hätte, daß sie alle ihre Bezahlung reichlich und pünktlich erhielten und auch sonst was ins Haus käme, auf den Heller bezahlt würde.

Danach kamen die Freunde des Hauses, zuerst der Druwel, der sich vorher mit einem Becher starken Weines Mut getrunken hatte und deshalb mit gläsernen Augen und blauroten Backen daherkam, so daß ein mißfälliges Murmeln durch die Reihe der Zunftvorsteher lief. Er hatte indessen doch zu wenig getrunken, und es wollte ihm mit dem Schwören durchaus nicht glücken; der Schweiß trat ihm tropfenweise auf die Schläfen, und er mußte um einen Stuhl bitten, wobei er sein Alter, die Gicht und die ausgestandenen Feldzüge vorschützte. Wegen des Hahnes wollte er sich von vornherein entschuldigen, daß er durchaus nichts davon wisse und verstehe, überhaupt ein einfacher Kriegsmann sei, allein der Vorsitzende erklärte ihm lächelnd, daß er nur auf jede einzelne Frage der Wahrheit gemäß antworten müsse, und da wurde er denn freilich ärger bedrängt, als er sich hatte träumen lassen. Bald hatte er zugegeben, daß Frau Armida den Hahn habe umbringen wollen, daß sie durch unüberwindliche Abneigung dazu angetrieben worden sei, und daß der Bürgermeister sie daran verhindert habe. Vollends aber machte es jedermann stutzig, daß es der Frau Armida trotz ihres festen Willens nicht gelungen war, den Hahn zu töten, was nach der Aussage mehrerer Sachverständiger, die sogleich herbeigerufen wurden, kein schweres Geschäft sei, sondern durch Halsumdrehen von jedem Kinde könne bewirkt werden. Bei dieser Gelegenheit erhob sich Zirbeldrüse und verlangte, daß die Köchin Molli noch einmal vorgeladen werde, damit man erführe, ob es bei Bürgermeisters üblich gewesen sei, das Geflügel durch Steinewerfen zu töten, widrigenfalls es sehr auffallend und belastend sei, daß Frau Armida sich zu einer so mühsamen und umständlichen Beförderungsart entschlossen habe.

Tönepöhl, der Vorsitzende, war mit dieser Wendung unzufrieden, weil er bemerkt hatte, daß Zirbeldrüse auf Molli eine ebenso große Zuneigung geworfen hatte wie er selbst, und zum Anwachsen eines solchen Gefühles keine

Gelegenheit bieten wollte, zumal er auch fand, daß zu dergleichen verliebten Einfädelungen das Gericht in seiner Würde der Ort nicht sei, und lehnte daher ab mit der Begründung, ein jeder habe sich aus den Tatsachen, die Druwel von Druwelstein beigebracht habe, genugsam seine Meinung bilden können; denn wenn die Frau Bürgermeister häufiger Hühner durch Steinwürfe getötet habe, beziehungsweise habe töten wollen, so würde es ihr entweder bei dem Hahne besser gelungen sein, oder sie würde es wegen der Ergebnislosigkeit für den gemeinen Gebrauch längst aufgegeben haben. Während sich alle über den Scharfsinn des Tönepöhl wunderten und freuten, ärgerte sich Zirbeldrüse dermaßen, daß er grün anlief, und es bildete sich verdeckterweise eine grimmige Feindschaft zwischen beiden, die sich nun als Nebenbuhler erkannten.

Der Druwel wurde noch mehrere Stunden lang ausgefragt, erstens über das Verhältnis des Stadthauptmanns zum Bürgermeister, über des letzteren kirchliche Gewohnheiten, ob er die Fasten halte, ob er zuweilen Ablaß kaufe, dann aber auch über seinen eigenen Lebenswandel, wieviel Wein er im Keller habe, ob er schon einmal Lotto oder Würfel gespielt habe und dergleichen mehr, so daß er zu Hause angekommen, sich auf der Stelle zu Bette legte und nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen war.

Nachdem alle Freunde des Bürgermeisters, sowie alle Händler, die ihm Waren lieferten und alle Ratsangestellten vernommen waren, kamen zum Schlusse noch ein Nachtwächter, welcher den Hahn des öfteren zur unrichtigen Zeit, nämlich um Mitternacht statt um 3 Uhr, hatte krähen hören, und ein Dieb, welcher vor etwa einem Jahre in einem dem Bürgermeister benachbarten Hause hatte einbrechen wollen und jetzt seine Strafe im Gefängnis verbüßte. Dieser sagte aus, daß in jener Nacht alle Fenster im Hause des Bürgermeisters erleuchtet gewesen wären und ein großer Schall von Bankettieren in den Garten und auf die Straße gedrungen wäre, daß es einen recht gotteslästerlichen Eindruck auf ihn gemacht habe und er in Zweifel gefallen sei, ob er sein Vorhaben ausführen solle, da doch nebenan so viele Menschen wach wären. Er wäre aber doch dabei verblieben, weil er sich gesagt hätte, daß in einem solchen Taumel und Hexensabbath keiner auf sein gelindes Wesen merken würde, wie es denn auch wirklich geschehen sei, so daß alles gut herausgekommen wäre, wenn nicht im Hause, wo er es vorhatte, die Leute durch ein schreiendes Kind geweckt und auf ihn aufmerksam geworden wären.

Hiermit, sagte der Vorsitzende, könne man wohl das Zeugenverhör schließen. Es hätten sich zwar noch an hundert gemeldet, die merkwürdige Dinge über den Bürgermeister und ihn Betreffendes vorzubringen versprächen, er glaube aber, es sei nun übergenug Stoff gesammelt, daraus man sich ein Urteil bilden könne, und er wolle es dabei bewenden lassen, damit der Prozeß doch einmal zu Ende käme und auch übrigens wieder Gerechtigkeit gepflegt werden

könne. Etwa käme es noch in Frage, ob man den Stadthauptmann vorladen solle, was er als ein tapferer und gerechtigkeitsliebender Mann ohne weiteres tun würde, wenn dadurch mehr Licht in eine vorhandene Dunkelheit gebracht würde. Er seinerseits sähe aber hell genug, womit er indessen den andern Richtern oder dem Kläger und Beklagten nicht vorgreifen wolle. Da niemand inbetreff des Stadthauptmanns etwas wünschte, wollte oder meinte, erteilte am folgenden Tage der Vorsitzende dem von Würmling das Wort, damit er die Klage seines Klienten noch einmal kurz und faßlich begründe.

Herr Engelbert, der während der Zeugenvernehmung meist das blasse spitzbärtige Gesicht in die schlanke Hand gestützt dagesessen hatte, als ob er schliefe oder an etwas anderes dächte, öffnete die Augen ein wenig und setzte auseinander, daß der Pfarrer überhaupt höchst unbefugter Weise auf der Kanzel etwas gegen den Herrn Bürgermeister vorgebracht hätte, da den Reformierten das Predigen nur unter der Bedingung gestattet wäre, daß sie sich in allen Stücken ruhig und gehorsam verhielten und weder durch Tat noch durch Wort sich gegen eine hohe Obrigkeit auffässig zeigten, welches zu beweisen er mehrere Erlasse aus vergangener Zeit vorlas. Auch gab er einen schönen Abriß der Verfassung und der Rechte von Bürgermeister und Ratsherren, welche die Untertanen zu nichts anderem als zu schuldigem Gehorsam verpflichteten, der durch den Pfarrer gröblich verletzt war, und gab verschiedene Beispiele, wie in vergangener Zeit vorwitzige Gesellen wegen loser Worte enthauptet oder gevierteilt wären, welches zu beweisen er wiederum einige Abschnitte aus den Büchern der Stadt vorlas. Da es nun den Untertanen und den reformierten Pfarrern insbesondere verboten sei, der Obrigkeit etwas Schmähliches vorzuhalten oder nachzusagen, selbst wenn es wahr wär, so sei es über allen Ausdruck verbrecherisch und gemeingefährlich, wenn dasselbe erfunden und erlogen sei, und das sei eben hier der Fall. Der Bürgermeister sei über sechzig Jahre alt und in Ehren ergraut, habe öfter kommuniziert und gebeichtet, sich niemals gegen die Kirchenzucht verfehlt und wanke dem Grabe zu, so daß es jeden rühren müsse, und es sei von vornherein widersinnig, einen solchen Mann mit verdächtigem Teufelswerk in Verbindung zu bringen. Die Hauptsache sei aber dies, daß das Eierlegen des Gockels nimmermehr als bewiesen zu erachten sei, da er weder von irgend jemand dabei betroffen sei, noch auch vor versammeltem Gerichtshof eine Probe seiner Unnatur abgelegt habe.

„Ei", rief der Pfarrer aufspringend, „da möchte wohl jeder Kirchenschänder und Muttermörder frei ausgehen, wenn die Richter an seine Übeltat nicht glaubten, bis er sie in ihrer Versammlung als ein Schauspiel vorgestellt hätte! Ist die Natur dieses Basilisken nicht genugsam durch die hundertfachen Aussagen so vieler argloser Menschen dargetan? Hat nicht eine unverdorbene Jungfrau, die Köchin Molli, aus deren tränenden Augen abzulesen war, wie ungern sie wider ihren Brotherrn zeugte, ihren unüberwindlichen Abscheu vor der heillosen Bestie gestanden? Haben nicht alle, die mit ihm in Berührung

kamen, wes Alters, Standes und Geschlecht sie waren, dasselbe unerklärliche Gefühl des Grauens, gleichsam einen inneren Warner, im Herzen gespürt? Hat nicht die Bürgermeisterin selbst die Höllenausgeburt mit feindlichen Gefühlen verfolgt, die sich bis zu einer der weiblichen Natur sonst fremden Mordlust vergifteten? Selbst wenn der satanische Vogel niemals mit Erlaubnis zu sagen Eier gelegt hätte, muß es doch jedem klar geworden sein, daß er dies und noch viel anderes vermöchte, seiner Abkunft und Konnexion, die ich nicht näher bezeichnen will, gemäß."

An dieser Stelle, brüllte Augustus Zirbeldrüse so laut, daß ein allgemeines Lachen und Beifallklatschen entstand, und der Redner erst nach einigen Minuten fortfahren konnte.

„O schweigen wir", rief er mit edler Betonung, „von diesen unnennbaren, unkeuschen und unflätigen Dingen, da wir den Unschuldschnee der Volksseele schon allzusehr mit Schlamm durchmistet haben! Wie ungern habe ich meine Stimme in dieser Sache erhoben! Wie leicht und lieblich ist es, die Nase wegzuwenden, wenn wo Gestank ist. Uns Prediger aber hat Gott berufen, die Gemeinde vor Übel zu bewahren, und uns mit einem wundersamen Harnisch gerüstet, daß wir den Mächtigen der Erde furchtlos als Angreifer und Entlarver entgegentreten. Liebe Freunde, ich weiß, daß die Besten unter euch schon lange mit Murren zugesehen haben, wie das Volkswohl, unbeachtet am Karren der Regierung hängend, durch den Kot geschleift wird. Wir haben tüchtige Männer genug, die zugreifen und die Ordnung herstellen könnten, die löblichen Meister der Gilden, die Herren Bäcker, Kürschner, Kupferschmiede und Gewürzkrämer, mit Herzen und Händen, die in Entsagung und ehrlicher Arbeit geläutert sind, das Steuer zu drehen; aber sie scheuen den Aufruhr und warten, bis das Maß voll ist. Liebe Freunde, wir haben gehört, was für Aufwand im Hause des Bürgermeisters getrieben wird. Wir wissen, wie überflüssig Mittags sowohl wie Abends seine Tafel besetzt ist. Von dem übermäßigen Eierverbrauch will ich nicht reden; aber führen wir uns noch einmal alle die Speisen vor, die das zahlreich zusammengetriebene Gesinde, im sauren Frohndienst schwitzend, von früh bis spät herstellen mußte: da folgen sich die mit Wein und Nelken gewürzte Suppe, die Pastete voll Trüffeln, die schwer mit Äpfeln und Rosinen gespickte Mastgans, der üppige Kapaun, der zartblättrige Salat, das Mandelgebäck und die aus Pistazien, Mandeln und anderen fremden Zutaten wie Mosaik gemusterte Magenmorselle. Und alle diese Leckerbissen sind bezahlt! Bezahlt sind die Muskateller und Malvasier, das böhmische Glas und der russische Hermelin! Wovon? Das würde ein Rätsel bleiben, wenn die Lösung nicht in einer anderen häßlichen Frage läge: Warum wächst der nördliche Turm der Hundertjungfrauenkirche nicht, zu dessen Vollendung seit Jahren unter der Bürgerschaft gesammelt wird? Da prahlt wohl ein Baumeister mit seinen Plänen, da steigen Maurer an den Leitern auf und nieder, da ist seit Jahren das Hauptportal mit Gerüsten verstellt;

aber an dem Turme ändert sich nichts, als daß ein Jahr ums andere ein neues Kränzlein von Steinen auf die alten kommt. Laßt mich nebenbei bemerken, daß die Hundertjungfrauenkirche, wie schon in ihrem abgöttischen Namen liegt, der katholischen Konfession vorbehalten ist, wir also einen selbstischen Zweck an ihrer Vollendung nicht haben können und uns nur aus unparteilicher Gerechtigkeitsliebe um eine diesbezügliche Verwahrlosung und Unterschleif bekümmern. Diejenigen, die mich des Parteihasses bezichtigen und wohl selbst dessen voll sind, werden überzeugt sein, ich lachte in mir hämisch und schadenfroh, wenn ich die Münstertürme der Papisten wie vom Blitz geköpft oder wie im Frost verkohlte Strünke dem Untergang anheimfallen sehe. Nein, meine Lieben, wo immer ich Mißstände und Treulosigkeit erblicke, unter denen das Gemeinwesen leidet, rühre ich mich, dem Arzte vergleichbar, der, wenn es an seinem Glöckchen läutet, sei es auch um Mitternacht und zur Winterszeit, aus dem lauschigen Federbett springt und über die dunklen Straßen durch Tümpel und Pfützen der Pflicht nacheilt, die mit bescheidenem Lämpchen voranleuchtet an das Wochenbett, an das Sterbelager, manchmal auch zu Besessenen, die sich, unter dem Zwang ihres teuflischen Schmarotzers, gegen den, der es gut mit ihnen meint und das Übel austreiben will, mit Beißen und Kratzen zur Wehr setzen . . ."

Weiter konnte der Pfarrer nicht reden; denn das Jauchzen und Lebehochrufen der Gildenmeister und anderen Zuhörer verursachte ein solches Geräusch, daß seine tapfere Stimme nicht mehr hindurchzudringen vermochte. Als er sich wieder vernehmlich machen konnte, wiederholte er den letzten Satz und fügte noch mehrere voll rühmlicher Gesinnung hinzu, worauf er mit den Worten schloß, aus allem diesem erhellte wohl für jeden, daß der Hahn des Bürgermeisters wider göttliche Ordnung Eier lege, was er oben behauptet habe, zu welcher Behauptung da sie gewissermaßen wahr sei, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet gewesen sei, und wodurch er sich um den Bürgermeister, für den es vielleicht noch Zeit sei seine Seele zu retten, verdient gemacht zu haben glaube.

Der Pfarrer hatte noch nicht ausgesprochen, als er von allen Seiten unter Händeklatschen beglückwünscht wurde, da niemand mehr an seinem Siege zweifelte. Eben forderte der Vorsitzende die anderen Richter auf, sich mit ihm zur Findung des Urteils zurückzuziehen, was sie, wie er bedeutsam fallen ließ, nun nicht mehr viel Zeit kosten würde, als etwas Unerwartetes eintrat, das dem Verlauf der Sache eine andere Wendung gab.

Unter dem erweichenden Einfluß der sehnenden Liebe nämlich schien es dem Stadthauptmann bald, als sei er allzu grausam gegen Frau Armida gewesen; da er aber doch an seinem Worte, dem eine gewisse Heiligkeit innewohnte, unerschütterlich festhalten mußte, ergrimmte er gegen den Pfarrer, der das ganze unnütze Lärmen verursacht hatte. Wie sich im Laufe des Prozesses merken ließ, daß der Bürgermeister mit seiner Anklage abprallte, dagegen selbst

und vielleicht auch Frau Armida in eine gefährliche Malefizsache geriet, wurde sein Zorn unbändig, und er schalt insgeheim auf seine eigene Langmut, mit der er den Aufruhrgeist im Volke sich hatte ausbreiten lassen, anstatt es von vornherein mit scharfen Mitteln zu Bescheidenheit und Gehorsam anzuhalten. Da er ohnehin mit dem Bischofe von Osnabrück, einem ausnehmend feinen Manne, Geschäfte abzumachen hatte, reiste er zu ihm und stellte ihm die Angelegenheit vor, ließ auch einfließen, wieviel ihm daran läge, wenn der Bürgermeister aus der Falle gezogen würde, dem reformierten Pfarrer und seinem Anhang aber eine merkliche Belehrung für die Zukunft erteilt würde. Aus diesem Grunde geschah es, daß der Bischof mit einem Male in den Gerichtssaal zu Quakenbrück trat und begehrte vernommen zu werden, da er etwas Wichtiges in der Sache des Herrn Bürgermeisters auszusagen habe.

Die plötzliche Erscheinung des Kirchenfürsten wirkte so erbaulich, daß einige auf die Knie fielen, die anderen wenigstens sich tief und eilfertig verbeugten; einzig Pfarrer Splitterchen blieb aufrecht stehen, und der von Würmling verneigte sich nur mit den Augenlidern. Auf Grund seiner Vorurteilslosigkeit und Gerechtigkeitsliebe zögerte Tönepöhl nicht, den Bischof in höflichen Worten zum Sprechen aufzufordern, ja sogar ihm im Voraus für sein Kommen zu danken, falls er etwas Förderliches in diesem schwierigen Handel beizubringen habe. Nachdem sich der Bischof, der ein beleibter Mann war, mehrere Male nach rechts und links umgesehen hatte, wurde ihm ein Sessel herbeigerollt, in den er sich mit Anmut niederlegte, und von dem aus er nun behaglich um sich blickte und dem und jenem zulächelte, der ihm bekannt vorkam. Unterweilen zog er eine funkelnde Schnupftabaksdose hervor, schnupfte und sagte lächelnd: „Euer Pflaster ist holperig, ich habe meinen Wagen am Tore stehen lassen und mich in einer Sänfte hertragen lassen; so bin ich zwar anständig hereingekommen, aber die guten Leute, die mich trugen, ließen die Zunge zum Verdampfen aus dem Munde hängen, denn sie mußten springen, damit ich zu rechter Zeit käme, und dazu zeigt der Kalender noch den Hundsstern an." Nachdem er sich noch einige Male nach rechts und links umgesehen hatte, brachte man ihm auf einem Brett eine Flasche Wein nebst einem Glase, das man auf ein Tischchen neben ihm stellte, so daß er nun bequem und vergnüglich eingerichtet war. „Es trifft sich gut", sagte er, indem er das Glas in die Hand nahm, „daß heute kein Fastentag ist, sonst würde ich mir diesen Labetrunk versagen" und ging dann allmählich zu der schwebenden Sache über, indem er folgendes erzählte: er sei vor einem Jahre, um einen Ablaß für den Turmbau zu verkünden, in Quakenbrück gewesen und habe bei der Gelegenheit Haus und Hof des Bürgermeisters samt allen Bewohnern, Mensch und Vieh, geweiht, und dieser Segen habe auch den fraglichen Hahn getroffen, welcher dadurch entweder des teuflischen Charakters ledig geworden sei oder niemals dergleichen an sich gehabt habe, da er sonst der Weihespende ausgewichen sein würde, wie es böser Geister Sitte oder Unsitte sei.

Tönepöhl unterdrückte seine leichte Verlegenheit und sagte, er wisse als Laie in weltlichen Dingen besser als in kirchlichen Bescheid, allein er achte auch die letzteren und sei fern davon, etwas in der Kirche zu Recht Bestehendes antasten zu wollen. Hochwürden möge ausdrücklich feststellen, ob wirklich der fragliche, des Eierlegens bezichtigte Hahn und nicht ein anderer sich unter dem Geflügel befunden habe, dem der Bischof die Weihe gütigst habe angedeihen lassen. Ein Hahn sei dabeigewesen, sagte der Bischof leutselig, ein hübsches Tier von stattlichem Betragen, der ihm wegen seines übermäßig geschwollenen Kammes aufgefallen sei; er habe damals diesen Kamm mit dem päpstlichen Tiara verglichen und den Hahn scherzweise Seine Heiligkeit genannt, wessen sich namentlich die Frau Bürgermeisterin gewiß noch entsinnen würde.

Daß der Bischof mit so gewaltigen Dingen tändelte, machte auf Tönepöhl, der ein Freigeist war, sich dessen aber doch nicht getraut hätte, einen bedeutenden Eindruck, so daß er begann, den Bischof als seinesgleichen zu bewundern. Er lächelte ein wenig und sagte, daß man die Frau Bürgermeisterin gern hören würde, wenn es ihr belieben sollte, der Darstellung des Bischofs ihre Glossen hinzuzufügen. Als dann die Dame in ihrem burgunderroten Kleide wie ein Windessausen dahergefahren kam, winkte er nach einem zweiten Sessel, da der Bischof Miene machte aufzustehen und ihr den seinigen anzubieten, wobei er sich aber etwas langsam und schwerfällig bewegte. Frau Armida dankte kurz mit Kopfnicken und sagte; daß der Hahn, der die Weihe des Bischofs empfangen habe, derselbe sei, welcher jetzt von Lästerzungen schmählich besudelt werde, leide keinen Zweifel; denn sie besäßen ihn seit zwei Jahren und hätten inzwischen keinen anderen gehabt. Es würde dann wohl das Beste sein, den Hahn selbst herbeizuholen, damit der Bischof ihn anerkannte und auch die Richter ihn in Augenschein nehmen, ob etwas Verdächtiges an ihm zu vermerken sei.

„Es soll mich freuen, das gute Tier wiederzusehen", sagte der Bischof liebenswürdig. „Und wie wäre es", meinte er, „wenn man, um ihn zutraulich zu machen und des Vergleiches wegen, ein paar Hühner vom Hofe des Herrn Splitterchen dazu lüde? Es wäre merkwürdig zu sehen, wie diese, die zweifelsohne natur- und ordnungsgemäße Hühner sind, sich mit dem übelbeleumdeten Hahn vertragen, ob sie etwas Anrüchiges an ihm wittern, oder ihn als einen tauglichen Hahn und Herrn zulassen."

Splitterchen erwiderte mit beißender Freundlichkeit, er wolle mit seinen Hühnern nicht zurückhalten, halte aber dafür, daß es ein schlechtes Appellieren sei von menschlicher Vernunft zu tierischer.

„Nun", entgegnete der Bischof, „es wird ja nichts anderes von ihnen verlangt, als daß sie den Bösen wittern, wozu man, meine ich, weder des Verstandes noch der Vernunft bedarf, sondern des einfältigen Instinktes, womit die Tiere vorzüglich behaftet sind."

Nachdem noch einige Reden dieser Art zwischen den Parteien gewechselt

waren, entschied Tönepöhl, daß der beschuldigte Hahn den Splitterchens Hühnern sollte konfrontiert oder gegenübergestellt werden, jedoch erst am folgenden Tage, da die Mittagsstunde sogar schon vorüber war und anzunehmen stand, daß alle, besonders aber der Bischof, der unaufhaltsam gereist war, einer Erfrischung bedürftig wären.

Inzwischen hatte Molli gekocht und gebraten, damit dem Bischof eine ziemliche Bewirtung vorgesetzt würde. Während des Mahles wurde dem hochwürdigen Manne ein Brief des Herrn von Klöterjahn überbracht, der sehr vertraulicher Natur war, und nach dessen Lesung er sagte, daß der Stadthauptmann sich bald wieder mit Freuden in diesem Hause verweilen würde, wie denn jetzt schon sein gerechter Unwille sich ein wenig verkühlt hätte und er dem Bürgermeister seine volle Liebe und Gnade wieder zuwenden würde, wenn derselbe sein Christentum sauber gereinigt vor aller Augen könnte glänzen lassen. Nachdem der Bischof sich über den schönen Glaubenseifer des Stadthauptmanns, über den unbotmäßigen Geist der Untertanen und der Reformierten insbesondere und die Notwendigkeit solchen zu dämpfen unwiderleglich geäußert hatte, ging er zu den auserlesenen Speisen über, die wie die Sterne am Himmelsgewölbe nach einer weisen und festen Anordnung die Tafel umliefen, erkundigte sich nach der Herstellung der einen oder anderen bei der Hausfrau und sprach den Wunsch aus, der verdienstvollen Molli seine Zufriedenheit selbst in der Küche auszudrücken.

Da man sich am Schlusse der Traktierung dorthin begab, stand das Gesinde am Wege aufgereiht und begehrte den Segen des Bischofs, dessen Herablassung bekannt war; dazu war er fett und schön, mit sicheren blauen Augen und einer erhabenen Nase und einer Umgangsweise, als ob er gewohnt wäre, von einem Thron herunter mit den Leuten zu reden. Molli empfing den hohen Gast in der Küche mit Kniebeugung und Handkuß, worauf sie von ihm auf die Stirn geküßt und sowohl wegen ihres Kochens belobt wurde, als auch weil sie sich bei dem Verhör als ein tapferes, kluges und ihrer Herrschaft ergebenes Mädchen erwiesen habe. Molli lächelte verschämt und sagte, sie gehöre freilich nicht zu denen, die eine gute Herrschaft im Unglück verließen. Zuerst sei sie wohl über die unanständigen Dinge erschrocken gewesen, die man von dem Herrn Bürgermeister gemunkelt habe, und als ihr dann noch die karminroten Eidotter in die Hände geraten seien, habe sie den Kopf verloren, nachher aber sich desto besser gefaßt und sich vorgesetzt, zu ihrem Herrn zu halten, der doch einmal die Obrigkeit sei und bei der guten katholischen Religion bleibe. Die Herren vom Gerichte hätten sich zwar recht darangehalten, um sie auf ihre Seite zu ziehen, sie hätte gestern noch von Herrn Tiberius Tönepöhl sowie auch von Herrn Augustus Zirbeldrüse je ein hübsch gemaltes Schreiben erhalten, worin sie artig um das Vergnügen gebeten hätten, sie als Köchin in ihr Haus einführen zu dürfen, wenn der Herr Bürgermeister, wie es doch nun wohl nicht anders sein könnte, von Amt und Würden hin-

unter in Schande und vielleicht gar Lebensverlust stürzte; aber sie hätte nicht darauf geantwortet, da sie erst hätte erwarten wollen, ob der Herr Bürgermeister wirklich so übel daran sei, und dann auch aus den Blicken der beiden Herren den Argwohn gezogen hätte, daß es ihnen nur darum zu tun wäre, die Ehre einer unschuldigen Jungfrau zu Falle zu bringen. Diese letzten Worte gingen in ein zartfühlendes Schluchzen über, das nur durch liebreiches Zureden des Bürgermeisters und des Bischofs, sowie durch eine Geldspende von beiden endlich gestillt werden konnte.

Gegen Abend meldete sich Tiberius Tönepöhl zu einer Rücksprache bei dem Bürgermeister und trug vor, daß es ihm ungeziemend vorkomme, wenn das Geflügel im Saale des Rathauses vorgestellt würde, der dadurch wie ein Stall mit Geschrei und Unrat erfüllt werden würde. Man könnte den Garten des Bürgermeisters dazu verwenden, um diesem gefällig zu sein; allein darin könnte Pfarrer Splitterchen eine Benachteiligung erblicken, was er auch nicht scheinweise auf sich laden möchte, und sein Vorschlag gehe deshalb dahin, daß die Sitzung vor dem Lindentore auf dem Anger abgehalten werde, wo nach altem Gebrauch die städtischen Truppen eingeübt und auch Märkte und Feste veranstaltet wurden. Wegen des Imbiß, zu dem Tile Stint den Richter einlud, entschuldigte sich Tönepöhl, da er in seinem Amte sich der weichen Regungen, die ein trauliches Verkehren bei Tische anfachte, nicht unterstehen dürfe, vielmehr beständig das Bild des Rechtes vor Augen haben müsse, gleichsam als den Nabel, auf den die indischen Mönche ihr unentwegtes Augenmerk richteten, um zur Gefühllosigkeit zu erstarren.

Am folgenden Morgen strömten Fußgänger, Wagen und Karren aus dem Tore nach dem Stadtanger, der auf allen vier Seiten von alten, nun blühenden Linden umrandet war. Wie ein Sternenkörper in einer Lichtregion schwebt, die er von sich ausstrahlt, so schwamm der Anger in einem Lindenduftgewoge, als ob ein elysisches Seligenland aus der harten Erdenkruste hervorblühte oder daran vorüberwehte. Wer der Zauberinsel nahekam, spürte eine reizende Betäubung und wurde mitten in ein magisches Wohlgeruchsreich hineingezogen, wo es eitel Scherz und Liebe und Wonnedasein gab. Einzig Pfarrer Splitterchen und sein Rechtsbeistand Zirbeldrüse gingen, wie wenn ihre irdischen Sinne mit Wachs verstopft wären, in dieser sommerlichen Trunkenheit umher, als zwei Gerechte zwischen einem Volk von Toren und Schelmen, und die wohl wissen, daß sie wegen ihrer Überlegenheit und Tugend, deren sie sich nun einmal nicht entbrechen können noch wollen, zuerst ausgelacht und dann gekreuzigt werden müssen. Der Pfarrer rieb zuweilen die Zähne aufeinander vor Verachtung und Ungeduld, oder er lachte, um anzudeuten, er wisse wohl, daß er in einer Komödie mitspiele; Zirbeldrüses Gesicht glich nicht mehr einem auseinanderlaufenden, sondern einem hartgewordenen Käse, den man nicht schneiden, höchstens zu einem grünlichen Pulver zerreiben kann. Sein Mund sah aus wie ein Strick, an dessen Enden zwei schwere

Gewichtsstücke hängen, und er blinzelte von Zeit zu Zeit um sich wie ein Hund, der ein Loch im Zaune sucht, durch das er entwischen könnte, der aber zu voll im Bauch und zu träge ist, um davon Gebrauch zu machen, selbst wenn er eins fände. Zwischen den Linden standen einige Ratsbüttel, um dem zuströmenden Volke abzuwehren, allein sie nahmen es nicht genau und ließen Alt und Jung lustwandeln, soweit die Macht der alten Bäume schattete, sofern sie sich nur nicht in den Ring des Gerichtes mitten auf dem Platze wagten.

Auf die Nachricht von dem hilfreichen Erscheinen des Bischofs war Druwel von Druwelstein vom Bette aufgestanden und kam mit festlich strahlendem Gesicht auf den Lindenanger, ohne sich durch den Spott und Mutwillen Frau Armidas beirren zu lassen. „Da war ich", rief er, „im Getümmel unter mein Pferd geraten und sind mir die Knochen arg zerquetscht worden; aber ich habe mich hervorgearbeitet und sitze wieder aufrecht, bereit zu einem neuen Gange." „So laget Ihr unter dem Pferde, als man Euch allenthalben vergeblich suchte?" erwiderte Frau Armida, „darunter ist man freilich vor Stich und Kugel sicherer als darauf; aber ein Kavalier geht nach Ehre aus, und die ist unter einem Pferdekadaver nicht zu holen!" „Warum nicht!" rief Druwel frohmütig, „wenn man nur mit Ehren darunter gekommen ist. Den möchte ich sehen, der den Druwel von Druwelstein nicht da finden wird, wo der Herrgott und das Recht ist, gleichviel ob einer in Ängsten ist oder florieret. Verzagt nicht, gestrenge Freundin, solange Ihr mein Fähnlein flattern seht, ist Eure Sache nicht verloren." „Ei was, für den Herrgott brauche ich keine Freunde, aber wider den Teufel", sagte Frau Armida ungeduldig, aber nicht herbe; denn sie ließ vielmehr ein tröstliches Lächeln über Druwels bräunlich-blinkende Wange und seinen straffen Knebelbart gleiten.

Der Vorsitzende machte sich unterdessen mit der Einrichtung des Tisches und mit dem Federvieh zu schaffen, das in Körben herbeigeschafft war. Ratsherr Lüddeke, der Bürgermeister und die Bürgermeisterin legten selbst Hand an, um den Hahn aus der Watte herauszuwickeln, in die er wegen neuerlicher Gebrechlichkeit verpackt war. Als davon nichts mehr an und um ihm saß, glich er einer Leichnammumie, von der soeben der Kalkbewurf abgekratzt ist, welcher sie jahrhundertelang bedeckt hatte: der kleine Lüddeke, der sich dessen nicht versehen hatte, geriet in einige Verlegenheit und sah den Bürgermeister von der Seite an, der gleichfalls die Augen niederschlug; denn hier draußen, wo der lautere Sonnenglanz gleichsam in einem kristallenen Bade zwiefach erglitzerte, stach das abgeschabte Jammergerippe widriger hervor, als es sich zu Hause dargestellt hatte. Der Armselige hatte sich an jenem Abend, als die Bürgermeisterin mit Steinwürfen nach seinem Leben trachtete, zwischen das Dachgebälk der Scheune verkrochen und war erst am vorhergehenden Tage wiederaufgefunden und gewaltsam ans Licht gefördert. In dieser Zeit war seine Ernährung und sonstige Pflege ungenügend gewesen: er sah nicht anders aus, als ob der Böse ihn geholt, mit seinen rußigen Händen ihm das Gefieder

zerzaust und den Hals umgedreht hätte. Während der kleine Lüddeke und der Bürgermeister sich unschlüssig ansahen, und der Druwel sich räusperte, rief Frau Armida mit heller Stimme: „So ist der Arme in der Zeit der Verfolgung heruntergekommen! Sollte er, was der Himmel verhüte, tötlich abgehn, so werden wir auf Ersatz des Schadens klagen, da wir nicht nur einen guten alten Haushahn, sondern auch unsern Liebling mit ihm verlieren!" Auch der Bischof war nun hinzugetreten und sagte: „Wie sehe ich Eure Heiligkeit wieder! So kann es Gott gefallen, die Hohen dieser Erde zu erniedrigen. Immerhin trägt er noch die Tiara, an der ich ihn wiedererkenne, obwohl sie für seinen augenblicklichen Kräftezustand zu schwer ist und trübselig wie eine Zipfelmütze von seinem Haupt herabhängt!"

Als der Bischof bei den Linden aus seiner Sänfte gestiegen war, hatte sich das lustwandelnde Volk um ihn geschart und im Schutze seines leutseligen Lächelns wie eine bunte und brausende Schleppe hinter ihm hergewälzt. Eine solche hinter sich herzuziehen war er gewöhnt und hätte sich ohne das unvollkommen bekleidet gefühlt, und ebensowenig dachten die Büttel daran, ihm den Huldigungsschweif hinterrücks abzureißen. Demzufolge war der Hahn im Nu von vielen Frauen und Kindern umgeben, die ihn streichelten und ihm allerlei Futter beizubringen suchten, wovon er schließlich etwas nahm und angstvoll herunterschluckte. Die beobachtende Menge begrüßte dies und andere Zeichen wiederkehrenden Lebens mit frohem Geschrei; denn er schloß nun auch einige Male die Augen ganz und öffnete sie wieder, als wollte er versuchen, ob die Maschine noch ginge. Als er sogar mit dem Schnabel, wiewohl schwächlich, unter die Körner stieß, die vor ihm ausgestreut waren, mit den wackelnden Beinen nach hinten auszukratzen sich bemühte und ein heiseres Krächzen von sich gab, kamen die Hühner, um die sich niemand bekümmert hatte, erst schüchtern, dann eilfertiger herbeigerannt und fingen um das Scheusal herum zu picken und zu essen an. Hierüber erhob sich anhaltender Jubel, der mit leichten Flügelschlägen den ausgebreiteten Lindenduft bewegte, so daß ein seliges Jagen von Balsam und Schall sich zu Häupten des Volkes auf- und ab wiegte und als ein Baldachin der Freude über den Berauschten schwebte.

Der Bürgermeister begann vor Rührung zu weinen, und auch dem Druwel wurden die Augen feucht, als er seinem Freunde und Frau Armida kräftig die Hände schüttelte. „Nun," sagte der Bischof, auf die Hühner deutend, „das Völkchen hat sich einträchtig zusammengefunden, wie es nicht der Fall sein könnte, wenn die Hölle dazwischen nistete." Tönepöhl ließ den Bischof aus Achtung den Satz zu Ende bringen, fiel dann aber schnell ein, damit er ihm nicht zuvorkäme, und schickte sich mit lächelndem Ernst zu einer Rede an. „Wenn man sagt, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei, so kann man diesen Spruch wohl mit ebensoviel Recht auf die Tiere anwenden, die noch mehr als das Volk aus der Tiefe untrüglicher Grundgefühle heraus

sich äußern. Hier haben wir nun beide, das Volk und das Vieh vernommen. Es hat sich vor unseren Augen ein Gottesgericht abgespielt, markerschütternd und doch auch lieblich in seiner Ahnungslosigkeit. Wenn wir heute vom strengen Gange der Justiz abgewichen sind, so ist es mit Fug und durchdachter Absicht geschehen, da zuweilen Freiheit Weisheit sein kann. Möge doch jeder sich überzeugen, wie unberechtigt die Klage ist, daß in unserm Gemeinwesen das Volk von der Regierung ausgeschlossen sei; wo es ersprießlich ist, geben wir seinem Urteil Raum und Gehör."

Hier wurde Tönepöhl durch einen Zwischenfall, der sich geräuschvoll abspielte, unterbrochen. Es ertönte nämlich aus der Mitte der Hühner ein lautes Kreischen oder Krächzen, dem auf der Stelle ein Aufschreien der Bürgermeisterin folgte, eines von den Pfarrershühnern habe Kikeriki gerufen. Sie bezeichnete das Huhn, dem sie den Hahnenkraht zuschrieb, mit hindeutendem Finger und sagte, rot vor Entrüstung, so komme denn Ungebührlichkeit und Unnatur unter den Hühnern desjenigen vor, der ihren Hahn teuflischer Umtriebe beschuldigt habe. Mit raschen Schritten näherte sich der Pfarrer und sagte spöttisch: „Wenn irgendwo Kikeriki gerufen wird, so schließt man darauf, daß ein Hahn anwesend sei, und da in der Tat der Hahn des Herrn Bürgermeisters hier vorhanden ist, so wird jeder Vernünftige der Ansicht sein, daß er es getan habe." „Freilich, freilich", rief Frau Armida, „so meint man auch, wenn irgendwo Eier gelegt werden, daß es Hühner getan haben. Indessen habe ich mit meinen Augen gesehen, daß das Kikeriki aus dem dünnen Halse jenes Huhnes kam, und stelle es außerdem den Anwesenden anheim, ob unser armer, schlotternder Hahn imstande wäre, in so lauter, durchdringender Weise zu krähen, wie eben geschehen ist." „Gesehen habe ich nichts, aber daß eben vernehmlich und deutlich gekräht worden ist, bestätige ich als richtig", sagte Tönepöhl. „Das kann jeder", wandte Zirbeldrüse hämisch ein. „Ich sage, daß von einem Hahn gekräht worden ist", wiederholte Tönepöhl aufgebracht aber doch gemessen; „und zwar von einem Hahn in der Gestalt eines eigentlichen Hahnes oder eines wirklichen Huhnes."

Jetzt meldeten sich Männer, Frauen und Kinder durcheinander, um zu bezeugen, daß das von der Frau Bürgermeister bezeichnete Huhn den vorgefallenen Hahnenkraht wirklich begangen habe. Auf den Befehl Tönepöhls wurde das Huhn ergriffen und auf den Tisch gesetzt, wo es verzweifelt herumstolperte, um zu entkommen, als ob es sich seiner häßlichen Erscheinung schäme. Der Hals des Tieres war nämlich, vielleicht durch die Arbeit von Ungeziefer, ganz von Federn entblößt, und so schien es von einer grausamen Köchin lebendigen Leibes gerupft, aber noch vor Beendigung des Geschäftes entsprungen zu sein. „Das Tier ist ein Greuel!" rief Druwel von Druwelstein, mit markiger Stimme das atemlose Schauen und Staunen der Menge durchbrechend. „Man veranlasse es, noch einmal einen Ton von sich zu geben," sagte der Bischof heiter, „damit jeder sich von dem Charakter desselben über-

zeugen kann." Dieser Vorschlag wurde unmittelbar als so einsichtig befunden, daß die Richter ihre Gänsefedern ergriffen und das Huhn damit stachen und belästigten so gut sie konnten, wovon die Folge war, daß der entsetzte Vogel hierhin und dorthin flatterte und endlich auch in ein mißtönendes Kreischen ausbrach, dem sich ein nicht schwächeres, sondern donnernd verstärktes Echo aus der Versammlung anschloß. Als das Triumphgeschrei verhallt war, sagte Tönepöhl: „Daß das Huhn krähen kann, halte ich hiermit für bewiesen", in welchem Sinne auch die übrigen Richter ihre Stimme abgaben; dann wurde auf einen Wink des Vorsitzenden das gesamte Federvieh in die Körbe gepackt und fortgeschafft.

Der Pfarrer, der bisher zähneknirschend und hier und da den Kopf in den Nacken werfend, als rufe er Gott zum Zeugen solcher Dummheit an, zugehört hatte, trat nun hastig vor und rief: „Und was folgt daraus, wenn es bewiesen wäre, was ich nicht anerkenne? Es gibt Tauben, die lachen, Pfauen, die trompeten, Papageien, die menschlich schwatzen, warum sollte ein Huhn nicht krähen? Hängt solches doch nur von einer zufälligen Bildung der Kehle ab!"

„Das Krähen," entgegnete Tönepöhl mit nachdrücklicher Ruhe, die dem Pfarrer seine unanständige Hitze beschämend zum Bewußtsein bringen sollte, „das Krähen ist ein Abzeichen der Männlichkeit und kann auf natürlichem Wege vom Huhne nicht erfolgreich nachgeahmt werden. Wir haben vor mehreren Jahren eine Frau, die in Männerkleidern einherging, und auf ihrem Geschlecht ertappt wurde, öffentlich ausgestäupt und des Landes verwiesen, da das Weib sich die Tracht des Mannes, das ist des höhergeborenen Menschen, nicht anmaßen darf. Wie soll man es da beurteilen, wenn ein Weibswesen sogar die dem Manne angeborenen Eigenheiten, gleichsam die ihn auszeichnende Naturtracht, nachahmen oder sich erwerben will? Wo sollte bei einer solchen Vermischung die notwendige Zucht und Botmäßigkeit bleiben, die im Hause wie im Hühnerstall herrschen muß?" Wie nun der Pfarrer im hellen Ärger sich die Worte entfahren ließ: „Wie konnte ich auch so albern sein, gegen papistischen Aberglauben kämpfen zu wollen!" entstand ein unwilliges Murren in der Menge und sie hätten es ihm wohl übel eingetränkt, wenn nicht der Bischof beschwichtigende Zeichen gegeben und Tönepöhl aufgefordert hätte, den Pfarrer zu seinem besten zu verhaften und in ein gutes Gewahrsam zu bringen, damit ihm von dem zwar aus verständlichen und schätzbaren Ursachen, aber doch über Gebühr aufgeregten Volke nicht ein Leides zugefügt werde.

Dem Hahn war das hastige Fressen nach langer Enthaltsamkeit so schlecht angeschlagen, daß Molli für gut fand ihn abzuschlachten, und sein mageres und zähes Fleisch geschickt in eine lüsterne Pastete verwurstete, welche bei dem Sieges- und Versöhnungsmahl, das unter Teilnahme des Stadthauptmanns beim Bürgermeister stattfand, verzehrt wurde.

Kaiser Karls Geisel / von Alfred Kerr

Ah! la jeunesse, il en avait une faim dévorante! Au déclin de sa vie, ce désir passionné de jeunesse était la révolte contre l'âge menaçant . . .

Ah! avoir à soi, dans une étreinte, toute la femme jeune . . .!

(Le Docteur Pascal)

I.

s sind im Grunde zwei Dramen, die Hauptmann geschrieben hat. Eines: zwischen einem Greis und einem Kind. Und eines: zwischen einem guten Greis und einem bösen Kind. Es sind zwei Dramen, die Hauptmann nicht geschrieben hat. Die Worte „guter" Greis und „böses" Kind mit einem Salzkorn zu verstehn. Gleichviel, — man sagt sich: „Der Plan ist wundervoll." Aber man sagt sich nirgends: „Ich bin erschüttert." Ein herrliches Werk: nur ungeschrieben.

Ich möchte Hauptmann bitten, es zu schreiben. (Nicht, es fertig zu machen; sondern: es zu machen.) Dabei wäre sein Entwurf trotzdem verwendbar.

Der Kritiker dieses Entwurfs hat ein schlimmes Amt. Loben ist unmöglich. Und tadeln . . . Es handelt sich nicht um Dinge die getadelt: sondern die vermißt werden. Ecco. Zu beweisen gibt es da nichts. Beweisen läßt sich, was falsch ist; nicht was fehlt. Dies läßt sich nur versichern.

. . . Hier versichert es jemand, der Hauptmannschen Wirkungen eigentlich nicht verschlossen ist. Was vor solchen Stücken Andere fühlen und erkennen, vermag ich — wenn ich mich zusammennehme — auch zu erkennen und zu fühlen. Die Wahrheit ist: daß Schuld an meinem geringen Eindruck die Blässe dieses Werks hat; sein gleichgiltiger Vorzustand. Wozu viele Worte? Hauptmann weiß, wie ich, was er nicht gegeben hat; und was er hätte geben können.

Ich wiederhole den Wunsch: er möge dieses Stück schreiben.

II.

Sein Stoff ist eine Widerlegung Schopenhauers. Wenn ich dessen Schwindelwort las: erst das Alter, da Begier und Wollen aufhören, sei die herrlichste Zeit, — so dacht' ich immer an den Schwindel der Hellenen, welche das ihnen widerwärtigste Meer den „πουτος εὐξεινος" benannten, die „wohlgastliche See". . .

O Wahn von der ruhigen Heiterkeit des Alters! . . . Pascal hat seine Sechzig auf dem Buckel. (Vom König David und der jungen Abisaig schweig' ich, weil ich sie schon in der ersten Kritik dieses Legendenspiels ehrenvoll erwähnte) . . . Pascal sieht vor der Eiszeit (gleich dem Rubek, der von den Toten erwacht), wieviel die Arbeit ihm gestohlen hat vom Leben. Das zieht ihm durch den Kopf, bevor er das Mädchen Clotilde schwängert . . . Ein

Liebesfall, der mir (trotz der Dagewesenheit der Dialogworte) als Umriß manchmal höher steht denn Tristan und Isolde: weil nämlich zuletzt ein Kind aus Clotilde steigt, wächst, grünt, saugt, schreit; weil ein gewaltiges Daseinsgemälde die Gipfelung dieser Liebe wird: die Fortsetzung der Welt. Dies unter der Hand.

Wuchtende Arbeit und letzten Heißhunger nach jungem Leben hat auch Karl... Vor ihm Shaws Cäsar. Auch beim Shaw schleppt ein alternder Weltherr (Kleopatras Entwickler) die Weltenlast schuftend auf lebensabgewandten Schultern. ... Aber halb lächelnd, nicht tobend. Er hat beinah Lust, sie irgendwohin kollern zu lassen; an die Nilquellen; sich zu erlösen, — doch er rafft sich auf (denn schaffen muß man, Werk auf Werk).

Die Erkenntnis der vollen Eitelkeit dieses Ringens, die ich an Shaws Cäsar vermißte, Neue Rundschau, Juni 1906, hat Hauptmanns Karl. Eins fiel mir an Cajus Julius Shaw auf: „Wenn hinter dieser Lebensarbeit (schrieb ich) doch gleich die scheuelhafte Kaiserzeit losgeht; wenn die Germanen ein paar Jahrhunderte darnach die Welt besetzt halten: war dann dies Herumwirtschaften, ... war dann eine julianische Lebensführung sehr geistvoll?" Hauptmanns Karl findet sie nicht sehr geistvoll ... „Ich, Prediger, war König über Israel zu Jerusalem; und begab mein Herz, zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel tut ... es ist alles ganz eitel." Karl weiß, daß er schuften muß, als „des Fronherrn bester Höriger", und sein Auge sieht nicht, wozu... Er tut es dennoch.

... Im ganzen aber steht mir der Cäsar beim Shaw doch näher als Hauptmanns Karl: weil er ein zerlegterer Held ist; zugleich ein heutiger, vorbildlicherer Held; (weil Bismarckwucht sonst minderwertige Brüder auch zuwege bringen).

Aber der Cäsar beim Shaw ist ... Linie; Hauptmanns Karl Farbe. Shaws Cäsar ist beinahe „die Weltbeherrschung" (man erfährt, wie man das macht); Karl ist nur „ein Weltherrscher"; man hat das Faktum hinzunehmen... Der alternde Kultursohn Italiens erledigt alles mit Ironie — und ist doch ein erschütternder Mensch. Der alternde Franke: ein Schwerblüter; wenn auch ein Feuerblüter; etwas Dumpfes. Ohne Wissen, — sondern er ist ein Held. Mild; im Zorn ein Wüterich. Und er ringt wider seinen Hang ... In summa: Cäsar ist ein Entwicklungsende, dieser Karl eine Frühstufe ... Beiden gemeinsam: Weltmacht; Knechtsein in dieser Arbeit; Altern; Liebe zu einer Minderjährigen... Bei dem einen wird es tragisch, (er zieht sein Schwert, schwingt es, sein Abend hat ein furchtbares Erlebnis), — bei dem andern ist alles ein Verstummen, ein Lächeln, eine Abreise ... (und doch eine Welten-Schwermut...).

III.

Die Minderjährige bei Hauptmann ist nymphoman. Mit dem Gesicht einer Heiligen ein nacktseliges Geschöpf. Voller List und Lug. Eine Lebensraserin; eine Totentänzerin. Schön; und sie mag verderbt worden sein, weil sie aus der Heidenfreiheit zu den Nonnen kam ... Ich könnte noch eine

Viertelstunde so von ihren Bestandteilen reden. Es würde daraus aber nicht erkennbar sein, ob ich von einer Absicht Hauptmanns: oder von einer leibhaften Gestalt rede ...

Von einer Absicht. Ich sehe zwar Hauptmanns Notizen für dieses Geschöpf; und es kommt auch alles, was sie haben soll, in ihren Worten oder Handlungen vor (oder in den Worten andrer Personen): doch in einer fast gleichgiltigen Art; ohne Schlagkraft. Ich kann bloß die Wirkung heranziehn. Man sagt: jawohl, ich fühle, was mit diesem Kinde sein soll; mit dieser Gegenüberstellung des alten Recken und des heilig-armen, blonden Luders; — dies Drama (sagt man) könnte jetzt gut oder schlecht werden. Aber das hier ist keins von beiden: sondern eine Andeutung, eine Vorläufigkeit . . .

Nein, es ist keine Vorläufigkeit! Schlimmer. Das sind Teile, die nicht im Frühzustande bruchstückhaft auf dem Bauplatz gezeigt werden, sondern Hauptmann hat sie flüchtig verleimt und überstuckt und übergipst zu einem länglichen Ganzen, irgendwie; zu einem großen Rabitzhaus.

Ich bin verpflichtet und muß befähigt sein . . ., wenn nicht zu beweisen, was ich behaupte: so doch zu zergliedern, was ich versichere. Mein Auge sieht, wie die Gersuind zu sehr auf den Voilà-comme-je-suis gearbeitet ist . . . Die Züge, die sie hat, sind fesselnd; die Art, wie sie angebracht werden, ist es nicht . . . Nur einer von vielen Punkten: sie erläutert sich . . . um einen Grad zu sehr. (Dabei stell' ich schon in Rechnung, daß in der Gefallsucht solcher Wesen der Voilà-comme-je-suis mitspricht.) Hol' mich der Teufel: die Eigenschaften des Mädels könnten wundervoll wirken, aber sie tun es in dieser Formung nicht. Ecco. Zu beweisen ist das durch die Wirk . . ., durch die Nichtwirkung. Lessing und Friedrich Schlegel miteinander könnten das zu Haschende, Flüchtige, Ungreifbare nicht definieren; — es ist nicht da. Ich hebe die Finger meiner rechten Hand zum Schwur: es ist nicht da.

IV.

Der Tatbestand ist also: Für den höchst besonderlichen Fall einer Greisenliebe zu einem Kind ist ein besonderlicher Ausdruck nicht gefunden. Das ist es. Kein bestürzend guter Einzelzug in der Liebe zwischen einem Greis und einem Kind. Das ist es. Dies Verhältnis aber (zumal hier Greis und Kind im sentimentalen Kampfe wie Mann und Frau stehn, nicht etwa bloß in körperlichen Beziehungen) erforderte doppelt besonderliche Prägungen, wegen der Seltenheit des Falls. Das ist es.

. . . Ich bin schuldig, wenigstens anzudeuten, was einen sonst stört. Punkte zu markieren, wo etwas nicht eingetreten ist. Also. In der Erzählung des Rorico, wie das Mädelchen hinter ihm dreingelaufen ist, kommt einem alles, während man wartet, recht aus zweiter Hand vor; es stört mich. Es stört mich auch, daß sie just einen Schmetterling verfolgt (weiß der Leser Bescheid?) Oder: Karls Wendung zum Väterlichen macht einen gewollten Eindruck. Nicht glaubhaft? ja doch, aber nicht bedeutend (in dieser

Formung). Ich versichere das, als ein altes Staniolpapier für das Empfangen von Hauptmannschen Eindrücken. Oder: der Zorn, in den Karl wider seinen Freund, den Literaten Alcuin, fällt, wirkt so ein bißchen altersgoethisch, so ein bißchen als platonischer Vorfall, der nichts Zwingendes hat in der Art, wie er herauskommt. Oder: das Gleichnis mit den sieben Ringen. Ganz im Mutterleib; es hat noch Kiemen statt der Lungen; (und erscheint bei der Taufe?) Oder: die Klage Karls am Sarg des geliebten, verfluchten Seelchens müßte zittern machen; sie ist nur lang. Man fühlt, was Hauptmann bei weniger Eile, bei weniger Leichtsinn (stille: bei weniger Leichtsinn!!) hier gesagt hätte. ... Worte wie: „Denn Qual war ihre Losung: Stolz und Qual!" Das ist böse. Oder —: „Seht ihr den Mann, der jener Toten nachfolgt? Die Menge weiß von diesem Manne nichts." Böse, böse. Niemals hätte das Hauptmann in einer verantworteten Fassung stehen lassen. Oder: das Schicksal der Gersuind ist (im Schlußakt) ergreifend: aber das, was sie zu sagen hat, ist es nicht.

Dies gilt für das ganze Schauspiel. (Herrlich: nur ungeschrieben.) Jedes Kunstwerk ist aber ...

V.

Jedes Kunstwerk ist aber ein Krapfen. Oder so etwas. Sprechen wir deutsch: jedes besteht aus Teig und aus Füllungen. Sehr kommt es zwar auf das Ganze des Krapfens an: aber sein Glück machen die schönen Stellen; die Füllungen; die Marmeladen oder der Kardemom; oder die Rosinen; (oder was Pistaziges. Schllllfff! . . .) In diesem Krapfen von Hauptmann gibt es nur Teig. Wo bliebe denn der verstorbene Wagner ohne die Kardemomstellen; Takte, worauf man sich verlassen kann. (Wagners Behauptung von der ewigen Melodie war Trug; er hat Kardemomstellen; vordem Arien getauft, jetzo Glanzpunkte benannt.) Sprechen wir deutsch: die Architektur allein tut es bei keinem Kunstwerk; die schönen Stellen tun es.
. . . Und sie fehlen.

VI.

In manchem Satz der Reise nach Griechenland hat Hauptmanns Sprache das freundlich Zeremoniöse des bejahrteren Goethe. Was Goethisierendes liegt auch in den Memoiren eines Edelmanns, jüngst von einer Zeitung veröffentlicht, aber da führt er in drei Spalten wie durch ein Wunder den Lesenden zu hingerissener Stimmung. Die Sprache des Legendenstücks vom Kaiser Karl ...

Ich will ganz gerecht sein. Zwischendurch gibt es ein paar schöne Verse: doch an dramatisch unwichtigen Stellen; (niemals an Entscheidungspunkten).

> Sie spürt die Buchenwipfel! spürt den Wald,
> Den goldnen Himmelshirsch, mit klingenden
> Geweihen morgens schreitend durch den Hag ...

Auch sonst manche Anmut, die bloß diesen Fingern heut gegeben ist: doch an unwichtigen Punkten. Das ist es. Ich weiß, daß kein andrer heut Gesichte hat wie Hauptmann; manches davon steckt noch in diesem Werk. Etwa der Komplex des nackt sein wollenden Mädelchens mit den zwei Greisen, Karl und Alcuin. Oder: dies Jäh-Furchtbare (ein Gegenspiel zu Arnold Kramers Verfolgung durch die Kneipengäste): die Kneipenorgie des Kindes aus dem Magdalenenstift, wenn alle Burschen über sie kommen; das Originalste, Stärkste dieses Trauerspiels — —, doch tot bleibt es, wenn von Hauptmann das Gesamtwerk nicht anders gefügt, will sagen: eindringlicher gedacht wird.

VII.

Eindringliches Denken ist Schaffen. Ich finde mich in seltsamen Gegenden. Und ich sehe weiter als bis zu einem einzigen Kunstwerk. Darüber hinaus, wie in das Herz der Welt. In das Herz meiner Welt, von mir erbaut, in der ich herumgehe. Eindringliches Denken ist Schaffen. Die Hysterikerin „denkt", d. h. sie schafft. Sie denkt so eindringlich-fest, auf ihrer Hand werde morgen ein Ausschlag von bestimmter Gestalt sein: bis morgen wirklich ein Ausschlag von dieser Gestalt da ist. Erfahrungstatsache; beliebig zu wiederholen ... Was ist in dem Ausschlag alles drin? Ich denke mir: Welten, mit Lebe-Tieren; Berge; Veränderungen einer Erdoberfläche; Schicksale von Milliarden Kleinwesen. Sie erzeugt es durch Denken. So denkt ein Dramatiker das Drama.

So denkt Gott die Welt. Gott! Nein: Götter. (Ich glaube nur nicht, daß sie „Götter" sind.) Ich denke mir: so wie ich einen Vivisektor sehe, einen der vielen Assistenten, der Dr. Cohn heißt, oder Müller 4, und einem Hund zwei Nerven durchschneidet und zwei falsche Nerven zusammenwachsen läßt, somit sein Schicksal bestimmt, sein Leid bestimmt . . . ich komme aus der Konstruktion, es tut nichts . . ., ich sehe jemanden, der Bazillen züchtet, die Schicksale von Generationen dieser Geschöpfe festlegt, um irgend etwas damit zu impfen, — — der einen Versuch macht; ich denke mir: so gibt es Wesen, die mit uns impfen; die uns züchten; Assistenten, welche die Lebensschicksale von Planeten und Erdaltern bestimmen: aber die zum Impfstoff nicht unser Körperliches wollen, sondern Seelisches; die nicht grobe Leibesexperimente machen; die mit unsrem Seelenschmalz hantieren. Wer weiß welcher Assistent uns pauschaliter unter sich hat zum vivisektorischen Versuch, — und was für ein Stümper der ist; darum müssen wir leiden; leiden die Schmerzen unsrer Seele, die zu etwas gebraucht werden. Nicht Gott. Götter, viele; selbst arme Luder, Assistenten, Stümpergötter. Furchtbar komisch, einen der durchschnittlichen Stümperassistenten anzubeten. Ich mache das nicht mit vor Ihnen, Müller 4, Sie vertattertes Ungeschick!! Ich glaube, daß der große Bär nur etliche Blutkügelchen jemandes ausmacht, — trotzdem sind Sie ein Anfänger!! . . . Ich stelle mir zugleich vor, daß einer der höheren Götter,

auch einer von vielen Dutzendassistenten, irgend ein Blödian Schmidt, die „Welt", nämlich unsere, so stark „denkt", bis dieser Aussatz da ist. Daß er, denkend, ohne Hand, seine Schlemihlexperimente macht, als höher organisierter Trottel, Mißerfolgsmann, Schwachbegabung, unzureichender Hysteriker. (Gott? Minima praetor non curat . . . Und die letzte Ursache würde ja nicht Einer sein, sondern ein Prätorehepaar, Mann und Weib, wie wir uns die Zeugung denken. Oder doch ein feinstes Gegenstück zum Protoplasma? — das zeugt, indem es sich teilt? . . .) Jedenfalls ist meine Vivisektionstheorie mit den Assistenten und dem Seelenschmalz das Wichtigste, was ich zu sagen habe. Es gibt nichts zu lachen. Was ich hier in vierzig Zeilen äußere, das ist mein Faust. Eine Welt, die für mich eine Tatsachenwelt ist, in der ich hause, jeden Tag und jede Nacht; ein Geheimnis, mit dem ich herumlaufe, nein, eine Gewißheit, in der ich stecke bis an den Hals; unter der ich alles ansehe, schon mehr empfinde, unter der ich noch eine hold-feierliche Musik höre wie den Herzschlag eines Mädels pochen fühle, wenn irgend in einer Spätnachmittagsstunde die Welt sonst aufgehört hat und man einer Halbschlafenden allein das Leben abhorcht . . . Ich wurde bestärkt, wenn ich mit mir wochenlang am Meere saß und nichts empfand als das Alleinsein mit dem Tier, in dessen Leib ich sitze, dessen Blutstropfen heranrollt mit der See, dessen Bazillerich ich bin, eingeimpft von dem falloten Assistenten . . . Ist das alles nicht wichtiger als die Kunst?

VIII.

Ich bin abgekommen. „Schöpfer" eines Dramas müssen „eindringlich denken", um zu erschaffen. Zerstreutes Denken gibt nur einen mäßigen Aussatz. Durch hermetisches Denken erst werfen sich die Berge; die Grundfigur der Bergzüge steigt auf: eine Handform, ein Stiefel, parallele Linien; es bleibt nicht bei einem zerstreuten Versuch zur Erschaffung . . .

Was fordert meine Kritik? Hauptmann soll dem Leben entsagen? um hysterischer zu werden; konzentrierter zu erschaffen? Ah nein, — ich selbst kenne den Prediger Salomonis, ich frage mich stündlich, wozu alles geschieht. Ich wußte von jeher „die Belanglosigkeit der Kunst und die Seligkeit, die Seligkeit, die Seligkeit des Daseins" . . . Hab' ich ein Recht zum Vorwurf?

Doch; solange Kunstwerke mir als Kunstwerke dargeboten werden; und schwach sind; und ich es als Kritiker erkenne; weil Müller 4 es in mich gelegt hat; weil ich eingesetzt bin; — weil er diese Form des Schweißes der Seele vielleicht braucht: das Ringen und den Sieg eines Kunstrichters, eines Nichtkünstlers —; weil auch ich dahinschnaufe, dahinfliege. Darum.

. . . Und weg über alle diese Dinge schick' ich harrend und starrend und lachend einen Gruß an Gerhart Hauptmann.

Operetten/ von Oscar Bie



Ich komme mir vor wie Popolani. Wer ist Popolani? Alchymiste au service du Chevalier Barbe-Bleue. Ein ganz famoser Alchimist, der Obervergifter des blaubartschen Hofes, der alle die Weiber, die sein Herr (natürlich bei Offenbach) nach kurzer Heirat ins Jenseits befördern läßt, nicht ins Jenseits befördert. Was liegt ihm an der Tragik der merkwürdigen Scheidungsprozesse seines Herrn? Sein Scheidungswasser ist lieblicher. Statt Gift gibt er den Weibern Zuckerwasser. Läßt sie leben. Richtet sich mit ihnen einen Harem ein. Das Grabgewölbe, vor dem Blaubart sein tiefbewegtes Kantabile singt, ist eine Attrappe, es öffnet sich eines Tages und entläßt einen Reigen tanzender Frauen, die selbst den Ritter versöhnen. Das hat Popolani gemacht. Das ist seine Technik. Muß denn immer gleich versunken und vergessen sein? Gleich Tremolo und Moll? Er stellt die Sage auf den Kopf und läßt sie zappeln. Es kommt die Stunde, da die sechste Frau, Boulotte, ihre Polka singt: Mortes, sortez de vos tombeaux, pour revivre, pour revivre.

Ich habe eine Erinnerung, indem ich hier sitze und etwas Unzusammenhängendes über die musikalische Saison schreiben soll. Mir geht ein Lied im Kopf herum, das Popolani sich jeden Abend anhören muß.

Ma première femme est morte

(singt es in der schönen A-dur-Melodie, singt es, singt es)

Ma première femme est morte,
Et que le diable m'emporte,
Si j'ai jamais su comment

(Chor von unten herauf: s'il a jamais su comment) — —

Nämlich der Konzertwinter wird abgemurkst, wie die Blaubartschen Frauen. Ganz genau so. (Die Melodie geht mir nicht aus dem Kopf.) Ein Abend hinter dem andern, jeden Abend fünf bis neun Stück. Jeden Winter werden neue Grabgewölbe gebaut, die Todesanzeigen stehen jeden Morgen riesengroß auf der Anschlagssäule und den nächsten Tag in der Zeitung. Die Leichenbitter halten Zitronen in den Händen, sonst nichts. Sie sind beruflich. Sie opfern sich. Lilli Lehmann sagt, sie sollen ganz rücksichtslos sein. Nur gegen sich selbst sind sie es nicht, denn sie teilen sich in die Begräbnisse. Und eine wirkliche schöne Leiche müssen sie meist versäumen, da sie genügend akkreditiert ist, wie die C-moll-Symphonie, wenn sie ein Mozartorchester probiert, oder das G-dur-Konzert, das Godowski wie eine Fliege spielt. Ich aber bin Rentier der Musik. Ich brauche es nicht so tragisch zu nehmen. Ich gehe in ein paar gute oder doch interessante Konzerte und bewahre mir ihr Gedächtnis. Manchmal dachte ich: ich gehe diesen Winter nur in Kammermusik nächsten nur in Gesang, aber diese Genußmethode hat sich nicht bewährt. Da spielen die Halirschen Quartettgenossen den ganzen Brahms. Muß man es

nicht hören? Da singt die Gmeiner, ganz farbige Beweglichkeit, oder die Culp, ganz hinreißende Persönlichkeit. Kann man das auslassen? Ochs' H-moll-Messe, welcher Höhepunkt einer Chorleistung. Nikisch, wenn er Bruckner dirigiert — welche sensible Nachempfindung einer gleichsam improvisierten Symphonie, die der Dirigent auf den Tasten des Orchesters zu spielen scheint. Ich habe schöne Plätze in der Philharmonie, ich sehe die Leute zu spät kommen und zu früh weggehn, ich lehne mich zurück und höre die alten Beethovens und Brahms, über die man nichts in den Zeitungen liest, jene ewigen Korrektive der Seele, die sich von Jahr zu Jahr in sich und in uns nüanzieren, an denen wir uns eigener, unzerstörter, unzerstörbarer Bezirke erinnern, in die hunderte von neuen Stücken niemals hineingelangen, nie fertig und immer vorhanden . . .

Il nous reste Popolani. Popolani sagt, ein Mörder, der Kuplets singe, sei ihm unsympathisch. Und kann man diesem Konzertblaubart Konsequenz nachsagen? Mozarts Don Juan, der ja eine ähnliche Karrière gemacht hat, entwickelt sich aus einem Buffo zu einem Tragico, Offenbachs Blaubart aus einem Tragico zu einem Buffo. Diese Leute haben also Seelenqualen. Blaubart sagt, wenn ein neuer Mord an die Reihe kommt: Vous avez le droit de crier. Gewiß, das Opfer hat das Recht zu schreien; aber wenn der Kritiker es verreißt, wer hat das letzte Wort? Dann darf Blaubart nicht die Beine schwingen und über den Tod seiner Frauen nicht einen Schottischen tanzen. Entweder man begräbt sie oder man ist Lebenskünstler, Popolani. Popolani ist der Rentier der Gelüste seines Meisters, den er für sich sorgen läßt. Welcher Fortschritt gegen Leporello! Er ist der einzige Konsequente in diesem Leben. Er sagt: Blaubart nimmt die Schönheit von der frivolen Seite, ich von der kulturellen. Ich bewahre sie mir im Kämmerlein, so lange meine Kraft reicht (natürlich!), dann lasse ich sie tanzen, bis die Mörder auf die Knie sinken.

La deuxième et la troisième,
Ainsi que la quatrième,
Je les pleure, je les pleure également.

Nein, eine habe ich doch vergiftet: die Nicodésche; sie gab mir Zuckerwasser, da gab ich ihr Gift. Die Nicodésche grande symphonie, mit 64 Streichern, 33 Schlaginstrumenten, Chor, Solo und sämtlichen Schikanen, die wichtigste aller Novitäten, hieß Gloria. Gloria, Sturm- und Sonnenlied. Man kennt das schon: Werdelust, Durchs Feuer, Sonnentag des Glücks, Stillste Stunde (die ist gut), Um das Höchste, Der neue Morgen — die alte Sehnsucht des Musikers, der einige Gedanken, aber mehr Noten zur Verfügung hat, Primanerphilosophie. Gedankenverbindung im Programmbuch: Das Fatum sprach „Du warst gewarnt! Versuche nie, zu — bekehren! . . . Doch dir winkt Schöneres noch: Deinem Selbst und deinem fortglühenden Trachten zu leben auf dem freien Berge; mit weitem Blick ins Tal, umgeben von dem treuesten Hirten und von ewiger Reinheit der nie trügenden Natur." Hopsasa: je veux faire une chose immense, singt Blaubart, grands principes, je vous dévance. Da

geht der Kampf los. Das Ideal kämpft mit der Banalität (ein gemeiner Militärmarsch), mit der Sensation (ein Walzer), mit der Mode (eine Polka), mit der Virtuosität (eine Riesenkoloratur). Was macht Nicodé? Er schreibt Marsch, Walzer, Polka, Koloratur. Er hat die Anführungszeichen vergessen, die ein geistreicher Musiker in die Färbung oder das Tempo oder die Dynamik legt. Er schreibt es breit und gelassen ohne Gänsefüßchen. Er wirkt mit den Wirkungen, die er bekämpft. O Gott, o Gott! Er ist ein Musiker ohne Interpunktation. Auch sonst, redselig ohne Auge, gedankenvoll ohne Ohr; ich vermute, daß er vermögend ist. Und er meint es so gut. Ein Fall für viele; ein interessanter Fall. Es war heiß im Saal. Marchons au pas, et puis au trot, puis au galop, au grand galop — Hop! la! Hop! la! Hop! Blaubart tanzt. Diese Ehe mag er wegtanzen.

Aber Vivien Chartres, die war mir lieb. Im Bronzenwald der Wohnung Paul Lindaus hörte ich sie. Blaues Kleidchen, blondes Haar, eine kleine Micaela. Nicht im Saal, sondern im Salon hörte ich sie. Die Anekdoten Paul Lindaus schwirrten durch den Raum. Ich möchte gleich vier nacherzählen, besonders Grete Begas-Anekdoten, zum Beispiel mit dem Faktotum, der Auster, die von einem stotternden Tischler in den Sarg gelegt werden sollte. Er sagte: „Kch, w — w — w — wir — m — m — ma —". Der Lehrjunge sagte: „Der Meester meint, wir machen das immer so mit dem schiefen Kopf, das ist lieblich." Doch er mag das selbst erzählen, wenn er auch sagt, Grete Begas erzählte es besser. Wer erzählt von uns, wie er, wer modelliert so seine Erlebnisse? Dormez bien, chères âmes. Und dann wird es ruhig und die kleine Vivien spielt ein paar Stücke mit der blendenden Technik und stupenden Einsicht der Kinder, bei der uns das Wunder nicht in diesen Talenten, sondern in unsern Unfähigkeiten zu liegen scheint. Die Anekdotensphäre des Saales perlte von ihren Saiten, verdichtete sich in fliegende, silberne, klingende Tropfen, die in die Stille wie Offenbarungen eines zweiten Gehörs niederfielen. Das Kind setzte sich zu den Kindern aufs Sofa und lachte. Ein kleiner Heiligenschein war um ihr Haar. Die Mutter erzählte von Neapel, von einem Konzert, das sie da gaben, und wie sie mit dem Auto nach Hause fuhren, und die Menge drängte ihnen nach und berührte das Kind und ließ sich Lottonummern von ihm nennen und rief weit über die Plätze: è assistita.

Liebe kleine Vivien, liebe Assistita, laß dich nicht von dem Saisonwolf fressen, laß dich nicht vom Blaubart ruinieren, komm mit all den anderen, die ich wie dich liebgewann, zu mir, dem vorsichtigen Popolani. Meine Schule ist die bewährte, das werden dir diese Lieblinge sagen:

J'ai fait ma part dans cet orchestre,
Car la deuxième, ce fut moi —
Moi, je n'ai duré qu'un trimestre,
Quatrevingt-dix jours, après quoi —

Maintenant, nini, fini,
Il nous reste Popolani.

Siehst du, so geht es. Hat Nedbal nicht mit seiner schönen Bratsche die Böhmen verlassen; ist Weingartner, der die Oper verschwor, nicht nach Wien gegangen, und Mahler, der alles für Wien tat, zu Conried, und Muck zu dem vortrefflichen Herrn Hickinson in Boston, der so reich ist, daß er ein Orchester aus seiner Tasche bezahlen kann, und hat d'Albert nicht von seiner Oper so viele Freuden, daß man ihn nicht mehr Klavier spielen hört? Siehst du, so geht es. Und da war ich gestern im „Walzertraum", von dem man sagen kann, daß er neben dem „Blaubart" unsere Saison beherrscht. Und dort sah ich etwas schreckliches. Da kommt ein fesches Wiener Mädel vor, auch eine kleine Geigerin wie du, und ist so lustig und vergnügt, daß sie gar nicht merkt, einen wie dummen Walzer ihr der Komponist zu singen und zu spielen gegeben hat. Weißt du, wie die endet? Zuletzt geht eine Portière auf und sie steht auf einem Podium und geigt diesen Walzer hoheitsvoll einem Liebespaar vor, das in höchst pathetischer Haltung die höchst sinnigen Konflikte dieses Dramas zu höchst versöhnlichem Ausgang bringt. O, wie schüttelt einen das. Sie befriedigt die niedrigen Instinkte des Publikums.

O wie schüttelt einen das! Göttlicher „Blaubart", Wunder der Groteske, Breughelscher Spuk, Wahnwitz des Geistes, Küsse italienischer Süßigkeit, Spott aller derer, die sich bücken müssen, und Lust aller derer, die Kränze winden, ist dieses deine lustigste Witwe? Ein Liedchen fiel ihr ein, Duett zwischen Geige und Flöte, das ich mir gefallen lasse. Leer ist sie sonst, leer bis auf den Grund. Es ist so weit, daß mit Sentimentalität die Lustigkeit entschuldigt wird. Während das Zwerchfell gerührt wird, rührt man die Tränendrüsen. Diese Mischung behagt. Dies ist der Erfolg. Es ist eine Spekulation darin auf niedrige Terrains. Je geschickter, desto schlimmer. Je leerer, desto raffinierter. Popolani verhüllt sein Angesicht. Gift für Zuckerwasser.

Verflucht, der „Walzertraum" hat mich sentimental gemacht. Was sehe ich es mir auch aus Wissenschaft an? Wißt ihr, was von der Wissenschaft kommt? Im dicken Meyer steht unter Vokabel „Offenbach": Die Popularität seiner Melodien wirkte in hohem Grade geschmackverderbend. Nun also, und Friedrich Schlegel sagt von Mozart, seine Musik sei eitel und weichlich verderbt. Nun also. Kommt Kinder, laßt das, kommt, gebt mir die Hände, Vivien du mit mir voran, die andern nach, kommt, tanzen wir, hoffen wir, lachen wir, lieben wir, himpa, humpa, himpa, humpa

Tous les deux, Amoureux,
Nous tenant un doux language,
Nous allons, Nous venons,
Nous parcourons ce bocage . . .
Il n'est pas, Ici bas,
D'autre bonheur dans la vie – – Singt, singt!

Politische Chronik / von Theodor Barth



Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts rückt mit unerbittlicher Logik in den Mittelpunkt der preußisch-deutschen Politik. Es hat lange genug gedauert, bis die Sozialdemokratie einsah, daß an dieser Stelle der verwundbarste Fleck unsrer reaktionären Staatsordnung bloßliegt. Es gibt nichts widersinnigeres und ungerechteres, als das vom frechsten Klasseninteresse diktierte preußische Dreiklassenwahlsystem. Die eine Tatsache, daß dieses sogenannte Wahlrecht die zahlreichste politische Partei des Landes von jeder Vertretung im Parlament tatsächlich ausschließt, genügt, um jenes System in den Augen gerecht und billig Denkender zu richten. Für eine Partei, die, wie die sozialdemokratische, in erster Linie Arbeiterinteressen vertritt, bietet dieses Wahlunrecht in Preußen eine Beschwerde dar, deren moralische Wucht auf die Dauer unwiderstehlich sein muß. Die Sozialdemokratie hat dies zwar spät, aber jetzt gründlich begriffen. Sie kann diese Frage nicht wieder zur Ruhe kommen lassen. Sie muß sie jetzt mit allen agitatorischen Mitteln betreiben und sie zwingt damit auch alle andren Parteien und die Regierung zu einer klaren Stellungnahme. Die preußische Regierung hat mit der am 10. Januar durch den Fürsten Bülow im Abgeordnetenhause verlesenen Erklärung zu erkennen gegeben, daß sie freiwillig nichts ernsthaftes tun will, somit zu jeder Reform gezwungen werden muß. Dieser Zwang kann wirksam nur durch eine Volksbewegung ausgeübt werden, die sich nicht darauf beschränkt, bloß bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause zur Geltung zu gelangen. Nur ein langjähriger gewaltiger Druck der öffentlichen Meinung wird die reaktionären Widerstände, die sich einer durchgreifenden Reform entgegenstellen, überwinden.

Wie stark die Reformsache selbst ist, wird durch nichts deutlicher erwiesen, als dadurch, daß schon jetzt beim Beginn der Wahlrechtskampagne ganze Parteien genötigt werden konnten, sich bongré malgré für die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen auszusprechen. Nicht nur der gesamte Freisinn, sondern auch das Zentrum ist auf dieses Programm festgelegt. In beiden Parteien gibt es nicht wenige Elemente, die im Herzen den persönlichen Wunsch hegen, daß dieser Parteiwunsch niemals in Erfüllung gehen möge. Wohl oder übel müssen sie dennoch den Marsch auf das ihnen innerlich durchaus nicht erwünschte Ziel mitmachen. Die Forderung ist in sich so überzeugend, daß sie auch Widerstrebende zwingt, an ihrer Erfüllung mitzuarbeiten. Damit aber ist bereits eine Armee geschaffen, welche die zweifellose Mehrheit sowohl der Bevölkerung wie der Wählerschaft Preußens und Deutschlands umfaßt. Hinter der Sozialdemokratie, dem Freisinn, dem Zentrum und den Polen, die als Parteien allesamt ausdrücklich das Reichstagswahlrecht für Preußen fordern, stehen mindestens vier Siebentel der gesamten Wählerschaft.

Hinzu kommt, daß auch darüber hinaus in andren Parteien, z. B. in der nationalliberalen, nicht wenige Wähler vorhanden sind, die einer durchgreifenden Wahlreform das Wort reden. Man kann deshalb mit Fug und Recht behaupten, daß nicht nur das Dreiklassenwahlsystem gegen den Willen der großen Mehrheit der Bevölkerung aufrecht erhalten wird, sondern daß sogar für die radikale Forderung der Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen innerhalb der Bevölkerung ein Mehrheitswille vorhanden ist. Diesem Mehrheitswillen Nachdruck zu verschaffen, die Zaudernden mitzureißen, den heimlich Widerstrebenden das Gewissen zu schärfen, das Dreiklassenwahlsystem durch fortgesetzte schonungslose Kritik weiter zu diskreditieren, den Flaumachern das Handwerk zu legen, den Vordringenden den Rücken zu decken: das ist die Aufgabe einer Wahlrechtsbewegung, die dem großen Ziele angepaßt ist. Wer bei einer solchen Volksbewegung einmal über die Stränge schlägt, den soll man nicht zu hart beurteilen. „Wen Liebe nie zu weit getrieben, den trieb sie auch nie weit genug." Es erscheint deshalb auch recht wenig angebracht, wenn ernsthafte Wahlreformer ihre Klagen über sozialdemokratische Straßendemonstrationen in dem Chor der reaktionären Wahlrechtsfeinde miterschallen lassen. Es trifft auch nicht zu, daß diese Straßendemonstrationen als Einschüchterungsversuche gedacht sind, als welche sie ihren Zweck nur verfehlen könnten. „Es sind — wie Eduard Bernstein in den Sozialistischen Monatsheften zutreffend bemerkt — nur gesteigerte Kundgebungen eines politischen Strebens, nötig geworden durch die hochmütige Nichtbeachtung und Mißachtung dieses Strebens."

Die Neigung des bürgerlichen Liberalismus zu einer objektiven Beurteilung des von der Sozialdemokratie geführten Kampfes ist gegenwärtig nur sehr schwach entwickelt. Man darf das politische Leben einer Dreimillionenpartei, nicht nach den Ausdrucksformen ihrer radikalsten Redner und Schriftsteller beurteilen. Eine geschmackvolle Ausdrucksweise ist gewiß einer rohen und boshaften vorzuziehen. Aber es ist doch der Gipfelpunkt der Torheit, gerechten Forderungen sich deshalb entziehen zu wollen, weil diese Forderungen nicht mit zierlichem Anstande vorgetragen werden.

Die schroffe Zurückweisung jeder ernsthaften Wahlrechtsreform durch den Erfinder der konservativ-liberalen Paarung hat der Bülowschen Blockpolitik einen Stoß versetzt, von dem sie sich nicht wieder erholen kann. Die Idee, Konservative, Nationlliberale und Freisinnige zu einer Regierungsmehrheit zusammen zu leimen, mittels deren die sterile diplomatisierende Politik des Fürsten Bülow nach dem Bruch mit dem Zentrum fortgeführt werden sollte, war so widerspruchsvoll, daß eine staatsmännische Meisterhand dazu gehört hätte, um aus diesem Gedanken eine brauchbare realpolitische Leistung hervorgehen zu lassen. Es lag auf der Hand, daß Fürst Bülow, indem er plötzlich mit dem Zentrum brach, die innerhalb dieser Partei vorhandenen demokratischen Tendenzen stärken werde. Wollte er den Kampf gegen das Zentrum mit Erfolg

bestehen, so mußte er es in seinen reaktionären Bestrebungen treffen und ihm durch demokratische Zugeständnisse den Wind aus den Segeln nehmen. Nur unter solcher Voraussetzung schien auch die Mitwirkung der Freisinnigen an der Bülowschen Blockpolitik entschuldbar. Der Freisinn hätte sich sagen können, daß der agrarische Reichskanzler zu einer solchen new departure nicht die nötige Kraft besitze, selbst wenn Neigung dazu vorhanden gewesen wäre. Es ließ sich darnach voraussehen, daß der Freisinn innerhalb des Bülowschen Blocks nur als Deckblatt für eine reaktionäre Einlage dienen solle. Diese ihm zugedachte Rolle ein ganzes Jahr hindurch verkannt zu haben, spricht nicht für den Scharfsinn des linken Blockflügels. Die schroffe Abweisung der Reformwünsche des Freisinns durch den Fürsten Bülow im preußischen Abgeordnetenhause am 10. Januar bot dem Freisinn eine ausgezeichnete Gelegenheit, um aus seiner zweideutigen Stellung im Bülowblock herauszukommen und wieder in die demokratischen Reihen zurückzutreten. Die demoralisierende Wirkung der konservativ-liberalen Paarung erwies sich jedoch zu stark, als daß die parlamentarischen Vertreter des Freisinns sich zu einem resoluten Entschluß hätten aufraffen können. Man suchte sich mit einigen dialektischen Redensarten aus der Affäre zu ziehen, meinte, man könne den Bülowschen Block nicht kündigen, da er ja eigentlich nicht existiere; meinte, man dürfe das Schicksal des Vereins- und des Börsengesetzes nicht gefährden, indem man auf den groben Klotz der Bülowschen Wahlrechtserklärung einen groben Keil setze, und versicherte zum hundertsten Male, daß man die ewigen Grundsätze der Partei hoch und heilig halten werde. Das Volksempfinden hat sich durch diese dialektischen Spinneweben den Blick nicht trüben lassen, sondern sein Mißbehagen über die ganze verfahrene, den entschiedenen Liberalismus kompromittierende Situation immer stärker zum Ausdruck gebracht.

Es kommt dabei auch noch die gesunde realpolitische Erwägung in Betracht, daß es von einer Oppositionspartei nicht gerade geschickt ist, ihr politisches Schicksal in einem Augenblick mit der Regierung zu verketten, da diese stupende Beweise ihrer Unfähigkeit und ihrer reaktionären Gesinnung gibt.

Die Reichsfinanzpolitik des Fürsten Bülow droht zu einem Kinderspott zu werden. Sie bietet ein Bild der vollendeten Hilflosigkeit. Man tritt mit einem enormen Defizit vor das Parlament und weiß zunächst überhaupt keine Vorschläge zu machen, wie die Finanzmisere zu beheben ist. Dann arbeitet man im Reichsschatzamt Pläne zur Einführung eines Branntweinmonopols und einer Zigarrenbanderolensteuer aus. Kaum ist man mit den Vorarbeiten fertig und hat die Entwürfe im Bundesrat durchberaten lassen, tritt man von diesen Plänen wieder zurück und wirft den Reichsschatzsekretär von Stengel über Bord. Es kommt ein neuer Mann, aber es bleibt die alte Ratlosigkeit. Das Ende vom Liede heißt dann: Vertagung der ganzen Steuerreform bis zum nächsten Herbst. Vielleicht, daß bis dahin irgend einem Finanzkünstler in der Regierung irgend etwas einfällt, was im Parlament Aussicht auf Annahme

hat. Bis dieser Einfall kommt, hilft man sich mit neuen Anleihen. Im Privatverkehr nennt man das Bankerottwirtschaft. Für diesen Zustand der Dinge einen Mann, wie den Freiherrn von Stengel, verantwortlich zu machen, wäre höchst ungerecht. Er hat sich immer nur als finanztechnisches Organ des Reichskanzlers gefühlt, was der Schatzsekretär im Sinne unserer Reichsverfassung auch ist. Als verfassungsrechtlich und politisch verantwortlich kann nur allein Fürst Bülow angesprochen werden. Es ist kaum möglich, unter verbindlichen Umgangsformen mehr staatsmännische Unzulänglichkeit zu verbergen, als es dieser Meister der diplomatischen Kleinkunst seit sieben Jahren virtuos tut. So modern und vorurteilsfrei seine Persönlichkeit erscheint, seine, auf der Balanziertechnik beruhende Politik ist von einer erstaunlichen Rückständigkeit. Er ist gewiß kein Reaktionär aus Grundsatz oder Beschränktheit. Er ist ein Reaktionär aus Opportunismus. Man verbreitet die Mär, daß die schroff reaktionäre Wahlrechtserklärung, die er namens der preußischen Regierung abgegeben hat, nicht mit seinen eigenen Wünschen übereingestimmt habe, und daß auch die plumpe Fassung nicht auf sein Konto zu setzen sei. Das ist ein zweideutiges Kompliment. Was dabei die Intelligenz gewinnt, verliert der staatsmännische Charakter des Mannes. Ein Ministerpräsident darf in solchen Fällen seine bessere Überzeugung weder dem reaktionären Drängen seiner Ministerkollegen noch den etwaigen Wünschen des Souveräns unterordnen. Nachgiebige Schwäche in diesem Falle, Ratlosigkeit in der Behandlung der Finanzfrage, polizeimäßige Draufgängerei in der Polenpolitik: was bleibt übrig für fortschrittlich Gesinnte, um die Verabschiedung dieses Kanzlers als einen nationalen Verlust zu empfinden!

Die Zahl der bewundernden Anhänger des Fürsten Bülow ist denn auch seit Jahr und Tag in beständigem Abnehmen. Die sein Verbleiben im Amte wünschen, begründen das zumeist mit dem Argument des pis aller. Es kommt vielleicht ein schlimmerer! Das ist möglich. Vielleicht tritt an seine Stelle ein Reaktionär aus Überzeugung und ohne Geist; daran ist ja in Preußen kein Mangel. Es fragt sich nur, ob das schlimmer wäre als der jetzige Zustand. Das deutsche Volk hat keine besondere Begabung für Politik. Jeder autoritäre Figaro vermag es einzuseifen; besonders gilt das von den breiten Mittelschichten, die von sich selbst mit Stolz sagen, daß sie Besitz und Bildung repräsentieren. Die Reaktion muß schon sehr deutlich werden, wenn diesen Schichten die Augen aufgehen sollen. Die Regierungsmethode des Fürsten Bülow ist wie dazu geschaffen, um in diesen Kreisen das unbestimmte Gefühl zu nähren, daß doch alles ganz wohl bestellt sei. Es stehe doch ein gebildeter und persönlich aufgeklärter Kanzler am Ruder, der sogar Uhland zitiere und mit den Ultramontanen sich überworfen habe. Dieser bequeme Selbstbetrug erleichtert das Fortbestehen eines chronischen Übels, das viel gefährlicher ist, als eine akute Reaktion, die selbst die Bequemen und Satten aufrüttelt und zur Stellungnahme zwingt.

Zu den schweren politischen Mißerfolgen des Kanzler-Ministerpräsidenten gehört auch die gegen das Polentum gerichtete Enteignungsvorlage. Zwar ist es der preußischen Regierung gelungen, die Vorlage mit einigen Verkürzungen durch das preußische Abgeordnetenhaus zu bringen. Im Herrenhause hat sich dagegen eine sehr ernsthafte Opposition gezeigt, die sich auf die Eigentumsinstinkte der Großgrundbesitzer stützt und in dem Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, einen gefährlichen Führer gefunden hat. Wie die Sache im Herrenhause auslaufen wird, ist zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht klar zu erkennen. Aber auch wenn es dem Fürsten Bülow gelingen sollte, den Widerstand des Herrenhauses mit Bitten und halben Zugeständnissen zu überwinden, die Sache selbst bleibt diskreditiert, und der Eindruck ist nicht mehr zu verwischen, daß es sich hier um eine Maßregel handelt, die das nationale Rechtsgewissen schwer belastet.

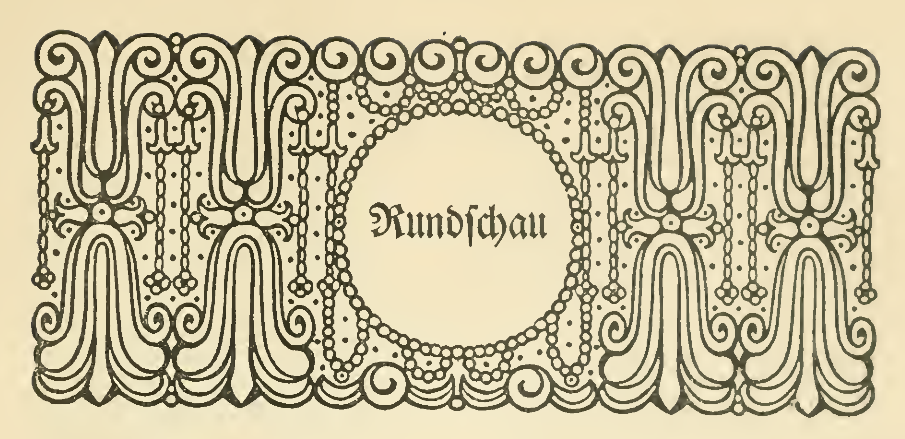
Auch für die internationalen Beziehungen Preußens und des Deutschen Reichs stellt diese Enteignungsvorlage sich als etwas recht Anstößiges dar. Unter den Vertretern der internationalen öffentlichen Meinung gibt es keinen Verteidiger dieser gegen die polnische Nationalität gerichteten Enteignungspolitik. In Österreich, wo die Polen bekanntlich einen beträchtlichen Einfluß auf die Gesamtpolitik ausüben, hat die Enteignungsvorlage die unmittelbare Wirkung einer Stimmungsverschlechterung gegen Deutschland hervorgerufen. Da gleichzeitig die brüske Ablehnung jeder ernsthaften Reform des elendesten aller Wahlsysteme in Preußen erfolgte, und Wahlrechtsdemonstranten in Berlin mit Säbelhieben auseinander getrieben wurden, während Fürst Bülow im Parlament die provozierende Beredsamkeit eines Retters der Gesellschaft entfaltete, so ist es einmal wieder glänzend gelungen, Preußen in den Ruf des „unausstehlichen Kerls" der Völkerfamilie zu bringen. Man kann es dahingestellt sein lassen, ob dieser Erfolg auf das Konto der inneren oder der äußeren Politik des Fürsten Bülow zu setzen ist.

Die am ersten Februar in Lissabon geschehene Ermordung des portugisischen Königs Carlos und seines ältesten Sohnes gibt zu einigen politischen Betrachtungen auch an dieser Stelle Anlaß. König Carlos gehörte zu der Klasse der jovialen Gewalthaber. Er huldigte zwar im allgemeinen dem Grundsatze „Leben und leben lassen", war aber weder einsichtig noch energisch genug, um sich den Einflüsterungen eines skrupellosen Rechtsverächters zu entziehen. Er war vollständig unter den Einfluß seines Ministers Franco geraten, der, die Charakterschwäche und die Geldverlegenheiten des Königs brutal benutzend, eine diktatorische Gewalt sich angemaßt und seine politischen Gegner mit eiserner Polizeifaust niederzudrücken begonnen hatte. Die Ermordung des Königs und des Kronprinzen hat dieser Diktatur mit einem Schlage ein Ende gemacht. Der am 31. Januar noch allmächtige Diktator sah sich wenige Tage später gezwungen, heimlich aus Portugal zu fliehen, sich durch Spanien hindurchzustehlen um in einem verborgenen Winkel der

bewohnten Erde Schutz zu suchen. Das Attentat auf den nicht ganz schuldlosen König und den gänzlich unschuldigen Kronprinzen hat somit den Erfolg der Beseitigung einer rechtswidrigen Diktatur sofort herbeigeführt und man begreift es, daß diese Wirkung nirgends in Europa so peinlich empfunden worden ist, wie am Zarenhofe.

Beachtenswert bleibt auch die Haltung der öffentlichen Meinung Europas diesem Attentat gegenüber. Zwar hat es nicht an den üblichen Sympathiebeweisen und dem hergebrachten Abscheu vor der Bluttat gefehlt, aber in diese Kundgebungen mischte sich ein Ton der Anklage gegen die Vertreter einer Gewaltpolitik, die das Verbrechen wenn auch nicht entschuldbar so doch begreiflich erscheinen lasse. Im ungarischen Parlament trat solche Stimmung sogar so lebhaft zutage, daß man von der geplanten parlamentarischen Teilnahme-Kundgebung Abstand nehmen mußte.

Der Vorgang gibt einiges zu denken.



Flottenkomödie

Es ist nicht lange her, da konnte es ein national empfindender Deutscher kaum mit seinem Gewissen vereinbaren, nicht zahlendes Mitglied des Deutschen Flottenvereins zu sein. Alle Hüter des nationalen Gedankens hätschelten ihn. Die Huld der Fürsten und der Regierungen gab ihm in den Augen des autoritätssüchtigen deutschen Philisters Weihe oder gar eine Art religiöser Sanktion. Er durfte also kritiklos glauben, was die Flottenvereinler ihm über das notwendige Tempo im Ausbau unserer Kriegsmarine sagten; mußte sich's als des Patriotismus erstes Gebot einschärfen lassen, die Deckungsfrage als spießbürgerliche Bagatelle zu behandeln, jedes Maßhalten, jede Besinnung in Sachen unserer Flottenmehrung als Schwäche zu betrachten und die Rücksicht auf die möglichen internationalen Folgen dieser überhitzig und mit provokatorischen Gebärden betriebenen Propaganda als undeutsche Schwäche zu brandmarken. Wer aber mochte den Makel des Undeutschen tragen, wenn er um einige Silberlinge abzuwaschen war? Was sonst die Deutschen trennt: der Konfessionalismus, der Partikularismus, der Parteidoktrinarismus, der Rassenchauvinismus: aus diesem nationalsten aller Verbände ward es verbannt. Und zum ersten mal seit der Reichsgründung schien eine allgemeingültige Definition des Begriffs „national" gelungen: National ist, wer dem Flottenverein angehört.... So wuchs der Verein; schwollen seine Mitgliederlisten; mehrten sich seine Einnahmen; vervollkommnete sich seine Agitationstechnik. So sehr, daß er eine Art Nebenregierung ausübte und die Flottenpolitik des Reichsmarineamtes ganz unverkennbar stark beeinflußte; so sehr, daß er, mit dem ganzen Überschwang unverantwortlicher Ratgeber, neben der öffentlichen Meinung auch die Regierung terrorisierte, der er doch schließlich dem In- und Auslande gegenüber die Verantwortung überließ. So kam die Regierung in die unbequeme Lage, den Verein, ihr natürlich Kind, bald als nützlich und verdienstvoll zu preisen, bald aber verleugnen zu müssen, um für die Friedensbekundungen, speziell die Friedensschalmeien über den Ärmelkanal hinüber das rechte Echo zu wecken. So weit bewegt sich fast der ganze Vorgang auf dem Gebiet des allerorten üblichen Macchiavallismus; jeder versucht, mit Rücksicht auf die herrschenden Kulturkonventionen, die machtpolitischen Motive seines Handelns zu verdecken. Nun aber gleiten wir rasch ins aristophanische Fahrwasser. Der leitende Staatsmann entdeckt plötzlich, daß sich mit dem den Staat, den Glauben, die Monarchie, die guten Sitten erhaltenden, alle militärischen Machtmittel ohne lästige Kritik bewilligenden Zentrum nicht mehr regieren lasse; die Zentrumshörigkeit wird ohne logische Nötigung zur Staatsfeindlichkeit gestempelt, die führenden Geister des Flottenvereins nehmen in ihrem blinden Eifer diese pseudopolitische Parole ernst und beteiligen sich bei den Wahltreibereien unter der Hand, aber so ungeschickt, daß es ruchbar wird, an

der Zentrumshetze. Somit ist es mit der interkonfessionellen Flottenbegeisterung aus: Jude darf der Flottenvereinler allenfalls sein, aber zentrumshöriger Katholik: nimmermehr. Und da ferner der starke und einflußreiche bayrische Landesverband schließlich nicht nur aus Katholiken, sondern auch aus Bayern besteht, bekommt die fast gelungene allgemeingültige Definition dessen, was national ist, einen zweiten Riß: der Partikularismus schleicht sich ein, der Bayer empfindet seinen Gegensatz zum Preußen. Und eingedenk der Zeit, da das Zentrum die nationalen Forderungen unter weitherziger Berücksichtigung der Deckungsfrage bewilligte, vertreten hinfort die frondierenden süddeutschen Katholiken gleichzeitig auch den Standpunkt der finanziellen und äußerpolitischen Besonnenheit gegenüber der uferlosen Wasserpolitik der preußischen Chauvins. So entsteht in Köln, später in Kassel, ein Durcheinandergerede, in dem die konfessionelle und partikularistische Ranküne wüste Orgien feiert. Aber nicht genug der Mißverständnisse: die deutschen Fürsten mischen sich ein, die Beschützer und huldvollen Förderer des Flottenvereins. Zunächst als direkter Leidtragender Prinz Rupprecht: er empfindet als Bayer und als Katholik die preußische Generalswirtschaft derer um Keim als Kränkung und besteht auf Änderung des Kurses, d. h. des Präsidiums. In diesem Augenblick aber beginnen die Vereinspreußen, mit dem Fürsten zu Salm-Horstmar und einem General an der Spitze, sich als Demokraten zu fühlen, und weisen der Fürsten Belehrung über das, was der Nation als Nation frommt, energisch aus den Schranken. Das hinwieder erweckt den Gegenprotest der Monarchisten, die sagen, jede nationale Bewegung in Deutschland sei bekanntlich (bekanntlich!) von den deutschen Fürsten in die Wege geleitet und gefördert worden, im übrigen aber der Byzantinismus nach unten noch viel gefährlicher sei als der nach oben...

Dir schwindelt, lieber Leser? Nun, so gedenke, daß du ein Deutscher bist, und du hast den Ariadnefaden im Labyrinth dieser Mißverständnisse. Oder sind es gar mehr als Mißverständnisse, nämlich dynastische, konfessionelle, parteipolitische Rückständigkeiten, die das deutsche Nationalgefühl zu einem so schwankenden, unsicheren Kompaß machen?

Parias unter den deutschen Studenten

Ja, was ist national? Die Mitgliedschaft zum Flottenverein kann die nationale Gesinnung heute also nicht mehr einwandfrei bezeugen; und so taucht die alte Frage wieder auf, an deren Beantwortung seit Jahrzehnten die in tausend Verbänden kristallisierten Volkssplitter herumwürgen.

Eben haben zahlreiche deutsche Studenten, ganz sicher die gute Hälfte unserer Hochschüler, wieder einmal Veranlassung, darüber nachzudenken.

In der lieblichen Hessenstadt Marburg gibt es, wie überall an deutschen Hochschulen, korporierte und nichtkorporierte: freie Studenten. Zu den Freien gehören mehr als die Hälfte aller in Marburg Studierenden; ihre Organisation war bisher der Heimatboden aller geistigen Regsamkeiten, deren Art und Richtung aber den Herren Korporierten, den Hütern nationaler Orthodoxie, nicht behagen konnte. Und im Studentenausschuß herrschten mit vierundzwanzig Stimmen, wider alles moralische Recht, die Korporierten und sorgten dafür, daß „nichtnationale" Elemente, also die Freien und Wilden, von der Vertretung der Studentenschaft ferngehalten wurden. Die Freien, denen zwei nicht einmal vollberechtigte Delegierte eingeräumt wurden, waren so tatsächlich zu Parias degradiert. Zu Parias, weil sie, die gute Hälfte der marburger Intelligenz, an ihren — vielleicht alkoholfreien — Abenden Haeckel und Harnack diskutierten und möglicherweise Bismarcks These von der vis major der Gesamtnationalität gegenüber allen Partikularitäten theoretisch erörterten.... Und nun begingen sie das (wie es scheint: formale) Unrecht, mit Flugblättern und in oberbehördlich nicht konzessionierten Versammlungen für ihr Recht einzutreten. Konflikt...

Ein Sturm im Glase Wasser? O nein. Der Mikrokosmus spiegelt die Gesetze des Makrokosmos. Überall zeigt sich die Atmosphäre von den Miasmen der Unfreiheit, des Pharisäertums, der Philistergesinnung geschwängert.

Das heißt: es herrscht Unsicherheit des Gefühls und des nationalen Lebensstils. Gibt es ein großes Kulturland, in dem es mehr Brauch wäre als bei uns, gegenseitig die Nase in die Schamteile unserer sittlichen Natur zu bohren, — zu der doch wohl auch die nationale Gesinnung gehört?

Jedem das Seine

Nur nicht den Freidenkern. Die preußischen Behörden halten offenbar die Art, wie jene in ihren freireligiösen Gemeinden das dunkle Loch ausfüllen, das Sinnenleben, Erwerb, Politik, Wissenschaft, Kunst im Gemüt lassen, für staatsgefährlich, denn sie versagen, scheint es, Legaten an solche Gemeinden neuerdings die Empfehlung zur königlichen Genehmigung. So geschehen mit einem 20000 Mark-Legat des Rentners Müller in Breslau. In den Kreisen der Freireligiösen herrscht darüber, wie billig, starke Erregung, denn sie glaubten ihre Fasson, selig zu werden, wenigstens äußerlich unter den Fittigen des Hohenzollernars geschützt; unter den Nachfolgern jenes gekrönten Freidenkers, zu dem, als dem Polarstern der preußischen Geschichte, das Auge sich so gern erhebt.... Was wird das Parlament, die Dreiklassenkammer dazu sagen? was der preußische Ministerpräsident, der zu den Vertrauten seines Umgangs den von den Staatskirchlern Atheist gescholtenen Harnack zählt und auch sonst nach Aufklärung und Modernität „lecker tut"?.. Ganz sicher liegt Kompetenzüberschreitung vor; vielleicht wird sie als Mißverstand eines Subalternen oder sonstwie weginterpretiert werden. Überhaupt sind in diesen Frühlingstagen des Liberalismus solche gewollte und aus einem System folgerichtig abgeleitete Mißverständnisse an der Tagesordnung, beförderungssüchtige Beamte scheinen sie gar zu provozieren: man denke z.B. an das Verhalten der Liegnitzer Regierung, die der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung die Absicht unterschiebt, durch die von ihr verbreiteten und empfohlenen Bücher sich zur christlichen Lehre und Kirche in Gegensatz zu stellen, und durch diese Unterstellung ihre Wirksamkeit zu unterbinden sucht. Was war geschehen? In dem kleinen Katalog für neu eingerichtete Wanderbibliotheken waren auch Werke von Darwin, Haeckel, Carus, Bölsche, Strauß, Delitzsch und Harnack genannt, für fortgeschrittenere Autodidakten, deren Wißbegier über die Nahrung durch belletristisches Lesefutter hinausstrebt. Wohin steuern wir? Und warum brausen nicht Stürme der Entrüstung durch ein Land, in dem vor hundertvierundzwanzig Jahren Kant, unter Billigung seines großen Königs, als Grundsatz der Aufklärung verkünden durfte: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!"? Freilich, ich erinnere mich, bei uns sind alle schönen, starken, erlösenden Gefühle nur als Literatur erlaubt; auch die durchs Land brausenden Stürme der Entrüstung.

Kapuzinaden

Ganz zum Charakter dieser lichtleeren Tage paßte Herrn von Rheinbabens verdüsternde Etatsrede mit ihrer Verheißung des großen Defizits und den als rhetorischem Zierat eingestreuten Kapuzinaden gegen die großmannssüchtigen Wirtschaftsgepflogenheiten sämtlicher Regierungen, Gemeinden, Stände. Oder ist's mehr als Rhetorik? Will der Finanztechniker Wege zeigen, wie man sich über die kleinmenschliche Art erhebe? Sünder sind wir allzumal, gewiß; aber der finanztechnische Moralist (von der Gattung der Moralisten der am schwersten verdauliche Typus) meint doch wohl auch nicht, daß die größten im Kreise derer zu suchen sind, die viel begehren, weil sie wenig haben... Nach dem löcherigen Etat, finanztechnisch meinetwegen korrekt, aber staatsmännisch eine taube Nuß, und der billigen Moral, die vielleicht die Stillen im Lande letzen mag, kam, in der Polemik um die Sanierung unserer Reichsfinanzen, unsere stolzeste Zukunftshoffnung, nämlich das deutsche Staatsrecht, an die Reihe. Aber wie tief mußten wir unsere Hoffnungen herabstimmen, als wir diese elastische Materie von dürrer Bureaukratenhand behandeln .. mißhandeln sahen.

Es mag demokratischer Aberglaube sein, für wahr zu halten, was Laband lehrt: daß die Einzelstaaten ihre Souveränität und Kom-

petenz „nur durch den Willen des Reiches haben". Doch die Säfte, die diesen „Aberglauben" nähren, haben das deutsche Reich geschaffen; und es gehört heute doch wohl noch nicht zu den Aufgaben preußisch-deutscher Staatskunst sie zum Verdorren zu bringen ...

Wie diese Aufgaben lauten, lauten müssen, darüber sollte man sich von Bismarck belehren lassen, dessen Worte die patriotisch maskierte Gedankenlosigkeit bei jeder überflüssigen Gelegenheit zitiert, aber dessen monumentale Erklärungen in den „Erinnerungen" (Bd. I, Kap. 13) in den Wind getan scheinen. „Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden": das ist gegen jeden Partikularismus gerichtet; auch gegen den heute vielleicht bedrohlichsten: den preußischen. Freilich wähnt die politische Impotenz, der wir untertan sind, mit ihm moralische Eroberungen im deutschen Reich machen zu können. Es gibt kaum einen gefährlicheren Wahn. Denn er setzt voraus, den Deutschen sei bestimmt, eine Unteroffiziernation zu bleiben, als welche sie der Reichsgründer noch in den letzten Lebensjahren empfand: eine Nation, die blindlings gehorcht, weil ein unerleuchteter, zu brutaler Machtbegier erstarrter Wille befiehlt.

S. Saenger

Atheismus

Harnack, der als Theologe und Kirchenhistoriker berühmt ist, hat öffentlich über Atheismus gesprochen. Nicht mit Abscheu, nicht mit Entrüstung, nicht einmal klagend oder warnend. Sondern in einer anderen Tonart. „Würden wir" — so berichten die Zeitungen über seinen Vortrag — „der öffentlichen äußeren Religion die Religion des Herzens immer gegenüberstellen, so würden wir finden, daß es überhaupt keine Atheisten gibt, denn die Religion ist keine Einrichtung wie die Polizei ... im letzten Grunde äußert sich die Religion in der Liebe: „Gott ist die Liebe". Harnack soll seine Rede mit den Worten beschlossen haben: „Es gibt überhaupt keinen Atheisten und keinen Atheismus. Ob ein Mensch Religion hat oder nicht, das ergibt sich aus seinem Handeln, nicht aus seinem Glauben."

Schön und lauter gedacht. Niemals ist diese Denkungsart der Christenheit ganz fremd gewesen. Uralt ist die Meinung, daß auch die frommen Heiden wohl im Himmel anzutreffen seien. Aber es wurde auch früh ein ketzerische Meinung. „Außerhalb der Kirche kein Heil", das ist die rechte Lehre, mit der dann freilich die Protestanten sich so oder so abfinden müssen. Harnack ist ein ganz moderner Protestant. Er will dem Christentum nicht absagen, aber er will es auf freieste Weise auslegen. Dadurch ist er berufen, den vielen, die am Christentum, wohl auch an der Gestalt seines Stifters hangen, ohne daß sie einen Glauben im Kirchensinne bekennen, als Führer zu dienen.

Kühn und frei gedacht. Ob auch klar und folgerichtig? Wie ist's zu verstehen, daß es keinen Atheisten gebe? Ist denn nicht nach dem letzten Satze der böse gewissenlose Mensch der wirkliche Atheist, der Gute, dessen Religion sich in Liebe äußert, wäre also eben dadurch — Theist, ob er sich gleich als Atheisten bekenne, wie heute ganz offen nicht wenige Menschen von unangefochtener Moralität es tun, wenn auch leider namentlich solche, deren Gesinnung aus anderen — aus politischen — Beweggründen von den Wohlgesinnten verabscheut wird? — Oder gibt es Menschen, die zwar keine Religion, nämlich die innere Religion, die des Herzens, nicht haben, Gefühllose, des Mitgefühls bare, die aber doch nicht Atheisten sind, weil's eben keine gibt?! —

Jedenfalls liegt hier eine seltsame Verschiebung der Begriffe, oder eigentlich nur der Ausdrucksweise vor, und man muß sehr zweifeln, ob sie haltbar und durchführbar sein möge. In der katholischen Kirche gilt noch heute der Atheismus als Todsünde, und der alte Protestantismus hat streng daran festgehalten; das Verbrechen der Hexerei beruhte darin. Wer gottlosen Zauber trieb, der hatte sich mit dem „Bösen" verbunden, und man meinte ja, daß er den Glauben an Gott feierlich abgeschworen habe. Auch an den Teufel zu glauben, halten, wenigstens unter Protestanten, wohl nur wenige Theologen und einige Mitglieder des preußischen Herrenhauses für Christenpflicht. Aber an Gott nicht zu glau-

ben, gilt doch noch in recht weiten und besonders auch in recht hohen Kreisen als Zeichen, wenn nicht als Beweis, für eine verworfene ruchlose Seele, oder wenigstens als ein so schlimmer Unglaube, daß er die gefährlichsten Folgen für den Staat und für die Gesellschaft in sich trage.

Harnack sagt nun — erst wenn der Wortlaut des Vortrages gedruckt ist, werden wir es wissen — entweder: es gibt keine Atheisten, mithin dürfen wir auch niemandem seinen angeblichen Atheismus zum Vorwurfe machen; oder: nicht die sich Atheisten nennen sind böse, sondern die Bösen sind die wirklichen Atheisten.

Wie tief ist mit dem Aberglauben auch der alte Glaube hinter uns versunken! Aber, daß es ein Wesen gebe, von unendlicher Intelligenz, dem man auch in höchstem Sinne Persönlichkeit zusprechen müsse, ein Wesen vor der Welt und außer ihr, das die Welt erschaffen habe, wohl auch sie „regiere"; ja, das auch hin und wieder, wenn auch vielleicht nur sehr selten, in den regelmäßigen Gang der Naturereignisse eingreife, und — natürlich! — eingreifen könne, wenn es wolle: das glauben noch, wie vor alters, nicht nur unzählige einfältige Seelen, sondern auch unter uns kluge und hochgebildete Männer; von den Frauen zu schweigen. Und es hat noch im verflossenen Jahrhundert gar viele Weltweise gegeben, die diesen Glauben als einen Vernunftglauben oder doch als mit der Vernunft gar wohl vereinbar zu erhärten versucht haben; man nennt sie theistische Philosophen. Die konsequente logisch-kausale, also wissenschaftliche Denkungsart kann diesen Glauben nicht gelten lassen, sie verweist ihn in das Gebiet der Phantasie und Dichtung. Sie ist daher die Verneinung des Theismus. Aber dieser Unglaube, der Atheismus, ist sogar heute noch mit dem Gerücht des Frevels so behaftet, daß man sich nicht wundern kann, wenn man so lange diese Schmach gemieden hat; Gedankensysteme, die sich Deismus, und solche die sich Pantheismus nannten, waren Versuche, ihr aus dem Wege zu gehen. Und in England, wo die öffentliche Meinung noch so viel stärker kirchlich gefärbt ist, haben Naturforscher und Philosophen vor einigen Jahrzehnten sich als „Agnostiker" bekannt.

Nun ist es gewiß, daß Stimmungen und Gefühle, die sich dem Gedanken an das Ewige und Unendliche des Daseins — nenne man es Materie oder Kraft oder Geist oder „Energie" — hingeben, mit jenem Unglauben zusammen bestehen, ja daß sie durch die wissenschaftliche Weltansicht angeregt und gefördert werden können. Sie sind aber ihrem Wesen nach rein intellektuell, sie haben mit der sittlichen Gesinnung nichts zu tun. Wer will es verwehren, den Gegenstand „pantheistischen" Glaubens Gott zu nennen? Aber in ganz anderem Sinne mag auch der wissenschaftlich Denkende Gott als „die Liebe", als die zweckerfüllte Einheit des Guten, Wahren, Schönen, denken — auch hier eine Umgestaltung des „Gottesbegriffs", die aber so gut wie jene erste, von dem „Begriffe" nichts übrig läßt, als eine „Idee", die schwerlich geeignet ist, das Zentrum einer Religion, nach deren hergebrachtem Sinne, nämlich einer öffentlichen Verehrung, eines Kultus zu werden. Und auch nach diesem Glauben, so edel und sinnvoll er sein möge, haben wir kein Recht, den moralischen Wert oder Unwert der Menschen zu schätzen. Der Versuch, Glauben in irgendwelcher Richtung mit der Güte des Herzens gleich zu setzen, kann nicht gelingen; wenn auch Zusammenhänge vorhanden sind.

Ferdinand Tönnies

Glückliches England

Wahr ist's, und mancher Deutsche hat vor dem deutschen Kaiser es empfunden: was man auch an den Engländern tadeln möge, ein frankes, offenes und gerades Wesen ist dort viel häufiger als bei uns anzutreffen. Ist es ein glücklicher Zufall ihrer Anlage? verdanken sie es dieser Anlage, daß sie so viel zufriedener mit ihren Institutionen sind, so viel stolzer auf ihr Vaterland, schwer zu erschüttern im Gefühle ihrer nationalen Sicherheit, in der Zuversicht ihrer Zukunft? — Oder ist es vielmehr umgekehrt? Wer ihre Geschichte kennt, wird sagen müssen, daß es umgekehrt ist: ihre politische Entwicklung ist es, der sie ihr Bewußtsein verdanken, ein Bewußtsein, das auch dem Manne des niederen Volkes für den Kummer der sozialen

Lage eine gewisse Entschädigung gewährt, das Bewußtsein, daß er in einem „freien Lande" lebe, daß die Geschicke des Gemeinwesens in seiner Hand so gut wie in der des großen Lords oder Fabrikherrn beschlossen sind. Der Brite *nennt* sich den Untertan seiner Krone; aber er fühlt sich als Staatsbürger. Wir, so scheint es, müssen uns als Untertanen fühlen, selbst wenn wir uns Staatsbürger nennen dürfen. Der Engländer weiß, daß jeder Beamte, daß die Armee und die Flotte ihm zu dienen und zu helfen bestimmt sind, nicht ihn zu bevormunden und zu demütigen. Glücklicher Engländer! du hast als Bürger nie den Korporalstock, nie den Säbel des Polizeimannes dauernd über deinem Haupte gesehen, du hast längst gelernt, daß ein Volk berufen ist, sich selbst zu beherrschen, so gut wie der einzelne Mensch es lernen soll. — Gewiß, das englische Leben und Wesen hat viele Schattenseiten. Andere Richtungen der Freiheit sind unter uns, sind vielleicht sogar in Preußen besser entwickelt worden, als sie jenseits des Kanals sich entwickeln konnten. In unserm geistigen Leben, vor allem in unserem Verhältnis zur Religion, sind wir freier, weil leichter und kühner, als die Respektabilität drüben es gestatten würde. Freilich sind in den letzten Jahrzehnten große Wandlungen dort vor sich gegangen. Die Heuchelei ist vermindert, der Glanz der Korrektheit hat an Kredit eingebüßt. Man weiß das wissenschaftliche Denken besser zu würdigen, man ist beflissen die Volksbildung zu erweitern und zu vertiefen. Immer noch blickt man zu uns herüber, um Vorbilder in dieser Hinsicht zu gewinnen. Immer noch blicken wir nach England hinüber, um die Vorbilder freien Verfassungslebens und möglichst ungehemmter Selbstverwaltung — wenngleich diese dort erhebliche Einschränkungen oder doch Modifikationen erfahren hat, — zu schauen und uns danach zu richten. Der „Geist" läßt sich nicht nachahmen. Aber auch wir werden uns gewöhnen, das Haupt höher und freier zu tragen, wenn wir nicht mehr fürchten müssen, wegen ehrlicher Meinungen und ihrer harmlosen Kundgebung der Maßregelung oder Ächtung zu verfallen. Nicht als ob beides dort unbekannt wäre; aber man fühlt sich sicherer des Gesetzes und seiner unparteiischen Auslegung. „In einem Lande bürgerlicher Freiheit, wo politische Unzufriedenheit selten über das negative Stadium hinausschreitet, oder wenn sie die positive Form annimmt, und nicht ohne Rechtfertigung in den Tatsachen ist, unmittelbar die Aufmerksamkeit und die Tätigkeit der *Gesetzgebung* nach sich zieht, da können *Worte* keinen beunruhigenden Klang haben für die Mächte des Bestehenden. Sie sind die bloße Entladung vorübergehender Stimmungen, oder schlimmsten Falles Übertreibungen und Verzerrungen kritischer Phasen in der Seele des Volkes." So ein Kenner seiner Nation, T. H. S. Escott „England, its people, polity and pursuits". London 1890. S. 134.

Ferdinand Tönnies

Die Geschichten des Rabbi Nachman*

Rabbi Nachman von Bratzlaw war ein jüdischer Mystiker in der Ukraine; er lebte von 1772 bis 1810. In den letzten Jahren seiner Wirksamkeit nahm er, das Trügerische der eindeutigen Lehre immer tiefer erkennend, die Gewohnheit an, seinen Anhängern und Jüngern Geschichten zu erzählen. Die Schüler schrieben sie, mehr frommen Sinnes, als mit dem Gefühl der literarischen Verantwortlichkeit, so gut es gehen wollte, nieder und ließen nach dem Tode des Meisters dreizehn davon im jüdischen Original und mit der Übersetzung ins Hebräische drucken. So vom zweifachen Dunkel einer unterirdischen Sprache und eines wenig authentischen, verdorbenen Textes umfangen, konnten diese Märchenaschenbrödel auf einen, der sie ans Licht erlöste, nur mit schwacher Hoffnung warten. Wer die Aufgabe hätte übernehmen wollen, der durfte nicht abtrünnig, aber er mußte frei sein; so frei von der alten Gemeinschaft, daß er eine anschauende Freude an ihrer Eigenheit hegen konnte, und doch von

* Die Geschichten des Rabbi Nachman. Ihm nacherzählt von Martin Buber. Literarische Anstalt Rütten & Löning, Frankfurt a. M. 1906.

ihr zu fest gehalten, als daß er seine Freude bloß der Bereicherung seiner Sprache und seines Witzes dienstbar zu machen sich hätte verführen lassen. Ein unruhiges Blut mußte es sein, mit der Wanderlust: aus der Heimat in die Heimat, und mit einer Sehnsucht, die ehrlich genug wäre, zum Willen zu erhärten. Ein Ausspruch des Nachman lautet: „Es gibt Steine wie Seelen, die sind hingeworfen auf den Straßen. Aber wenn einst die neuen Häuser gebaut werden, dann fügt man ihnen die heiligen Steine ein." Dergleichen heilige Steine im Kehricht der Gassen zu finden, sie aufzuheben und sauber zu machen, gelingt immer nur dem Menschen, den es nach dem neuen Hause verlangt.

Und darum ist es schon eine kleine Verheißung, daß dieses Buch vom Rabbi Nachman überhaupt jetzt existiert; aber obenein existiert es in einer schönen Weise. Martin Buber, der eine Anzahl Aussprüche des Rabbis und von den Erzählungen sechs ins Deutsche übertragen hat, ist in der glücklichsten, genauesten Stellung zum Gebiet seines Forschens: entfernt, doch nicht entfremdet, ein Nachkomme jüdischer Gelehrter mit dem Stolz des Enkels, und dabei von dem Gewissen der Zukunft aufgeregt. Weder ein historisches, noch ein Geschmacksinteresse leitete ihn, sondern die unmittelbar gefühlte Gegenwart und Mahnung geistiger Ahnen. Er hat vor, noch tiefer in jene verschollene Provinz der Weisheit einzudringen und insbesondere das chassidische Denken dem Abendland vertraut zu machen; möge ihn der Dank für seinen ersten Versuch in seinen Plänen bestärken.

Buber hat die Märchen in einem einfachen, fast ein wenig resignierten Stil wiedererzählt, der ihnen gut zu Gesichte steht. Er hat mit Glück vermieden, den volkstümlichen Vortrag bis zur Ziererei zu steigern, und ist nur wegen einiger Stellen zu tadeln, an denen er, vielleicht gerade weil seine Natur durchaus zur Abstraktion drängt, in einer modernen, unnaiven Manier seine Worte zu malerisch und zu bedeutungsvoll setzt. Die sechs Erzählungen scheinen von den vorhandenen dreizehn mit vorzüglicher Urteilskraft ausgewählt; sie zeigen eine Entwicklung und Selbstbefreiung Nachmans und den Umfang seines Talents so klar, daß sie offenbar als repräsentativ für sein ganzes Werk gelten können. Es handelt sich um ein unbekanntes und unüberschaubares Gebiet; und Gewissenhaftigkeit und Takt des Herausgebers sind, wenn irgendwo, hier vonnöten. Buber erringt unser rückhaltloses Vertrauen schon durch das knappe, einleitende Kapitel über die jüdische Mystik, ein Meisterstück an Prägnanz und Führung.

Die Geschichten selbst sind an Wert verschieden. Am niedrigsten steht die erste: „Vom Stier und vom Widder"; schon darum, weil sie den Juden im Glaubenskonflikt mit der nichtjüdischen Landesgewalt zeigt und also mehr politisch als religiös ist. Dementsprechend ist das ethische Ergebnis von empörender Unfreiheit; das Festhalten am Glauben wird so sehr als oberste Tugend empfunden, daß daneben ein unverhüllter Verrat nicht einmal bemerkt, geschweige denn als Pflichtenkonflikt benutzt wird. Dazu stimmt es nicht übel, daß die Einkleidung an das Buch Esther anklingt. Der Ton ist frostig und lehrhaft. Er hebt sich in der zweiten Erzählung, vom „Rabbi und seinem Sohn", fast ins Novellistische, wird aber des Materials nicht völlig Herr und läßt noch erkennen, daß Begriffe, nicht Spiel und Anschauung den ersten Antrieb zu dieser Poesie gaben; wie Nachman selbst es ausdrückt: „Ich habe in mir Lehren ohne Kleider, und es ist mir gar schwer, bis sie sich einkleiden." Ganz leicht aber, frei, heiter und liebenswürdig ist die „Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen", ein entzückendes Stück von echter Volkstümlichkeit in seinen Mitteln und in seiner Tendenz; ein Kluger, der alles sieht und dem die Dinge, wenn sie Illusion geben sollen, wegen ihrer Unvollkommenheit versagen, — und ein Einfältiger dagegen, ein wahrer Bettler wahrer König, der freudig in der Illusion lebt und dem sie darum, wenn er es braucht, auf alle Dinge vollkommen paßt. Am Ende kommt der Einfältige zu Macht und Ehren, der Kluge zu Schlägen; zur Weisheit jener und dieser zu Torheit.

Noch stärkere Märcheneinheit durchdringt die vierte Geschichte. Aber erst in der fünften, vom „Meister des Gebetes", formt sich die besondere Physiognomie Nachmans als eines Lehrers und Dichters aus. Diese Erzählung ist, im Gegensatz zu den andern, auch zeitlich bestimmt; ein

Hall von den Triumphzügen Napoleons ist bis in die verlorene Stille jener einsamen Reflexionen gedrungen; manches darin liest sich wie eine Vorahnung des amerikanisierten Europas von heute; das Ganze eine Allegorie von der einen einigen Quelle, die den Sänger, den Weisen, den Ethiker und den Helden tränkt.

Die tiefste ist die letzte, unvollendete Geschichte, von den „sieben Bettlern"; in ihr endlich wird das Gespinst zum mystischen Netz, die ganze Welt damit zu fangen. —

Wenn dieses Buch vereinzelt bliebe, wäre es immer noch ein schönes Buch; wenn es aber keine verfrühte, verflogene, morgen verdorbene, sondern eine rechte Sommerschwalbe wäre, so würde es zwar auch dann nur ein Buch sein, Bücher zu Nachfolgern und Bücher zu Feinden haben; aber es würde doch ein Anfang damit gemacht sein, über Juden und jüdisches Wesen anders als aus Gründen und zum Zweck des Kampfes zu sprechen. „Bin ich es denn, den sie hassen?" fragte der von Fremden bedrängte, aber auf Leben und Tod zur Milde entschlossene Rabbi Nachman; „sie haben sich einen Menschen ausgeschnitzt und streiten wieder ihn." In Wahrheit ist über die Juden seit langer Zeit kaum etwas gesagt worden, was nicht solcher Bildschnitzerei, Herrgott- und Teufelschnitzerei, geglichen hätte. Der Trieb zum Angriff machte blind, der Trieb zur Abwehr desgleichen.

Und das ist kein Wunder, denn eine paradoxere Stellung als die der Juden im Abendland ist nicht auszudenken. Für den Erzjuden gibt es kein Christentum; aber für den Erzchristen gibt es ein Judentum, und zwar als eine in gewissem Sinne zu respektierende Offenbarung Gottes; — jedoch der Hochmütige ist der verachtete, günstigsten Falls der geduldete Fremde, und der mit Respekt Anerkennende ist der Herrscher im Land. Und noch einmal wird das Verhältnis zwischen den beiden dadurch verschränkt, daß der verachtete Eindringling, soweit er auffällig wird, die Taschen voll Geld hat, und der eingesessene Mann, der mit seinem Fürsten eines Stammes und eines Glaubens ist, sich bewuchert fühlt. Jene eigentümliche, halb ratlose, halb ingrimmige Stimmung, die man Antisemitismus nennt, stammt nicht aus den wirtschaftlichen Konflikten an sich, so sehr sie auch Ursache und Vorwand dazu sein mögen; schon darum nicht, weil die Menschen mit jeder Art von Macht sich abzufinden nur allzu geneigt sind.

Der ernstliche Kampf gegen Wucher und Mammonismus ist in unsern Tagen durch den Antisemitismus mehr geschwächt als gestärkt worden. Ja aus der Tatsache, daß der Antisemitismus sich energischer und unmittelbarer äußert, wo der reiche Jude als Person sichtbar — in Dörfern und kleinen Städten — und nicht bloß als Macht — wie in der Großstadt — fühlbar ist, geht hervor, daß er stärkere ideelle als wirtschaftliche Wurzeln hat.

Was aber ein gesundes, aus unbefangener Anschauung schließendes Urteil über die Juden am meisten erschwert hat, ist die durch die Umstände erzeugte falsche Rangordnung der jüdischen Persönlichkeiten. Zerrissenes Volkstum verursacht immer eine solche Störung. Es kommen Männer an die Oberfläche, die als repräsentativ gelten, ohne es zu sein; andere verschwinden im Dunkel, die repräsentativ sind, ohne es zu scheinen. Es ist wahrscheinlicher, daß ein zu Macht und Ansehen gekommener Montenegriner das echte Montenegro repräsentiere, als daß das wahre Deutschland in einem zu Macht und Ansehen gekommenen Deutschen persönliches Leben wird; für den Juden ist dieses Verhältnis noch hundertfach ungünstiger. Denn je exzentrischer ein Volk und sein Staat leben, um so exzentrischer sind die Geltung und der Wert der einzelnen Menschen. Nicht, wie Ibsen, recht kurzsichtig, gemeint hat, *weil* sie der Last des Staates ledig wurden, überstanden die Juden so viele Stürme und Stöße; sondern *trotzdem* sie ihr Volkstum nicht staatlich konnten auswirken und organisieren lassen.

Auch das Judentum konnte nur, wie alles Leben, bestehen, indem es sich erneuerte; und auch diese Erneuerung war, wie jede, nur durch das möglich, was innerhalb des alten Körpers gegensätzig und anarchisch, als Störung und Unruhe empfunden wird. Auch dieses, für manchen ersten Blick irreligiöse Volk ist in allen Jahrhunderten von dem Golfstrom der Religion gewärmt und vor der Erstarrung bewahrt worden; auch seine Religion war die tiefe Ketzerei: Mystik und Heidentum. Bekommen wir eine Geschichte

der jüdischen Mystik, so wird dazu auch die des jüdischen Heidentums gehören: von dem im Talmud vielfach spürbaren Haß des Mannes aus dem Volke gegen die Schriftgelehrten bis zu Nachmans Ausspruch, hundert Jahre vor Nietzsche: „ohne bösen Trieb ist kein vollkommener Dienst“. Und wie die Mystik ihren Zusammenhang mit dem Christentum so wenig verleugnen konnte, daß ihre Anhänger noch heute als abtrünnig verdächtigt werden, so gehört zu dem Bilde der Feste Israels in den Weinbergen und zu den Hymnen auf die Freude, die, als letzten Ausdruck der Weisheit, die ihn trägt, Rabbi Nachman hastig und herzlich singt, auch der frohherzige Jesus von der Hochzeit zu Kana. Mehr als sie wissen, sind die Menschen einander „nahe auf getrenntesten Bergen“.

Moritz Heimann

Leibl und Daumier

Zwei Bücher: Das über Wilhelm Leibl von Julius Mayr bei Bruno Cassirer, das über Honoré Daumier von Erich Klossowski bei R. Piper & Co. In beiden treten graphische Betrachtungen zurück, der Maler ist das Thema, bei Leibl, der stets als Maler genommen wurde, unabsichtlich, bei Daumier, dessen Malerexistenz jetzt erst geschätzt wird, absichtlich. Das ist das einzig Gemeinsame, sonst liegt alles bei diesen beiden großen Vätern des Realismus höchst lehrreich auseinander. Leibl, nach geringen Abschweifungen in Paris, nimmt sich das Bauernvolk vor; Daumier breitet sein Gesichtsfeld über Silene, Don Quixotes, Advokaten, Theaterbesucher, Eisenbahnpassagiere, Kunstreiter, Amateure und Wäscherinnen aus. Leibl geht in der Materie auf, in der sinnfälligen Existenz der Menschen in ihrem Raume, dem stummen Dasein der Substanz. Daumier interessiert sich für die Form ihrer Erscheinung, die Vereinfachung ihrer malerischen Impression, den diagonalen Rhythmus von Bewegungen, das Fluidum des Sozialen und die Sprache im Schweigen des Bildes. Leibl entwickelt sich aus der konzisen Ausführlichkeit und Detailmalerei zum fleckigen Modellieren und zur Lockerkeit eines Vortrags, den man subjektiven Materialismus nennen könnte. Daumier befriedigt in gleichem Stande ein inneres, von der Natur emanzipiertes Stilgefühl, das aus michelangeloschem Formtrieb und rembrandtscher Lichtempfindung eine geniale Phantasie der Realität schafft. Leibl liebt die Farbe als notwendigen Teil der wirklichen Erscheinung, Daumier als Erhöhung des Schwarz-weiß. Leibl rundet sich aus, Daumier bleibt das kolossalle Fragment. Leibl hat die Ehrlichkeit des Unpathetischen, Daumier die Überzeugungskraft des Pathos. Es sind die beiden Pole des möglichen Realismus, des äußeren und des inneren. So ging auch ihr Leben. So sind auch diese beiden Bücher. Mayr schildert die Schicksale Leibls, Klossowski den Stil Daumiers. Jener schreibt mit trockener Sachlichkeit, dieser in einem höchst gepflegten Stil, der alle starke Beteiligung des Innern und allen selbsterworbenen Reichtum von Kenntnissen in kristallinische Form bringt.

Effet en bleu

Blau ist in die Kunst gekommen durch Italiens südländische Pracht. Amors und Psychens Hintergrund und der Hintergrund aller heiteren Herrlichkeiten ist blau, die Himmelsfarbe statt des byzantinischen Interieurgolds. Als die Welt galant wurde, wurde auch das Blau galant. Beim letzten Klassiker, Ingres, hat es noch die sinnliche südliche Glut, Odaliskens aufregende Draperie, ein tönendes heißes Blau. Bei den englischen Porträtisten war es schon dem galanten Zug gefolgt, himmlisch lächelndes Blau, zartes Silberblau, das sich mit Seidenweiß und Tuchbraun reizend verträgt. Seht die wunderbare Ausstellung englischer Porträts in der Berliner Akademie (endlich ein staatlich-stattliches Unternehmen), wie das Blau in ihr tändelt: Unter dem schwarzen Hut von Gainsboroughs Lady Petre, neben dem Braun der Reynoldsschen Mrs. Froude, im Hut der Romneyschen Mrs. Johnson, am Gürtel der Reynoldsschen Lady Price, über das Kleid seines Puppenmädchens und die Spitzen der Gainsboroughschen Tänzerin Bacelli und den süßesten blue boy und die eine seiner stillen Töchter und die Farbradierungen, ein blauer

Duft durch all diese Meisterschaft und erbgesessene Kultur und moderne Ahnung, ein mattblaues Band der Tradition, gebundene Heiterkeit der Gesellschaft und Liebenswürdigkeit verschämt sinnlicher Moden.

Ehe das Blau historisch abdankt, wird es — ein letzter Seufzer der Renaissance — zum Graublau der bürgerlichen Empire. Von dort nehmen wir es in biedermeierlicher Erinnerung auf. Das neue Hebbeltheater hat diese Skala. Zu einem schwarzen Nußbaum im Rahmenwerk und einer braunen Birke im Flächenwerk (dies ist der Akkord, Rot ist ausgeschaltet) Mattblau in Vorhang, Sesseln, Wandstoff. Als der Vorhang über „Maria Magdalene" aufging, wurde der Akkord in Oktavkuppeln verstärkt. Meister Antons Zimmer hielt sich blau und braune Menschen und Möbel bewegten oder bewegten sich nicht davor. Der Architekt Kauffmann hat eine intime Einheit im zweiraugigen braunschwarzblauen Zuschauerraum geschaffen, der sich die Bühne einfügte. Man spielte Hebbel mattblau, in bürgerlichem Empire. Dies ist eine Geschichte und eine Gefahr. Hüten wir uns vor dem historischen Geschmack.

Tristan-Anmerkung

Die ersten Textentwürfe Wagners zu den Meistersingern, Tristan, Parsifal sind erschienen, von Hans v. Wolzogen eingeleitet. Mancherlei Interesse haben sie für Kunstbiologen, einiges für Germanisten, ein paar Momente für Wagnerkenner. Tristan, als er Isolde im dritten Akt erwartet, reißt sich nicht die Wunde auf: „kühn strotzt mir die alte Kraft .... ewiges Heil." Hier machte Wagner eine Anmerkung: „Preis des Tages! der Sonne — nur einmal leben — endlich leben —!" Versteht man? Nietzsche mußte sich von ihm entfernen, als sich diese Anmerkung von ihm entfernte. Aber es ging nicht mehr. Die schwarze Flagge mußte siegen und Parsifal erschien auf der Bühne. Welche tragische Anmerkung. Nicht einmal die Illusion Tristans durfte bestehen, ein geheimer Wunsch seines mißtrauischen Innern, der mit einem Sternchen und einer Klammer an sein Schicksal gehängt war.

Das bewegliche Proszenium

Im neuen Weimarer Theater hat der Architekt Littmann eine bauliche Konsequenz gezogen, die von typischer Bedeutung ist. Der Raum vor der Bühne ist durch verstellbare Böden, Stufen und Schalldeckel zu einem versenkten und gedämpften Orchester in Bayreuther Art zu machen. Gleichzeitig ist es möglich durch Hebung des Orchesterbodens und Arrangement der Stufen eine Vorbühne vor dem Vorhang zu schaffen. Bei jener Form führen die seitlichen Türen ins Orchester, bei dieser vom Podium auf die Bühne. Bei der Podiumform entsteht eine kleine Bühne, die für Vorspiele, Zwischenspiele oder dekorationslose Szenen verwendbar ist. Die Forderungen der Wagnerbühne und die der sogenannten Shakespearebühne treffen sich. Die Elektrizität ermöglicht die maschinelle Vermittlung. Zwei Endpunkte zweier dramatisch technischer Entwicklungen, die apparatreichste Opernbühne und die apparatloseste Schauspielbühne werden in Einem getroffen. Der Architekt erkennt ihre räumliche Zusammengehörigkeit, die zugleich eine innere ist. Mehr noch: in einem Hause, das sowohl der Oper wie dem Schauspiel dient, ist für beide Zwecke gesorgt und aus dem Überfluß ein Zuwachs, aus der Not eine Tugend, aus dem Widerspruch eine Einheit geschaffen. Mehr noch: Die Proszeniumlogen fallen jetzt fort. Die Einsicht in die Bedürfnisse der Bühne hat die letzte Zuflucht derer zerstört, die ins Theater gehn, um gesehn zu werden, nicht um zu sehn. Der Raum, den einst die Fürsten von der Bühne wegnahmen, ohne doch unbeteiligt an ihr zu sein, hat sich die Bühne von ihnen zurückerobert. Und gerade in Weimar.

Die illustrierte Judith

Hebbels Judith ist bei Hans v. Weber mit Heineschen Zeichnungen erschienen. Drei Bekenntnisse: Hans v. Weber bekennt sich als Lane, er sucht nach Salomependants, Salome mit dem Haupt des Johannes, Judith mit dem Haupt des Holofernes, Jüdin und Jüdin, also nimmt man Hebbels Judith und bittet Thomas Theodor Heine um Einband, Vignetten, Vollblätter. Zweites

Bekenntnis: Heine bekennt sich zu Beardsley. Nach diesen Proben hätte er die Erkenntnis der notorischen Verwandtschaft lieber andern überlassen sollen. Sie sind ein Derivatum, in dem Grazie, Geist, Feuer, Eigensinn verloren gegangen. Judith ist eine mißlungene Karikatur der englisch abgemagerten Jüdin, platt daneben der simpel tierische Holofernes-kopf, das Bäumchen, das Völkchen, Spielzeug eines Beardsleyaners mit satirisierter Lyrik. Drittes Bekenntnis: Hebbel bekennt sich unter dem Zwange dieser Umstände zu Wilde. Holofernes hat Angst vor den Toten, Judith tötet ihn aus verschmähter Liebe, Ephraim tötet sich selbst aus demselben Grunde, die Juden glauben nicht mehr an Propheten, Halbedelsteine blitzen in der Tiefe, schöne Worte klingen in der Höhe und Mirza singt zum Schluß ein ästhetisch Lied. „Ich schaudere vor der Kraft der Lüge in meinem Munde."

Lebenslauf einer Straße

Als Lutherstraße fängt sie unscheinbar, bürgerlich im Stil der achtziger Jahre an: Eigentümlichkeit vieler Berliner Straßen unscheinbar anzufangen, weil man es damals noch nicht wußte. Dann legt sie sich einen Vornamen zu und setzt sich als Martin Lutherstraße im pseudomodernen Stil von 1900 fort. Ah! Ein ausstrahlender Platz mit beherrschendem Eckhaus in Front. Ist das nicht ein Brunnen davor? Nein, eine elektrische Stange mit einem Sandkober. Ah! Ein dreieckiger Platz schließt sich sofort an. Das ist Weiträumigkeit, gute alte Kombination zweier Plätze, etwas süddeutsch mit krummen Straßen, die in Platzkombinationen münden. Bravo. Aber wer beherrscht die Dächer? Grieneisens, in Berlin ewig wiederkehrendes Schild der „ältesten" Beerdigungsanstalt. Den Grieneisen kenne ich jetzt. Aber was steht da auf dem Dreieck? Ein Brunnen? Es ist eine Bedürfnisanstalt. Und hinter der Bedürfnisanstalt beginnt die Trace der Prachtstraße mit mittlerer Promenade. Und da die Promenade zu Ende ist, sieht man zwischen Äckern auf niedriger Höhe, in schöne Bäume versteckt, frei gegen den Himmel ein altes kleines Wilmersdorfer Häuschen mit grünen Läden und rotem Dach, das auf den Tod wartet.

Oscar Bie

Dinerabend

Din Gesellschaft zu geben, das ist gar nicht so ohne. Man zieht sich so hübsch an, wie es einem die Verhältnisse, in denen man vegetiert, gestatten, und begibt sich an Ort und Stelle. Der Diener öffnet die gastliche Pforte. Gastliche Pforte? Ein etwas feuilletonistischer Ausdruck, aber ich liebe es, mich im Stil kleiner Tagesware zu bewegen. Ich gebe mit so viel Manier, als ich kann, Hut und Mantel ab, streiche mein ohnehin glattes Haar vor dem Spiegel noch ein wenig glätter, trete ein, stürze mich dicht vor die Herrin des Hauses, möchte ihr die Hand gleich küssen, gebe indessen diesen Gedanken auf und begnüge mich damit, eine vollendete (?) Verbeugung vor ihr zu machen. Vollendet oder nicht, vom geselligen Zug hingerissen, entfalte ich jetzt eine Menge Schwung und übe mich in den Tönen und Sitten, die zu den Lichtern und Blumen am besten zu passen scheinen. „Zum Essen, Kinder", ruft die Hausfrau aus. Schon will ich rennen, ich erinnere mich aber rasch, daß man so etwas nicht tun soll, und ich zwinge mich zu einer langsamen, ruhigen, stolzen, bescheidenen, gelassenen, geduldigen, lächelnden, flüsternden und schicklichen Gangart. Es geht vortrefflich. Entzückend sieht mir da wieder einmal die Tafel aus. Man setzt sich, mit und ohne Dame. Ich prüfe das Arrangement und nenne es im stillen ein schönes. Wäre noch schöner, wenn einer wie ich irgend was an der Dekoration auszusetzen hätte. Gottlob, ich bin bescheiden, ich danke, indem ich jetzt zugreife, zugable und messere und löffle und esse. Wunderbar schmecken einem gesunden Menschen solch zartsinnig zubereitete Speisen, und das Besteck, wie es glänzt, die Gläser wie sie beinahe duften, die Blumen, wie sie freundlich grüßen und lispeln. Und jetzt lispelt auch schon meinerseits eine ziemlich ungenierte Unterhaltung. Nimmt mich bald einmal selber Wunder, wo und wie ichs hernehme, dieses Welt-Betragen, derart Essen zum Mund führen,

und dazwischen parlieren zu können. Wie doch die Gesichter purpurn anlaufen, je mehr Speisen und Weine daher getragen werden. Schon könnte man satt sein, wenn man wollte, aber man will nicht, und zwar in erster Linie aus Schicklichkeitsgründen. Man hat weiter zu danken und weiter zu essen. Appetitlosigkeit ist eine Sünde an so reichbesetzten Tischen. Ich gieße immer mehr flüssige und leuchtende Laune in die allezeit, wie es scheint, durstige Kehle hinunter. Wie das anhumort. Jetzt schenkt der Diener auch noch aus dicken Flaschen schäumende Begeisterung ein, in Gläser, breitgeformte, in denen das holde Wasser wie in schönen Seebecken ruhen und glänzen kann. Und nun prosten alle, Damen und Herren, einander zu, ich mache es nach, ich geborner Nachahmer. Aber stützt sich denn nicht alles, was in der Gesellschaft taktvoll und lieblich ist, auf die fortlaufende Nachahmung? Nachahmer sind in der Regel glückliche Kerls, so ich. Ich bin in der Tat ganz glücklich, schicklich und unauffällig sein zu dürfen. Und jetzt erhebt sich der leichte Witz, die Zunge wird lose, das lachende Wort will jedesmal an die sorglose, süße Ungezogenheit streifen. Es lebe, es lebe! Wie dumm! Aber das Schöne und Reiche ist immer ein ganz klein wenig dumm. Es gibt Menschen, die plötzlich lachen müssen beim Küssen. Das Glück ist ein Kind, das „heute" wieder gottlob einmal nicht zur Schule zu gehen braucht. Immer wieder wird eingeschenkt, und das wie von unsichtbarer Geisterhand Eingegossene wird hinuntergeschüttet. Ich schütte geradezu unedel hinunter. Aber die silbernen Flügel hübschen Anstandes rauschen um mich und zwicken mich öfters mahnend an die Wangen. Hinwiederum verpflichten die Weine und die Schönheit der Frauen zu leisen, feinen Unverschämtheiten. Die Verzeihung dazu ist der Kirschkuchen, der jetzt galant serviert wird. O ich freue mich über das alles, ich Proletarier, was ich bin. Mein Gesicht ist ein wahres hochrotes Eßgesicht, aber essen Aristokraten etwa nicht auch? Es ist dumm, allzufein sein zu wollen. Die Eß- und Trinklust hat vielleicht einen ganz aparten feinen Ton des Umganges. Das Wohlbefinden bewegt sich möglicherweise noch am zartesten. Das sage ich so. Was? Auch noch Käse? Und noch Obst und jetzt noch einmal einen See voll Sekt? Und nun steht man auf, um vorsichtig nach Zigarren angeln zu gehen. Man spaziert durch die Räume. Welche Weltsicherheit. In reizenden kleinen Nischen setzt man sich ungezwungen und eng neben die Damen nieder. Alsdann, um es nicht ganz zu verlernen, schritthüpft man zu den Likörtischen, um sich in Wolken von Genüssen von Neuem einzuhüllen. Der Herr des Hauses scheint fröhlich. Das genügt, um sich wie sonnenbeschienen vorzukommen. Lässig und witzig redet man zum weiblichen Geschlecht, wenn man kann. Immer zündet man sich neue Zigarettenstangen an. Das Vergnügen, einen neuen Menschen kennen zu lernen, tippt einen an die Stirne, kurz, es ist ein beständiges gutes, dummes, behagliches Lachen um einen herum. Nichts kann mehr aufregend sein. Gewöhnt an das Schwelgen, bewegt man sich mit einer behäbigen Sicherheit und mit dem Mindestmaß an Formen im Glanz und im Menschenkranz einher, daß man leise und glücklich staunen muß, es im Leben so weit gebracht zu haben. Spät sagt man gute Nacht, und dem Diener drückt man mit Gewicht sein in mancherlei Beziehung redlich verdientes Trinkgeld in die Hand.

Robert Walser

Die Menzelschen Erben haben die Unterzeichneten bevollmächtigt, die Briefe Adolf von Menzels zu sammeln und herauszugeben. Um sein Charakterbild in möglichster Vollständigkeit gewinnen zu können, bitten wir alle, die Briefe und schriftliche Mitteilungen von Menzel in Händen haben, die Originale (die in kürzester Frist unbeschädigt zurückgestellt werden) zur Abschrift uns zu überlassen, eventuell genaue Abschriften herzustellen und einzusenden. Für Hinweise auf sonstiges Quellenmaterial wären die Unterzeichneten besonders dankbar.

Prof. Dr. Oscar Bie S. Fischer, Verlag
Berlin Bülowstr. 90.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



